Hempels Wohlfeile Classiker-Ausgaben

National-Bibliothek sämmtlicher deutschen Classiker

Erste wohlfeile und vollständige Ausgabe ihrer Meisterwerke.

Wieland's Werke 86.

562.

Preis $2^1/_2$ Sgr. = 9 Xr. Rh.

38

Verlag von Gustav Hempel in Berlin.

Wieland's Werke.

Achtunddreissigster Theil.

Zur deutschen Sprache, Dichtung und Literatur.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Zur deutschen Sprache, Dichtung und Literatur.

A*

Inhalt.

Zur deutschen Dichtung.

A. Allgemeines.

B. Berichte.

C. Anzeigen, Empfehlungen, Vorreden.

Zur deutschen Literatur.

Wieland's Aeußerungen über seine eigenen Schriften.

Der Teutsche Merkur.

Vorbemerkung.

Der vielseitige Einfluß von Wieland's Kritik auf deutsche Sprache, Dichtung und Literatur tritt in der hier zum ersten Mal versuchten vollständigen Sammlung aller seiner darauf bezüglichen Arbeiten in überraschender Weise hervor. Gruber hatte nur den allerkleinsten Theil derselben und diesen so zersprengt in verschiedene Bände und in die alphabetische Zufälligkeit seiner „Miscellaneen" gegeben, daß auch bei mühsamster Zusammenlesung des Zerstreuten sich daraus kein klares Bild gestaltet. Manches hat er aus dem Zusammenhange gerissen und seine eigentliche Beziehung durch Auslassungen verwischt. So hat er unter „Uebersetzungen" mit der Bezeichnung „Homer's Odyssee, übersetzt von J. H. Voß, 1790" ein Stück aus Wieland's Anzeige des „Musenalmanachs für 1790" gegeben, wogegen er andere bedeutende Aeußerungen über die Vossische Homerübersetzung ganz übergangen hat. Wir konnten natürlich diese Stelle nicht in dem der classischen Literatur gewidmeten Bande bringen, sondern nur hier in der von Gruber übergangenen vollständigen Anzeige des Musenalmanach's (s. den Aufsatz „Der deutsche Parnaß", S. 268 ff.). Das von Gruber am Schlusse seiner Ausgabe mitgetheilte „Gespräch zwischen Autor und Leser" ist nicht von Wieland, sondern, wie wir aus dessen eigener Aeußerung (Briefe an Merck, S. 225) wissen, von Merck. Die erste der Bemerkungen „Verschiedenes über die Leser" (Gruber, Bd. 49, S. 312 f.)

ist aus der Uebersetzung der Horazischen Briefe gerissen und schien uns deshalb hier nicht an der Stelle.

Die Anordnung des reichen Stoffes ergab sich von selbst. Die erste Stelle forderten die auf deutsche Sprache und Schrift bezüglichen Aufsätze. Kleine Sprachbemerkungen, die Wieland als Anmerkungen zu andern Aufsätzen machte, sind zu unbedeutend, als daß sie eine besondere Zusammenstellung verdient hätten. Erwähnung verdienen etwa die Aeußerungen (Merkur 1773, I. S. 189): „Der Verfasser dieses Artikels sagt entzücken. Dies ist ein Gallicismus. Was uns Deutschen gefällt, entzückt die empfindlichern Franzosen", und (1776, III. S. 131, zu den Worten: „scheint's Licht heller, und dem man's Ziel entreißen will, hält's um so fester"): „Zu Deutsch: scheint das Licht &c. der, dem man das Ziel entreißen will, der hält es. Scheint's Licht ist undeutsch und giebt dem Stil nicht um den zehntausendsten Theil eines Fliegenhauchs mehr Kraft." Die Uebersetzung von Transactions durch Unterhandlungen mißbilligt Wieland (Merkur 1777, I. S. 302); es müsse Verhandlungen heißen; Unterhandlungen sei seines Wissens immer für Negociations gebraucht worden.

Nach den Aeußerungen über die Sprache kommen die allgemeinen Ansichten über Dichtung, ihre verschiedenen Arten und die Rathschläge an junge Dichter besonders in Betracht. Die Zahl der hierher gehörenden Aufsätze ist nicht groß, dafür aber mehrere um so gehaltvoller. Sehr zahlreich dagegen sind die Anzeigen über neuere Dichtungen, unter denen wir die wenigen über neu erschienene oder im Erscheinen begriffene ältere vorangehen lassen. Es mußte hier zwischen umfassendern Berichten und einzelnen Anzeigen unterschieden werden. Bei den letztern aber wurde die Aufgabe dadurch erschwert, daß nicht alle Anzeigen Wieland's durch sein **W.** oder **d. H.** (der Herausgeber) bezeichnet sind, das er oft absichtlich oder unabsichtlich wegließ; in manchen verräth sich Wieland durch bestimmte Hinweisungen, von andern wissen wir durch äußere Zeugnisse, oder es ergiebt

sich aus sichern Schlüssen, daß sie von Wieland sind. Wo die Sache zweifelhaft war, haben wir uns für die Nichtaufnahme entscheiden zu müssen geglaubt. Am 20. April 1778 schreibt Wieland an Merck: „Den gegenwärtigen Monat machen die Recensiones, die ich [von Dir] noch vorräthig hatte, nebst ein paar dahin gehörigen Kleinigkeiten, die ich selbst dazugethan, $1^1/_2$ Bogen mit kleiner Schrift.“ Wieland's „Kleinigkeiten“ lassen sich nicht unzweifelhaft herausfinden. Jedenfalls sind sie zu suchen unter den am Schluß stehenden Anzeigen der „Erinnerungen aus dem Leben des Grafen Johann Hartwig Ernst von Bernstorff“, des „Auszugs aus Eduard Blondheim's geheimen Tagebuche“, der „Vorlesungen über Malerei u. s. w.“ von Schubart, der Untersuchung „Ueber den Genius des Sokrates“, des Heftes „Minerva, erstes Opfer“ und der „Fragmente aus der Geschichte eines liebenden Jünglings“ (Teutscher Merkur 1778, II. S. 81—84). Möglich ist es, daß gerade das **M.**, welches S. 81 unter der Anzeige von Lichtenberg's Abhandlung „Ueber Physiognomik wider die Physiognomen“ steht, den Schluß der Anzeigen von Merck bezeichnen soll; aber Merck könnte auch mit Absicht darunter sein **M.** gesetzt haben, um seine Stellung zu dieser Frage zu bezeichnen. Als weitere Anzeigen, die von Wieland herrühren könnten, verzeichnen wir die der folgenden Schriften (1775, I. S. 192): Ramler's Uebersetzung des Batteux; (S. 277—280): Sulzer's „Theorie der schönen Wissenschaften“, Home's „Versuche über die Geschichte des Menschen“, „Anmerkungen und Zweifel über die gewohnten Lehrsätze vom Wesen der menschlichen und thierischen Seele“, Meiners' „Versuch über die Religionsgeschichte der ältesten Völker“ (obgleich Wieland nur die drei folgenden Anzeigen mit seinen **W.** versehen hat); (III. S. 183—186): „Vermischte Werke“ (Hamburg 1775), „Idyllen der Teutschen“, „Schich Sadi' Persisches Rosenthal“, „Der Kenner, eine Wochenschrift“ (Uebersetzung von Hölty), „Neue Fabeln“; (1778, II. S. 168 f.): „Anselmus Rabiosus' Reise durch Oberteutschland“, „Almanach der teutschen Musen“ (die

darauf folgende, auch nicht unterzeichnete Anzeige ist sicher von Wieland); (IV. S. 91 f.): „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" (von Hippel), (S. 283): „Kinderspiele und Gespräche" (die folgende letzte Anzeige des Stückes trägt Wieland's W.); (1779, I. S. 274 f.): „Physiognomische Reisen" (von Musäus, Heft 1 und 2); (III. S. 91 f.): „Woldemar" (von Fr. Jacobi), „Physiognomische Reisen" (Heft 3); (1783, III. Anzeiger, S. CXXII—CXXIV): Mörschel's „Geschichte der Mark Brandenburg"; (1784, I. Anzeiger, S. XXXI f.): J. O. Thiessen's „Versuch einer Gelehrtengeschichte von Hamburg", „Monatliche Beiträge"; (1785, III. Anzeiger, S. CXIII—CXVI): „Alxinger's sämmtliche poetische Schriften" (die etwa von Reinhold, dem Freunde Alxinger's, sein dürfte). Auch könnte man bei der Ankündigung: „Eine neue hexametrische Uebersetzung der Ilias (von Worbesen, 1781, III. S. 185—191), und bei der Anzeige der „Gedichte, aus dem Griechischen übersetzt von Christian Graf zu Stolberg" (1782, III. S. 203—205) an Wieland denken. Bloße Anzeigen des Erscheinens ohne Urtheil, wie die 1787, IV. Anzeiger, S. CLXXVI von Gmelin's Abhandlung „über thierischen Magnetismus", sind weggelassen. Nach den Anzeigen über dichterische oder auf Dichtkunst und Dichter bezügliche Werke folgen die über sonstige Erscheinungen der Literatur.

Wieland's eigene Aeußerungen über seine Werke, mit Ausnahme seiner Jugendschriften, schließen sich an seine kritischen Anzeigen. Den Schluß bilden die hauptsächlichen Erklärungen über die Grundsätze bei Leitung des Merkur und die in Bezug auf diesen geschehenen Veränderungen. Auf alle einzelne Aeußerungen der Redaction hier einzugehen, lag außerhalb der Aufgabe unserer Zusammenstellung; es gehört dies in eine noch zu schreibende Geschichte des Merkur.

Zur deutschen Sprache und Schrift.

Ueber die Frage: Was ist Hochdeutsch? und einige damit verwandte Gegenstände.[1])

I.

Einer der verdientesten deutschen Sprachforscher unsrer Zeit hat diese Frage im ersten Stücke seines Magazin's der deutschen Sprache auf eine Art beantwortet, welche zwar Niemanden befremden kann, dem sein Wörterbuch der hochdeutschen Mundart und seine Lehrbücher unsrer Sprache bekannt sind, die aber um so mehr Aufmerksamkeit erregen muß, da er sie in zwei besondern Abhandlungen des besagten Magazin's[2]) ausführlich vorgetragen, und da es für die Cultur unsrer Sprache und Literatur nichts weniger als gleichgiltig sein kann, wie diese Frage beantwortet werde.

Herr Adelung hat in seiner Vorrede bereits selbst vermuthet, „daß er es durch seine Entscheidung mit unsern deutschen Provinzen gleich im Anfange völlig verderben werde". „Allein", setzt er hinzu, „ich kann mir nun einmal nicht helfen; es ist Wahrheit, und ich kann nicht dafür, daß es Wahrheit ist." Er ist also seiner Sache gewiß; und wenn ein Sprachgelehrter von seinem Ansehen aus einem solchen Tone spricht, seiner Sache so gewiß ist, so ist nicht nur zu erwarten, daß seine Gründe einleuchtend und entscheidend sein, sondern auch, daß sie bei dem größern Haufen, der sich in unparteiische Untersuchung und genaue Prüfung solcher Materien nicht einzulassen pflegt, durch sein bloßes Ansehen ein neues Gewicht erhalten und also, wenn sie auch

---

[1]) Nach der Bearbeitung im sechsten Bande der Supplemente von Wieland's Werken (1798). Ueber die ursprüngliche Gestalt dieser Aufsätze im Teutschen Merkur (1782, IV. S. 145—170 [der oben mit I. bezeichnete Abschnitt bis unten S. 17] und S. 193—216 [Abschnitt II., unten S. 17—31]; 1783, II. S. 19—30 [Abschnitt III., unten S. 32 bis 38]) vgl. unten S. 31 nebst Anm. 1. — A. d. H.

[2]) In Adelung's „Magazin für die deutsche Sprache" war der erste Aufsatz „Von der Nieder-Hochdeutschen Mundart und von Obersächsischen Sprachfehlern", der fünfte „Auch etwas von der deutschen Literatur" überschrieben. — A. d. H.

nicht entscheidend wären, bei Vielen ebendieselbe Wirkung thun werden, als wenn sie es wären.

Der bescheidene Ton, der in Sachen, wo keine eigentliche Demonstration stattfindet, auch da, wo man das Wahrscheinlichste zu behaupten glaubt, doch möglichen Gegengründen und, im Falle daß diese überwiegend wären, der Ueberzeugung von einer bessern Meinung Raum läßt — hat diesen Vortheil nicht, wiewol er sich schon dadurch empfehlen könnte, daß er bei den Griechen der Ton des Sokrates und bei den Römern des Cicero war. Ich bin Einer von Denen, die sich durch die Gründe, die Herr Adelung für entscheidend hält, nicht überzeugt finden; aber was ich gegen seine Entscheidung vorzubringen habe, sind blos Fragen, die ich zu beantworten versuchen werde, Zweifel, über die ich belehrt zu werden wünsche. Sollten die Fragen und Zweifel nicht anders gründlich beantwortet und aufgelöst werden können als auf eine Art, die mit Herrn Adelung's Meinung über das, was Hochdeutsch ist, nicht bestehen könnte oder doch wenigstens eine große Einschränkung und Berichtigung derselben erforderte, so würde auch ich in dem Falle sein, zu sagen: „Ich kann nicht dafür, daß es Wahrheit ist"; und ich habe ein zu gutes Vertrauen zu der Denkart dieses gelehrten Mannes, als daß ich besorgen sollte, ihm dadurch einen schlimmen Dienst erwiesen zu haben.[1])

Nach Herrn Adelung's Meinung hat Deutschland seine Schriftsprache, das ist die Sprache, worin alle Diejenigen schreiben müssen, welche gut Deutsch schreiben wollen, wenigstens dreimal geändert; erst war sie Fränkisch, dann Südlichdeutsch und endlich Hochdeutsch. Die erste erhielt sich bis gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts, wo die kaiserliche Würde an das schwäbische Haus von Hohenstaufen kam.

[1]) Der vorstehende Anfang der Abhandlung bildete im Merkur den Inhalt eines „an den Herausgeber des T. M." gerichteten, „L**" datirten und „Philomusos" unterzeichneten Briefes, dessen von Wieland in der hier abgedruckten Fassung weggelassener Schlußabsatz mit den Worten begann: „Ich nehme die Freiheit, diesen Aufsatz [den jetzt oben folgenden Hauptttheil des Abschnittes I bis unten Seite 17] an Ew. &c. &c. zu richten, theils weil ich Sie unter den jetzt lebenden deutschen Schriftstellern von — einer gewissen Classe für einen von denjenigen halte, die am Wenigsten dabei zu verlieren hätten, wenn Herr Adelung Recht behielte, theils weil Erörterungen dieser Art an einen Platz im Teutschen Merkur ein vorzügliches Recht zu haben scheinen." — A. d. H.

Schwaben in seinem weitesten Umfange oder das südöstliche Deutschland war damals oder wurde aus Gelegenheit dieser Staatsveränderung nach Herrn Adelung's Meinung diejenige deutsche Provinz, welche alle übrigen an Wohlstand und Geschmack übertraf. Sie nahm durch die Nachbarschaft Italiens und des südlichen Frankreichs an der blühenden Handlung, dem Wohlstande und dem aufkeimenden Geschmacke dieser Länder Theil. Die Höfe der Hohenstaufen und ihrer Vasallen waren die glänzendsten in Deutschland und dienten den übrigen Höfen zum Muster. Die Landessprache ward dadurch in den obern Classen verfeinert, durch die Dichter dieses Zeitraums verbreitet und würde Deutschlands Schriftsprache geworden sein, wenn gleich die deutsche Krone nie auf das schwäbische Haus gekommen wäre. Sie bekam in den spätern Zeiten den Namen des Hochdeutschen, d. i. des höhern, verfeinerten Deutschen, der Sprache der obern Classen, um sie nicht nur von den Mundarten der übrigen deutschen Provinzen, sondern selbst von der gemeinen schwäbischen Mundart zu unterscheiden.

Diese Schriftsprache, fährt er fort, erhielt sich in ihrem Ansehen bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, da sie der neuern hochdeutschen sowol den Namen als den Vorzug abtrat. Herr Adelung (der in dem Aufsatze, wovon hier die Rede ist, sein Augenmerk besonders gegen eine Behauptung des Herrn Hemmer's in Mannheim[1]) richtet, welche ich für jetzt auf sich beruhen lasse) giebt hierauf die Umstände an, die zu dieser neuen Veränderung oder Vervollkommnung der Sprache Anlaß gegeben haben sollen. Das südliche Deutschland verlor nach und nach den Grad von Wohlstand, wodurch es der blühendste Theil von Deutschland gewesen war; dagegen bildete sich das südliche Sachsen durch Bergbau, Manufacturen und Kunstfleiß in der Stille zu der blühendsten Provinz und legte dadurch den Grund zu dem vorzüglichen Grade des Geschmacks, worin es nachmals alle übrigen übertraf. So wie Cultur und Geschmack in dem südlichen Obersachsen zunahm, so verlor sich auch die Provinzialmundart

[1]) In seiner zu Mannheim 1775 erschienenen „Deutschen Sprachlehre" hatte Hemmer bemerkt: „So verschieden und streitend auch alle deutschen Mundarten sind, so gehet doch eine gewisse Art zu reden in Deutschland im Schwange, die überall selbstverständlich, überall in Hochachtung ist. Diese bindet sich an keine besondere Mundart, sondern nimmt das Gewöhnlichste und Beste aus allen Mundarten heraus. Das ist also eine ausgesuchte Sprache, eine auserlesene Mundart, welche billig den erhabenen Namen der hochdeutschen verdienet." — A. d. H.

nach und nach aus dem gesellschaftlichen Umgange der obern Classen — und machte der ältern hochdeutschen Schriftsprache Platz. Allein wie Obersachsen in beiden über den schwachen Grad hinaus ging, welchen ehedem das südwestliche Deutschland gehabt hatte — so fuhr es auch fort, seine gesellschaftliche Sprache zu verfeinern, und daraus entstand denn das neuere Hochdeutsch, welches diesen Namen mit dem größten Rechte führt, wenn anders Hochdeutsch so viel bedeutet als höheres, d. i. ausgebildetes Deutsch der obern Classen.

Herr Adelung erklärt sich hierüber noch bestimmter in der Abhandlung vom Zustande der deutschen Literatur, welche die fünfte im ersten Stücke seines Magazin's ist. Nach seiner Vorstellung geht es mit der Ausbildung und Verfeinerung einer Sprache so zu. Ein rohes, ungebildetes Volk hat auch eine rohe Sprache. So wie jenes an Cultur, Volksmenge, Kunstfleiß, Handlung und Wohlstand zunimmt, so verbessert sich auch diese. Wirken jene Ursachen eine beträchtliche Zeit lang auf einen Theil der Nation, so bilden sie endlich den Geschmack. Der gute Geschmack war in Sachsen schon da, ehe die schöne Literatur noch einen sonderlichen Fortgang machte. Denn er mußte sich erst feinere Sitten, feinere Empfindungsvermögen und eine feinere Sprache bilden. Sollte dies geschehen, so mußte er in der Provinz, welche er sich zu seinem Sitz erwählt hatte (nämlich in Obersachsen), erst über alle obern und mittlern Classen, selbst bis auf einen Theil der niedern verbreitet werden. Dazu wurde nun freilich viel Zeit erfordert. Aber genug, er kam endlich, dieser glückliche Zeitpunkt, wo der gute Geschmack in den obern und mittlern Classen des südlichen Obersachsens allgemein genug war, um auf die Sprache und das ganze Empfindungsvermögen zurückzuwirken. Der durch Handlung und Fabriken erhöhte Wohlstand, die immer größere Volksmenge, die in Obersachsen wieder hergestellte, gereinigte und allgemein gemachte Philosophie, die prächtigen Höfe der Auguste, welche die schönen und bildenden Künste mit vollen Händen unterstützten und dadurch Schöpfer des feinen Geschmackes wurden, die von Gottscheden gereinigte*) und von fremden Auswüchsen

*) Der Hamburgische Patriot und die Zürchischen Sittenmaler, die zu einer Zeit, da Gottsched noch ein unbedeutender Magister war, ihm schon so viel vorgearbeitet hatten, kommen also nicht in Betrachtung? und der

befreite Sprache u. s. w., alle diese vereinigten Umstände wirkten schnell und unwiderstehlich. Obersachsen ward nunmehr Deutschlands Attika und Toscana; Obersachsen diente dem bisher noch unvollkommnen und schwankenden Geschmacke zur Stütze und Führung; Leipzig wurde Deutschlands Athen; und der Zeitpunkt von 1740 bis auf den verderblichen siebenjährigen Krieg, d. i. von 1756 bis 1762 — war die schönste Epoche (nach Herrn Adelung) nicht nur der schönen Literatur Deutschlands, sondern auch des deutschen Geschmackes, worin er den einigen, wahren, männlichen Grad, welchen die Deutschen nicht überschreiten sollten, erreicht hat. Aber o! mit wie großem Rechte nennt Herr Adelung diesen Krieg einen verderblichen! Er hauchte mit seinem verderblichen Odem auch unsre Sprache und Literatur an. „Sachsen hörte auf zu blenden und zu rauschen; der hier ausgebildete Geschmack verlor seinen Einfluß aufs Ganze. Die übrigen deutschen Provinzen glaubten nun ohne fremde Beihilfe (die verwegnen!) weiter gehen zu können. Aber da die aus dem deutschen Athen erhaltne Bildung in Ansehung des Geschmackes nur noch sehr unvollkommen war, so artete der Geschmack in den Provinzen auch sehr bald aus, weil die feine Empfindung noch nicht den gehörigen Grad erreicht hatte, sich selbst leiten zu können, und doch alle fremde Leitung verschmähte. Daher dann", fährt er fort, „die Vernachlässigung der Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache; daher der widrige Gebrauch fremder Wörter, wo gute deutsche vorhanden sind; daher die Jagd auf veraltete und Provinzialwörter, ganz wider den Begriff einer jeden durch Geschmack ausgebildeten Schriftsprache; daher die Erhebung der niedrigen Volkssprache; daher der Bardengesang, Minnegesang, die fremden Silbenmaße, und was dergleichen Verirrungen mehr sind, dergleichen sich keine Nation in den schönen Zeiten ihrer Literatur hat zu Schulden kommen lassen." Alle diese Uebel sind auf unsre Sprache und Literatur gekommen, weil es den deutschen Provinzen — nicht an Witz und andern Fähigkeiten — sondern an der feinen Empfindung des wirklich Schönen, mit einem Worte, an Geschmack fehlt; und das einzige Mittel, sie davon zu befreien, ist, daß wir zu

wässrigste, nachlässigste, geist- und geschmackloseste aller deutschen Scribenten unsers Jahrhunderts soll noch immer im usurpirten Besitz der Ehre, die Sprache hauptsächlich gereinigt zu haben, erhalten werden?

den Mustern, die uns Obersachsen in den Jahren 1740 bis 1760 gab, zurückkehren und uns auf die Sprache der obern Classen in dieser Provinz, welche sich der gute Geschmack zu seinem Sitz erwählt hat, lediglich einschränken. „Denn," sagt Herr Adelung, „entweder hat Obersachsen den guten Geschmack von 1740—1760 gänzlich verfehlt, oder die Wege, welchen man seitdem in den Provinzen gefolgt ist, sind Abwege und Verirrungen."

Dies ist nun eine so kurz als möglich zusammengezogene und beinahe durchaus in Herrn Adelung's eignen Worten abgefaßte Darstelluug seiner Meinung von dem, was Hochdeutsch, d. i. was die wahre, reine und richtige deutsche Sprache ist, welche von Allen, die nicht zum Pöbel gehören wollen, gesprochen und geschrieben werden soll; und dies sind die Schranken, innerhalb welchen der Genie, der Witz und die Empfindung aller deutschen Dichter und Prosaisten sich halten muß, wenn sie nicht mit dem Zeichen des schlimmen Geschmacks gebrandmalet und zu den sächsischen Schriftstellern von 1740 bis 1760 in die Schule geschickt werden wollen.

Meine Absicht ist keinesweges, weder dem, was in diesen Behauptungen wahr und treffend ist, widersprechen zu wollen, noch mich in eine umständliche Untersuchung derselben einzulassen; welches, wie ich glaube, eine sehr überflüssige Arbeit sein dürfte. Ich habe eben darum Alles das übergangen, was Herr Adelung in dem Eingang seiner Abhandlung über die Frage: Was ist Hochdeutsch? zur Erläuterung derselben von dem Beispiele der Athenischen, Römischen und Toscanischen Mundart beigebracht, weil die genaue Bestimmung, was es damit für eine Bewandniß gehabt, und inwiefern diese Beispiele auf uns anwendbar sind, Erörterungen, die für meine Absicht viel zu weitläufig wären, erfordern und am Ende doch bei der Action, welche Herr Adelung im Namen des südlichen Obersachsens gegen die Provinzen angestellt hat, nichts entscheiden würden.

Ich begnüge mich also (außer einigen Anmerkungen, die ich mir zum Schlusse vorbehalte), meine Zweifel gegen diese Behauptungen blos in folgende Fragen und unmaßgebliche Beantwortungen derselben zu verfassen.

1. Befand sich die deutsche Sprache, so wie sie in dem Zeitraum der schwäbischen Kaiser im südwestlichen Deutschland gesprochen und geschrieben wurde, und wie sie sich uns in den Gedichten der Minnesinger, in den Werken Wolf-

ram's von Eschilbach, Heinrich's von Ofterdingen, im Winsbecken und in vielen andern Ueberbleibseln dieses goldnen Alters unsrer alten Sprache und Literatur darstellt, nicht in einem vollkommnern Stande als in den nächst auf die Ausrottung des Hohenstaufischen Hauses folgenden Zeiten? Hat Herr Bodmer (der wahrlich ganz andre Verdienste um unsre Sprache hat als Gottsched) nicht in der bekannten, wiewol leider noch so wenig benutzten Zürchischen Ausgabe der Manessischen Sammlung von Minnesingern gezeigt, daß die alte schwäbische Sprache an Regelmäßigkeit, Biegsamkeit und Wohlklang sehr wesentliche Vorzüge vor der Sprache des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, ja selbst vor unsrer jetzigen gehabt habe? Kann man also nur so schlechtweg, ohne Unterschied und Einschränkung sagen, daß sich die Schriftsprache des blühenden Zeitraums der schwäbischen Kaiser bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in ihrem Ansehen erhalten habe? und ist nicht vielmehr aus Vergleichung der deutschen Schriften des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts mit den noch übrigen Dichtern aus Friedrich's I. und Friedrich's II. Zeiten augenscheinlich, daß die Sprache nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von ihrer bereits erreichten Stufe der Verfeinerung, Ausbildung und Regelmäßigkeit wieder herabgesunken und mit der wieder überhand nehmenden Barbarei und Zerrüttung des deutschen Reichs in Verfall gerathen sei? Es war mehr als Stillstand, es war wirklicher Abfall. Und da ein erweislicher wesentlicher Unterschied in Absicht der Beugungsformen, Constructionen u. s. w. zwischen der Sprache der Minnesinger und der neuern hochdeutschen wahrzunehmen ist, kann man mit genugsamem Grunde so schlechthin sagen, die obersächsische Sprache des sechzehnten Jahrhunderts habe ihre ältere Schwester, das ehemalige Hochdeutsch (d. i. die altschwäbische Sprache), weit hinter sich gelassen?

2. Womit kann bewiesen werden, daß das südliche Obersachsen von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1760 der Sitz des guten Geschmacks in der deutschen Literatur und also auch die Mundart dieser Provinz die ächte hochdeutsche Sprache gewesen sei?

Ich unterschreibe von ganzem Herzen Alles, was Herr Adelung von den Verdiensten des großen Luther's um die deutsche Sprache sagt; wiewol Herr Adelung selbst in der

Lutherischen Bibelübersetzung so viel Veraltetes und Oberdeutsches (d. i. nach seinen Grundsätzen Undeutsches) findet, daß er derselben kein classisches Ansehen in unsrer Schriftsprache zugestehen kann. Aber wo sind dann die obersächsischen deutschen Schriftsteller vom ersten Range im siebzehnten Jahrhundert? Waren unsre besten Dichter und Prosaisten derselben Zeiten, Opitz, Dach, Flemming, die Gryphiusse, Wernicke, Logau, Moscherosch (Philander von Sittewald), Lohenstein u. A., vor Allen aber der erhabne Verfasser der Octavia und Aramena,[1]) waren sie Obersachsen? Ich sage nicht, daß irgend einer dieser Schriftsteller für classisch gelten könne, und es findet sich auch in Absicht des Geschmackes ein großer Unterschied unter ihnen. Aber wie will man erweisen, daß Opitz unter den Dichtern und Herzog Anton Ulrich von Braunschweig unter den Prosaisten blos deswegen eine bessere Sprache haben als Andere, weil sie die Sprache der obern Classen in Wittenberg, Meißen, Leipzig, Dresden u. s. w. studirt und zu ihrem Muster genommen? Die Schriftsprache des vorigen Jahrhunderts in Deutschland war ein wahres Babel: Jeder schrieb, was ihm recht däuchte. Die berühmte fruchtbringende Gesellschaft bestand aus Mitgliedern von sehr ungleicher Art aus allen Provinzen und Winkeln Deutschlands. Ihre mannichfaltigen und unermüdeten Bemühungen verursachten eine Gährung in unsrer Sprache, wodurch zwar ihr ganzer Reichthum an Worten und Ausdrucksarten zu Tage kam, aber woraus auch der seltsamste Mischmasch von Schreibarten in der Literatur überhaupt entstehen mußte. Jeder bildete sich seine Schriftsprache nach Maßgabe seines Witzes, Gefühls, Geschmackes, und vornehmlich der alten oder neuern, auswärtigen und einheimischen Muster, die er am Meisten kannte und schätzte; wiewol natürlicherweise bei Jedem die allgemeine überall verständliche deutsche Sprache, die Schriftsprache der deutschen Scribenten, die vor ihm gelebt hatten und am Meisten gelesen worden waren, zum Grunde lag. Niemand wird leugnen wollen, daß schon lange verstorbene Schriftsteller, die zu Berlin, Dresden, Halle, Leipzig u. a. O. lebten, in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts einige Verdienste um die Reini-

[1]) Herzog Anton Ulrich von Braunschweig. — A. d. H.

gung der Sprache und des Geschmacks gehabt haben; aber verhoffentlich wird auch Niemand, der die Geschichte der Fortschritte derselben kennt, leugnen wollen, daß Männer, welche größtentheils in Hamburg lebten, daß die Hamburgische Patriotengesellschaft zu dieser glücklichen Veränderung den ersten kräftigen Stoß gegeben. Was den Professor Gottsched betrifft, wenn man gleich seiner betriebsamen Eitelkeit das Verdienst zugestehen muß, der deutschen Sprache und Literatur einige Dienste geleistet zu haben, so ist doch gewiß, daß er als Muster unter der Mittelmäßigkeit, als Lehrer meistens ein bloßes Echo französischer Kunstrichter, als Anführer und Haupt einer Partei der Beschützer, Aufmunterer und Lobredner aller Dunse seiner Zeit und also in keiner Betrachtung ein Mann war, auf den das deutsche Athen stolz zu sein Ursache hat, noch (so viel ich weiß) zu haben glaubt. Nicht der Bergbau in den kursächsischen Landen, nicht die Manufacturen, die darin blühen, noch die Leipziger Messe, noch die Pracht der Höfe der sächsischen Auguste, an welchen wahrlich wenig Deutsch gesprochen und geschrieben wurde, sondern ein von diesem Allen sehr unabhängiger Zusammenfluß von Umständen war die Ursache, daß sich zwischen den Jahren 1740 und 1760 eine Anzahl guter Köpfe in Leipzig zusammenfanden, welche nach einem ziemlich öffentlichen Abfall von Gottscheden, dem damaligen Koryphäus des schlimmen Geschmackes oder vielmehr Ungeschmackes, den Anfang machten, unsrer Literatur eine bessere Gestalt zu geben und sich durch Werke des Geistes,[1]) die zum Theil mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren, hervorzuthun. Aber die Wenigsten von ihnen blieben in Leipzig, die Meisten schlugen ihren Sitz in Niedersachsen auf; Einige wurden sogar außer Deutschland verschlagen. Der siebenjährige Krieg war hieran unschuldig; und sehr wahrscheinlich würde das deutsche Athen auch ohne ihn die stolze Benennung weder mehr noch weniger verdient haben.

3. Sind es die guten Schriftsteller einer Nation, welche die Schriftsprache derselben ausbilden, reinigen, poliren und zum möglichsten Grade von Vollkommenheit bringen? oder sind es die obern Classen der Einwohner der

---

[1]) Im Merkur: „Werke des Witzes und Geschmacks". — A. d. H.

blühendsten Provinz der Nation, die Alles dies leisten und die allein dazu berechtigt sind?

Bisher, wenn ich nicht sehr irre, hat man bei allen Völkern, die sich einer vorzüglichen Stufe von Cultur und Aufklärung rühmen können, das Erste geglaubt. Ich will jetzt blos die französische Sprache zum Beispiel anführen. Diese befand sich ungefähr in eben dem Zustande, worin sich die unsrige in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befand, als auf einmal in einem Zeitraum von dreißig bis vierzig Jahren eine Veränderung mit derselben vorging, wodurch sie zu einer der vollkommensten und zugleich zu der beliebtesten und allgemeinen Sprache von Europa wurde. Wem eine so schnelle und große Veränderung zuzuschreiben sei, ist unter den Franzosen selbst keine Frage. Die ganze Nation ist nur eine Stimme, sie nicht der Pracht des Hofes unter Ludwig XIV., nicht dem Weinbau, Seidenbau, den Manufacturen und der Handlung, die damals in Frankreich blühten, nicht dem Zusammenfluß glücklicher Umstände, welche sich zum glänzendsten Wohlstande des französischen Reichs in der ersten Hälfte der Regierung jenes großen Königs vereinigten, sondern den Arnaud, Pascal, Bourdaloue, Fénélon, Bossuet, La Bruyère u. A. unter den Prosaisten, und den Corneille, Racine, Molière, Boileau und La Fontaine unter den Dichtern zuzuschreiben, welche sich nach des Schicksals Schluß zusammenfanden und durch ihre Werke die goldne Epoche der französischen Literatur hervorbrachten. Und wodurch wurden alle diese Männer die classischen Schriftsteller ihres Volkes und die Muster der besten Schreibart? Etwa dadurch, daß sie sich nach dem Geschmacke der obern Classen in Paris bildeten und die Sprache schrieben, welche jene redeten? Pascal, dessen Lettres provinciales bis auf diesen Tag für das vollkommenste Muster der schönsten französischen Sprache und Schreibart gelten, hatte von Jugend auf in einer großen Abgeschiedenheit gelebt, und zu seiner Zeit war die Clélie, der große Cyrus[1]) und andre Werke dieser Art noch die Modelectüre der obern Classen in Paris. Der große Corneille war nichts weniger, als was man einen Weltmann nennt; er lebte

[1]) Von Madeleine de Scudéry, beide in zehn Bänden (1650 und 1656). — A. d. H.

in seinem Cabinet und im Schooße seiner Familie, mit den hohen Charaktern und Idealen des alten Rom's und Griechenlandes besser bekannt als mit dem Adel zu Paris. Mit welchem Grunde sollte man also von diesen und den übrigen großen Schriftstellern der schönsten Zeit Ludwig's XIV. sagen können, daß sie den guten Geschmack, der ihnen vor ihren Vorgängern einen so großen Vorzug giebt, von ihren Zeitgenossen erhalten hätten, anstatt daß alle Welt bisher gerade das Gegentheil geglaubt hat? Freilich reden die ersten guten Schriftsteller eines Volkes keine unerhörte, selbsterfundene Sprache; und ihre vortrefflichen Werke setzen voraus, daß die Sprache schon durch eine Menge Stufen nach und nach zu einem großen Reichthum an Worten und Redensarten und selbst zu einigem Grade von Ausbildung und Politur gekommen sei. Viele gute Schriftsteller mußten vorher an der französischen Sprache gearbeitet haben, ehe sie von den besten der Vollkommenheit nahe gebracht werden konnte. Aber wodurch thaten diese letztern es in allen Fächern ihren Vorgängern so sehr zuvor? Etwa dadurch, daß sie ihren Geschmack nach den obern Classen ihrer Nation, oder dadurch, daß sie ihn nach den besten Mustern der Alten bildeten? Man braucht sie nur zu lesen, nur ihr eignes Geständniß zu hören, um von dem Letztern überzeugt zu werden. Die Calprenèden, die Boyers, Pradons u. s. w., diese waren die Leute, die sich nach dem Geschmack ihres Publicums richteten und dadurch die vergängliche Ehre eines augenblicklichen Beifalls erschlichen. Aber die Corneille und Racine schlugen einen ganz andern Weg ein; sie erhoben sich durch ihren mit der reinsten Blüthe classischer Gelehrsamkeit genährten Genie, durch einen Geschmack, den sie sowol an den vollkommnen Mustern der Alten als an den fehlerhaften Werken ihrer Vorgänger und Zeitgenossen geschärft hatten, über den Geschmack ihres Publicums, wurden die Gesetzgeber desselben, anstatt seine Sclaven zu sein. Die Zeit, worin alle diese großen Männer blühten, wurde also, nicht durch die Anstalten des despotischen Richelieu, sondern durch den Reiz der Werke, die mit dem Stempel des Genies, des ächten Witzes und des feinsten Geschmacks bezeichnet waren, die schönste Epoche der französischen Sprache. Man mußte so schreiben, wie die Urheber dieser Werke schrieben, wenn man gefallen wollte. Aber eben dadurch geschah es, daß die

Sprache, was sie auf der einen Seite an Verfeinerung und Regelmäßigkeit gewann, auf der andern an Reichthum und, indem man der Politur keine Grenzen setzte, endlich auch an Stärke verlor. Man fühlte endlich, daß auch die großen Schriftsteller aus Ludwig's XIV. Zeiten der Nachwelt noch etwas zu thun übrig gelassen hatten. Mit immer zunehmender Aufklärung des Verstandes und Verfeinerung der Empfindung, mit dem Erwerb neuer, größerer, lichtvollerer Ideen muß sich auch die Sprache erweitern und verändern. Die Pariser schrieen über Neologismus und hatten nicht immer Unrecht; aber der Mißbrauch der Nachahmer und Witzlinge konnte dem unverlierbaren Rechte der Schriftsteller von wahrem Genie und Talente nichts benehmen; und ein Crébillon (der Vater), ein Montesquieu, ein Buffon, ein J. J. Rousseau mußten eben dadurch, daß sie ihren Genie, ihre Gedanken und Empfindungen in die Sprache drückten, ihr manche Formen geben, die sie noch nicht gehabt hatte. Unstreitig hat dieses Recht, das alle aufgeklärte Völker von je her ihren großen Schriftstellern eingestanden haben, seine Grenzen, aber diese Grenzen werden viel mehr durch die Natur der Sprache und durch die allgemeinen Grundsätze des richtigen Denkens und der guten Schreibart als durch die Mundart der obern Classen in der blühendsten Provinz festgesetzt. Wollte man dieser letztern die Kraft eines allgemeinen Gesetzes für die Schriftsprache beilegen, würde nicht eben daraus eine unaufhörliche und höchst willkürliche Veränderung der Sprache natürlich folgen müssen? Der blühende Stand einzelner Provinzen ist eine sehr zufällige und wandelbare Sache. Vor sechzig Jahren war Hamburg das deutsche Athen; dreißig Jahre später war es Leipzig: warum sollte die Reihe nicht auch noch an Wien, München, Mannheim, Nürnberg, Augsburg, Stuttgart u. s. w. kommen können? Und werden die obern Classen in den verschiedenen Provinzen, worin diese Städte die Hauptstädte sind, alsdann nicht eben das Recht haben, die Schriftsprache oder das wahre, reine Hochdeutsch festzusetzen, welches Herr Adelung dem deutschen Athen von 1740—1760 eingeräumt wissen will? Ich muß mich sehr irren, oder es bleibt gegen die Babylonische Sprachverwirrung, die hieraus entstehen müßte, kein besseres Mittel, als es bei dem alten Grundsatze zu lassen: daß es die guten Schriftsteller sind, welche die wahre Schriftsprache eines

Volkes bilden und (so weit als die Natur einer lebenden und sich also nothwendig immer verändernden Sprache zuläßt) befestigen.

Dieses Letztere, insofern es jemals bei einer Sprache stattfindet, kann vermöge der Natur der Sache ganz allein durch die besten Schriftsteller in allen Fächern bewirkt werden. Sie allein sind dazu geschickt; denn ihre Werke bestehen, da hingegen die Volkssprache auch bei den obern Classen der blühendsten Provinzen wenigstens alle Vierteljahrhunderte allerlei Veränderungen erleidet und überhaupt einen immerwährenden Hang hat, unregelmäßig zu werden und sich zu verderben. Aber wenn es wahr ist, daß jede lebende Sprache, so vollkommen sie auch sein mag, niemals für ganz vollendet angesehen werden kann, so lange noch ein höherer Grad von Aufklärung und Politur bei der Nation möglich ist, so lange noch neue Ideen erworben, neue Empfindungen entwickelt, neue Schattirungen (nuances) der einen und andern gemacht werden und also hierzu entweder neue Wörter oder neue Redensarten, ungewöhnliche Metaphern, Figuren und Constructionen nöthig sein können, um wie viel mehr muß

4. Alles dies nöthig sein, wenn eine Sprache noch kaum vor wenig Jahrzehenden mit Geschmack geschrieben zu werden angefangen hat, wenn ihre schöne Literatur erst noch im Wachsen begriffen ist, und wenn es ihr noch in verschiedenen wichtigen Fächern an einer hinlänglichen Anzahl wahrer Meisterstücke fehlt? Es scheint schon unschicklich genug (um nichts Stärkeres zu sagen), die Sprache einer der ersten Nationen des Erdbodens in die Schranken der Aufklärung, des Witzes und des Geschmacks einer einzigen kleinen Provinz und des kleinen Zeitraums, worin diese sich einiger wirklicher Vorzüge vor den übrigen rühmen konnte, einschließen zu wollen; aber wie unfüglich wird dies Unternehmen erst dadurch, wenn erweislich ist, daß die Literatur der Nation in dem engen Zeitraum von zwanzig Jahren, binnen welchem man ihre Sprache durch eine einzige Provinz auf ewig fixirt wissen will, von ihrer höchsten Stufe noch weit entfernt war und nur noch in wenigen Fächern solche Meisterwerke, die auch von Ausländern, auch von der Nachwelt dafür erkannt werden können, hervorgebracht hatte! Daß dies der Fall unsrer Sprache sei, braucht wol bei unparteiischen Schätzern unsrer Literatur keines andern Be-

weises als eines hellen Blicks auf ihren Zustand in den Jahren von 1740—1760 und auf die Früchte des Witzes und Geschmacks, womit uns der südlich-sächsische Boden in diesem Zeitraume beschenkte. Ich bin weiter als vielleicht Manche, die jetzt mitten in Sachsen leben, von dem Gedanken entfernt, vielen dieser Früchte ihre Schönheit und ihren guten Geschmack absprechen zu wollen; aber ich müßte auch keinen Begriff von dem haben, was andre Nationen in diesem Stücke geleistet haben, was uns damals noch fehlte, was uns zum Theil noch jetzt fehlt, und was unsre Literatur noch werden kann und muß, um mit der Literatur anderer Völker auf gleichem Fuße zu stehen, wenn ich eingestehen wollte, daß der Zeitraum, in welchen Herr Adelung den guten Geschmack unsrer Schriftsprache einschließt, das Non plus ultra der Vollkommenheit derselben sei. Das Maß von Genie, Witz, Gefühl, Wissenschaft, Weltkenntniß und Geschmack, welches den obersächsischen Schriftstellern jenes Zeitraums zu Theil worden war, ist doch wol nicht das größte, das sich denken läßt? Und wenn dies nicht ist, mit welchem Rechte könnte ein Schriftsteller (wenn sich jemals ein solcher fände), der mehr von allen jenen Geisteskräften und Eigenschaften als irgend ein obersächsischer Schriftsteller von 1740—1760 und also das Vermögen besäße, sie in vielen Stücken zu übertreffen — mit welchem Rechte könnte er angehalten werden, seinen Geist in ein Maß, das für ihn zu klein wäre, einzwängen zu lassen und ein bloßer Nachahmer zu bleiben, wenn er sich fähig fühlte, Original zu sein? Und die Sprache des Dichters, des Geschichtschreibers, des Philosophen, der mehr als ein bloßer Nachhall seiner Vorgänger sein will, auf die Volkssprache einer einzelnen Provinz, auf die Schriftsprache einer kleinen Anzahl von Autoren in einem Zeitraume, wo die Literatur nur erst zu blühen anfing, einschränken — heißt dies nicht, dem Fortgange der Literatur selbst, der gewissermaßen ohne Grenzen ist, die engsten Schranken setzen?

Ich sage nicht, daß es nicht auch in der Sprache gewisse Grenzlinien gebe, welche theils durch die Natur derselben, theils durch die Grundgesetze der Logik und Aesthetik gezogen werden, und über welche auch der größte, feurigste und freiste Genie nicht hinausschweifen darf, ohne sich gerechten Tadel zuzuziehen. Auch begehre ich nicht zu leugnen, daß einige, sogar vortreffliche Schriftsteller (von denen, die seit 1760 sich hervorgethan haben) zuweilen über diese Grenzen weggeflogen oder auch wegge-

schlendert sind, und daß theils das servum pecus der Nachahmer, theils verschiedene Aspiranten von noch ungebändigtem Genie, denen es bei großen Fähigkeiten noch stark an Gelehrsamkeit, Geschmack, Welterfahrung und besonders an Sprachkenntnissen mangelt — auf Beispiele, die keine Muster sein dürfen, sich steifend — sich Freiheiten sowol gegen die gesunde Vernunft als gegen die deutsche Sprachlehre und die Gesetze der guten Schreibart erlaubt haben, die auf keine Weise zu rechtfertigen sind. Aber ich behaupte so lange, bis ich des Gegentheils durch überwiegende Gründe überzeugt werde, a) daß die hochdeutsche Schriftsprache oder die Frage: „Was ist Hochdeutsch?“ sich nicht durch die Mundart irgend einer blühenden Provinz, sondern ganz allein aus den Werken der besten Schriftsteller bestimmen lasse; b) daß hiervon auch die Schriftsteller des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts nicht ausgeschlossen werden dürfen; c) daß die Zeit noch nicht gekommen sei, wo die Anzahl der Schriftsteller, welche den ganzen Reichthum unsrer Sprache enthalten, für beschlossen angenommen werden könnte, und daß d) bis dahin die ältern Dialekte noch immer als gemeines Gut und Eigenthum der ächten deutschen Sprache und als eine Art von Fundgruben anzusehen seien, aus welchen man den Bedürfnissen der allgemeinen Schriftsprache in Fällen, wo es vonnöthen ist, zu Hilfe kommen könne.[1])

II.

Unter allen europäischen Nationen sind wir (meines Wissens) die einzige, bei der es noch die Frage ist, welches ihre Schriftsprache sei. Die Ausländer, welche, durch den Ruhm unsrer neuern Schriftsteller verleitet, sich von dem blühenden Zustande

[1]) Dieser erste Abschnitt schloß im Merkur mit den Worten: „Einige Anmerkungen, die ich über die Folgerungen, welche Herr Adelung (S. 25 ff.) aus seinem Grundsatze zieht, zu machen habe, werden ein noch helleres Licht über diese Sätze verbreiten und es also dem Leser, der seine Partie nicht schon zum Voraus genommen hat, desto leichter machen, über ihre Richtigkeit zu urtheilen. Da ich diese Anmerkungen nicht enge genug zusammenziehen kann, um ihnen noch in diesem Stücke des Merkur Platz zu verschaffen, so bitte ich um Erlaubniß, sie auf das nächste Stück aufzubehalten.“ — A. d. H.

unsrer Literatur eine große Vorstellung gemacht haben, werden auf einmal sehr viel von dieser hohen Meinung nachlassen müssen und zuletzt gar nicht wissen, was sie von uns denken sollen, wenn sie hören, daß einer unsrer angesehensten Sprachgelehrten die Frage: „Was ist Hochdeutsch?“ mitten im Jahre 1782 aufzuwerfen nicht nur nöthig gefunden, sondern sie auch auf eine Art beantwortet hat, wodurch er mit allen deutschen Provinzen außer Kursachsen und also wenigstens mit neun Zehntheilen der Nation (nach seinem eignen Ausdruck), es völlig zu verderben besorgen mußte. Das Uebel ist indessen bei Weitem nicht so schlimm, als es scheint; und so wie die Deutschen noch immer sehr gut gewußt haben, wer ihre besten Dichter und Prosaisten sind, so werden auch die Ausländer, die unsre Sprache lernen, in Ermangelung eines deutschen Athen's (welches wol, wenn wir's genau nehmen wollen, erst noch gebaut werden soll) sich neben Herrn Adelung's Wörterbuch und Sprachlehrbüchern an diejenigen Schriftsteller halten, für welche die allgemeine Stimme des Publicums sich erklärt hat; und wenn in diesen auch zuweilen Wörter oder Redensarten vorkämen, die bei Herrn Adelung vergebens gesucht würden, so werden sie sich durch Frischens deutsch-lateinisches oder Schwan's deutsch-französisches Wörterbuch zu helfen suchen müssen.

Wie es indessen aus den Gründen, die ich in dem vorstehenden Aufsatz über diese Frage beigebracht, den Anschein gewinnen möchte, als ob Herr Adelung die Reinheit der hochdeutschen Sprache zu sehr auf Unkosten ihres Umfangs und Reichthums zu erhalten suche, so ist hingegen auch nicht zu leugnen, daß das servum pecus der Nachahmer und eine Menge junger Scribenten in Oberdeutschland, vielleicht auch manche in Ober- und Niedersachsen, auf der andern Seite ausschweifen. Viele, um die Richtigkeit der Sprache gänzlich unbekümmert, schämen sich nicht, beinahe auf allen Blättern ihrer Schriften Sprachschnitzer zu begehen, die nur dem unerzogensten Theile des Volkes zu verzeihen sind. Andre scheinen, ich weiß nicht aus welchem unzeitigen Provincialpatriotismus, sich's recht geflissentlich zur Pflicht gemacht zu haben, ohne alle Noth, und ohne das Mindeste dadurch für den Nachdruck oder die Naivität oder irgend eine andere Erforderniß ihres Stils zu gewinnen, veraltete oder Provincialwörter, die dem größten Theile der Nation unverständlich sind, oder niedrige Sprechar-

ten, die man selbst an dem Geburtsort des Autors nur im Munde des gemeinsten Pöbels findet, in ihre Schriftsprache einzumengen. Die Nachlässigkeit der Einen und der Unfug der Andern geht wirklich so weit, daß mich's nicht wundert, wenn einem Manne, der den besten Theil seines Lebens mit kritischer[1]) Erforschung unsrer edeln Sprache zugebracht hat, die Geduld dabei ausgeht. Indessen scheint es doch, daß wir wenig Ursache haben, uns die Furcht, daß derselben viel Nachtheil daraus erwachsen werde, beunruhigen zu lassen. Die Scribenten, die ihre eigene Sprache nicht zu schreiben wissen, sind doch wol nur elende Scribenten; sie leben einen Tag und verschwinden wieder, ohne daß in dem Gehirn ihrer Leser mehr Spuren von ihrem kurzen Dasein zurückbleiben als in den Jahrbüchern der Literatur. Ihre Sprachschnitzer, ihre grammaticalische Unreinlichkeit, ihr ekelhafter Mischmasch von Dialekten wird schwerlich Jemand, an dem etwas gelegen ist, verführen können. Aber Regeln, die einen Gelehrten von Ansehen und Einfluß zum Urheber haben, wenn sie auf eine willkürliche Beschränkung guter Schriftsteller und besonders eine mit der Natur der Dichtkunst unverträgliche Verengung der Dichtersprache abzielen, könnten in mehr als einer Rücksicht von nachtheiligern Folgen sein. Es scheint nicht, als ob unser verdienstvoller Sprachlehrer die gebührenden Vorrechte der Dichtersprache bisher noch in genugsame Betrachtung gezogen habe. Indessen wäre doch eine gründliche Untersuchung derselben um so nöthiger,[2]) da sie zwar von je her stillschweigend anerkannt, aber, so viel ich weiß, noch nie in das gehörige Licht gesetzt und so bestimmt worden sind, daß zu Verhütung aller zwischen Dichtern und Grammatikern daher entstehenden Collisionen so genau als möglich festgesetzt wäre, wie weit jene gehen, und wo diese den Schlagbaum vorziehen dürften. Vielleicht kann das, was ich noch bei seinen Folgerungen in dieser Rücksicht zu erinnern habe, ihn veranlassen, diese Materie selbst vor die Hand zu nehmen, einige seiner Regeln genauer zu bestimmen und das noch immer schwankende königliche Vorrecht der Dichter, ohne sich daran zu vergreifen, in seine ge-

[1]) Früher stand „philosophischer und kritischer“. — A. d. H.

[2]) Im Merkur bemerkte Wieland, das „Magazin der deutschen Sprache“ gebe Adelung hierzu die beste Gelegenheit. Darauf heißt es u. A.: „Es würde mir übel anstehen, mit einer solchen Arbeit einem Dichter wie Sie und einem Kunstrichter wie Herr Adelung vorgreifen zu wollen.“ — A. d. H.

bührenden Schranken zu setzen. Vorher aber sei mir erlaubt, die erste der besagten Folgerungen noch etwas näher zu beleuchten.

1. „Jede Schriftsprache im weitesten Verstande des Wortes, mit Einschluß der gesellschaftlichen Sprache der obern Classen, ist allemal die Mundart der blühendsten Provinz, wo der gute Geschmack am Meisten und Allgemeinsten verbreitet ist. Folglich ist es die hochdeutsche auch", sagt Herr Adelung auf der 25. Seite seiner Abhandlung: Was ist Hochdeutsch?

Mir däucht, dies sei nicht sowol eine Folgerung aus seinen vorhergehenden Behauptungen, als die erste und einzige Grundlage derselben. Wie dem aber auch sein mag, so wird dieser Satz schon durch diesen einzigen Umstand widerlegt, daß der blühende Zustand einer Stadt oder Provinz (denn es giebt einzelne Städte, die in dieser Betrachtung mancher ansehnlichen Provinz den Vorzug streitig machen) eine zufällige und vorübergehende Sache ist. In einem Umfang von etlichen Jahrhunderten kann die Reihe nach und nach an jeden Kreis des deutschen Reiches kommen, und so müßte sich diesem Grundsatze zufolge unsre Schriftsprache noch oft verändern. Auch möchte die Frage: welches seit fünfundzwanzig Jahren die blühendste Stadt oder Provinz in Deutschland gewesen sei, ohne Parteilichkeit so leicht nicht zu entscheiden, und weil die rationes dubitandi et decidendi unendliche Untersuchungen, Abmessungen, Abwägungen und Berechnungen zu erfordern scheinen, wol in die Classe der Processe ohne Ende zu verweisen sein. Wenn Volksmenge, Kunstfleiß, Handlung, Schiffahrt, Wohlstand, Reichthum, Pracht, Gelehrsamkeit (und warum nicht auch Freiheit, die große Springfeder des Wohlstandes von Athen, Rom und Florenz, auf deren Beispiel Herr Adelung sich so oft bezieht?), mit einem Worte, wenn der blühendste Zustand einer Stadt ihre Mundart zur Schriftsprache der ganzen Nation machen soll: welche deutsche Stadt hätte in unserm Jahrhundert einen gegründetern Anspruch an diese Ehre zu machen als Hamburg? Oder (wenn ja die Vortheile eines großen Hofes in diesem Punkte die Vortheile der Freiheit zu Boden wägen sollen) warum sollte nicht die Mundart von Berlin die Gesetzgeberin der hochdeutschen Sprache sein? Und wie lange wird es noch währen, bis keine deutsche Provinz der östreichischen an allen Ursachen und Wirkungen des

blühendsten Wohlstandes den Vorrang wird streitig machen können? Was die Welt nur blos seit zwei Jahren mit Erstaunen gesehen hat, läßt unter einem Beherrscher wie Joseph II. das Unglaublichste erwarten. Nach dem obigen Grundsatze wird also aller Wahrscheinlichkeit nach im Jahre 1800 die östreichische Mundart — freilich um einige Grade verfeinert, aber doch noch immer östreichische Mundart — die deutsche Schriftsprache sein, und die Sonnenfels und Denis, welche die ihrige nach obersächsischen Mustern gebildet haben, wären dann (zu ihrem eignen Nachtheil) zu voreilig gewesen. Dafür wird es aber auch ihnen und allen übrigen Schriftstellern, auf welche die Nation seit vierzig Jahren stolz gewesen ist, nicht besser ergehen als den alten Minnesingern, deren Sprache vor sechshundert Jahren die hochdeutsche Schriftsprache war — weil Schwaben damals die blühendste Provinz des Reichs ausmachte. Sie werden in wenig Jahrhunderten für unsre Nachkommen sein, was jetzt das Lied der Nibelungen für uns ist. Vergebens könnten sie sich damit trösten wollen, daß gleichwol (nach Herrn Adelung's mehrmaliger Behauptung) jede Schriftsprache ein Werk des Geschmacks sei. Der Geschmack, der hier gemeint ist, ist eine ebenso wandelbare Sache als der Wohlstand. Er hängt von der Verfeinerung der obern Classen ab — und was kann wol Unbestimmteres und Wandelbareres sein als die Verfeinerung der obern Classen? Vor lauter Verfeinerung der obern und untern Classen in Paris würde die französische Sprache schon lange einem wieder ins Leben zurückkehrenden Schriftsteller aus Ludwig's XIV. blühenden Zeiten unverständlich sein, wenn nicht noch immer Leute von Talenten gewesen wären, die sich dem Strome der Verfeinerung entgegengestellt und ihre eigne Sprache und Schreibart, der Mode zu Trotz, nach den Mustern jener bereits veralteten Zeiten gebildet hätten. Dies kann nun freilich bei den Franzosen stattfinden, bei denen es (wenigstens noch bisher) eine angenommene Sache ist, daß die reine französische Schriftsprache aus den Werken der besten Schriftsteller des Jahrhunderts von Ludwig XIV. und derer, die sich in der Folge nach jenen gebildet, geschöpft werden müsse. Aber wenn bei uns Deutschen zum Grundsatz angenommen würde, die Mundart der höhern Classen in der blühendsten Provinz müsse entscheiden, was Hochdeutsch sei, so würde nichts in der Welt jene furchtbare Verwandlung unsrer Sprache, die ich im

Geiste vorhersehe, verhindern können. Zwar sagt Herr Adelung mit gutem Grunde: „So wie sich der Geschmack in einer Provinz verfeinert, so wird die schon vorhandene Schriftsprache nach und nach die Gesellschaftssprache der obern Classen“,*) und dies könnte unsern nach Unsterblichkeit dürstenden Schriftstellern noch einige Hoffnung machen. Aber diese Hoffnung wird leider durch das unmittelbar Folgende sogleich wieder zu Boden geschlagen. Die schon vorhandene Schriftsprache nämlich wird in den besagten obern Classen „nach dem Maße des steigenden Geschmacks und Wohlstandes verfeinert und nach dieser Verfeinerung denn auch als Schriftsprache von den übrigen Provinzen angenommen“ u. s. w. Da der Wohlstand und Geschmack der obern Classen ohne Ende steigen können, so hat folglich auch die Verfeinerung der Sprache keine Grenzen; und da nichts willkürlicher ist als der Geschmack der Vornehmsten und Reichsten, so ist auch nichts willkürlicher als die Art, wie sie in Verfeinerung der Sprache zu Werke gehen. Es geht damit wie mit dem, was in Kleidung, Putz, Bijoux, Hausgeräthe und dergleichen Mode ist; und das Beispiel unsrer Nachbarn jenseits des Rhein's setzt dies ins hellste Licht. Immerhin mag also das künftige östreichische Hochdeutsch auf die jetzt vorhandne obersächsische Schriftsprache gepfropft sein, es wird nicht nur immer etwas vom Geschmack des wilden Stammes zurückbleiben, sondern dieses neue Hochdeutsch wird auch durch die unzähligen Stufen von Verfeinerung, durch welche es der Geschmack der obern Classen in Wien, Prag, Linz, Klagenfurt u. s. w. nach und nach hindurchführen wird, so lange modificiret werden, bis unser jetziges Hochdeutsch zu dem, was in zweihundert Jahren diesen Ehrennamen tragen mag, sich verhalten wird wie das Hochdeutsch in Kaisersberger's Postille zu dem in Rabener's satirischen Schriften. Ich gestehe, daß ich beinahe lieber in meine sehenden Augen ein Mißtrauen setzen als glauben möchte, ein so einsichtsvoller Mann wie der, mit dem ich es hier zu thun habe, sollte diese Unbequemlichkeiten seiner Hypothese nicht so gut als irgend Jemand gesehen haben. Indessen stehen seine dürren Worte sichtbar da; und so angenehm es mir sein wird, belehrt zu werden, daß sie einen bessern Sinn zulassen, so unmöglich ist mir's, vor der Hand einen andern darin zu finden.

*) Und welche andre hauptsächliche Ursache läßt sich davon angeben, als das Lesen der besten Bücher, die in dieser Schriftsprache geschrieben sind?

2. Nur noch ein Wort über die obern Classen im südlichen Kursachsen, auf deren Mundart und Geschmack Herr Adelung das ächte Hochdeutsch einschränkt. „Wem noch einige Zweifel übrig bleiben sollten, daß unsre höhere Schrift- und Gesellschaftssprache in dem südlichen Kursachsen einheimisch ist, der komme und überzeuge sich durch den Augenschein. In keiner Provinz Deutschlands wird sie so allgemein und in den Städten selbst in den untersten Classen gesprochen, daher sie hier wol nicht ein Fremdling sein kann." Ich wage es abermal kaum meinen Augen zu trauen. Die Sprache, die im südlichen Kursachsen gesprochen wird, soll aus keinem andern Grunde das wahre Hochdeutsch sein, als weil dieser kleine Theil von Deutschland die blühendste Provinz desselben ist, und weil der gute Geschmack schon vorlängst seinen Sitz darin aufgeschlagen hat — und falls Jemand daran zweifeln wollte, so soll er kommen und sehen — und was? — daß man in Kursachsen — kursächsisch spricht. Allerdings wird er dies sehen, oder vielmehr hören; aber wird er auch sehen, daß die Mundart, die er dort in den obern und untern Classen von den Meisten sprechen hören wird, unsere höhere Schrift- und Gesellschaftssprache sei? Dies ist es eben, was zu erweisen war.

Daß man in Kursachsen von dem großen Haufen (d. i. bei Weitem von der größern Anzahl) in den untern Classen Beene und Kleeder und korschame Diener, so viel man nur will, zu hören bekomme, und daß eben dieser große Hause unrein und oft affectirt spreche, seine Provincialausdrücke habe u. s. w., das gesteht Herr Adelung selbst in seiner zweiten Abhandlung S. 34 und 37 willig ein. Allein die obern Classen! — „Die müßte man gar nicht kennen, wenn man ihnen dergleichen zur Last legen wollte." — Aber was für eine Rangordnung sollen wir zu Hilfe nehmen, um die unbestimmten und unbestimmbaren Wörter obern und untern Classen recht ins Klare zu setzen? wo fangen diese an, und wo hören jene auf? Schreiber dieses hat viele Gelegenheit gehabt, mit kursächsischen Herren und Damen, die ganz zuverlässig in die obersten Classen gehörten, zu sprechen — und unglücklicherweise mußte er fast immer auf solche treffen, welche eine Ausnahme von Herrn Adelung's Versicherung machten, und (von den Beenen und korschamen Dienern nichts zu sagen) so viel Provincialausdrücke in ihre Sprache mischten, als die Personen ihres Standes größten-

theils in allen übrigen deutschen Provinzen zu thun pflegen. Personen, welche viele Jahre zu Dresden oder überhaupt in Kursachsen gelebt haben, versichern ihn, daß es ihnen ebenso gegangen sei. Also nicht Diejenigen, welche unrichtig und provincialisch sprechen, sondern Diejenigen, die immer reines ächtes Hochdeutsch reden, sind für Ausnahmen zu halten, und das Letztere wird, meines Wissens, nirgends in ganz Deutschland von den obern Classen durchgehends völlig rein und richtig gesprochen; ja, nach unserer dermaligen Verfassung kann es auch nicht wohl anders sein, so seltsam dieses in den Ohren eines Ausländers klingen muß.

Was ich hier sage, gilt ganz besonders von den meisten Personen der obersten Classen. Diese lernen ihr Deutsch größtentheils von Wärterinnen, Kammerfrauen, Bedienten u. dergl., und wie wenig noch bis auf diesen Tag bei Erziehung der vornehmen Jugend, in Sachsen wie im übrigen größten Theile von Deutschland, darauf gesehen werde, sie ihre Muttersprache rein und richtig sprechen und schreiben zu lehren, ist eine weltkundige Sache. Deutsch, denkt man, lernt sich, so viel man dessen vonnöthen hat, von selbst. Das Französische hingegen, welches[1]) beinahe an allen deutschen Höfen und in allen Gesellschaften der obersten Classen die eigentliche Hof- und Gesellschaftssprache ist, muß mit Fleiß erlernt und wenigstens im Sprechen zum möglichsten Grade der Fertigkeit und Richtigkeit gebracht werden. Da die Grenzen zwischen a, b, c, d in den obern Classen sehr schwankend sind, und d sich so eng als möglich an c, c an b, und b an a andrückt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß es, in Residenzstädten wenigstens, auch in den Classen, die zunächst an die obersten grenzen, nicht viel besser mit der deutschen Sprache stehen werde. Eine genaue Untersuchung der Sache ist schwer, wo nicht gar unmöglich. Aber wenn auch dabei auf die unwidersprechlichste Art herauskäme, daß in einigen kursächsischen Städten eine Mundart herrsche, die der dermaligen hochdeutschen Schriftsprache weit näher komme als die Mundart irgend einer andern Provinz, so würde damit noch lange nicht bewiesen sein, was Herr Adelung beweisen will; wie ich bereits hinlänglich gezeigt zu haben glaube. Im sechzehnten und sieb-

[1]) Hier folgte im Merkur noch die Parenthese: „(wenn sich die Sachen nicht seit etlichen Wochen geändert haben)". — A. d. H.

zehnten Jahrhundert dachte noch Niemand daran, Hochdeutsch und Südlich-Kursächsisch für gleichbedeutende Dinge zu nehmen. Die meisten der beliebtesten deutschen Schriftsteller dieser Jahrhunderte waren keine Kursachsen; und die Lutherische Bibelübersetzung selbst, welche sonst immer ein classisches Ansehen in dem protestantischen Deutschland behauptete, wird von Herrn Adelung in seinem Wörterbuche unzähliger theils oberdeutscher, theils in Kursachsen veralteter Redensarten überwiesen. Auch die besten und beliebtesten deutschen Schriftsteller dieses Jahrhunderts bis auf die Zeit, da die Gottschedische Schule emporkam, waren keine Kursachsen. Im Gegentheil wird sehr leicht zu erweisen sein, daß es größtentheils kur- und obersächsische Bücherschreiber waren, die den unausstehlichen Unfug, der mit Einmischung lateinischer, französischer und italienischer Wörter getrieben wurde, am Meisten beförderten; so wie es nachmals meistens Kursachsen von Gottsched's Zucht waren, die, um die Sprache theils von dem ausländischen Unrath, theils von dem sogenannten Lobensteinischen, Miltonisch-Bodmerischen und Hallerischen Schwulst zu reinigen, eine so geschmacklose und unkräftige Wasserbrühe daraus machten, daß sie weder zu Poesie noch Prose mehr zu gebrauchen war. Die Wenigen, die sich heut zu Tage der Gottschedischen Literargeschichte und der unartigen Streitigkeiten mit den schweizerischen Gelehrten Breitinger und Bodmer noch erinnern, wissen gar wohl, daß es Gottsched und seine erste eigentliche Schule war, die nichts für Hochdeutsch gelten lassen wollten, wenn es nicht solches Deutsch war, das alle Ladendiener und Jungemägde in Leipzig verstanden und sprachen; daß, nach der Schätzung dieses Mannes (den man neuerlich so unverdienterweise wieder zum großen Wiederhersteller der deutschen Sprache machen will) Schwarzens Aeneïs und Schönaich's Hermann Meisterstücke der deutschen Sprache und ein ganzer Troß von poetischen und prosaischen Schöpsen,[1]) deren Namen und Werke kein Mensch mehr kennt, die großen Lichter unsrer Literatur — hingegen Haller, Bodmer, Kleist, Klopstock, Ramler, Lessing u. s. w. Sprachverderber und Unsinnschreiber hießen; und daß, wofern es ihm möglich gewesen wäre, unsre Literatur auf dem Grade von Geschmacklosigkeit und Bathos zu erhalten, wozu er sie

[1]) Im Merkur „Dunsen". — A. d. H.

heruntergebracht hatte, wir mit einer ziemlich reinen kursächsischen Mundart (so gut wenigstens, als im Jahre 1740 von obern und untern Classen in Leipzig gesprochen wurde) eine Literatur hätten, um die uns gewiß keine Nation bis ans Ende der Welt beneiden würde.

Die Rede ist hier blos von der Frage: „Was ist Hochdeutsch?" und ich glaube nicht, daß irgend eine deutsche Stadt, so viele Vorzüge sie auch haben mag, Complimente auf Unkosten aller übrigen von mir erwarten wird. Ich sehe leicht voraus, daß Herr Adelung (vermuthlich ganz wider seine Absicht) dem übelverstandnen Patriotismus in allen deutschen Provinzen einen großen Tummelplatz eröffnet hat, und sehr wahrscheinlich wird die Sache in Kurzem (wie es bei dergleichen Volkshändeln der gewöhnliche Lauf ist) mit

stipitibus duris sudibusque praeustis[1])

ausgemacht werden. Aber, was ich gewiß weiß, ist, daß er so wenig als ich Lust haben wird, sich in Fehden von so handfester Art einzulassen. Ich meines Ortes bin weit davon entfernt, einer der vornehmsten deutschen Städte, die sowol in Ansehung ihrer weit ausgebreiteten Handlung und ihres von seiner Stiftung bis auf diesen Tag weltberühmten Musensitzes als wegen der Cultur und feinen Lebensart ihrer Einwohner schon lange eine Zierde Deutschlands war, das Mindeste von ihren Vorzügen und Verdiensten streitig zu machen. Wer wird ihr den Ruhm mißgönnen, eine unter den Städten zu sein, wo unsre Sprache am Schönsten gesprochen wird? Aber keiner ihrer Patrioten, so eifersüchtig er auch über ihren Ruhm sein mag, kann sich beleidigt finden, wenn ich ihr ein Vorrecht abspreche, das ich keiner andern Stadt in Deutschland zugestehe.

3. Die Sprache ist eine Tochter des Bedürfnisses und ein Pflegekind der Geselligkeit, ihre Bildung und Bereicherung das Werk der Zeit, ihre Verschönerung die Arbeit des Geschmacks, und zu ihrer höchsten Vervollkommnung müssen alle Musen vereinigt helfen. Die Schriftsprache einer großen Nation, die aus dem Stande der rohen Natur durch alle Grade der Barbarei sich langsam und blos durch Nachahmung anderer zu immer höhern Stufen von Cultur emporhebt, hat eine Reihe von Jahrhunderten nöthig, bis sie nur zu einigem Grade von Vollkommenheit ausgearbeitet ist. Eine Menge günstiger Um-

[1]) Virg., Aen., VII. 524. — A. d. H.

stände (wie Herr Adelung sehr richtig behauptet) müssen sich hierzu vereinigen. Indessen sind und bleiben es doch ihre Gelehrten, und unter ihren Gelehrten die Schriftsteller von Genie, Talenten und Geschmack, ihre Dichter, Redner, Geschichtschreiber und populären Philosophen, die zu ihrer Bereicherung, Ausbildung und Polirung das Meiste beitragen; und diese Männer finden sich durch alle Provinzen der Nation verstreut. Der Geschmack ist so wenig als Verstand und Witz an eine Hauptstadt oder an die blühendste Provinz gebunden. Die Anlage dazu, das feinste Gefühl der Seele, ist ein freies Geschenk der Natur, die Entwicklung und Ausbildung ein Werk glücklicher Umstände, vortrefflicher Muster und eines langwierigen Studiums. Alles dies kann sich in irgend einem unbekannten Winkel beisammen finden, und ein Schriftsteller kann aus der verborgensten Einsamkeit mit einem richtigern Geschmack hervorgehen, als er mitten in der feinsten und elegantesten Weltgesellschaft hätte erlangen können. Aber bis eine Nation eine beträchtliche Anzahl sehr vortrefflicher Werke in allen Arten des Stils und der Composition aufzuweisen hat, mag das, was man Geschmack nennt, unter ihren obern Classen so fein und gut sein, als man will, ihre Schriftsprache ist doch immer erst im Wachsen begriffen, sie ist noch unvollendet, sie kann noch neue Wörter und Redensarten aufnehmen, veraltete wieder ins Leben zurückrufen; der ganze Schatz der Sprache von mehrern Jahrhunderten her steht ihr offen; die Mundarten aller Provinzen gehören ihr zu, und sie kann daraus nehmen und gleichsam in ihren eigenen Boden verpflanzen, was sie benöthigt ist, und was darin fortkommt. Erst alsdann, wenn sie mit Meisterstücken in allen möglichen Arten des Stils versehen ist, kann man, so zu sagen, ihr Wörterbuch als vollzählig annehmen und eine feste Grenzlinie zwischen der allgemeinen Schriftsprache (welche zugleich die Sprache der guten Gesellschaft in allen Provinzen ist) und den besondern Mundarten der einzelnen Provinzen ziehen. Die guten Schriftsteller in jeder Schreibart entscheiden alsdann, was Hochdeutsch in der höhern Redner- und Dichtersprache, was Hochdeutsch in der komischen Sprache (die sich wieder in die edlere, launenhafte und burleske abtheilt), was Hochdeutsch in der Sprache der Wissenschaften und Künste, und was Hochdeutsch in der täglichen Gesellschaftssprache der obern

Classen ist. Jeder dieser Sprachdistricte (wenn ich so sagen darf) hat wieder sein eignes Gebiet, seine eigne Verfassung, Gesetz und Gerechtsame sowie seine eignen Grenzen, und nur aus ihnen allen zusammengenommen besteht die Schriftsprache einer durch Künste und Wissenschaften gebildeten Nation. Alles dies ist, däucht mir, Natur der Sache und bedarf keines mühsamen Erweises. Zur Erläuterung kann uns abermals die französische Sprache dienen. Ungeachtet ein vielleicht allzu großer Eigensinn des Geschmacks ihre Dichtersprache in weit engern Schranken hält, als man bei irgend einem andern Volke finden wird, so ist doch gewiß, daß ein sehr merklicher Unterschied zwischen der Sprache ihrer Tragödie und ihrer hohen lyrischen Poesie, zwischen der Sprache der edlern Komödie oder der guten Gesellschaft und der scherzhaften Sprache des sogenannten stile de Marot ist. Sprachrichtigkeit, Schicklichkeit und Eleganz sind bei ihnen, wie billig, wesentliche Erfordernisse einer jeden Sprach- und Schreibart; aber jede Schreibart hat darum nicht minder ihre eignen Befugnisse, die ihr Niemand streitig macht. Es ist noch keinem französischen Kunstrichter in den Sinn gekommen, die Sprache der Helden des Corneille und Racine schwülstig zu finden, weil ein Marschall von Frankreich lächerlich wäre, der an der Toilette seiner Dame oder im Vorzimmer des Königs sprechen wollte wie Mithridates oder Burrhus; oder den Stil und die Sprache der Pucelle d'Orléans für barbarisch und geschmacklos zu erklären, weil kein Frauenzimmer von Lebensart sich wie die schöne Agnes Sorel ausdrückt.

Man sieht bereits aus dem bisher Gesagten, was ich bei der sechsten, siebenten und achten Folgerung des Herrn Adelung zu erinnern habe.

So wenig ich ein unreinliches Gemengsel aller Mundarten oder die Einmischung solcher Provincialwörter, die in der allgemeinen deutschen Schriftsprache bisher nie üblich gewesen, und für welche sich in derselben bereits gleichbedeutende allgemein verständliche Wörter finden, gut heißen kann, so wenig kann ich zu einer unbedingten Verdammung aller veralteten und Provincialwörter meine Stimme geben; wiewol ich gestehe, daß sich für die meisten von denjenigen, welche seit ungefähr zwanzig Jahren mehr oder weniger gäng und gebe worden sind, außer der launenhaften, komischen und burlesken Schreibart (wozu noch diejenige kommen mag, welche

sich für eigentliche deutsche Volkslieder und Volksmärchen schickt und ihren eignen, von jeder der eben genannten Schreibarten verschiedenen Charakter hat) schwerlich ein anderer schicklicher Platz finden möchte. Indessen gilt auch hier die allgemeine Regel Quintilian's: „Alle Wörter (diejenigen, welche die Schamhaftigkeit beleidigen, ausgenommen) sind irgendwo die besten; denn zuweilen hat man auch niedrige und gemeine (solche, die sonst nur das gemeine Volk braucht) vonnöthen; und Wörter, die an einem andern Platze unanständig sein würden, werden schicklich und eigentlich, sobald sie an ihrem rechten Orte stehen."*) Dieser große römische Kunstrichter verbietet zwar (und wer wird ihm darin nicht beipflichten?) dem Redner alle ungewöhnlichen Wörter, alle zu kühnen Metaphern, alle veralteten oder nur der poetischen Freiheit erlaubten Redensarten;**) aber dieses Verbot bis auf die Dichter auszudehnen, fiel ihm nicht ein; vielmehr wird es über diesen Punkt immer bei dem Ausspruch eines Alten bleiben, dem noch Niemand den feinsten Geschmack streitig gemacht hat:***)

„Oft wird ein Vers
Vortrefflich, blos wenn ein alltäglich Wort
Durch eine schlaue Stellung unverhofft
Zum neuen wird. Wo neu entdeckte Dinge
Zu sagen sind, da ist's mit Recht erlaubt,
Auch unerhörte Wörter zu erfinden,

*) Omnia verba, exceptis, de quibus dixi (sc. parum verecundis) sunt alicubi optima; nam et humilibus interdum et vulgaribus opus est, et quae nitidiore in parte videntur sordida, ubi res poscit, propria dicentur. Instit. orat., X. c. 1. 9.

**) Ibid. IV. c. 1. 58.

***) Dixeris egregie, notum si callida verbum
Reddiderit junctura novum. Si forte necesse est
Indiciis monstrare recentibus abdita rerum:
Fingere cinctutis non exaudita Cethegis
Continget, dabiturque licentia sumta prudenter. —
Quid autem
Caecilio Plautoque dabit Romanus, ademtum
Virgilio Varioque? —
Licuit semperque licebit
Signatum praesente nota procudere verbum. —
Multa renascentur, quae jam cecidere, cadentque,
Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus,
Quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi.
Hor., Ars Poet., 47—72.

Wenn diese Freiheit mit Bescheidenheit
Genommen wird.
Was kann der Römer einem Plautus und
Cäcil gestatten, das Virgil und Varius
Nicht wagen durfte? u. s. w.
— — — Immer war's und bleibt's
Erlaubt, ein ungestempelt Wort
Von gutem Korn und Schrot in Gang zu bringen u. s. w.
Viel abgestorbne Wörter werden wieder
Ins Leben kehren, viele andre fallen,
Die jetzt in Ehren sind, so wie der Brauch
Es fügen wird, bei welchem doch zuletzt
Allein die Macht, hierin Gesetz zu geben, steht."

Schriftsteller von Geschmack, d. i. von feinem, gelehrtem und sicherm Urtheilsgefühl des Schönen und Schicklichen, wissen immer am Besten, was sie zu thun haben, und wie weit sie gehen dürfen; fehlen sie aber, so kommt es einem wahren Aristarch (der dem Homer selbst nichts übersieht) allerdings zu, zu zeigen, wie, worin und warum sie das Schickliche verfehlt haben. Aber nie kann ihm die Anmaßung gestattet werden, willkürliche Gesetze zu geben und dem Genie, dem Witz, der Laune Fesseln anzulegen, so lange sie die Freiheit, das Element, worin sie allein leben können, nicht auf offenbaren Mißbrauch ziehen. Dem Dichter sind die Worte — Farben, Rhythmen und melodische Töne zugleich. Nach Herrn Adelung ist die Verständlichkeit die einzige Absicht der Sprache.*) Hätte er gesagt, die erste, so wäre nichts dagegen einzuwenden: daß sie die einzige sei, wird ihm kein Dichter zugestehen. Der will und soll mit seiner Sprache noch viele andre Absichten erreichen. Ein veraltet Wort, ein Provincialwort, wofür das sogenannte Hochdeutsche kein völlig gleichbedeutendes hat, ist zuweilen an dem Orte, wo er's braucht, gerade die einzige Farbe, die zu einer bestimmten Absicht paßt, und wovon die Wirkung abhängt. Zuweilen ist das oberdeutsche Wort um eine Silbe kürzer oder länger oder hat andre Vocalen, andre Consonanten u. s. w. als das hochdeutsche, und gerade dadurch erhält der Dichter den höhern Wohlklang eines Verses, die schönere Rundung einer Periode u. s. w. Und wenn es denn überdies ein Wort ist, das

*) Magazin der deutschen Sprache. Erstes Stück, S. 57.

Luther oder Opitz schon gebraucht haben, wer kann ihm zumuthen, daß er es blos deswegen verwerfen soll, weil es im südlichen Kursachsen von 1740—1760 nicht im Umlauf war?[1])

Die vorstehenden beiden Aufsätze über die von dem berühmten Adelung vor achtzehn Jahren in seinem Magazin der deutschen Sprache aufgeworfene und (wie es mir damals schien und noch scheint) gar zu einseitig beantwortete Frage: „Was ist Hochdeutsch?" erschienen im November und December des Teutschen Merkur's 1782 unter dem Namen Musophilus,[2]) in Form von Briefen an den Herausgeber, wiewol sie diesen selbst zum Verfasser hatten. Sie veranlaßten ein paar polemische Abhandlungen im vierten Stück des ersten Bandes gedachten Magazin's, welche so beschaffen waren, daß Musophilus sie nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen glaubte. In der That schien es vielen unparteiischen Lesern, daß Herr Adelung in dieser kleinen literarischen Fehde nicht kaltblütig genug geblieben sei und den Schein, als ob er seinen Gegner ein Wenig zu vornehm und übellaunig behandle, nicht genugsam vermieden habe. Indessen da Musophilus in seiner (in den April des Teutschen Merkur's 1783 eingerückten) Antwort auch etwas wärmer geworden war, als nöthig ist, und eine Verlängerung dieses Streits zu nichts mehr gut sein konnte, trat der Herausgeber des Merkur's in seiner eignen Person, aber zugleich als Friedensstifter zwischen den streitenden Parteien hervor und erklärte sich über die Frage, worüber gestritten wurde, auf eine Art, die, wie wir glauben, aller Fehde billig ein Ende machen mußte. Wiewol nun der sogenannte Nachtrag des Musophilus blos darum, weil der Streit persönlich zu werden anfing, hier keinen Platz findet,[3]) so hat man doch für gut ge-

---

[1]) Der Merkur beschloß hier den „Versuch" mit folgendem, Musophilus unterzeichneten, kurzen Nachworte: „Doch ich werde gewahr, daß ich in einen Bezirk gerathe, worin es Ihnen, mein Herr, am Besten ansteht, das Wort zu führen, und ich breche um so lieber ab, da Sie uns Hoffnung gemacht haben, daß Sie in Ihren Briefen an einen jungen Dichter Sich auch über diese Materie ausführlicher vernehmen lassen werden." — A. d. H.

[2]) Im Merkur trägt nur der zweite Aufsatz diese Unterschrift (s. die vorhergehende Anm.), der erste war mit dem Namen Philomusus bezeichnet (vgl oben S. 4, Anm. 1). — A. d. H.

[3]) Wir geben ihn S. 39 ff. als Zusatz. — A. d. H.

funden, dem besagten letzten Aufsatz seiner guten Sentenz und der mehreren Vollständigkeit wegen den wenigen Raum, den er hier einnimmt, nicht zu versagen.

III.[1])

Musophilus hat, wie uns dünkt, sehr wohl daran gethan, daß er einen Streit abgebrochen, wobei man unvermerkt wärmer wird, als man anfangs werden wollte, und wobei, weil sich zuletzt doch immer Empfindlichkeit und Rechthaberei ins Spiel mischt, die Wahrheit gemeiniglich nicht viel gewinnt. Wie viel er mit seiner Appellation an das Publicum gewinnen werde, weiß ich nicht; wenigstens bescheide ich mich gern, daß, nachdem er dieses Rechtsmittel auf seine Gefahr ergriffen hat, es mir weniger als jemals anständig wäre, mich zu einem Schiedsrichter in diesem Streit aufwerfen zu wollen. Indessen mag es doch erlaubt sein, einen Vorschlag zur Güte zu thun und zu versuchen, ob die Parteien nicht geneigt sein möchten, beiderseits von der Strenge ihrer Forderungen so viel nachzulassen, als zu Bewirkung eines billigen Vergleichs nöthig ist. Ich habe um so viel mehr Hoffnung, diesen Versuch nicht vergebens zu thun, da es mich beinahe unmöglich dünkt, daß Herr Adelung und mein pseudonymer Correspondent, sobald sie sich gelassen und freundlich gegen einander erklären wollten, am Ende nicht in der Hauptsache zusammentreffen sollten. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Herr Adelung durch einen sehr giltigen und patriotischen Beweggrund vermocht worden, die Frage: Was ist Hochdeutsch? zu einer Zeit aufzuwerfen, wo ihre Erörterung für unsre Literatur nützliche Folgen haben kann. Die Freiheiten, welche sich die meisten Bücherschreiber seit ungefähr zehen Jahren mit der Sprache nehmen; die groben Fehler wider die Grammatik, wovon es in vielen neuen Büchern und Broschüren wimmelt; die überhand nehmende Anmaßung, sich über allen

---

[1]) Im Merkur (1783, II. S. 19—30) folgte dieser dritte Abschnitt als „Zusatz des Herausgebers" dem vorgedruckten Aufsatze: „Musophili Nachtrag 2c." (unten S. 39—48.) — A. d. H.

Sprachgebrauch und über alle Regeln wegzusetzen; kurz, die lächerliche und die ganze Nation beschimpfende Sprachverwirrung, die daraus entsteht, daß nicht nur einige Magnaten unsrer gelehrten Republik (die dem Volk hierin mit keinem guten Beispiel vorgehen), sondern beinahe Jeder, der etwas drucken läßt, sich eine eigne Sprache und eine eigne Unrechtschreibung macht — sind schon lange ein Gräuel in den Augen aller gesunden Köpfe; und da es die höchste Zeit ist, diesen Mißbräuchen entgegenzuwirken, wem stand es besser an, die Hand an dieses löbliche Reformationswerk zu legen, als dem Herrn Adelung?

Da nun die Sprachverwirrung, über welche seit einigen Jahren so viel Klagens ist, ohne daß gleichwol der Sache abgeholfen wird, sondern das Uebel vielmehr immer größer zu werden scheint, lediglich von den Schriftstellern herkommt, so war auch aus diesem Grunde schon nothwendig, daß Herr Adelung bei Beantwortung der Frage: Was ist Hochdeutsch? oder: Welches ist die Sprache, deren sich die Schriftsteller zu bedienen haben? einen Grundsatz aufsuchte und festsetzte, wodurch die Sprache von der Willkür der Schriftsteller unabhängig gemacht würde. Die Verwirrung schien ihm (mit Rechte, däucht mich) nicht anders aufhören zu können, als wenn die Schriftsteller aus dem gesetzlosen Stande, wo Jeder thut, was ihm beliebt, zu einem gemeinschaftlichen Panier zurückgerufen würden. Dieses fand er in der obersächsischen Mundart, vornehmlich wie sie von den obern Classen des südlichen Kursachsens gesprochen wird. Seiner Meinung nach muß für jede lebende Sprache eine Hauptstadt oder wenigstens eine Provinz sein (und natürlicherweise ist es die cultivirteste und blühendste), welche gleichsam der Depositär der Sprache ist; und wenn dies auch von Deutschland gilt, welcher andre Kreis desselben könnte dem obersächsischen diesen Vorzug streitig machen wollen?

Gleichwol ist der Grundsatz des Herrn Adelung, so wie er ihn in seiner Abhandlung vorgetragen und ausgedehnt hat, mit allen den Folgen, die er daraus gezogen, so neu und unerhört, daß er (wie er selbst vorhersah) allen seinen Lesern außerhalb Kursachsen auffallen mußte. Verständige Männer, welche die regellosen Anmaßungen vieler neuern und neuesten Buchmacher ebenso thöricht finden als er, aber auch die nachtheiligen Folgen des übertriebenen Purismus der Gottschedi-

schen Secte*) noch nicht vergessen haben, glaubten, die Sprache des gesellschaftlichen Umgangs der obern Classen im südlichen Kursachsen könne weder als eine hinlängliche noch zuverlässige Regel für alle Arten von guten Schriftstellern angesehen werden. Denn wenn man auch sagen kann, wo diese obern Classen anfangen: wer getraut sich wol, die Linie zu ziehen, wo sie aufhören? Und wer scheut sich nicht vor dem Gedanken, den Geist der ersten Schriftsteller seiner Nation in die engen Schranken der Gesellschaftssprache einer einzigen Stadt, und wenn es selbst die Hauptstadt des ganzen Reiches wäre, eingezwängt zu sehen? Was würde aus einem Aeschylus, einem Pindar, einem Aristophanes geworden sein, wenn sich die obern Classen in Athen und Thebä eines solchen Vorrechts über den Genie ihrer größten Schriftsteller hätten anmaßen wollen?

Ohne Zweifel waren es Betrachtungen dieser Art, die unsern unter dem Namen Musophilus verborgnen Correspondenten zum Widerspruch gegen den Grundsatz des Herrn Adelung bewogen.

Allein so wenig als es Jenem einfallen könnte, die Sprache der Willkür der Schriftsteller preiszugeben, so gewiß halte ich mich, daß es Herrn Adelung's Meinung niemals war — wie ihn Musophilus beschuldigt —, ohne alle Einschränkung und Ausnahme kein Wort, keine Redensart, keine Redefigur, keine Versetzung, keine Auslassung, keine Wendung u. s. w. gelten zu lassen, die man nicht in der täglichen Gesellschaftssprache der Personen von Erziehung und feinerer Lebensart im südlichen Kursachsen zu hören bekommt.

Er hat Recht, alle Arten von Mißbräuchen desjenigen, was nach Horazens bekannter Regel den Schriftstellern jederzeit erlaubt gewesen ist, zu rügen; aber seine Meinung kann nicht sein, ihnen auch den sparsamen, klugen und zweckmäßigen Gebrauch dieser Vorrechte zu untersagen. Auch wird er schwerlich in Abrede sein, daß unsere Literatur, die erst seit vierzig Jahren sich zu heben anfängt, noch immer im Steigen ist; daß der gegenseitige Einfluß der lebendigen Sprache auf die Schriftsteller und der Schriftsteller auf die Sprache in

*) Man erinnere sich nur des „Neologischen Wörterbuchs". — [Das Wörterbuch war von Schönaich. — A. d. H.]

der Natur der Sache so nothwendig gegründet ist, daß weder die obern Classen der blühendsten Provinz noch die Schriftsteller nach dreißig bis vierzig Jahren völlig ebendieselbe Sprache reden und schreiben, die ihre Vorfahren vor dreißig oder vierzig Jahren sprachen und schrieben; daß man also (wie Musophilus mit Recht zu behaupten scheint) die hochdeutsche Schriftsprache noch nicht für ganz vollendet annehmen kann, und daß, so wie eine Menge fremder Wörter durch den Gebrauch,

Quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi,

einheimisch worden sind, ebenso auch manche, die ehemals provincial waren, durch den verständigen Gebrauch guter Schriftsteller Beifall gefunden haben und aus der Schriftprache unvermerkt in den Mund der Hochdeutschen gekommen und im Gebrauch geblieben sind.

Wir zweifeln nicht, daß, wenn Herr Adelung sich über Alles dieses näher erklärt haben wird, den zeitherigen Widersprechern gegen seine löblichen Bemühungen, Gleichförmigkeit und Ordnung in unsrer Schriftsprache wiederherzustellen, wenig oder nichts einzuwenden übrig bleiben werde.

Zu diesem Ende wünschen wir, daß es ihm gefallen möchte, sich über folgende Fragen ausführlicher und bestimmter vernehmen zu lassen:

1. Wie weit erstreckt sich das Recht, das die Schriftsteller (besonders diejenigen, welche nach der Baconischen Abtheilung in die Classe der Einbildungskraft gehören) über die Sprache haben, insofern solche als eine geschmeidige Masse betrachtet werden kann, welcher sie die Empfindungen und Gedanken ihrer Seele eindrücken? Herr Adelung gesteht ihnen bereits nicht nur das Recht ein, sondern macht es ihnen (wie billig) zur Pflicht, in ihrer Sprache mehrere Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Auswahl zu gebrauchen, als die gewöhnliche Gesellschaftssprache zuläßt. Welches sind nun die Grenzen dieses Rechts? Wie weit gehen die Obliegenheiten dieser Pflicht? Sollte Aufmerksamkeit und Auswahl das Recht des Dichters an die Sprache ganz erschöpfen? Sollte die Sprache des lyrischen, epischen, tragischen und komischen Dichters so schlechterdings in die Grenzen der gewöhnlichen Gesellschaftssprache Obersachsens ein-

geschränkt werden können, wie Herr Adelung S. 85 seiner Antwort gegen Musophilus zu behaupten scheint?

2. Ist nicht, ungeachtet der beständigen Ebbe und Fluth, welcher die lebenden Sprachen unterworfen sind, unstreitig, sowol was die Wörter selbst als die Art ihrer Zusammensetzung betrifft, in jeder Sprache etwas Beständiges, etwas, das wenigstens durch den Gebrauch ganzer Jahrhunderte zum allgemeinen, festen und gleichsam geheiligten Sprachgebrauch geworden ist? Kann man nicht dieses Feste und Allgemeine in jeder Sprache, worauf sich ihre Regelmäßigkeit einzig gründet, die Natur der Sprache nennen? Und muß nicht diese Natur der Sprache schlechterdings jedem Schriftsteller heilig sein?

3. Ist man hinlänglich begründet, ohne Ausnahme zu behaupten, daß alle veralteten, d. i. in der obersächsischen Gesellschaftssprache außer Gebrauch gekommenen Wörter dieses Schicksal nur darum gehabt hätten, weil man sie entbehrlich gefunden? Können nicht eine Menge zufälliger Umstände daran Schuld haben, aus welchen man gegen den Werth dieser Wörter nichts beweisen kann? Und wenn sie auch in der gemeinen Gesellschaftssprache entbehrlich wären, sind sie es darum auch dem Schriftsteller von Geschmack und besonders dem Dichter, der nicht selten in dem Falle ist, synonyme Wörter, die aber in sehr feinen Nüancen von einander verschieden sind, nöthig zu haben? Hat man nicht in andern und in unsrer eignen Sprache Beispiele, daß dergleichen Wörter, die von guten Schriftstellern mit Wahl und Absicht wieder zurückgerufen worden, Beifall gefunden haben und wieder in Umlauf gekommen sind? Ist nicht dies der Fall, wovon Horaz spricht:

> Multa renascentur, quae jam cecidere, cadentque,
> Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus.

Und wenn dies seine Richtigkeit hätte, wer wäre geschickter als Herr Adelung, uns entweder ein Verzeichniß derjenigen außer Uebung gekommenen Wörter, welche der Wiedereinführung würdig sind, zu geben oder (was ein noch größeres Verdienst wäre) jedem derselben das übliche hochdeutsche Wort, welches völlig ebendieselbe Bedeutung hat, entgegenzustellen?

4. Gilt nicht eben das von vielen Wörtern, welche, wie-

wol sie in der erhabensten Schreibart und in der edelsten Sprechart nicht brauchbar sind, dennoch deswegen nicht ohne allen Unterschied für niedrig und unedel erklärt werden können, sobald Schriftsteller von Geschmack sie durch die Art, wie sie von selbigen Gebrauch gemacht, gleichsam geadelt und der Zulassung in die gute Gesellschaft fähig gemacht haben? Und ist's nicht dies, was Horaz (dessen Brief an die Pisonen billig allen Dichtern und Kunstrichtern für ein Gesetzbuch gilt) im Sinne hatte, wenn er sagt:[1])

Ex noto fictum carmen sequar, ut sibi quivis
Speret idem etc.
Tantum series juncturaque pollet,
Tantum de medio sumtis accedit honoris!

welches ich richtig so übersetzt zu haben glaube:

Aus lauter Jedermann bekannten Wörtern
Wollt' ich mir eine neue Sprache bilden, so
Daß Jeder dächt', er könnt' es auch; allein
Wenn er's versucht und viel geschwitzt und lange
Sich dran gemartert hätt', es doch zuletzt
Wohl bleiben lassen müßte. Lieben Freunde,
So viel kommt auf die Kunst der Farbenmischung an!
So viel kann dem Gemeinsten blos die Stellung
Und Nüancirung Glanz und Würde geben!

5. Sollten die Versuche, die von einigen unsrer neuern Schriftsteller hier und da gemacht worden, uns eine Art von launisch-komischem Stil zu schaffen, der uns das wäre, was den Franzosen der Stile de Marot, worin Chaulieu, Hamilton, Voltaire u. A. so vielen Beifall erhalten haben — sollten diese Versuche mit hinlänglichem Grunde unter die geschmacklosen Thorheiten der nächstverflossnen zwanzig Jahre gerechnet werden können? Und wenn Herr Adelung dies (wie ich ihm zutraue) nicht behaupten wird, müßte dem Dichter von Geist und Geschmack, der in dieser Gattung sich hervorzuthun fähig wäre, nicht gestattet werden, von dem ganzen Reichthum der deutschen Sprache und von allen ihren Dialekten zu Bil-

[1]) Hor., Ars Poet., 240—243. — A. d. H.

dung dieser Art von launisch-scherzhafter Sprache mit Bescheidenheit und feiner Auswahl Gebrauch zu machen? Einen höchst unglücklichen Versuch dieser Art haben wir vor einigen Jahren an den drei hübschen Märchen[1]) gesehen, welche freilich keinen Beifall erhalten konnten, da der Verfasser ohne alles Gefühl des Schicklichen dabei zu Werke ging und die Sprech- und Schreibarten von sechs oder acht Jahrhunderten auf eine Art durcheinandersudelte, die jedem Leser von Geschmack ekelhaft sein mußte. Unstreitig gehört ein Schriftsteller von den vorzüglichsten Gaben und dem auserlesensten Gefühle dazu, um in einer Art von Poesie glücklich zu sein, wo es schwerer ist, das Nie zu viel und Nie zu wenig immer zu beobachten, als in irgend einer andern, wenn man für ein Publicum arbeitet, das schwerer zu befriedigen ist als das römische zu Horazens oder das unsrige in unsern Zeiten. Aber müßte einem solchen Schriftsteller nicht alle die Freiheit gestattet werden, zu welcher ihn die Natur der Sache und sein Genie berechtigen? Und wenn (um nur ein einziges Beispiel zu geben) der allgemeine Beifall der Nation Bürger's Lenore gekrönt hat: mit welchem Grunde könnte man dieses Meisterstück einer schönen Volksromanze mit allen den elenden Nachahmungen der Kunstjüngerlein, quibus cacatum pictum est,[2]) in einen Kessel werfen und Alles zusammen als geschmackwidrigen Unrath in den Ausguß schütten?[3])

---

[1]) Von Mylius (Halle 1777). — A. d. H.

[2]) Nach Bürger's „Cacatum non est pictum“. — A. d. H.

[3]) Im Merkur folgte hier noch der Schluß: „Doch es ist Zeit, für diesmal abzubrechen. Untersuchungen dieser Art, ohne vorgefaßte Meinungen, scharfsinnig und mit feiner Unterscheidungskraft angestellt, würden unsrer Literatur ganz gewiß großen Nutzen bringen. Herr Adelung hat in seinem Magazin einen Anfang gemacht, verschiedene Sprachmißbräuche unsrer Zeit auf eine gründliche Art zu rügen, und insonderheit scheinen mir seine Grundsätze über die Rechtschreibung eine allgemeine Befolgung zu verdienen. Seine Aufsätze über das, was Hochdeutsch ist, und über die deutsche Literatur mögen wol in manchen Punkten einer genauern Bestimmung und Auseinandersetzung benöthigt sein; aber, wie er sich auch über einige problematische Sätze noch erklären mag, so wird man ihm immer den Dank schuldig sein, durch sein Magazin das Publicum aus einer Gleichgiltigkeit, die der Sprache und dem Geschmack verderblich ist, aufgeweckt und auf eine Art von Literatur aufmerksam gemacht zu haben, deren Vernachlässigung noch allezeit den Verfall der übrigen Gattungen nach sich gezogen hat.“ — A. d. H.

Zusatz.

Musophili Nachtrag zu seinem Versuche über die Frage: Was ist Hochdeutsch? An den Herausgeber des Teutschen Merkur's.[1])

Da Ew. ꝛc. die Gewogenheit gehabt haben, meinen Versuch über die von Herrn Rath Adelung aufgeworfene Frage: „Was ist Hochdeutsch?“ in Dero beliebtes Journal aufzunehmen, so halte ich mich gewissermaßen berechtigt, zu hoffen, Sie werden auch diesem kleinen Nachtrag, zu welchem ich mich durch die zwei*) gegen den Teutschen Merkur gerichteten Abhandlungen dieses berühmten Mannes veranlaßt sehe, ebendieselbe Gunst erzeigen. Ich habe die Ehre ꝛc.

Musophilus, alias Philomusos.

Herr Adelung würde mir durch die Ehre, die er mir erwiesen, sich zu einer ziemlich ausführlichen Widerlegung meines in den beiden letzten Monaten des Teutschen Merkur's 1782 erschienenen Versuchs über die Frage: Was ist Hochdeutsch? herabzulassen, ebenso viel Vergnügen gemacht haben, als ich ihm für seine Bemühung, mich zu belehren, Dank schuldig bin, wenn die Art, wie er dabei zu Werke gegangen ist, nicht die stärkste Vermuthung erweckte, daß diese Arbeit ihm selbst mehr Unlust als Vergnügen gebracht haben müsse. Wie dies gekommen sein mag, weiß ich nicht; aber die böse Laune, die in seinen beiden Aufsätzen gegen mich herrschet, ist gewiß nicht mir allein aufgefallen; und ich beklage sie um so mehr, da ich ihm keine Ursach dazu gegeben zu haben glaube und wirklich nicht sehen kann, warum die Punkte, über welche ich ihm meine Zweifel in der unschuldigsten Absicht von der Welt vorgetragen

*) Im vierten Stücke des ersten Bandes seines Magazin's der teutschen Sprache.

[1]) Teutscher Merkur 1783, II. S. 307–320 (falsche Bezeichnung statt 1–16: es ist der Anfang des Vierteljahrs) und 17 f. Vgl. oben S. 31, Anm. 3 u. S. 32, Anm. 1. — A. d. H.

habe, nicht von seiner Seite sowol als von der meinigen mit heitrer Stirne, ohne Empfindlichkeit, Grämlichkeit und Uebelnehmen hätten sollen ausgemacht werden können.

Herr Adelung versichert gleich im Eingange seiner Abhandlung gegen mich, oder wie es ihm sich auszudrücken beliebt, gegen den Teutschen Merkur: daß er bei der Ausgabe seines Magazin's nicht die Belustigung müssiger oder Täuschung unkundiger Leser, sondern die Beförderung gründlicher Sprachkenntniß zur Absicht gehabt habe. Wozu diese höchst überflüssige Protestation gegen erträumte Beschuldigungen, die ihm gewiß keiner seiner Leser gemacht haben würde?

Man merkt nun freilich wol, daß dies Jemand gelten soll; wem? läßt sich allenfalls auch, ohne ein Oedipus zu sein, errathen. Aber was man nicht erst zu errathen braucht, sondern mit Händen greift, ist: daß ein Mann, der in diesem Ton anfängt, besser thäte, die Feder gleich wieder niederzulegen und eine Stunde, wo seine Lebensgeister heitrer fließen, abzuwarten.

Herr Adelung hat es in seinen besagten beiden Aufsätzen durchaus immer mit einem Gegner zu thun, und mit was für einem Gegner? Mit einem Gegner, „der nicht für nothwendig gehalten, ihn bis zum Ende anzuhören, der ihm willkürlich widerspricht, der sein Publicum etwas bereden will, der seine (Herrn Adelung's) überzeugenden Gründe vor Augen liegen hat, aber sie nicht sieht oder wenigstens thut, als ob er sie nicht sehe — der sich hinter Schlupfwinkel verbirgt, der, bei einer Gelegenheit, wo wahrlich nur ein Narr oder ein von Hypochonder und Eigendünkel geplagter Pedant in Heftigkeit gerathen kann, in Heftigkeit geräth" u. s. w.; kurz, ein Gegner, der nicht verdient, daß ein Mann wie Herr Adelung nur einen Augenblick mit halbem Ohr auf sein elendes Geschwätze achte. Und dieser Gegner — fidem vostram, Quirites![1]) — dieser Gegner bin — ich, ich, Philomusos oder Musophilus, wie Sie wollen, unschuldiger und nichts Böses meinender noch ahnender Schreiber eines in den Teutschen Merkur eingerückten unmaßgeblichen Versuchs über einen Gegenstand, worüber jeder Deutsche oder Teutsche für erlaubt halten wird, seine Meinung zu sagen — eines Versuchs, worin ich zwar das Unglück habe, über die Frage: „Was ist Hochdeutsch?" anderer Meinung zu sein als Herr

[1]) „Di, vostram fidem!" lautet die den Alten geläufige Redensart. — A. d. H.

Adelung, aber hierin (seiner eignen Versicherung nach) unsre deutschen Provinzen und also ungefähr ganz Deutschland zum Mitschuldigen habe. Wie? ich ein Gegner des Herrn Adelung's, blos weil ich mit der größten Bescheidenheit einige Einwürfe gegen eine seiner Behauptungen wagte und diese Einwürfe selbst blos als Zweifel vortrug, durch deren Beantwortung er mich und einige Millionen Deutsche, mit welchen ich hierin einerlei Gedanken hege, verbunden hätte? Macht mich dies zum Gegner eines Mannes, den ich öffentlich für meinen Meister erkenne? Aber mein Unglück will nun einmal, daß er mir Alles übel nimmt, sogar die Höflichkeiten, die ich ihm aus gutem Herzen sage, und die gewiß kein unbefangener Leser für Ironie genommen hat. Ich hatte, nicht um Herrn Adelung ein Compliment zu machen (denn was könnte das ihm oder mir helfen?), sondern weil es Wahrheit ist, und weil ich dessen als eines Vordersatzes zu einer Schlußfolge vonnöthen hatte, Herrn Adelung „einen Gelehrten genannt, der unsre Sprache (ich meinte die deutsche Sprache in ihrem ganzen Umfange) lange und gründlich studirt, große Beweise seiner darin erlangten Einsichten gegeben und durch ungemeine Verdienste (ich dachte dabei hauptsächlich an sein Wörterbuch) sich ein wohlbegründetes Ansehen in diesem Fache erworben habe". Und wie nimmt nun Herr Adelung dies auf? „Mein Gegner", sagt er, „legt mir S. 145f. einige Verdienste um die Sprache bei u. s. w. Allein da er in seinem ganzen Aufsatze zu behaupten sucht, daß ich mich in dem, was Hochdeutsch ist, völlig geirrt habe, so wird das Vorige noch weniger als ein Compliment. Eine Sache lang und gründlich studirt haben und doch nicht einmal wissen, was sie ist, ist, so viel ich einsehe, ein Widerspruch; daher er sich auch keinen Dank dafür von mir zu versprechen hat." Dies heißt, mit Erlaubniß, auch gar zu wunderlich sein! Wenn solche Folgerungen gälten, so dürfte kein Gelehrter jemals etwas gegen die Behauptungen eines Andern einwenden; und ich könnte mich mit ebenso gutem Grunde beschweren, Herr Adelung habe mir durch die vorhin schon berührten Anschuldigungen alle Ehrlichkeit und sogar den Menschenverstand abgesprochen. Uebrigens war die Gerechtigkeit, die ich den Verdiensten des Herrn Adelung erwies, vollkommen uneigennützig, und seine Dankbarkeit kann vor meinen Ansprüchen ganz ruhig sein; ein Wenig mehr Billigkeit war Alles, was ich von ihm erwartete, und womit ich voll-

kommen zufrieden gewesen wäre. Was aber den vermeinten Widerspruch betrifft, so ist es (so viel ich einsehe) eben nichts Unerhörtes, daß man eine Sache lang und gründlich studirt haben kann und doch nicht weiß, was sie ist; wenigstens giebt es im Himmel und auf Erden eine Menge Sachen, von denen Der am Wenigsten weiß, der am Meisten zu wissen glaubt, und wovon man immer weniger weiß, je länger und tiefer man sie studirt. Aber dies ist hier nicht der Fall; auch habe ich nie zu behaupten gesucht, daß sich Herr Adelung in dem, was Hochdeutsch ist, völlig geirrt habe, sondern ich habe nur Zweifel und Einwürfe gegen seine Behauptung, „daß die gewöhnliche Gesellschaftssprache des südlichen Kursachsens in den obern Classen die einzige Richtschnur der hochdeutschen Schriftsprache sei", vorgebracht. Hat Herr Adelung dies nicht behauptet, sa kann er sagen, daß ich ihn unrecht verstanden habe, und alsdann müßte ich mich damit zu trösten suchen, daß alle mir bekannten Leser seines Magazin's ihn gerade so verstanden haben wie ich. Hat er aber jenen Satz wirklich behauptet, so gestehe ich, daß ich aller seiner subtilen Deductionen ungeachtet noch immer der Meinung bin, daß er sich geirrt habe. Irren ist etwas sehr Menschliches; und wer von uns Beiden auch der Irrende sein mag, so hat sich doch Keiner eines Verbrechens zu schämen, das wir mit Plato und Aristoteles gemein haben. Newton's Theorie des Lichts wird ewig ein bewundernswürdiges Werk bleiben, wenn gleich seine Meinung über das, was die Lichtstrahlen sind, so irrig sein sollte, als die größten unsrer jetzigen Naturforscher behaupten. Dies könnte gerade hier der Fall des Herrn Adelung sein, wiewol ich mir mit der Vergleichung kein Gratial von ihm versprochen haben will. Sein Wörterbuch, sein Lehrgebäude der deutschen Sprache u. s. w. sind darum nicht weniger Jedem, der unsere Sprache gründlich erlernen will, unentbehrliche Werke, wenn sie schon, wie alle Dinge unterm Monde, auch ihre Unvollkommenheiten und Gebrechen haben; zumal da diese letztern meines Bedünkens größtentheils bloße Folgen der besondern Meinung sind, die er über das, was Hochdeutsch ist, zu fassen beliebt hat. Die besten Menschen sind nicht immer von der Schwachheit ausgenommen, in irgend einer Sache zu radotiren. Ein Mann habe sich eine Lieblingsgrille in den Kopf gesetzt, so wird sie ihm als die erweislichste, erwiesenste, sonnenklarste Sache in der Welt vorkommen; er wird nicht begreifen können,

wie Jemand so verkehrt, so vorsätzlich blind sein könne, nicht ebenso überzeugt von ihr zu sein wie er; er wird, wenn etwas wider sie eingewendet wird, in Hitze gerathen, die Sache in einem tragischen Ton nehmen, Sophistereien zu Behauptung seiner geliebten Grille vorbringen, die er an einem Andern unerträglich finden würde, und, was nicht zu vergessen ist, in und bei Allem diesem eine so ehrliche Absicht und ein so gutes Gewissen haben, als ob er wirklich Recht hätte, und dieses einzigen Nagels im Kopfe ungeachtet gleichwol in allem Uebrigen ein so wackrer Mann sein als Einer in der ganzen Stadt,

„In Umgang angenehm, ein guter Nachbar,
Ein guter Ehmann und ein milder Herr,
Auch sonst, um einem Wagen auszuweichen,
Besonnen gnug, und neben offnen Brunnen
Vorbeizugehn.“*)

Der Himmel bewahre mich, dem Herrn Adelung eine so gemeine und so unfreiwillige menschliche Schwachheit übel zu nehmen; ich würde ihrer nicht einmal erwähnt haben, wenn ich mir die seltsame Empfindlichkeit, womit er meine Einwendungen aufgenommen hat, auf eine glimpflichere Art zu erklären wüßte. Diese geht so weit, daß er mir sogar aus der Zurückhaltung meines Namens einen Vorwurf macht. „Wozu diese Hülle?“ sagt er. „Die Sache selbst betrifft weder die Ehre noch die Seligkeit. War es etwa Mißtrauen in seine eigne Sache, welche ihn dazu bewog? Beinahe sollte ich es glauben.“ Gerechter Himmel! welch eine Art zu schließen! Eben darum, weil die Sache weder Ehre noch Seligkeit betrifft, war es mir sehr erlaubt, meinen wahren Namen aus dem Spiele zu lassen. Was thut in einer literarischen Erörterung der Name der Person zur Sache? Und wenn ja ein Jeder, der anders als Herr Adelung denkt, sein Gegner und jede Einwendung gegen seine Meinungen eine Herausforderung zum Zweikampf sein soll, so wird er sich doch wol erinnern können (wenn er sich jemals in einer Erholungsstunde herabgelassen hat, Bernardo Tasso's Amadigi oder irgend ein älteres Ritterbuch zu durchblättern), daß selbst die Lancelot und Amadis es nicht unter ihrer Würde hielten, mit unbekannten Abenteurern eine Lanze zu brechen; daß öfters unter den unscheinbaren Waffen

*) Horaz, in der zweiten Epistel des zweiten Buches.

und hinter dem herabgezognen Visir ein Mann verborgen war, welchen aus dem Sattel zu heben selbst der beste Ritter der Tafelrunde sich zur Ehre rechnen konnte, und daß ein solcher Zweikampf, anstatt mit tödtlichen Wunden, nicht selten, wenn das Visir endlich aufgehoben wurde, in freundschaftlichen Umarmungen sich endigte.

Ich hätte aus alter Hochachtung gegen die Verdienste des Herrn Adelung wol wünschen mögen, daß dies zwischen uns der Fall sein möchte. Aber die Art, wie er in seinem Zweikampfe zu Werke geht, läßt mir dazu keine sonderliche Hoffnung übrig. Wie konnte er, da ich nicht sein Gegner, sondern blos sein Schüler sein wollte, durch meinen Widerspruch blos eine genauere Erörterung und Bestimmung seiner Meinung veranlassen oder vielmehr die Auflösung der Frage der Wahrheit näher gebracht sehen wollte: wie konnte er mir da zum Verbrechen machen, daß ich die Gründe meiner Meinung nicht bis auf ihre ersten Elemente aufgelöst und die seinigen nicht Punkt für Punkt vollständig und schulgerecht widerlegt habe? Es kam mir nie in den Sinn, ein Buch über die Sache zu schreiben; und indem ich meine Einwendungen gegen einige Sätze des Herrn Adelung, die ich für irrig halte, vortrug, glaubte ich, daß es Lesern, welche diese Gattung von Speculation lieben, leicht sein werde, zu sehen, wo die allgemeinen Grundsätze, auf welche er seine Meinung stützt, zu Entscheidung der Hauptfrage unzulänglich sind, und daß es also unnöthig sei, bis auf Analyse der Entstehung und Ausbildung der Sprache zurückzugehen. Ob ich in dieser Art zu verfahren bona fide gehandelt oder Herrn Adelung nur habe chicaniren und meinen Lesern einen Dunst vormachen wollen, stelle ich dem Urtheil der letztern getrost anheim. Wie hingegen Herr Adelung in seiner Antwort mit mir zu Werke gegangen, davon mögen einige wenige Beispiele zur Probe dienen.

1. In seinem ganzen Aufsatze spricht er so, als ob ich behauptet hätte, die Schriftsteller wären es, die eine Sprache erfänden, oder wenigstens käme die Ausbildung derselben ihnen allein zu. Da diese beiden Sätze augenscheinlich absurd sind, so ist es ihm ein Leichtes, den Strohmann, den sein böser Genius ihm unvermerkt an meine Stelle gesetzt hat, zu Boden zu fechten. Ebenso spielt er mit dem Worte Willkür; gleich als ob ich kindisch genug hätte sein können, zu be-

haupten, die Ausbildung einer Sprache könne der Willkür der Schriftsteller preisgegeben werden, d. h. Jeder könne schreiben, Wörter und Redensarten machen, decliniren, conjugiren, construiren, die Artikel oder Hilfswörter weglassen, Altes und Neues, Niedriges und Edles, was mit Recht verworfen worden, und was blos zufällig aus dem Gebrauche gekommen, kurz, quadrata rotundis[1]) nach seinem Eigendünkel unter einander mischen, wie es ihm beliebe. Wenn Herr Adelung mich wirklich so verstanden hat, so war es allerdings unglücklich für mich, daß ihm mein Aufsatz in einer so trüben Stunde zu Gesichte gekommen.

2. Er macht mir zum Vorwurfe, daß ich über seine von der attischen, römischen und toscanischen Schriftsprache hergenommene Instanzen mit leichten Füßen weggeschlüpft sei. Ich habe, als ich es that, die Ursache angegeben, und diese besteht noch Einwendens ungeachtet. Daß die Mundart der Stadt Rom die Mundart der Stadt Rom war, ist sehr natürlich, und daß die römischen Schriftsteller römisch schrieben, ist's auch; ich sehe aber nicht, was dies für Deutschland beweisen soll. Daß die Mundart der Stadt Athen die allgemeine Schriftsprache der Griechen gewesen sei, wird Herr Adelung doch wol nicht behaupten wollen? Homerus, Anakreon, Herodotus, Hippokrates schrieben, wie er weiß, im ionischen, Pindarus und Theokritus im dorischen, Alcäus, Sappho und nicht selten auch Homerus und Aristophanes im äolischen Dialekte. Ich habe hier lauter griechische Schriftsteller von der ersten Größe und aus verschiednen Zeiten genannt, die nicht in der attischen Mundart geschrieben haben. Also beweist auch diese nichts für ihn. Was die toscanische betrifft, so ist bekannt, daß die ersten und besten Schriftsteller Italiens im dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert Toscaner waren, und dies allein erklärt auf eine sehr natürliche Art, wie die toscanische Mundart zur herrschenden Schriftsprache Italiens werden konnte. Ich hatte also wol so Unrecht nicht, zu sagen: das Beispiel der attischen, römischen und toscanischen Sprache entscheide hier nichts; und wenn Herr Adelung, um dennoch Recht zu behalten, sich auf einen metaphysischen Satz stellt und mich be-

---

[1]) Hor., Epist., I. 1. 100. — A. d. H.

lehrt: „Wenn einerlei Erscheinung in neunzehn Fällen eine und ebendieselbe wirkende Ursache hat, so bin ich, wenn sie im zwanzigsten wiederkommt, doch gewiß berechtigt, sie so lange ebenderselben Ursache zuzuschreiben, bis ausdrücklich das Gegentheil dargethan wird" — und mich nun mit diesem Axiom mächtig beschämt zu haben glaubt, so frage ich nur: Wo sind diese neunzehn Fälle? und wo der Beweis, daß die Erscheinung gerade die angegebene und keine andre, wenigstens mitwirkende Ursache hat?

3. Um zu ersehen, ob Herr Adelung den wahren Standpunkt der Frage in seiner Antwort nicht verrückt habe, ersuche ich die Leser, die Stelle von S. 161—166,[1]) (in Nr. III. des Teutschen Merkur 1782) mit seiner Antwort S. 99f. zu vergleichen. Ich hatte gefragt: „Sind es die guten Schriftsteller einer Nation, welche die Schriftsprache derselben (nicht erschaffen, sondern nur) ausbilden, reinigen, poliren und zum möglichsten Grade von Vollkommenheit bringen? Oder sind es die obern Classen der Einwohner der blühendsten Provinz der Nation, die Alles dies leisten, und die allein dazu berechtigt sind?" Herr Adelung hat das Letzte, ich hingegen mit der ganzen Welt (so viel ich weiß) das Erste behauptet. „So lange nicht die Möglichkeit gezeigt wird," sagt Herr Adelung, „wie ohne die engeste Verbindung (und in dieser leben doch Schriftsteller nicht) einförmige Analogien stattfinden können (und diese sind doch schlechterdings nothwendig, wenn eine Sprache Sprache werden und bleiben soll), so lange ist auch an diese ganze Ausbildung durch Schriftsteller nicht zu gedenken. Wir haben in den letztern zwanzig Jahren ein auffallendes Beispiel, was aus der Sprache wird, wenn Schriftsteller sie ausbilden wollen. Der Eine schreibt und spricht: Vatter, Gebet für Gebeth, er weißt für er weiß; ein Andrer Froff und Färd für Pfropf und Pferd; ein Dritter lehrt ich schnid, sod, schrit, sof conjugiren; ein Vierter schreibt Knopflauch, zweynzig, ein Fünfter verbeißt die Vocale, 's ist gut, noch ein Andrer verschlingt die Artitel und Pronomina: hab auch was Neu's ausg'heckt, und was dergleichen Thorheiten mehr sind" u. s. w. Und damit glaubt mich Herr Adelung abgefertigt zu haben! So beweist er a priori und a posteriori! Weil ohne die

[1]) Oben S. 11—15 (Nr. 3). — A. d. H.

engste Verbindung keine gleichförmige Analogien statthaben, so haben Varro, Cicero, Virgil, Horaz, Livius, Seneca, Tacitus nichts zur Ausbildung und Vervollkommung der römischen, so haben Petrarca, Boccaz, Aretin, Bembo u. A. nichts zur Polirung der italienischen, die großen Schriftsteller aus Ludwig's XIV. Zeit nichts zur Reinigung und Verschönerung der französischen, Bodmer, Haller, Lessing nichts für die deutsche Sprache gethan! Und weil in diesen letzten Jahren eine Art von orthographischer Influenza unter uns epidemisch worden ist; weil einige Laffen unweislich thun, was gescheite Leute weislich thaten, oder weil jetzt auch Leute, die weder Sprachen noch Sachen verstehen, große und kleine Bücher drucken lassen — so sind es nicht die guten Schriftsteller, die bei jeder Nation das Meiste zur Ausbildung und Polirung der Sprache beitragen! Auf solche Beweise wird wol Niemand eine ernsthafte Antwort verlangen. Herr Adelung thut, als ob ich gesagt hätte: jeder Schriftsteller habe als solcher das Recht, mit der Sprache zu machen, was er wolle. Daher führt er auch

4. als ob es gegen mich wäre, den Vorwurf an, den Boileau dem affectirten Witzling Balzac macht: „Es ist ein unverzeihlicher Fehler an ihm, daß er sich zwingt, alle Dinge anders zu sagen, als sich alle andre Menschen ausdrücken." Damit, meint Herr Adelung, hätte nun Boileau klar bewiesen, daß es nicht die Schriftsteller sind, die eine Sprache ausbilden. „Denn", sagt er, „sollte Balzac als Schriftsteller die Sprache ausbilden, so mußte er sich ja anders ausdrücken, nicht allein als seine Zeitgenossen in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch anders als die übrigen Schriftsteller." Eine feine Art zu folgern! Also ist zwischen — sich besser, bestimmter, stärker, zierlicher ausdrücken, als man sich zu Balzac's Zeit in den obern Classen zu Paris ausdrückte, und zwischen der Affectation, Alles anders zu sagen als alle andre Menschen, kein Unterschied? und wenn Jemand von den Schriftstellern, die durch Verstand, Talente, Gelehrsamkeit und Geschmack berechtigt sind, es zu sein, behauptet, daß sie es sind, die am Meisten zu Ausbildung und Verschönerung einer lebenden Sprache beitragen, so hat er damit gesagt, jeder abgeschmackte Witzling, jeder Kindskopf, den die Finger jucken, jeder Schmierer, den Hunger und Verzweiflung zum Autor machen, habe ein Recht, mit der Sprache nach seinem Dünkel umzuspringen?

An diesen Proben mag's genug sein. Unparteiische Leser, welche Geduld genug haben, Herrn Adelung's beide Aufsätze im vierten Stück seines Magazin's mit dem meinigen zu vergleichen, werden sehen, daß beinahe Alles, womit er meine Fragen oder Einwürfe beantwortet zu haben vermeint, in diesem Geiste und Tone geschrieben ist; und ihnen überlasse ich es, dieser Art, in literarischen Erörterungen zu verfahren, den rechten Namen zu geben.

Ich, meines Ortes, würde meine Zeit und den Platz, der mir im Teutschen Merkur gegönnet worden, und der so leicht mit etwas Besserm auszufüllen gewesen wäre, über die Gebühr mißbrauchen, wenn ich mich mit einem Gegner, der mit solchen Waffen ficht, in einen längern Wortwechsel einlassen wollte. Mag Herr Adelung doch mit seinem Strohmann fechten und Triumph über ihn singen, so lange und viel ihm beliebt! Was ich hier sagen mußte, war abgedrungen. Ich wollte nicht streiten, nicht beleidigen; ich wollte freundlich und gründlich belehrt werden. Da es Herrn Adelung anders beliebt hat, so trete ich ab. Ich habe meine Meinung gesagt, Herr Adelung hat geantwortet: das unparteiische Publicum mag zwischen uns den Ausspruch thun!

Musophilus.

Ueber die Einführung der deutschen Monatsnamen.[1])

1. An den Herrn Herausgeber des Teutschen Museum's.[2])

Mit vielem Vergnügen, mein Herr und Freund, habe ich neulich im Teutschen Museum die Abhandlung des Herrn D. Runde von den römischen und deutschen Namen der Monate gelesen, und die nachdrückliche Strafpredigt, die er uns Allemannen, Franken und Sachsen deswegen hält, daß wir die deutschen Namen, womit Karl der Große die Monate belegt, aus einer kaum verzeihlichen Fahrlässigkeit wieder in Vergessenheit kommen lassen und, durch die leidigen Kalendermacher verführt, uns an die römischen Namen gewöhnt haben, die in jeder Betrachtung sich ebenso wenig für uns schicken, als hingegen die von dem großen Könige der Franken erfundenen sowol unsrer Sprache als der Natur oder den Verrichtungen und Verhältnissen eines jeden Monats angemessen sind.

Ich bin durch diesen Aufsatz um so angenehmer überrascht worden, weil ich selbst seit einiger Zeit mit einer solchen Aufforderung an unsre vaterländischen Zeitgenossen umging und es mir also nothwendig Freude machen mußte, das, was ich nur erst thun wollte, durch einen Andern besser, als ich's hätte machen können, bereits gethan zu sehen. Ich bin sonst nichts weniger als ein Freund der Neuerungssucht, die in unsrer Zeit schon so manche abenteuerliche, lächerliche und zum Theil schädliche Ausschweifung hervorgebracht hat. Auch dann sogar, wenn die vorgeschlagne Neuerung wirkliche Verbesserung wäre, aber vermöge der ganzen dermaligen Lage

[1]) Diese allgemeine Ueberschrift haben wir hinzugefügt. — A. d. H.

[2]) Teutscher Merkur 1781, I. S. 179—184. Der Herausgeber des damaligen „Neuen Teutschen Museum's" war H. Chr. Boje. — A. d. H.

der Umstände unmöglich zu Stande kommen kann, halt' ich für besser, es beim alten Brauch (zumal in Sachen, die von je her bei allen Völkern mehr vom Zufall und Gebrauch als vom Raisonnement abgehangen haben) bewenden zu lassen. So finde ich z. B. die Ungewißheit unsrer Rechtschreibung so unschicklich und unbequem als irgend Jemand und gestehe gerne, daß ich noch immer vergebens eine Art von Mittelweg suche, durch welchen einigen der anstößigsten Mißbräuche unsrer gewöhnlichen Unrechtschreibung abgeholfen würde, ohne auf der andern Seite sowol die Augen als die Ohren der so zahlreichen und in Mundarten so verschiednen Völkerschaften, aus welchen das deutsche Reich besteht, in gar zu große Verwirrung und Verlegenheit zu setzen. Es ist schwer, mit sich selbst einig zu sein, wo es nicht einmal möglich ist, das, was wirklich Gebrauch ist, genau anzugeben; wo Jeder thut, was ihm recht däucht, und die Regeln selbst so vielen Ausnahmen unterworfen sind, daß man leicht verführt wird, die Ausnahmen hinwieder zu Regeln zu machen und aus Mangel fester Grundsätze bald weiter auszudehnen bald enger einzuschränken. Ich sehe aber nicht, wie diesem Uebel anders geholfen werden könnte als durch eine große Revolution in unsrer ganzen Verfassung, die uns eine einzige Nationalhauptstadt, einen einzigen, Alles beherrschenden und ausschließlich Deutsch redenden Hof und (was vermuthlich eine Folge davon sein würde) eine von der Regierung bestätigte und von der ganzen Nation anerkannte deutsche Sprach-Akademie und durch diese eine feste Sprachlehre und ein vollständiges und zuverlässiges Wörterbuch (welches nicht wohl das Werk eines Mannes sein kann) geben würde. Eine solche Revolution vorausgesetzt, läßt sich begreifen, wie noch endlich mit der Zeit eine übereinstimmende und auf vernünftige Gesetze gegründete Rechtschreibung durchgängig eingeführt werden könnte. Aber unter einer solchen Bedingung ist es, wie Sie wissen, einem guten Bürger (dessen Pflicht es ist, mit der gegenwärtigen Verfassung des gemeinen Wesens zufrieden zu sein) nicht einmal erlaubt, Wünsche zum Vortheil der Orthographie zu thun — und wer die Menge von Köpfen, Armen und Beinen bedenkt, die uns auf diesem Wege die Abschaffung der fatalen **h**, **k**, **q**, **ß**, **y** und **tz** kosten würde, der kann, auch ohne jene Rücksicht, kaum so sehr Eiferer für die philosophische Rechtschreibung sein, um sich eine so theuer erkaufte Einheit des Glaubens in einer

Sache zu wünschen, die am Ende doch zur Glückseligkeit der Menschen und Staaten nicht so wesentlich ist, als Einige zu denken scheinen.

Ganz anders aber, däucht mich, verhält es sich mit der vorgeschlagnen Vertauschung der alten römischen Monatsnamen gegen die deutschen Namen, die ihnen Karl der Große gegeben. Hier ist's blos um ein Dutzend Namen zu thun, welche sehr leicht zu lernen sind, nicht um eine wirkliche Neuerung, sondern um Abschaffung eines neuern Mißbrauchs zu Gunsten eines weit ältern löblichen und ehrwürdigen Gebrauchs, und am Ende läuft die ganze Frage lediglich darauf hinaus, ob die Kalendermacher, die uns (wie Herr D. Runde behauptet) aus eitelm Eigendünkel von dem rechten Pfade unvermerkt abgeführt haben — oder ob der größte unsrer altdeutschen Fürsten mehr Ansehen und Gewicht bei uns haben solle und werde. Ich meines Orts wünschte, daß der bloße Gedanke, „Karl dem Großen — der jetzt doch allgemein für einen der herrlichsten Menschen, die je gelebt haben, anerkannt ist — ein bleibendes Denkmal zu stiften und sein Gedächtniß immer lebendig bei derjenigen Nation, der er eigentlich angehört, zu erhalten", so viel über unsre Landesleute vermöchte, daß jeder deutsche Biedermann sich entschlösse, vom Ostermond oder Wonnemond dieses laufenden Jahres 1781 an die altdeutschen Karolingischen Monatsnamen vorerst nur wenigstens in Briefen zu gebrauchen und alles Einwendens der Kalendermacher und ihres Anhangs ungeachtet so lange standhaft fortzufahren, bis er sähe, daß ihm binnen Jahr und Tag Niemand folgen wollte. Unvermerkt und vermuthlich ebenso bald, als die deutschen Aufschriften auf den Briefen statt der hergebrachten französischen durch ganz Deutschland allgemein worden sind, würden diese deutschen Monatsnamen aus den Studirstuben der Gelehrten in die Schreibstuben der Kaufleute und unter Begünstigung deutschliebender Fürsten und Herren zuletzt auch in die öffentlichen Kanzleien übergehen und solchergestalt, ohne daß diese Reformation irgend einem deutschen Kopfe nur ein einziges Haar kosten würde, sich wieder in ihr uraltes Recht eingesetzt finden.

Man wird uns hoffentlich zu viel Bescheidenheit zutrauen, als daß wir uns unsrer Journale oder andrer Ursachen wegen von einigem besondern Ansehen bei der Nation träumen lassen sollten. Aber Jemand muß doch den Anfang machen; und da das Museum und der Merkur aller Orten hin-

kommen und beinahe von Allen, welche Gedrucktes lesen können, wo nicht gelesen, doch wenigstens durchblättert werden, so scheinen sie sich ganz gut dazu zu schicken, einen Versuch zu machen, der vielleicht gelingen kann oder, wofern er auch mißlänge, uns wenigstens keine bürgerliche Makel zuziehen wird.

Erlauben Sie also, werthester Freund, daß ich Sie zu einem solchen Beispiel aufrufe und mich hiermit öffentlich anheischig mache, Ihrem Vorgang unmittelbar zu folgen, so wie das Teutsche Museum (welches ohnehin in jedem Monat um etliche Wochen früher erscheint als der Merkur) den Anfang damit machen wird.

Unmaßgeblich dächte ich, daß es dann auch besser wäre, nach dem uralten Gebrauch in der Zusammensetzung Mond statt Monat, und also nicht Ostermonat, sondern Ostermond u. s. w. zu schreiben; wenn es auch nur deswegen wäre, weil ein dreisilbiges Wort überhaupt besser ist als ein viersilbiges, zumal wenn sich dieses in zwei Trochäen hinschleppt, wie in vorliegendem Falle. Indessen will ich mir doch im Namen aller Dichter unser Recht auf den lieblichen Mai hiemit ausdrücklich vorbehalten haben; nicht in der Meinung, daß er in Prose dem Wonnemond seinen gebührenden Platz vorenthalten sollte, sondern nur, daß es in unsrer Willkür bleibe, je nachdem Zeit und Umstände, Silbenmaß, Wohlklang oder andre Convenienz es erfordern mögen, in Versen das eine oder andre dieser Wörter gebrauchen zu dürfen.

Leben Sie wohl, mein Herr, und erlauben Sie mir das Vergnügen, Ihnen hier öffentlich eine Freundschaft zu zeigen, womit die gemeinschaftliche Liebe der Wissenschaften und Musenkünste Alle, die zur Cultur derselben innerlich berufen sind, billig zusammenschlingen sollte.[1])

---

2. Beisatz von Wieland zu einem Briefe an den Herausgeber des Merkur „über die deutschen Monatsnamen.“[2])

Die von unserm ungenannten Correspondenten vorgeschlagnen Benennungen der deutschen Monatsnamen haben meinen

---

[1]) Vom Aprilhefte 1781 bis zum Februarhefte 1782 bediente sich der Merkur der deutschen Monatsnamen, mit der einzigen, oben angedeuteten Abweichung, daß das Maiheft im Hefte selbst May und nur auf dem Umschlage „Wonnemond“ hieß. Auch gebrauchte er mit Ausnahme von Ostermonat überall „-mond“ statt „-monat“. Vgl. die folgende Anm. — A. d. H.

[2]) Teutscher Merkur 1781, II. S. 166. In diesem Briefe (daselbst, S. 163—165), datirt „D. im Om.“ und unterschrieben „C. H. W.“, wurden die Na-

Beifall um so mehr, weil dadurch den wichtigsten Einwürfen begegnet ist, die Herr L. im achtzehnten Stück des Hanauischen Magazin's dieses Jahres gegen die alten Karolingischen Monatsnamen, welche im zehnten Stücke desselben mit verschiednen neuen Beweggründen empfohlen worden waren, vorgetragen hat. Allen Einwendungen und allen kleinen Unschicklichkeiten abzuhelfen, ist in solchen Dingen nicht möglicher als in andern menschlichen Dingen. Es wird also jetzt blos darauf ankommen, ob Diejenigen, welche für die Einführung deutscher Monatsnamen sind, sich endlich zu einer gleichförmigen Benennung derselben einverstehen werden oder nicht. Sollte das alte: So viel Köpfe, so viel Meinungen, auch hier die Oberhand behalten, so ist leicht vorauszusehen, daß auch dieser kleine Verbesserungsvorschlag das Schicksal so mancher andern seinesgleichen haben, und daß man am Ende genöthigt sein wird, es beim Alten zu belassen — wogegen ich dann meines Orts, wenn es der Majorität so belieben sollte, auch nichts einzuwenden habe und überhaupt das Publicum mit dieser im Grunde freilich sehr unerheblichen Sache nicht weiter behelligen werde.

---

3. Ein Wort von Herrn Vossens Einwendungen gegen die deutschen Monatsnamen.

(S. Nr. 6. im Wonnemond des Teutschen Museum's 1781).[1])

Es ist uns ein kleiner Aufsatz zum Einrücken zugeschickt worden, worin der Verfasser aus Gelegenheit der vorgenannten Vossischen Eruption gegen die alt- oder neudeutschen Monatsnamen seinen herzlichen Unwillen über das, was er den Sprudelgeist, die Inconsequenz und den schnarchenden raufboldischen Ton dieses rüstigen Schriftstellers nennt, in Aus-

---

men Eismond, Thaumond, Lenzmond, Ostermond, Wonnemond, Sommermond, Heumond, Erntemond, Herbstmond, Weinmond, Windmond, Wintermond vorgeschlagen, denen Wieland zunächst folgte; aber die Sache war ihm selbst bald leid. Vgl. seine Briefe an Merck vom 8. Juni und 11. Juli 1781. — A. d. H.

[1]) Teutscher Merkur 1781, III. S. 191 f. — A. d. H.

drücken zu erkennen giebt, welche denen in solchen Fällen gewöhnlichen Vossischen nicht viel schuldig bleiben. Aber eben darum hoffen wir, daß uns der wackre Biedermann (wie er sich unterschreibt) verzeihen werde, wenn wir Bedenken getragen, seinen Aufsatz wörtlich abdrucken zu lassen; welches uns um so weniger nöthig schien, da der Biedermann sich darauf verlassen kann, daß sowol der größte als der beste Theil des Publicums die auffallenden Freiheiten, welche sich Herr Voß seit einiger Zeit sowol gegen Alle, die nicht immer seiner Meinung sind, als gegen das lesende Publicum überhaupt herausnimmt, vollkommen so ansieht wie er, und daß Herr Voß eigentlich durch diese Art, sich der Welt zu exhibiren, Niemanden Schaden thut als sich selbst.

Uebrigens glauben wir, der Biedermann habe völlig Recht, den Mann, der gegen die Einführung der deutschen Monatsnamen aus dem Grunde so heftig eifert, weil solche dem bisherigen Brauch entgegen sei (dem lieben usus,

Quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi)

— einer starken Inconsequenz zu beschuldigen. „Entweder", sagt er, „ist Herr Voß ein ebenso eigenmächtiger Herrscher wie der Tyrann usus; oder wenn die Regierung des letztern rechtmäßig ist, so ist Herr Voß ein Rebelle. Denn ist es nicht der usus vieler Jahrhunderte, Ulysses, Juno, Minerva &c. und nicht Odüsseus, Härä, Athänä &c. zu schreiben und zu sagen? Wie polterte nicht Herr Voß gegen den Unverstand des usus, da er uns seine gar prächtig klingende Aussprache griechischer Namen aufdringen wollte! Und nun soll man dem usus doch gehorchen, wenn man auch schon beweisen kann, daß seine Entscheidungen gegen den gesunden Menschenverstand sind!" Das goldne Sprüchlein:

Artem modestia vincit,

welches der wohlmeinende Biedermann Herrn Vossen zum Schluß ans Herz legt, sollte wol heut zu Tage von manchem Alt- und Jungmeister in der Gelehrteninnung wie ein Amulet am Halse getragen werden.

Was übrigens die neuen Monatsnamen anbetrifft, so sind freilich die leicht vorausgesehnen Unbequemlichkeiten dieser an

sich ganz löblichen Neuerung in praxi wichtiger, als man sich solche vorgestellt haben mag; und wir selbst sehen uns zu besserer Verhütung derselben genöthigt, künftig auf dem blauen Umschlag die altüblichen Namen so lange beizubehalten,[1]) bis sich zeigen wird, daß man derselben nicht mehr bedürfe, um zu wissen, was für einen Monat man nennen wolle.

---

4. Anmerkung Wieland's zu einem Briefe über die Vertauschung der deutschen Buchstaben mit den lateinischen.[2])

Ut homines sumus! Ein gesunder Mensch kann ja wol von irgend einer vorübergehenden Narrheit ebensowol als von einem epidemischen Schnupfen befallen werden; aber je bälder man sie wieder von sich abschüttelt, je besser. Die Wiedereinführung der alten Karolingischen Monatsnamen war ein rascher patriotischer Einfall, so wohl gemeint und — so ungereimt als so viele andre patriotische Einfälle, die in unsrer Zeit zum Vorschein gekommen sind. Kaum war der Anfang gemacht, so wollte schon ein Jeder das Verdienst haben, etwas zur größern Vollkommenheit eines so wichtigen Stücks der Reformation im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts beizutragen; und mir wurden so viele Vorschläge, die Monate umzutaufen, zum Theil von sonst verständigen Männern mit der ganzen treuherzigen Ernsthaftigkeit und Ehrlichkeit, die unsre biedermännischen Deutschen charakterisirt, zugeschickt, daß dies allein schon genug war, mir über die Thorheit der Unternehmung die Augen zu öffnen, wenn auch die Natur in diesem Jahre es nicht selbst übernommen hätte, uns auf eine fühlbare Art[3]) davon zu überzeugen.

---

[1]) Dies geschah mit dem neuen Jahrgang, doch im Februar stand Hornung auf dem Titelblatt wie auf dem Umschlag und vom März an auf beiden die gangbaren Namen. — A. d. H.

[2]) Teutscher Merkur 1782, IV. S. 6 f. In diesem, „Aufmunterung zu einem neuen Versuch, die deutschen Buchstaben mit den lateinischen zu vertauschen. An den Herausgeber des Teutschen Merkur's" überschriebenen Briefe (daselbst, S. 6—15) hatte der nicht unterzeichnete Verfasser seinen Verdruß darüber ausgesprochen, daß auch Wieland der Einführung von „drei- oder viererlei neuen Monatsnamen" gefolgt war (vgl. oben S. 52, Anm. 1 u. 2). — A. d. H.

[3]) Durch die Witterung, da der Mai damals kein „Wonnemond" war. — — A. d. H.

Ueber die Vermeidung von Fremdwörtern.[1])

Der ungenannten Tochter Teut's, welche sich in einem Schreiben vom 25. Juli mit mehr Eifer als Einsicht über die noch immer im Schwang gehende Einmischung fremder Wörter in unsre Sprache beschwert, weiß ich überhaupt nichts Bessers zu antworten, als was ich bereits bei verschiedenen Gelegenheiten über diese Sache gesagt habe. Aber sie scheint nicht geneigt zu sein, einen Unterschied zwischen entbehrlichen und unentbehrlichen, zwischen längst in deutsches Bürgerrecht aufgenommenen und also nicht mehr fremden und zwischen wirklich ausländischen, blos aus Nachlässigkeit oder Unwissenheit der deutschen Sprache unnöthigerweise eingemischten fremden Wörtern gelten zu lassen. „Es sind Flecken," spricht sie, „die ich so wenig in deutschen Büchern leiden kann als Flecken auf meinem Kleide." „Am Wenigsten", fährt sie fort, „kann ich die in deutschem Kleide auftretenden lateinischen Wörter Subject, Factum, Individuum und andre mehr vertragen. Ich denke immer, deutsche Schriften sind doch für alle Deutschen geschrieben, und wenn so ein Wort vorkommt, so muß ich meinen Vetter, den Prediger, erst um eine Auslegung begrüßen. Letzt wollte er mir erklären, daß des Factums eben der Fall wäre, als wenn ein gewisser junger Landprediger des Evangeliums sagte, da Andere noch den Ausdruck des Evangelii beibehielten. Als er mir hier die Wörter nach lateinischer Sprache und deutscher

[1]) Teutscher Merkur 1775, III. S. 191 f. ohne Ueberschrift, als zweite der „Antworten an ungenannte Correspondenten". — A. d. H.

Mundart durch alle Fälle vorsagte und auf die mehrere Zahl kam, so stockte er und ich, was man solchen Wörtern in der mehrern Zahl für eine Endung geben sollte; ob es da heißen würde: die Factums, derer Factums oder Factümer, nach Bischofthümer, oder wie sonsten. Mein Vetter meinte, das wäre noch nicht recht erfunden, oder man hätte sich noch nicht völlig darüber vereiniget. Ei, sagte ich, ehe sich die Gelehrten darüber die Köpfe zerbrächen, sollten sie lieber auf reine deutsche Ausdrücke denken, die dasselbe sagten, und welche andere ungelehrte Deutsche auch verstünden. So lange sie aber noch genöthiget wären, sich mit fremden Federn zu schmücken, so möchten sie auch die Endungen der fremden Mundarten zusammt ihren Buchstaben behalten."

Die Dame will nun, daß ich zwischen ihr und ihrem Vetter entscheiden soll. Zum Unglück würde ich, wenn ich mich dessen anmaßte, Richter in meiner eignen Sache sein, muß mir also dieses Amt dienstfleißig verbitten. Rathen könnt' ich ihr allenfalls, sich in Allem diesem dem Gebrauch, der ihre Zweifel längst entschieden hat, und dem Ansehen der allgemein anerkannten besten Schriftsteller sittsamlich zu unterwerfen und nicht von der Sprache mehr verstehen zu wollen als Hagedorn und Lessing, auch sich nicht verdrießen zu lassen, wenn sie ihren Vetter, den Herrn Prediger, manchmal um Erklärung eines fremden Worts begrüßen muß, so wie sie ohne Zweifel eine Menge deutscher Wörter sich erklären lassen muß, wenn sie mehr dabei denken will als ihr Kindermädchen; oder, wenn ihr dies nicht gefällig ist, sich lieber auf ihren Cubach einzuschränken. Denn selbst Gellert's Fabeln möchten für sie undeutsch und unverständlich sein, da in diesen Fabeln sogar griechische Wörter vorkommen, z. B. Philomele, ein desto ärgerlicheres Wort, da Philomele bei diesem Dichter weder mehr noch weniger bedeutet als eine deutsche Nachtigall.

Mauren und Mohren.

Eine kritische Kleinigkeit.[1])

Als ich die in dieser Leipziger Messe herausgekommne Sammlung altenglischer und schottischer Balladen und Lieder[2]) zu Gesicht bekam, konnt' ich nicht errathen, was auf der Titelvignette der nackte Schwarze und das Negermädchen, das aus dem Taglicht eines Thurms herab auf seine Klagen zu horchen scheint, bedeuten könnte. Aber bald gab mir die Anmerkung des Herausgebers (S. 307) zu der maurischen Romanze Alcanzor und Zaïde den Schlüssel dazu, da sie mich belehrte, daß der Neger und sein Mädchen eben diesen Alcanzor und diese Zaïde vorstellen sollten. Allem Ansehn nach hat der Künstler sich durch den Namen Mohr und Mohrenland verführen lassen, sich diese zärtlichen Grenadinischen Liebhaber als Schwarze oder Negern vorzustellen; wenigstens fällt es Jedem in die Augen, daß er sie so abgebildet hat. Wir Deutschen sind gewohnt, wenn wir Mohren hören, uns eigentliche Schwarze, Abyssinier, Einwohner der Küste von Guinea u. dergl. zu denken. Die Grenadinischen **Mauren** aber waren nichts weniger als solche Mohren; sie waren an Farbe (besonders ihre Damen) wenig von den Spaniern verschieden, waren an Sitten, Lebensart, Kleidung u. s. w. in den mittlern Zeiten, bis ins funfzehnte Jahrhundert, die Muster von Pracht, Zierlichkeit und Geschmack und gaben den übrigen Europäern den ersten Begriff

[1]) Unter dieser letztern Ueberschrift im Teutschen Merkur 1777, II. S. 163 f., als zwölfte (fälschlich „10." überschrieben) der Miscellaneen. — A. d. H.

[2]) Von Aug. Friedr. Ursinus. — A. d. H.

von dieser wunderbaren Verbindung von Tapferkeit und Galanterie, die sich bei der französischen Nation am Längsten erhalten hat. Alcanzor war, wie die Ballade selbst besagt, ein edler Grenadinischer Ritter und Zaïde ein Mädchen aus edelm Hause; Beide hätten also ganz anders aussehen müssen, wenn das Costüme hätte beobachtet werden sollen. Ein nackter Neger mit einer Binde oder Schürze um den Leib (wie man gewöhnlich die Negersclaven zu bilden pflegt) giebt uns keinen Begriff von einem Zegris oder Abencerragen, so wenig als das auch halbnackte krausköpfichte Negermädchen einer Grenadinischen Dame ähnlich sieht. Es wäre nicht unschicklicher, wenn man Pyramus und Thisbe so bildete und sie uns dann für Babylonier gäbe. Aber auch der Uebersetzer hätte den Titel, a Moorish Ballad, nicht eine Ballade aus dem Mohrenland, sondern eine maurische Ballade übersetzen sollen, zumal, da ihm bekannt war, daß diese Ballade eine freie Nachahmung einer in dem historischen Roman: Historia de las civiles guerras de Grenada, vorkommenden spanischen Romanze und die Scene derselben zu Grenada war; wie dies auch aus dem ganzen Inhalt deutlich genug ist. Da man nun einmal in Deutschland überall gewohnt ist, sich unter Mohren ganz andre Geschöpfe zu denken, als die Mauren in Spanien waren, so ist das natürlichste Mittel, Mißverstand zu verhüten, daß man diese Letztern Mauren nennt, die Abyssinier und Negern hingegen im Besitz des Namens der Mohren läßt; wiewol ursprünglich Maur und Mohr einerlei ist.

Ueber die Gewohnheit, griechische Eigennamen falsch zu schreiben.

Noch ein kleiner Advice to an Autor.[1])

Wir bitten, uns (wo möglich) nicht übel zu nehmen — aber da die Gewohnheit, sich selbst nichts übel zu nehmen, in der gelehrten Republik so sehr überhand nimmt und die übergroße Höflichkeit der meisten Zeitungskritiker, Fehler, die wirklich gar nicht verzeihlich sind, zu übersehen, zu nichts dienen kann, als übel ärger zu machen, so können wir nicht umhin (da wir doch einmal am Schulmeistern sind), noch eine böse Mode zu rügen, die einige neueste deutsche Schriftsteller den Franzosen unvermerkt abgesehen zu haben scheinen — nämlich die Gewohnheit, sehr bekannte griechische Namen falsch zu schreiben. Sollte Einer, der für einen Gelehrten passiren will, nicht ebenso gut verbunden sein, zu wissen, daß der Vater der Arzneikunst sich nicht Hypokrates, sondern Hippokrates nannte, als überall zu wissen, daß ein Hippokrates in der Welt war? Gleichwol finde ich in einem der neuesten deutschen Bücher diesen Namen, so oft er vorkommt, immer Hüpokrates gedruckt. Vermöge der neuen Mode anstatt des seit uralten Zeiten in unser Alphabet aufgenommenen y ein ü zu setzen, schrieb der Autor Hüpokrates, weil er glaubte, der Mann hieße auf Griechisch Hypokrates; denn was hätte ihn sonst abhalten

[1]) Unter diesem zweiten Titel im Teutschen Merkur 1780, III. S. 45 bis 48, als dritte der Miscellaneen. — A. d. H.

können, Hippokrates zu schreiben, wenn er jemals — ich will nicht sagen, nur die Aphorismen dieses Fürsten der Aerzte zu Gesichte bekommen,*) sondern nur — einen Blick in ein Gelehrtenlexikon nach ihm gethan hätte? In neuesten französischen Büchern ist uns freilich Hypocrate mehr als hundertmal vorgekommen; und daher hatte wol unser Ungenannter auch sein Hüpokrates. Ebenso finden wir gar häufig Hyppolite, statt daß es just umgekehrt Hippolyte heißen sollte. Wenn solche Schnitzer nicht als eine Folge der bis zum Unglaublichen zunehmenden Unwissenheit unsrer meisten jungen Studirenden in Allem, was man sonst Philologie nannte und auf Schulen zu lernen pflegte, anzusehen wären, so würde ich die Sache nicht für wichtig genug halten, irgend einen ehrlichen Muttersohn deswegen zu beschämen. Derjenige, den dies zunächst angeht, ist mir von Person ganz unbekannt. Vielleicht hat er den Vortheil einer gelehrten Erziehung gar nicht genossen, und so wäre er um so eher zu entschuldigen; aber doch würde jeder Schriftsteller oder Uebersetzer, der sich seiner Schwäche in diesem Stücke bewußt wäre, wohl thun, so oft ihm so ein häretischer griechischer Name in den Wurf käme, vorher in Hederich's Notitiam Auctorum oder Hamberger's Nachrichten von alten Schriftstellern zu—lugen. Wie gesagt, den Franzosen (wenn sie nicht wenigstens Mitglieder der Académie des Belles-Lettres zu Paris sind) ist in solchen Dingen nicht zu trauen. Denn wenn ein Blinder einem Blinden den Weg weist, so werden sie beide in die Grube fallen. Lucä 6, 39.

*) Noch vor vierzig bis funfzig Jahren war nicht leicht ein Studirender, der nicht des Hippokrates Aphorismen und Epiktet's Enchiridion als ein Taschenbüchlein bei sich führte. Das waren noch gute Zeiten! Heutiges Tages führen wir freilich ganz andre Taschenbüchlein; dafür sind wir aber auch so viel witziger, naseweiser, schreibseliger und über alle gelehrten Kleinigkeiten erhabener als die Pedanten, unsre Väter und Großväter, die lieber gar keine Bücher geschrieben, als Schnitzer gemacht hätten.

Apologie für die neuerlich von mir angenommenen Veränderungen in der deutschen Orthographie.

An Herrn R. B. J. G.[1])

Eine in ziemlich emphatischen Ausdrücken abgefaßte Erinnerung in Nr. 32 des Kaiserl. privileg. Reichs-Anzeigers von diesem Jahre erlaubt mir nicht, die Rechtfertigung der Abweichung von der gewöhnlichen Art, einige deutsche Buchstaben zu schreiben, wodurch ich mir den Unwillen einiger altgläubigen Orthographen zugezogen, länger aufzuschieben. Die Erinnerung lautet folgendermaßen:

„Herr Hofrath Wieland fängt seit einiger Zeit in seinem Teutschen Merkur an, seine bisherige musterhafte (?) Orthographie in einigen Stücken abzuändern und z. B. Filosofie zu schreiben statt des gebräuchlichen Philosophie. Mehreren seiner Verehrer ist es bange, er möchte diese ungelehrte und deutschen Augen widerliche Recht- oder vielmehr Unrechtschreibung auch in seinen bald zu druckenden sämmtlichen Werken befolgen, und wünschen daher eifrigst, es beim Alten bleiben zu lassen."

Ich habe den ungenannten und unbekannten Verehrern, die mir ihre Wünsche in einem so freundlichen und höflichen Tone öffentlich zu erkennen geben, weiter nichts zu sagen, als daß ich nicht begreife, was die Vertauschung des lateinischen **ph** gegen das deutsche **f** mit der Gelehrsamkeit zu thun habe, oder warum das deutsche **f** an einem aus der griechischen Sprache

[1]) Teutscher Merkur 1794, I. S. 315—324, sechster der „Briefe vermischten Inhalts". — A. d. H.

in die unsrige aufgenommenen Worte deutschen Augen (die doch wol nicht anders als undeutsche Augen organisirt sind?) widerlicher sein soll als an einem ursprünglich deutschen. Ueber das, was gelehrt oder ungelehrt ist, wage ich es zwar nicht, etwas entscheiden zu wollen, da ich nur in einem sehr uneigentlichen Verstande des Worts unter die Gelehrten gerechnet werden kann; aber meine Augen sind unstreitig so gut teutsch oder deutsch als irgend ein Paar Augen in Germanien, und ich schwöre bei diesen meinen Augen, daß ich selbst, als ich Filosofie statt Philosophie zu schreiben anfing, zwar einige Zeit nöthig hatte, bis sie sich daran gewöhnen wollten; aber daß das f in diesem Worte jemals eine widerliche oder das ph eine angenehme Sensation auf meine Sehnerven gemacht hätte, davon habe ich nie das Geringste verspüren können.

Ich wende mich mit meiner Rechtfertigung lieber an Sie, mein Freund, und mit Ihnen an das deutsche Publicum, welches mir (wie ich mir schmeichle) zutraut, daß ich die mir zum Vorwurf gemachte Aenderung in der Orthographie nicht ohne Ueberlegung und nicht ohne solche Gründe, die wenigstens für mich überzeugend sind, gewagt haben werde, und welchem ich über kurz oder lange von diesen Gründen Rechenschaft zu geben mir gleich anfangs vorgesetzt hatte.

Die Veränderungen, wovon die Rede ist, bestehen hauptsächlich darin, daß ich das ph als einen barockischen Buchstaben, der in unser Alphabet gar nicht gehört, gänzlich aus demselben ausschließe; daß ich das t nie für etwas Anders als ein t, niemals für ein c oder z gelten lasse, und also — anstatt des bisher zwar gewöhnlichen Gebrauchs, die aus dem Lateinischen in unsre Sprache aufgenommenen Wörter, in welchen ti wie ci ausgesprochen wird, auf lateinische Art, z. B. natio Nation zu schreiben — diese Wörter so, wie es die Aussprache erfordert, also Nazion, nicht Nation schreibe; und endlich, daß ich den Buchstaben c, wiewol er uns sehr entbehrlich ist, zwar aus Ursachen, die ich hernach anführen werde, nicht ganz zu verbannen gewagt habe, aber ihn niemals für ein k gebrauche und also z. B. Karthago, nicht Carthago, Kanzler, nicht Canzler u. s. w. schreibe.

Ueber jede dieser Veränderungen sei mir erlaubt, mich etwas umständlicher zu erklären.

Was also erstens das ph betrifft, so bemerke ich vor allen Dingen, daß es nicht ein Buchstabe, sondern zwei Buchstaben,

p und h sind, die einen ganz verschiedenen Laut, und wenn man sie ihrer Natur gemäß zusammen als einen Laut articuliren will, nichts weniger als den Laut, den das f bezeichnet, sondern ein bloßes p mit einem Hauch hervorbringen. Da wir nun den Buchstaben f haben, der den nämlichen Laut bezeichnet, welchen eine zwar alte, aber darum nicht weniger unschickliche Gewohnheit mit ph andeutet, so schien mir das ph in unsrer Sprache schon aus diesem einzigen Grunde der gänzlichen Verbannung werth zu sein, weil es nicht nur völlig unnöthig ist, sondern weil es noch überdies ungereimt scheint, ein überzähliges Schriftzeichen, welches, sobald es nicht willkürlich, sondern seiner eignen Natur gemäß ausgesprochen wird, einen ganz andern Laut als f hören läßt, der Bedeutung nach zu einem zweiten f zu stempeln.

Es wird nicht überflüssig sein, hier anzuführen, wie sich Herr Adelung in seinem Wörterbuche über diesen Punkt erklärt.

„Das ph", sagt er „ist der mit dem starken Blaselaut (p) ausgesprochne Hauch (h), ein Laut, welcher dem Laute des f gleich kommt,*) aber unter diesem Zeichen der deutschen Sprache fremd ist. Wir haben ihn nur in einigen aus dem Griechischen herstammenden Wörtern, wo man das φ der Griechen, nach dem Vorgange der Lateiner, durch denselben auszudrücken pflegt. In vielen Wörtern, welche bereits eine Art von Bürgerrecht erhalten haben, kann man ihm füglich ein deutsches f unterschieben; daher auch die ehmaligen Phantasie, Phantast, Phasan und Phaseole in diesem Wörterbuche mit einem f geschrieben werden. Viele**) haben dieses auch auf Philosophie, Phantom und andere ausdehnen wollen; sie haben aber bisher noch immer den größten Theil des Publici wider sich gehabt. In einigen eigenthümlichen Namen, als Zütphen, Adolph, Rudolph, Westphalen, hat es auch den langen Gebrauch vor sich, ungeachtet diese Wörter keineswegs aus dem Griechischen herkommen. Ebenso verhält es sich mit Epheu."

Ich ersuche hiebei zu bemerken:

1. Daß der Vorgang der Lateiner, die das griechische f (φ) durch ph bezeichneten, für das, was in unserer Sprache

*) Dies ist nicht ganz richtig gesagt; denn der Unterschied zwischen dem Laut f und dem p mit einem Hauch ist sehr merklich.

**) Herr Adelung schrieb dies im Jahre 1777, lange zuvor, ehe ich auf die Entschließung kam, auch Einer von diesen Vielen zu sein.

schicklich oder unschicklich ist, nichts präjudiciren kann. Der Hauptgrund, warum sie sich des Zeichens ph für das griechische φ bedienten, war wol der damals noch sehr auffallende Unterschied zwischen der Aussprache des φ (welches Quintilian nebst dem ζ jucundissimas literas, quibus nullae apud Graecos dulcius spirant, nennt) und des lateinischen f, von welchem Ebenderselbe sagt, es müsse mit einer kaum menschlichen Stimme oder vielmehr mit gar keiner Stimme zwischen den Zähnen hervorgeblasen werden. Da wir aber in der Aussprache nicht den geringsten Unterschied zwischen f und ph hören lassen, so fällt dieser Grund bei uns gänzlich weg.

2. Die Wörter Philosophie, Physik, Phönix, Philipp haben schon längst ebenso gut eine Art von deutschem Bürgerrecht erlangt als Phantasie und Phasan; wenn also dieses Bürgerrecht vel quasi ein giltiger Grund ist, Fantasie und Fasan zu schreiben (Nymphen und Sylphen werden schon lange von den meisten Neuern Nymfen, Sylfen geschrieben), so wird er billig auch auf Filosofie, Fysik und Filipp ausgedehnt.

3. Es ist freilich unleugbar, daß Herr Filipp von Zesen (zu seiner Zeit eines der thätigsten Glieder der weiland fruchtbringenden Gesellschaft und des Pegnitzischen Blumenordens), wiewol seine Reformation der deutschen Orthographie viele Anhänger fand, doch damit (ebenso wenig als Herr Hofrath Schlözer mit der seinigen) durchdringen konnte, vermuthlich weil er gar zu viel auf einmal reformiren wollte. Allein da die Erfahrung gezeigt hat, daß schon manche Veränderung und Verbesserung, wenn sie gleich eine Zeit lang den größten Theil des Publicums wider sich hatte, zuletzt doch unvermerkt die Oberhand behielt, so ist zu hoffen, daß es auch mit dem ph so ergehen werde, da es doch so augenscheinlich bloßer Mißbrauch ist, es zu Bezeichnung eines Blaselautes zu gebrauchen, der in unsrer Sprache sein eigenes Zeichen hat; und also auf dem alten Mißbrauch zu bestehen um so mehr bloßer Eigensinn ist, da der Anfang, das ph in vielen Wörtern, wo es sonst gebraucht wurde, abzuschaffen, bereits nach Herrn Adelung's Beispiel mit gutem Erfolg gemacht worden.

4. Es ist ferner nicht zu leugnen, daß auch der Buchstabe v, weil wir zwischen ihm und dem f und ph in der Aussprache keinen merklichen Unterschied hören, um so mehr abzuschaffen wäre, da er um die Zeit, da die Deutschen ihre

Sprache (welche bekanntermaßen nie eigene Buchstaben gehabt hat) mit lateinischen Buchstaben zu schreiben anfingen, durch einen bloßen Mißbrauch seiner ächten Aussprache (vermöge deren er bei den Lateinern die Stelle unsers w vertritt) beraubt und wie f ausgesprochen wurde; daher es denn auch kam, daß f und v eine geraume Zeit lang im Schreiben willkürlich verwechselt und z. B. Fater und Vater, Folk und Volk geschrieben wurde. So gern ich nun auch hierin den durch die Länge der Zeit zum Gebrauch gewordenen Mißbrauch abgeschafft wissen möchte, so habe ich es doch, weil dieses leidige v gar zu häufig vorkommt, und die Substituirung des f an dessen Stelle eben darum, weil sie eine gar zu auffallende Wirkung auf ungewohnte Augen thun würde, nicht wagen wollen.

Was nun zweitens den Gebrauch des z statt des t in den Fällen, wo ti wie zi ausgesprochen wird (als Nation, Proportion, Sanction, Petition) betrifft, so fällt, dünkt mich, die Ungereimtheit des alten Mißbrauchs so stark in die Augen, daß es um so überflüssiger wäre, mehr darüber zu sagen, da ich ohnehin in diesem Stücke schon viele Vorgänger und Nachfolger gehabt habe.

Endlich drittens, den Buchstaben c anlangend, statt dessen ich in allen Fällen, wo wir ihn wie k aussprechen, auch ein k schreibe, so hat es mit diesem Schriftzeichen eine ähnliche Bewandniß wie mit dem v. Die Römer, von welchen wir alle unsre Schriftzeichen haben, sprachen ihr c vor allen Selbstlautern wie das griechische κ, also wie unser k aus. Von ihnen kam es mit ihren übrigen Buchstaben zu den Deutschen und wurde (wie Herr Adelung in seinen Anmerkungen über diesen Buchstaben bemerkt) von ihnen lange Zeit auf die römische Art gebraucht, indem das Schriftzeichen κ oder k viel später von den Griechen erst zu den nördlichen Deutschen und von diesen nach und nach zu den übrigen überging. Wie es aber zugegangen, daß es auch zum unnöthigen Stellvertreter des z gemacht worden, möchte wol ebenso schwer zu zeigen sein, als es hier überflüssig wäre. Genug, daß c, sowol wenn es wie z als wenn es wie k ausgesprochen wird, ein sehr entbehrliches Schriftzeichen ist, da wir für jeden dieser Laute ein eigenes besitzen. Weil ich aber, der Maxime *Ne quid nimis!* immer eingedenk, es nicht mit Herrn Filipp von Zesen wagen wollte, Zizero, Zäsar, Zölius u. s. w. zu schreiben, und gleich-

wol der Willkürlichkeit des Gebrauchs dieses Buchstabens und seiner Verwechslung mit dem k, so viel ohne eine gar zu auffallende Abweichung von dem alten Gebrauch möglich, abgeholfen wünschte, so schien mir am Ende das Beste zu sein, wenn ich mir zur Regel machte, dem c in allen Wörtern, wo es wie k ausgesprochen wird, ohne Rücksicht auf ihre Abstammung das k unterzuschieben und also ebensowol Kamillus, Kompliment, Kontur, Kommerz als Korinth, Konon, Kritik u. s. w. zu schreiben — und hoffte dadurch um so weniger anstößig zu sein und desto eher Nachfolger zu bekommen, da nicht nur die fremden Wörter, welche längst das deutsche Bürgerrecht erhalten haben, z. B. Kreuz, Körper, Kanzel, Kloster u. s. w., auch schon lange von den Meisten nicht mehr mit einem c geschrieben werden, sondern dies auch bereits vor mir von vielen Gelehrten auf eine Menge anderer, aus der lateinischen und andern fremden Sprachen entlehnten Wörter ausgedehnt worden ist. Den Doppelbuchstaben ck (worin c die Stelle eines k vertritt) habe ich blos darum beibehalten, weil jenes Schriftzeichen (ck) eine dem Auge angenehmere Form hat als ein doppeltes kk.

Herr Adelung, dessen Wörterbuch ich in billigen Ehren halte, wiewol es eben nicht (wie mir in den vortrefflichen Grammatischen Gesprächen[1]) nachgesagt wird) auf meinen Pult genagelt ist, nimmt mit Recht als eine Regel an: „Ein Vernünftiger entferne sich ohne Noth nie von einer unschädlichen und unschuldigen Gewohnheit in der Sprache, wo die Verletzung des Conventionellen selbst in der Orthographie sowol die Einheit als möglichste Klarheit störe." Aber auch diese Regel leidet Ausnahmen und soll nicht über die Gebühr ausgedehnt werden; wie Herr Adelung durch sein eigenes Beispiel in manchen Abweichungen von der gewöhnlichen Orthographie gezeigt hat.

Ich möchte also nicht so schlechterdings mit ihm hinzusetzen, „Neuerungen dieser Art haben, mit dem Quintilian zu reden, keinen andern Grund als insolentiam quandam et frivolam in parvis jactantiam"; wenigstens denke ich nicht, daß dies von den wenigen Veränderungen (Neuerungen sind es nicht einmal), die ich gewagt habe, gelten könne. Mißbräuche sollen und

[1]) Von Klopstock. — A. d. H.

müssen mit so wenig Anstoß als möglich, also nach und nach, abgestellt werden; und auf einer alten Unform beharren, blos weil sie alt ist und eben nicht des heiligen römischen Reichs Wohlfahrt betrifft, ist doch wol keine Maxime der gesunden Vernunft? [1])

---

[1]) Die Schreibung Teutsch behielt Wieland bei. Als er im Merkur 1777, III. S. 185 ff. die Anzeige der Schrift „Der deutsche Sprachforscher" von anderer Hand gab, fügte er beim Abdruck des Titels die Anmerkung hinzu: „Wo die aller Ehren werthen Patrioten, die Verfasser dieser sprachforschenden Abhandlungen, erforscht haben, daß man nicht Teutsch, sondern Deutsch schreiben müsse, wünschte ich bei Gelegenheit von ihnen belehrt zu werden." — A. d. H.

Ueber die Einführung lateinischer Lettern in deutsche Schriften.[1])

Bekanntermaßen hat schon der große Leibniz den Gedanken gehabt, daß es wohlgethan sein dürfte, die aus allmählicher Verschönerung der alten lateinischen Mönchsschrift entstandnen sogenannten deutschen Lettern mit den lateinischen zu vertauschen, deren sich Spanier, Italiener, Franzosen, Engländer und andre europäische Völker schon längst als Schrift- und

---

1) Teutscher Merkur 1793, III. S. 106—112, „Antwort des Herausgebers" auf den mit M. unterzeichneten Aufsatz „Apologie der teutschen Lettern" (daselbst S. 99—106), zu dessen Anfang: „Man hat den unglücklichen Einfall gehabt", Wieland die Anmerkung machte: „Warum unglücklichen? Dies sieht ja beinahe wie ein kleiner sachwalterischer Kunstgriff aus, den lateinischen Lettern schon zum Voraus einen bösen Namen zu machen, ehe dem Leser noch Gründe für oder wider sie vorgelegt sind. Ob der Einfall unglücklich gewesen sei oder nicht, ist ja eben der Punkt, der erst ausgemacht werden soll; und er muß also nicht als etwas schon Ausgemachtes vorausgesetzt werden. Wir wollen die Einwürfe des Herrn M. ruhig anhören und prüfen, wie viel oder wenig sie gegen die lateinischen Lettern entscheiden. Das Publicum mag dann, wenn beide Theile abgehört sind, den Ausspruch thun." Der Merkur brachte schon 1782 (IV. S. 6—15) eine „Aufmunterung zu einem neuen Versuch, die teutschen Buchstaben mit den lateinischen zu vertauschen", der, trotz der Einkleidung in einen Brief an den Herausgeber des Merkur, von Wieland selbst sein könnte. 1785 ließ er seine „Auserlesenen Gedichte" und seine „Kleinern prosaischen Schriften" lateinisch drucken, wie 1794 die große Prachtausgabe der Werke, doch gab er später den deutschen Buchstaben wieder den Vorzug. „Ich habe seit drei bis vier Jahren Gelegenheit genug gehabt," schreibt er am 15. Juli 1799 seinem Verleger Göschen, „von Herren und Damen aller Classen und Stände aus ihrem eignen Munde die Versicherung zu hören, daß sie deutsche Werke lieber mit den sogenannten deutschen, d. i. mit den gewöhnlichen Lettern, gedruckt lesen als mit lateinischen; auch ist, wenn man die Wahrheit ehrlich gestehen will, unleugbar, daß die Breitkopf'schen Formen der deutschen Lettern das Auge weniger angreifen als die lateinischen." Er beruft sich darauf, daß unter zehn Bücherlesern und Käufern wenigstens sieben für die deutschen Buchstaben seien. — A. d. H.

Druckzeichen ihrer Sprachen bedienen. Kleist, Bodmer und Gleim waren schon vor mehr als vierzig Jahren die Ersten, so viel ich weiß, die den Versuch machten, was das Ansehen eines der größten Männer unsrer Nation nebst der in die Augen fallenden vorzüglichern Schönheit der runden Lettern über eine althergebrachte Gewohnheit vielleicht erhalten möchte; und binnen dieser Zeit, in welcher unsre Sprache und Literatur überhaupt rasche und große Fortschritte zur Vollkommenheit gemacht hat, ist es auch durch allerlei Abwechslungen endlich mit dem Gebrauch der lateinischen Lettern dahin gediehen, daß diese letztern zwar die sogenannten deutschen nicht gänzlich verdrungen, aber doch so viel über sie gewonnen haben, daß sie dermalen fast ausschließlich zum Druck solcher Schriften und Werke, die man eines schönen Drucks vorzüglich würdig hält, oder denen man wenigstens durch eine zierliche Außenseite eine gefälligere Aufnahme zu verschaffen hofft, um so mehr gebraucht werden, da durch Baskerville's, Didot's und Andrer Bemühungen die verschiedenen Arten der lateinischen Lettern an Schönheit der Form ungemein viel gewonnen haben.

Der Apologist der deutschen Lettern (dessen Namen ich seinem Willen gemäß und um so lieber verschweige, da sein Ansehen nicht wenig zum Gewicht seiner Gründe hinzuthun könnte) ist zu wahrheitliebend, um den lateinischen Lettern den Vorzug der Schönheit streitig zu machen, den sie vor den deutschen, oder vielmehr vor der gothischen Mönchsschrift, wie sehr man auch an ihrer Verschönerung gearbeitet hat, so augenscheinlich behaupten. Auch begehrt er nicht in Abrede zu sein, daß durch die Verbannung der deutschen Lettern wenigstens aus denjenigen Werken unsrer Literatur, mit welchen die Ausländer, es sei nun des Inhalts oder der Sprache wegen, vorzüglich Bekanntschaft zu machen wünschen, ein nicht ganz unbeträchtliches Hinderniß, das, wo nicht alle, doch den größern Theil dieser letztern entweder abschreckt oder ihnen wenigstens unangenehm und anstößig ist, aus dem Wege geräumt würde.

Der Apologist gesteht also den Liebhabern des lateinischen Drucks deutscher Schriften die zwei wesentlichsten Beweggründe ein, welche sie zum Behuf derselben geltend machen, und welche in der That völlig hinreichend sind, ihren Vorzug vor den gothischen zu behaupten, insofern nicht etwa ein neues, bisher noch von Niemand bemerktes Argument den Sieg auf die Seite der letztern lenken sollte.

Ein solches Argument glaubt nun unser edler Antagonist in einer Bemerkung gefunden zu haben, worauf seine eigene Erfahrung ihn gebracht hat, nämlich „daß lateinische Druckschriften die Augen in die Länge weit mehr angreifen und ermüden als deutsche". Auch hier wird er uns gern gestehen, daß, sonderlich bei den englischen und französischen großen Tagblättern, wo diese Augenbeschwerde sehr auffallend ist, die Hauptursache an dem grauen Papier, den allzu kleinen Lettern, der schlechten Farbe oder dem allzu eilfertigen Druck liegen könne; aber dagegen ist nicht mehr als billig, daß wir ebenso ehrlich gegen ihn verfahren und ihm einräumen, daß auch, wenn alles Uebrige gleich ist, ein mit Baskerville'schen oder Didot'schen Lettern aufs Prächtigste gedrucktes italienisches Buch die Augen mehr angreift als ein mit schönen deutschen Schriften gedrucktes. Die Erfahrung scheint ihre Richtigkeit zu haben; nur die Ursache, aus welcher er sich diese Erfahrung erklärt, ist, däucht mich, nicht so einleuchtend, daß der wahre Grund, worauf sie beruhet, nicht vielmehr in einem ganz andern Umstand liegen könnte als in der wenigern Einförmigkeit der deutschen, mit so vielen kleinen Ecken und Spitzen versehenen Buchstaben. Denn es dürfte im Gegentheil noch die Frage sein, ob nicht eben diese vielen Spitzen einem schwachen Auge weher thun als die abgeründeten Formen oder die geradern und gleichern Striche der lateinischen.

Mit einem Worte, der wahre Grund der Erfahrung, worauf sich Herr M. beruft, dürfte wol in derjenigen allzu großen und allerdings in die Länge auch die besten Augen ermüdenden Einförmigkeit des französischen und italienischen Drucks zu suchen sein, welche aus der Gewohnheit entsteht, beinahe alle Substantiva mit kleinen Anfangsbuchstaben zu drucken; als woher es öfters kommt, daß auf einer ganzen Octav- oder Quartseite unter 14—1500 Lettern kaum acht bis zwölf Capital- oder Uncialbuchstaben zu finden sind; wie ich z. B. in den Oeuvres de Voltaire häufig bemerkt habe.*) Neuere eigene Erfahrungen, die ich hierüber angestellt, und besonders die Bemerkung — daß auch ein mit deutschen Schriftformen gedrucktes

*) In Marchetti's zu London bei Mackintosh gedruckter Uebersetzung des Lucrez ist oft auf 6, 8 bis 10 Seiten hinter einander kein anderer Uncialbuchstaben zu sehen als die, womit jeder Vers anfängt; und es ist nicht zu sagen, wie beschwerlich dies das Lesen dieses übrigens prächtig gedruckten Buches macht.

Buch, wenn die Substantiva darin nach der französischen Mode mit kleinen Anfangsbuchstaben gedruckt werden, die Augen mehr ermüdet, als wenn es bei der löblichen Gewohnheit unsrer Alten (die auch hierin von einem richtigen Sinne geleitet wurden) belassen wird, haben mich in dieser Meinung gänzlich bestätiget. Ich glaube also, insofern 1) in den mit lateinischen Lettern gedruckten deutschen Werken die großen Anfangsbuchstaben, die zur Mannichfaltigkeit und Abwechslung der Formen so viel beitragen, nicht nur beibehalten, sondern eher auf eine schickliche Art vervielfältigt als vermindert werden; 2) das geglättete Papier nicht einen die Augen blendenden Glanz hat; 3) die Farbe so fein und schwarz ist als möglich; 4) die Buchstaben rein und scharf ausgedruckt,*) und 5) nicht an sich selbst zu dünn sind, sondern die gehörige Dicke haben: so werde der oculistische Vorwurf, den Herr M. den lateinischen Lettern macht, ziemlich gehoben sein und gegen die übrigen eingestandenen Vorzüge und Vortheile der letztern in keine Betrachtung kommen.

Uebrigens ist ja keine Noth vorhanden, daß man vor der Hand Alles oder auch nur das Meiste, was unsre Pressen in ganz Deutschland beschäftiget, mit lateinischen Lettern drucke. Die Vertauschung derselben kann entweder nach und nach, auf eine Art, die den Buchdruckern am Wenigsten lästig ist, bewerkstelligt werden, oder die lateinischen Lettern können auch eine Uniform bleiben, wodurch sich Werke des Genius und Geschmacks, Bücher von vorzüglichem wissenschaftlichem Werth, welche hauptsächlich für die Bibliotheken der Liebhaber und für die öffentlichen Büchersäle bestimmt sind, von dem übrigen großen Haufen der Drucksachen unterscheiden.

Was Herr M. von noch möglichen Verschönerungen der deutschen Lettern erwähnt, erinnert mich an die neuesten, mühsamen und kostspieligen Bemühungen des Herrn Unger in Berlin, wofür dem patriotischen und unverdrossenen Eifer dieses verdienten Mannes alle Ehre gebührt; wiewol ich gänzlich gegen mein Gefühl sprechen müßte, wenn ich nicht gestünde, daß mich eben diese Versuche in der Meinung bestätigt haben, daß Herr Breitkopf dem deutschen Buchstaben bereits alle die Schönheit, dessen er seiner gothischen Natur und Art nach fähig ist, gegeben habe, und daß jeder neue Versuch, denselben durch Ab-

*) Denn daß stumpfe Lettern den Augen wohlthätig seien, kann Herr M. doch kaum im Ernst gemeint haben.

stumpfung seiner Ecken den edeln und zierlichen Formen des lateinischen näher zu bringen und ihm gleichwol noch so viel davon zu lassen, daß er wesentlich von dem lateinischen verschieden bleibe, nothwendig verunglücken müsse. Meine einzelne Stimme in dieser Sache kann der Majorität, wenn sie für die neuerfundnen Lettern entscheiden sollte, keinen Abbruch thun, und ich werde, wenn der Augenschein mich eines Andern belehren sollte, der Wahrheit mit Vergnügen huldigen; aber so viel ich nach den Proben, die mir dermalen vor Augen liegen, urtheilen kann, müßte ein Buch von einiger Größe, mit diesen neuen deutschen Lettern gedruckt, theils wegen der Unbestimmtheit mancher Buchstaben und der häufigen stumpfen Ecken, theils wegen der zu großen Feinheit der kleinen Züge, die gegen jene desto auffallender abstechen, schwachen Augen ungleich beschwerlicher sein als irgend ein italienisches oder französisches; eine Sache, worüber ich mir getraue, unsern unbefangenen Apologisten der deutschen Lettern selbst entscheiden zu lassen.

Zur deutschen Dichtung.

A. Allgemeines.

Briefe an einen jungen Dichter.[1])

I.

Nun wolan denn, mein junger Freund! Niemand kann seinem Schicksal entrinnen; und wenn auch Sie zum Lorbeerkranz und dunkeln Kämmerchen des göttlichen Tasso oder zum Spital und Nachruhm des Portugiesen Camoens bestimmt sind, kann ich schwacher Sterblicher es verhindern?

Ich habe Ihre Beichte gehört und den ganzen Fall wohl erwogen. Ihr innerer Beruf scheint in der That keinem Zweifel unterworfen zu sein.

Eine so scharfe Stimmung aller äußern und innern Sinne, daß der leiseste Hauch der Natur das ganze Organ der Seele gleich einer Aeolsharfe harmonisch ertönen macht und jede Empfindung die Melodie des Objects wie das schönste Echo im reinsten Einklang verschönert zurückgiebt und, so wie sie stufenweise verhallt, immer lieblicher wird —

[1]) Die Briefe erschienen zuerst unter obiger Ueberschrift im Teutschen Merkur, und zwar der erste im Jahrgang 1782, III. S. 129–157, der zweite ebendaselbst, IV. S. 57–85, der dritte 1784, I. S. 228–253. In die Kleineren prosaischen Schriften nahm Wieland nur den ersten Brief auf (Bd. 2, 1786 und 1794), unter dem veränderten Titel: „Sendschreiben an einen jungen Dichter", mit der Anm. zu „Dichter": „der noch geboren werden soll". Alle drei Briefe gingen dann in die Werke über und stehen, der erste unter derselben Aufschrift wie in den „Kl. pros. Schriften", im 24. Bande, der zweite und dritte als „Briefe an einen jungen Dichter" im 6. Supplementbande. Unser Abdruck folgt den Werken. Im T. Merkur 1786, IV. S. 294 f. bittet Wieland, ihn mit Zusendung schlechter Gedichte in Zukunft zu verschonen, und bemerkt: „Ich hatte von Horazens Episteln und meinem Schreiben an einen jungen Dichter mehr Wirkung erwartet; aber unsre meisten jungen Dichter lesen, wie es scheint, nichts als — ihre eigenen Werke." — A. d. H.

Ein Gedächtniß, worin nichts verloren geht, aber Alles sich unmerklich zu jener feinen, bildsamen, halb geistigen Masse amalgamirt, woraus die Phantasie ihre eigenen neuen Zauberschöpfungen hervorhaucht —

Eine Einbildungskraft, die durch einen unfreiwilligen innern Trieb alles Einzelne idealisirt, alles Abstracte in bestimmte Formen kleidet und unvermerkt dem bloßen Zeichen immer die Sache selbst oder ein ähnliches Bild unterschiebt; kurz, die alles Geistige verkörpert, alles Materielle zu Geist reinigt und veredelt —

Eine zarte und warme, von jedem Anhauch auflodernde Seele, ganz Nerv, Empfindung und Mitgefühl, die sich nichts Todtes, nichts Fühlloses in der Natur denken kann, sondern immer bereit ist, ihren Ueberschwang von Leben, Gefühl und Leidenschaft allen Dingen um sich her mitzutheilen; immer mit der behendesten Leichtigkeit Andre in sich und sich in Andre verwandelt —

Eine von der ersten Jugend an erklärte, sich nie verleugnende leidenschaftliche Liebe zum Wunderbaren, Schönen und Erhabenen in der physischen und moralischen Welt —

Ein Herz, das bei jeder edeln That hoch emporschlägt, vor jeder schlechten, feigherzigen, gefühllosen mit Abscheu zurückschaudert —

Zu Allem diesem bei dem heitersten Sinne und leichtesten Blut ein angeborner Hang zum Nachsinnen, zum Forschen in sich selbst, zum Verfolgen seiner Gedanken, zum Schwärmen in der Ideenwelt — und bei der geselligsten Gemüthsart und der zärtlichsten Lebhaftigkeit der sympathetischen Neigungen eine immer vorschlagende Liebe zur Einsamkeit, zur Stille der Wälder, zu Allem, was die Ruhe der Sinne befördert, Allem, was die Seele von den Gewichten erleichtert, wodurch sie in ihrem eigenthümlichen freien Fluge gehemmt wird, oder was sie von den Zerstreuungen befreit, die ihr inneres Geschäft stören —

Freilich, wenn dies Alles nicht natürliche Anlage zu einem künftigen Dichter ist, nicht hinreicht, einem Jüngling Sicherheit zu geben, daß es (mit dem Philosophen der Dichter zu reden) die Musen selbst seien, die ihm die schöne Raserei zugeschickt, die er ebenso wenig als Virgil's Cumäische Sibylle den prophetischen Gott von sich schütteln kann —

Seien Sie ruhig, mein Freund! Ich erkenne und ehre den unauslöschlichen Charakter, wodurch die Natur Sie zum Priester

der Musen geweiht hat; und da es nach dem göttlichen Plato blos darauf ankommt, daß die Musenwuth,*) um die schönsten Wirkungen zu thun, eine zarte und ungefärbte Seele**) ergreife: so müßte ich mich sehr an Ihnen irren, oder Sie werden der Theorie unsers Philosophen Ehre machen.

Ich möchte es eben nicht für ein untrügliches Kennzeichen eines ächten innern Berufs annehmen; aber wenigstens pflegt sich fast immer bei künftigen Virtuosen, bei Dichtern, Malern u. s. w., von der ersten Jugend an ein beinahe unwiderstehlicher Trieb zu der Kunst, in welcher sie vortrefflich zu werden bestimmt sind, zu äußern — und auch dieses Zeichen der Erwählung findet sich an Ihnen, mein junger Freund.

„Ich kann mich," sagen Sie mir, „so weit ich in meine ersten Lebensjahre zurückzusehen vermag, keiner Zeit erinnern, wo ich nicht Verse gemacht hätte. Die angeborne Empfindlichkeit meines Ohrs für die Musik schöner Verse — die Wollust, in welcher ich schwamm, wenn ich mir schon als Knabe gewisse vorzüglich schön versificirte Stellen in alten oder neuern Dichtern, besonders in der Aeneïs und in Horazens Oden, laut vordeclamirte — das häufige Wiederholen und Verweilen bei solchen Stellen, an denen sich, auch wenn ich sie still las, ich weiß nicht welch ein inwendiges geistiges Ohr, womit mich die Natur beschenkt hat, wie am verhallenden Nachklange des Gesanges der Musen weidete — Alles dies kam bei mir dem Unterrichte zuvor, und so fand sich's, daß ich alle Arten von Versen machte und eine Menge von Regeln beobachtete, eh ich den mindesten gelehrten Begriff von Prosodie, Rhythmus, poetischem Numerus, nachahmender Harmonie und dergleichen hatte. Nichts glich meiner Liebe zu den Dichtern als die Leichtigkeit, womit ich sie verstand, das Interesse, das sie mir einflößten, und die beinahe ekstatische Entzückung, in welcher ich Stunden lang im Genuß einer vorzüglich schönen Stelle und in den Visionen, die dadurch in meiner Seele veranlaßt wurden, verharrte. Ueber meinem Virgil, Haller, Milton und Klopstock's ersten fünf Gesängen[1]) vergaß ich

*) Ἡ ἀπὸ Μουσῶν μανία. — [Vgl. Wieland's Anmerkung zum Brief an die Pisonen, V. 295 ff. — A. d. H.]

**) Ψυχὴν ἁπαλὴν καὶ ἄβαπτον.

[1]) Des Messias, die zuerst im Jahre 1751 allein erschienen. — A. d. H.

Essen und Trinken, Spiel, Schlaf, mich selbst und die ganze Welt. Ich erfuhr zwar von früher Jugend an von Seiten Derer, denen meine Erziehung von natürlicher oder bezahlter Pflicht wegen oblag, den nämlichen Widerstand, womit Ovid, Ariost, Tasso, Marino und so viele andre berühmte Dichter zu kämpfen hatten; aber die stärkere Natur siegte, und der Genius oder Kobold (wie Sie ihn lieber nennen wollen), der mich besaß, wollte sich weder in Gutem noch Bösem austreiben lassen. Wenn ich auch keine Verse machte, meine musenfeindlichen Aufseher hatten damit wenig gewonnen. Alle Ideen und Kenntnisse, womit sie meine Seele voll zu stopfen beflissen waren, fielen entweder wieder durch oder verwandelten sich in poetischen Stoff. Was ich nur trieb, Metaphysik, Moral, Naturlehre, Geschichte, Politik, Alles wurde in mir zu Epopöe und Drama; und während uns der Lehrer mit der Miene eines Mystagogen die Leibnizische Monadologie erklärte, entwickelte sich in meiner[1]) Einbildungskraft der Plan eines Gedichts über den Ursprung der Venus aus Meerschaum; oder ich ließ die Bildsäule Pygmalion's sich vor meinen Augen beleben oder erklärte mir, wie das große Principium der Orphischen Kosmogonie, die Liebe, gleich der Leyer Amphion's, durch ihre Anziehungskraft die Elemente in eine Welt habe zusammenfügen können."

Was kann ich Ihnen, mein Lieber, gegen Thatsachen von dieser Stärke einwenden? Ich glaube meine eigene Geschichte zu hören. Alles dies war, von Wort zu Wort, vor fünfunddreißig Jahren mein eigner Fall, und wenn ich Sie nach so deutlichen Fingerzeigen der Natur gleichwol noch am diesseitigen Ufer des gefährlichen Rubicon aufhalten möchte, so habe ich wenigstens ganz andre Ursachen dazu als Mißtrauen in Ihre Anlage und Fähigkeiten.

Schon die ersten Blumen des fruchtbaren Bodens, der Ihnen zu Theil geworden ist, so bescheiden Sie selbst davon denken, würden hinlänglich sein, mir von Ihnen die schönsten Hoffnungen zu machen, und um so gewissere eben darum, weil Sie bei einem so entschiedenen Naturberuf und so vielen Vorübungen und Studien von mehrern Jahren noch immer so wenig mit Ihren eigenen Producten zufrieden sind und durch

[1]) Im Merkur stand: „in meiner transcendentalischen". — A. d. H.

einen Beifall, den Sie zu verdienen Sich nicht bereden können, beinahe ebenso sehr beleidigt werden als Andre durch den gerechtesten Tadel. Ich kenne kein entscheidenderes Merkmal eines wahren Talents als — diese Schwierigkeit, sich selbst ein Genüge zu thun; dieses unermüdete Höherstreben, diese unaffectirte Verachtung dessen, was man schon ist, gegen das, was man noch werden zu können sich getraut, und dieses feine Gefühl für die Schönheiten in den Werken Andrer und für die Mängel in seinen eigenen — Eigenschaften, die ich so oft an Ihnen wahrzunehmen Gelegenheit habe, und die bei jungen und alten Dichtern so selten sind.

Staunen Sie mich immer an, so viel Sie wollen, mein Lieber! Aber gerade meine so wohl begründete Ueberzeugung, daß Mutter Natur wirklich die Absicht hatte, einen Dichter aus Ihnen zu machen, und daß Sie, wenn Sie Sich Ihrem Hang überlassen, ganz Dichter und also für alle andern Lebensarten verloren sein werden, gerade dies ist's, was mich für Sie zittern macht. Unglücklicherweise hat die gute Mutter an Alles, nur nicht an den einzigen großen Punkt gedacht, daß Plutus zu ihrem Plan hätte beigezogen werden müssen. Wie konnte sie vergessen, daß die Dichter so wenig als die Paradiesvögel von Blumendüften leben können, und daß gerade der Mann, dem alle Elementargeister zu Gebote stehen, und dem es nur einen Federzug kostet, um die herrlichste Zaubertafel aus der Erde hervorsteigen zu lassen, unter allen Menschen in der Welt dem Hungersterben am Nächsten ist, wenn nicht zufälligerweise irgend ein mitleidiger Genius (auf den übrigens nie zu rechnen ist) besser für ihn gesorgt hat als die Natur, die Musen — und er selbst? —

Ein Andres wäre, wenn Sie die Miene hätten, dem weisen Rathe zu folgen, den Herr Klinggut seinem Freunde giebt,*) die Poeterei (mit der es, wie er meint, doch immer in allem Betracht eine unsichre Sache ist) blos als Nebenwerk neben einem einträglichen Amte oder einer andern ehrbaren gelehrten oder bürgerlichen Nahrung zu treiben. „Ruft Dich dann einmal", sagt Herr Klinggut, „ein schöner Tag in Deinen Garten,

„Dein Kaffee und die Vögel warten
Nebst Deinen Blumen schon auf Dich;
Du wirst entzückt, Du freust Dich inniglich,

*) S. dessen Episteln, Erstes Heft, S. 22 f.

Du kennst schon die Natur, und sie kennt Dich,
Und eh Du's merkst, macht sie Dich selbst zum Dichter;
Ruft dann die Curie als Richter,
Dein Amt, Dein Haus, Dein Freund, nichts auf der Welt Dich ab,
So eil und lauf in vollem Trab,
Hol Dir ein Blatt Papier und schreibe,
Von keinem bessern Zeitvertreibe
Gereizt, den ganzen langen Tag
Und schick's nach Dessau[1]) in Verlag."

Das ist doch eine Art, sich mit der Natur und den Musen auf einen Fuß zu setzen, wobei man noch ziemlich leidlich wegkommt! Aber die Verse, die man so nach Dessau in Verlag schickt, sind denn freilich auch darnach; und man muß gestehen, daß die Dichter vom engern Ausschusse sich gewöhnlich anders dazu angeschickt haben. Wer nur alsdann Verse macht, wenn er sonst auf der Gotteswelt nichts zu thun weiß, wird gerade so ein Dichter sein, wie Einer, der sich nur in verlornen Stunden mit Malerei abgeben wollte, ein Raphael sein würde.

Was ich Ihnen hier sage, bleibt unter uns. Bewahren mich die Grazien, daß ich die Herren, die ihre verlornen Stunden so gut zu benutzen wissen, in ihrem Zeitvertreibe beeinträchtigen wollte! Genug, Sie, mein junger Freund, sind zu Ihrem Glück oder Unglück keiner von dieser Kategorie. Ihre Liebe zur Muse ist eine ernsthafte Leidenschaft, die das Schicksal Ihres Lebens entscheiden wird.

Sie werden überall, in allen Vorfallenheiten, Verhältnissen, Geschäften, Händeln, Leiden und Freuden Ihres Erdewallens Dichter sein, immer denken, fühlen, reden, handeln, wie nur ein Dichter denkt, fühlt, spricht und handelt; und wenn Sie auch zehn Jahre hinter einander keinen einzigen Vers gemacht hätten, so wird doch Alles, was Sie in diesen zehn Jahren gesehen, gehört, versucht, gethan und gelitten haben, entweder Poesie gewesen oder zu Poesie geworden sein; und es werden am Ende dieser (dem Anschein nach) für die Musen verlornen Periode Ihres Lebens mehr Keime und Embryonen von Gedichten aller Art in Ihrer Seele liegen, als Sie, wenn Sie auch Bodmer's oder Nestor's Jahre erreichten, nicht auszubrüten Zeit haben würden.

Aber, ach! dies ist's nicht allein. Sie werden auch Thor-

[1]) An die dortige „Buchhandlung der Gelehrten". — A. d. H.

heiten begehen, die nur ein Dichter begehen kann — werden mit dem glücklichsten Kopfe, mit dem besten Herzen alle Augenblicke in einem falschen Lichte vor der Welt stehen; immer Klagen und Vorwürfe hören und doch immer nur Sich selbst Schaden thun, und wie Sie es auch anstellen mögen, um die Welt zu überzeugen, daß Sie ein unschuldiges, harmloses, wohlmeinendes Wesen sind, wird man Sie doch immer als ein Wunderthier anstaunen, in dessen Art zu denken und zu sein die Leute sich nicht finden können, und in dessen Verstand oder Herz alle Augenblicke mächtige Zweifel gesetzt werden.

Alles dies, mein Lieber, verbreitet sehr unangenehme Folgen auf das Leben eines Menschen, der mit diesem bewunderten und verachteten, beneideten und verhaßten, geschmeichelten und fast immer schlecht belohnten Talente begabt ist, das ihm so sonderbare Vorzüge vor den gewöhnlichen Menschen, so viel Gewalt über ihre Einbildungskraft und so unerschöpfliche Mittel, sich selbst zu helfen — in der seinigen giebt. Das goldne λάθε βιώσας,[1])

der unbemerkte schmale Pfad durchs Leben,*)

der ewige Wunsch aller Seelen, die zum stillen Genusse der Natur und zum Leben mit ihren eigenen Ideen geboren sind, wird für Sie der Baum des Tantalus[2]) werden. Eine verhaßte Celebrität, der Sie unmöglich entgehen können, wird Ihre Ruhe vergiften und einen unversieglichen Schwall von tausend nichtswürdigen, aber nur desto beschwerlichern kleinen Plagen über Sie ergießen, die Ihnen nicht einmal die arme Täuschung übrig lassen werden, Sich für das Vergnügen, das Sie der Welt machen, wenigstens mit Liebe belohnt zu glauben.

Eine Musenliebe wie die Ihrige endet sich gewöhnlich wie die Leidenschaft eines unerfahrnen Paars von Turteltaubenseelen, die einander statt alles andern Brautschatzes einen unermeßlichen Schatz von Zärtlichkeit zubringen und in dem süßen Wahne, daß die Liebe sie ewig speisen und tränken werde, aller Vorkehrungen gegen die Bedürfnisse des Lebens vergessen haben. Der bezauberte Liebhaber ist vollkommen versichert, daß an der Seite seiner Geliebten eine Strohhütte ein

*) Fallentis semita vitae. Hor., Epist., I. 18. 103.

[1]) „Lebe verborgen!“ — A. d. H.

[2]) Homer's Odyssee, XI. 588 ff. — A. d. H.

Feenpalast sei; daß er bei den Strahlen aus ihren Augen keines Lichts, an ihrem wärmenden Busen keiner Feuerung, kurz, in dem Ocean von Wonne, worin seine trunkene Seele taumelt, gleich den Göttern im Himmel, nichts bedürfe, als — daß der süße Wahn ewig daure! Aber das ist's eben, worauf man vergebens gerechnet hat!

Man hat nicht bedacht, daß Stunden, Tage, Monate, vielleicht ganze Jahre kommen werden, wo die Phantasie, ihrer Zauberkraft beraubt, uns dem unangenehmen Gefühle des Gegenwärtigen preisgiebt, und daß sie (vermöge ihrer immer täuschenden Natur) die Uebel, die uns drücken, ebenso sehr vergrößert, als sie in glücklichen Stunden das Angenehme unsers Zustandes erhöhet. Man hat nicht bedacht, daß, wenn es auch in der Natur wäre, aus dem schönen Endymionstraume[1]) worein sie uns versenkt hat, nimmer von uns selbst zu erwachen, doch gewiß die nüchternen Leute um uns her, aus gutem oder bösem Willen, nicht ermangeln würden, uns so lange zu schütteln und zu rütteln, bis sie uns den schlimmen Streich gespielt hätten, der jenem Argeer von seinen Anverwandten widerfuhr, da sie ihm so lange Niesewurz gaben, bis die herrlichen Tragödien verschwanden, die er auf der leeren Schaubühne zu sehen glaubte.[2])

Dieser Umstand allein wäre schon hinlänglich, alle meine Besorgnisse bei dem Lebenswege, den Sie einzuschlagen begriffen sind, zu rechtfertigen. Ein wahrer Dichter — so selten auch, nach Versicherung des vorbelobten Herrn Klinggut, die Louisd'or und — die Zuckermandeln bei ihm sind*) — befindet sich doch ungefähr in eben der Lage gegen die Welt, worin sich ein Besitzer des Steins der Weisen befinden würde. Beide könnten vielleicht, Jener mit seinem Talisman im Kopf und Herzen und Dieser mit seinem Pulver in der Tasche,

*) Und seine Louisd'or? da steht's nun auch so so!
Mit Groschen hört man bei der Wasserflasche
Wol einen Dichter in der Tasche
Noch klimpern, wenn er eben froh
Sein Schweißgeld zählt: doch Gold — ho! ho!
Ein böhmisch Dorf! — Nein, Gold und Zuckermandeln,
Confecte, Wein und Ordensband
Sind Unsereinem nur dem Namen nach bekannt.
Episteln, S. 21.

[1]) Vgl. Wieland's Gedicht „Das Leben ein Traum". — A. d. H.
[2]) Hor., Epist., II. 2. 128—140. — A. d. H.

glücklich sein, wenn nur eine Möglichkeit wäre, ihr Geheimniß vor der ganzen Welt zu verbergen. Aber da dies nicht wohl angeht, so mögen sich Beide darauf verlassen, daß man Mittel genug finden wird, sie für den Vortheil, den sie vor andern wackern Leuten haben, büßen zu lassen!

Wenn ich, mein Lieber, so viel für das Glück Ihres künftigen Lebens fürchte, so sind die Louisd'or und die Zuckermandeln wol das Wenigste, was mir im Sinne liegt. Der letztern, mit allem Zubehör von Confecten und Weinen (die Ordensbänder etwa ausgenommen), werden Sie vielleicht nur zu oft zu schmecken bekommen; und zu so viel Gold, als ein Dichter braucht, der eben keine Ansprüche an eine Villa — wie Boileau's und Pope's, oder gar an ein Ferney[1]) macht, wird wol auch noch Rath werden. Horaz speiste, so oft er wollte, an den Tafeln der Großen in Rom, wohnte, so oft und so lange, als es ihm gefiel, in dem prächtigen Hause Mäcen's oder in seiner herrlichen Villa zu Tibur, hatte sein eigenes kleines Sabinum — kannte beinahe keine andern Plagen, als die er durch das Unglück, Rom's erster lyrischer Dichter zu sein, von den Autoren, vom Publicum und von seiner Celebrität zu leiden hatte, und fand sich doch öfters so davon zusammengedrückt, daß ihm bei aller seiner Liebe zu den Musen in der Ungeduld die Lästerung entfuhr: der Henker sollte ihn holen, wenn er seine Zeit nicht lieber verschlafen als Verse machen wollte.[2])

Lesen Sie, was dieser liebenswürdige Dichter — der ein ebenso feiner Weltmann als ein Mann von Genie und auserlesenen Kenntnissen war — an vielen Stellen seiner Briefe (besonders im neunzehnten an Mäcen und im zweiten des zweiten Buchs an Julius Florus) von den Ungemächlichkeiten und Drangsalen des poetischen Berufs sagt; und lesen Sie, wenn Sie wollen, auch die Zusätze seines neuesten Commentators,[3]) der seinen Autor (aus dem sehr simpeln Grunde, weil es ihm ungefähr ebenso ergangen war) anschaulicher und inniger als manche Andre verstanden zu haben scheint. Es ist, weil man doch einmal sein Schicksal erfüllen muß, wenigstens gut, wenn man weiß, wessen man sich zu versehen, und wie viel oder wenig man auf die Einnahmen, die man für die sichersten hielt, Rechnung zu machen hat.

[1]) Voltaire's Gut. — A. d. H.
[2]) Hor., Epist., II. 2. 54. — A. d. H.
[3]) Wieland selbst. — A. d. H.

Unter allen den schönen Lufterscheinungen, die einen jungen Dichtergeist ermuntern und beflügeln, wenn er die lange und mühevolle Laufbahn beginnt, deren Ziel unter tausend Mitlaufenden nur so Wenige erreichen, ist vielleicht die süßeste „der Wahn, daß etwas mehr als Beifall, mehr als das eitle digito monstrari et dicier hic est,[1]) daß die Liebe der Nation, für die er arbeitet, der Preis seiner unermüdeten Bestrebungen sein werde". Schmeicheln Sie Sich nicht mit einer so eiteln Hoffnung, mein Freund! Das Höchste, worauf Sie zählen können, sind Augenblicke von Gunst, kurze Aufbrausungen, von dem Vergnügen, das Sie uns in diesen Augenblicken gemacht haben, veranlaßt, und wofür man Sie durch die Gefälligkeit, sich von Ihnen vergnügen zu lassen, überflüssig belohnt zu haben glaubt. Von dem Momente an, da wir wahrnehmen oder uns auch nur einbilden, daß Sie nach unserm Beifall ringen, betrachten wir Sie mit eben den Augen, womit wir alle andern Prätendenten an Virtuosität in den ergetzenden Künsten ansehen; und Sie stehen (es mag Ihnen nun gefallen oder nicht) mit Taschenspielern, Luftspringern und Histrionen[2]) in einer Linie. Alle Ihre Anstrengungen, einen hohen Grad von Vollkommenheit zu erreichen, sehen wir als Schuldigkeit an; und wehe Ihnen, wenn Sie nicht immer Sich selbst übertreffen oder Sich jemals für erlaubt halten, auf Ihren Lorbeern einzuschlummern!

Sie werden diesen Gedanken nicht sehr aufmunternd finden. Aber ich habe Ihnen noch nicht das Aergste gesagt. Ihre Lage gegen das Publicum als Dichter ist weit weniger vortheilhaft, als wenn Sie die Ehre hätten, ein großer Cadenzenmacher oder der Parisische Grand-Diable[3]) zu sein. Zu diesen Künsten hat ungefähr Jedermann einen Maßstab und kann, mehr oder weniger, ziemlich richtig beurtheilen, wie viel dazu gehört, um diese oder jene Wunderdinge zu leisten. Aber in der Musenkunst ist's gerade das Widerspiel. Unter tausend Lesern hat kaum einer einen deutlichen und bestimmten Begriff von den Schwierigkeiten und von dem Höchsten der Kunst. Die Leser oder Zuhörer fühlen wol, ob man sie interessirt oder gähnen macht, aber das ist auch Alles! Und

[1]) Pers., I. 28. — A. d. H.

[2]) Früher „Baladins". — A. d. H.

[3]) Einer der berühmtesten Balletttänzer zu Paris wurde so genannt. — A. d. H.

da ein sehr mittelmäßiges oder höchst nachlässig gearbeitetes Werk so gut als ein Meisterstück etwas Interessantes haben kann, so können Sie Sich darauf gefaßt machen, daß, sobald Ihr Werk aufgehört hat, eine Meßneuigkeit zu sein, der erste beste Roman, der etwas Neues ist und ein Wenig Witz, hier oder da eine überraschende Situation, eine rührende Stelle oder ein schlüpfriges Gemälde hat, sich der Aufmerksamkeit der lesenden Welt bemächtigen und Ihre Arbeit, hätten Ihnen auch alle neun Musen daran geholfen, auf die Seite drängen wird. Hoffen Sie nicht, durch irgend eine Anstrengung, irgend eine idealische Vollkommenheit, zu der Sie mit allen Kräften Ihres Geistes emporstreben, endlich einmal zu erhalten, was Sie nach Ihren Begriffen von der Kunst und im lebendigen Bewußtsein dessen, was Sie geleistet haben, für bloße Gerechtigkeit ansehen. Sie werden sie nie erhalten; nicht weil man Ihnen Gerechtigkeit versagen will, sondern weil man keinen Begriff von Allem dem hat, was man wissen müßte, um sie Ihnen widerfahren zu lassen.

Wenn ein poetisches Werk neben allen andern wesentlichen Eigenschaften eines guten Gedichtes das ist, was Horaz totum, teres atque rotundum nennt;[1]) wenn es bei der feinsten Politur die Grazie der höchsten Leichtigkeit hat; wenn die Sprache immer rein, der Ausdruck immer angemessen, der Rhythmus immer Musik ist, der Reim sich immer von selbst, und ohne daß man ihn kommen sah, an seinen Ort gestellt hat; wenn Alles wie mit einem Guß gegossen oder mit einem Hauch geblasen da steht und nirgends einige Spur von Mühe und Arbeit zu sehen ist: so kann man sich sicher darauf verlassen, daß es dem Dichter, wie groß auch sein Talent sein mag, unendliche Mühe gekostet hat. Die Natur der Sache bringt das so mit sich; und da es vielleicht in keiner europäischen Sprache schwerer ist, schöne Verse zu machen, als in der unsrigen, so muß auch der Fleiß und die Anstrengung, um es in einer solchen Sprache zu einigem Grade von Vollendung zu bringen, verhältnißmäßig desto größer sein.

Aber bilden Sie Sich ja nicht ein, wofern Ihnen jemals ein Werk dieser Art gelingt, daß Ihnen die Leser für das, was Sie mehr geleistet haben, als man von Ihnen forderte, den

---

[1]) Horaz sagt vom Weisen (Sat., II. 7. 86), er sei in se ipso totus, teres atque rotundus. — A. d. H.

mindesten Dank wissen werden. Man hätte (wie die tägliche Erfahrung lehrt) auch mit Wenigerm fürlieb genommen. Ja, was das Schlimmste ist, gerade diese Leichtigkeit, diese Glätte und Rundung, die Ihnen so viel gekostet, und die der einzelne und seltne Kenner mit aller gebührenden Kälte anerkennt, wird Ihrem Werke bei dem großen Haufen — Schaden thun. „Es kostet Ihnen wol nicht die geringste Mühe, solche Verse zu machen?" wird das Compliment sein, das Ihnen überall entgegenschallen wird; und da die Menschen gewohnt sind, ein Kunstwerk nach der in die Augen fallenden Schwierigkeit, es hervorzubringen, zu schätzen, so wird auf das Ihrige gerade um dessentwillen, weswegen Sie Sich selbst am Meisten Glück wünschten, eine Art von Verachtung fallen. Man wird es vielleicht mit mehr Vergnügen lesen als manche andre Früchte des nämlichen Jahrganges; aber weil man glaubt, daß Ihnen nichts leichter sei, als solche Dinge zu machen, so werden Sie kaum mit einem fertig sein, da man Ihnen, als ob Sie noch nichts gethan hätten, schon wieder ein anderes zumuthen wird, und wenn Sie so ungefällig oder träg oder unfruchtbar sind, die Erwartung Ihrer Gönner nicht aufs Schleunigste zu erfüllen, so wird bald eine neue Fabrikwaare, worin's irgend etwas zu lachen oder zu weinen giebt, sich der Aufmerksamkeit der müssigen Welt bemächtigen; und das Werk, worin sich Ihre ganze Seele abgedrückt hat, das Werk Ihrer Liebe, Ihrer Nachtwachen, wobei Sie alle Ihre Kräfte aufgeboten, woran Sie alle Ihre Talente, alle Ihre Kenntniß der Geheimnisse der Kunst verschwendet hatten, wird — mit den Erdschwämmen, die in einer Nacht hervorstechen, vermengt — in einen Winkel geworfen und in Kurzem so rein vergessen werden, als ob es nie gewesen wäre.

Alles dies, mein Freund, ist etwas so Natürliches, so Alltägliches, ist aus einerlei Ursachen von je her bei allen Nationen (wenigstens in einem gewissen Zeitpunkt) etwas so Allgemeines gewesen, daß es lächerlich wäre, sich darüber zu beklagen. Aber angenehm ist's freilich nicht, von Erfahrungen dieser Art überrascht zu werden; und in den Momenten, worin Ihnen dies begegnen wird, werden Sie mehr als einmal versucht sein, das Glück eines jeden ehrlichen Böotiers zu beneiden, der gerade mit so viel Menschenverstand, als er ins Haus gebraucht, sein Brod im Schweiße seines Angesichts ißt und für den Mangel des zweideutigen Vorzugs — daß zehntausend Menschen, die er

nie gesehen hat, seinen Namen nennen und sich anmaßen, über ihn und seinen Werth oder Unwerth abzusprechen — durch den Genuß eines unbekannt, aber ruhig den Strom der Zeit hinabgleitenden Lebens reichlich entschädigt wird.

Ich würde nie fertig werden, wenn ich Ihnen alle Arten von Verdruß und Ungemach vorzählen wollte, welche jenseits der Aganippe, die für Sie der gefährliche Rubicon ist, auf Sie warten. Ich zweifle nicht, daß ich Ihnen mit einem guten Theile davon nichts sagen würde, als was Sie schon wissen. Aber vergessen Sie nicht, auch die ganze zarte Empfindlichkeit und Reizbarkeit einer poetischen Organisation mit dabei in Anschlag zu bringen. Tausend Dinge, die Ihr Leben verbittern werden, sind, an sich betrachtet, Kleinigkeiten; aber für den Nervenbau, für die Einbildung, für das Herz eines Dichters werden es schwere Leiden sein. Ein einziges schiefes oder hämisches Urtheil, ein einziger dummer Blick eines Zuhörers bei einer Stelle, die ihm einen elektrischen Schlag hätte geben sollen, oder die Frage: „Was meinen Sie damit?“ bei einer feinen Ironie — wird Sie gegen den Beifall von Tausenden unempfindlich machen; und um einer einzigen solchen Citation willen, wie Sie eine ganz jungfräuliche Stanze eines Gedichtes, das Sie lieben, in einem Buche, wo Sie es gewiß nicht erwarteten, und von einem harmlosen akademischen Philosophen, der den Dichter ehren wollte, citirt oder vielmehr stuprirt gesehen haben, werden Sie wünschen, Ihr bestes Werk vernichten zu können.

Ich sage nichts von den Begegnungen, die Sie von Autoren, Kunstverwandten, Kennern, Kunstrichtern, Recensenten u. s. w. zu gewarten haben. Sie werden, wenn ich mich nicht sehr an Ihnen irre, in Absicht aller dieser Herren Horazens Methode einschlagen;*) erwarten Sie also auch Horazens Schicksal, das ist, ingeheim, mit Vergnügen gelesen, ins Angesicht mit Lob überschüttet und öffentlich bei jeder Gelegenheit mit kritischem Achselzucken oder, wenn's am Besten geht, mit Stillschweigen beehrt zu werden. Ein gemeiner Soldat, der blos durch Talente und Verdienste bis zum Feldmarschall emporstiege, wäre eine große Seltenheit; aber ein Schriftsteller, der, ohne

*) Non ego ventosae plebis suffragia venor etc.
Non ego nobilium scriptorum auditor et ultor
Grammaticas ambire tribus et pulpita dignor. — Epist., I. 19.
[Vgl. Wieland's Uebersetzung und Einleitung zu diesem Briefe. — A. d. H.]

von einer Clique zu sein, ohne Schüler gemacht, ohne seinen Ruhm den dermaligen Potentaten in der Gelehrtenrepublik zu Lehen aufgetragen, ohne hinwieder angehende Schriftstellerchen in seine Clientel genommen und sich in ihnen einen rüstigen Anhang gemacht zu haben, welcher immer bereit ist, auf Jeden, der sich des Patrons Ungnade zugezogen hat, mit Faust und Ferse loszuschlagen — ein Autor, sage ich, der ohne alle diese Hilfsmittel, und (was ich nicht vergessen muß) ohne von der Aegide der goldnen Mittelmäßigkeit bedeckt zu sein, blos durch eigenes Verdienst zum ruhigen Besitz eines unangefochtnen Eigenthums von Ruhm und Ansehen unter seinen Zeitgenossen gelangte, wäre eine noch viel größre Seltenheit. Es tragen sich wol zuweilen seltsame Dinge in der Welt zu, und Einer gewinnt ja wol das große Loos; aber wer kann darauf rechnen, daß er dieser Eine sein werde?

Ueberhaupt, wenn ein ausgebreiteter entschiedner Ruhm und die damit verbundnen Vortheile das Ziel sind, wornach Sie laufen, so machen Sie Sich in Zeiten gefaßt, alle nur ersinnlichen Hindernisse in Ihrem Wege zu finden und am Ende doch vielleicht zu sehen, wie Ihnen Leute zuvorkommen, die, anstatt in der vorgesteckten Bahn zu laufen, querfeld über die Schranken wegsetzen und durch eine glückliche Verwegenheit den Preis an sich reißen, den sie in einem ordentlichen Wettlaufe nicht erhalten hätten. „Zum Laufen hilft nicht schnell sein,“ sagt Salomon, „und daß Einer angenehm sei, dazu hilft nicht, daß er ein Ding wohl könne, sondern Alles liegt an der Zeit und am Glücke.“

Sie wissen, mein Lieber,[1]) aus wie vielen Ursachen ich den lebhaftesten Antheil an Ihnen nehme. Ich sehe Sie auf einem Wege, der Sie wahrscheinlicherweise — nicht zum Tempel des Glücks führen wird; und doch habe ich nicht das Herz, Sie zurückzuhalten. Ich selbst liebe die Kunst, welcher Sie Sich mit einer so entschiednen Fähigkeit widmen wollen, zu sehr, als daß ich ohne eine Art von innerlicher Bestrafung wünschen könnte, Sie von ihr abzuschrecken. Und wie sollte ich die Antwort nicht voraussehen, mit der Sie Alles, was ich Ihrem Entschluß entgegensetzen könnte, auf einmal zu Boden werfen werden? Auch ist meine Absicht nicht, Sie abzuschrecken; ich möchte Sie nur nöthigen, ehe Sie Ihre Partei auf immer nehmen, auch die

[1]) Im Merkur stand: „mein lieber M.“ – A. d. H.

Fährlichkeiten und Unlusten des Weges, der Ihnen so reizend vorkommt, in Betrachtung zu ziehen.

Zu Horazens Zeiten war die Poesie zufälligerweise der Weg, eine Art von Glück zu machen. Ihn trieb, wie er sagt, die Dürftigkeit, die Alles zu wagen fähig ist, zum Versemachen.

Ibit eo, quo vis, qui zonam perdidit —[1])

bei uns, fürchte ich, ist's just umgekehrt: der schmale Pfad über den Helikon ist ordentlicherweise der gerade Weg in die Arme der lumpigen Göttin, welcher Horaz entfliehen wollte. Vielleicht erleben Sie eine glücklichere Zeit für die deutschen Musen. Vielleicht ist einem andern Fürsten der Nachruhm bestimmt, den der große König verschmähte, der, nachdem er in vierzig mit jedem andern Ruhme beladnen Jahren nichts für unsre ihm völlig unbekannte Literatur gethan hatte, sich endlich an dem Verdienste begnügte, uns die Dürftigkeit und die Mängel derselben öffentlich vorzurücken.[2]) Vielleicht — aber nein! — weil doch diese hoffnungsvollen Vielleichts sehr ungewiß und in der That weit unwahrscheinlicher sind, als jetzt Manche sich träumen lassen, so stellen Sie Sich lieber das Aergste vor; und da Sie ohnehin keine große Anlage zur Philosophie des Aristippus haben und nicht sehr geneigt scheinen, was auch dabei zu gewinnen wäre, viel Weihrauch an die Götter der Erde oder Diejenigen, die ihre Gnaden austheilen, zu verschwenden, so untersuchen Sie Sich selbst genau, ob Sie im Schooße Ihrer lieben Muse allenfalls auch bei einer Mahlzeit von Kartoffeln und Brunnenwasser glücklich sein können.

Und wenn Sie dann, mein Freund, Alles wohl überlegt, entschlossen sind, es darauf ankommen zu lassen, so versprechen Sie mir mit Mund und Hand — weil ich Ihnen doch das Schlimmste, was begegnen kann, vorausgesagt habe —, niemals in Ihrem Leben, wie es Ihnen auch ergehen mag, Sich über den Neid Ihrer Nebenbuhler und Zunftgenossen, über die Gleichgiltigkeit der Großen und über den Undank des Publicums zu beschweren.

Nichts ist zugleich unbilliger und alberner, als darüber wimmern, daß die Dinge sind, wie sie immer gewesen

---

[1]) Hor., Epist., II. 2. 40. — A. d. H.

[2]) Die Schrift Friedrich's des Großen „De la Littérature Allemande" erschien Ende 1780. — A. d. H.

sind, und daß die Welt, anstatt sich um unser liebes kleines Selbst herumzudrehen, in ihrem ewigen Fortschwung uns wie ein unmerkliches Atom, ohne es gewahr zu werden, mit sich nimmt.

Die Menschen um uns her, vom größten bis zum kleinsten, haben so viel mit sich selbst und ihrer eignen Noth, so viel mit ihren eignen Planen, Bedürfnissen, Leidenschaften und momentanen Eingebungen des guten und bösen Dämons, den Jeder gern oder ungern auf den Schultern tragen muß, zu thun, daß es kein Wunder ist, wenn sie sich nicht viel um die unsrigen bekümmern können. Und dennoch — helfen Sie einem Menschen aus einer Noth, oder machen Sie ihm Vergnügen — wann, wo und wie er's bedarf, und er wird Ihnen in diesem Augenblicke aufrichtig dafür danken. Aber wie können wir von ihm fordern, daß er uns auch für ungebetene und unbrauchbare Dienste Dank wisse oder, wenn wir ihm zur Unzeit die Ohren vollgesungen haben, sich uns noch dafür verbunden halte? Wie können wir verlangen, daß andern Menschen, mitten im Gedränge ihrer Verhältnisse, Geschäfte, Sorgen, Zerstreuungen, Ergetzlichkeiten, die Kunst, die wir treiben, die Gegenstände, wovon unsre Seele voll ist, das Werk, womit wir uns beschäftigt haben, und womit sie vielleicht auf der Gotteswelt nichts anzufangen wissen, ebenso wichtig sein sollen als uns selbst? Wie können wir billigerweise verlangen, daß sie ein ebenso geübtes Ohr für die Musik unsrer Verse haben, die feinern Schönheiten eines poetischen Gemäldes ebenso genau bemerken, ebenso hoch in Anschlag bringen sollen, als ob sie viele Jahre lang ein besonderes Studium von solchen Dingen gemacht hätten?

Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß für den bloßen Liebhaber in Werken des Witzes, des Geschmacks und der Kunst immer viel verloren geht. Aber darum ist doch das Publicum weder ungerecht gegen vorzügliche Schriftsteller, noch ohne Gefühl für den Werth der Meisterstücke der Musenkunst. Sehen Sie, wie gut öfters auch sehr alltägliche Machwerke, sine pondere et arte,[1]) wenn nur irgend etwas daran gefallen kann, aufgenommen werden! Die lesende Welt will auf allerlei Art ergetzt und unterhalten sein; und sie liebt die Mannichfaltigkeit so sehr, daß ein Autor ganz und gar ungenießbar sein müßte, dem es nicht glücken sollte, bemerkt und (wenigstens eine Zeit lang) aus dem Gedränge der täglich zu-

---

[1]) Hor., Ars Poet., 320. — A. d. H.

nehmenden Mitwerber hervorgezogen zu werden. Auch in der leichtesten und kunstlosesten Gattung, die kaum etwas andres Poetisches hat als die Lebhaftigkeit des Ausdrucks und den Reim, ist Witz oder Laune oder glückliche Ejaculation eines augenblicklichen Gefühls genug, einen Verfasser der Nation lieb und schätzbar zu machen. Lassen Sie es also nur nicht an Sich selbst fehlen, mein junger Freund! verdienen Sie den öffentlichen Beifall, er wird Ihnen nicht versagt werden. Spannen Sie alle Ihre Segel auf, erheben Sie Sich über die Menge und bereichern Sie, unzufrieden mit einem gemeinen Preise, unsre Literatur durch Werke, die, anstatt nur auf einen Augenblick zu ergetzen, sich der ganzen Seele des Lesers bemächtigen, alle Organen seiner Empfindung ins Spiel setzen, seine Einbildungskraft erwärmen, bezaubern und in ununterbrochner Täuschung erhalten, seinem Geiste Nahrung und seinem Herzen den süßen Genuß seiner besten Gefühle, seines moralischen Sinnes, seiner Theilnehmung an Andrer Leiden und Freuden, seiner Bewundrung für Alles, was edel, schön und groß in der Menschheit ist, gewähren — und verlassen Sie Sich darauf, das Publicum wird Ihnen so viel Dank dafür wissen, als Sie billigerweise nur immer verlangen können.

Ich setze diese Clausel hinzu, weil es Unsinn wäre, von den Menschen mehr zu erwarten, als sie zu geben haben. Und mit welchem Rechte wollten die Schriftsteller allein von ihrer Nation mehr Gerechtigkeit, mehr Dankbarkeit, mehr Gleichheit und Beständigkeit fordern, als irgend ein andrer Mann von Verdienste, in welcher Kategorie er immer sein mag, von ihr zu gewarten hat?

Ich habe diese kleine Abschweifung für nöthig gehalten, damit Sie das, was ich Ihnen von den mancherlei Unannehmlichkeiten des poetischen Lebens blos als Thatsache gesagt, nicht für Klagelieder aufnehmen, die mir das Gefühl oder Andenken eigener Erfahrungen ausgepreßt habe. In allen nur ersinnlichen Lebensarten und Umständen ist das menschliche Leben mit mancherlei wirklichen, eingebildeten, natürlichen und selbstgemachten Plagen umfangen; und im Augenblicke der Ueberraschung kann uns oft auch ein kleiner Schmerz einen lauten Schrei abnöthigen; aber wer wollte über unvermeidliche allgemeine und eben darum sehr erträgliche Uebel sich ungeberdig stellen? Quisque suos patimur manes.[1]) Indessen be-

[1]) Virg., Aen., VI. 743. — A. d. H.

durfte es keiner Rücksicht auf die meinigen, um Ihnen von allgemeinen Erfahrungen zu sprechen, die in allen Zeiten und bei allen Völkern, wo Literatur blühte, stattgefunden haben.

Sie, mein Lieber,[1]) kennen mich gut genug, um zu wissen, daß ich mit meinem Loose in jeder Betrachtung zufrieden bin. Von meiner Jugend an habe ich die Kunst mehr geliebt, als was man Ruhm und Glück nennt; und immer ist mir die unverfälschte Empfindung einzelner edler Seelen, der unerwartete gutherzige Dank irgend eines wackern Biedermannes, der keine Nebenabsichten dabei haben konnte, mehr gewesen als der ruhige Beifall des kalten Kenners oder das laute Zuklatschen der Menge, wiewol es mir in einem Laufe von mehr als dreißig Jahren auch an diesen nicht gefehlt hat. Aber ich würde mir ein Verdienst beilegen, an welches ich keinen Anspruch zu machen habe, wenn ich leugnen wollte, daß ich, indem ich den größten Theil meines Lebens im Dienste der Musen zugebracht, mehr für mich selbst als für Andere gethan habe, und daß es die reinste Wahrheit war und vermuthlich bis an mein Ende wahr bleiben wird, was ich schon vor funfzehn Jahren (zu einer Zeit, da ich am äußersten Ende des südlichen Deutschlandes in gänzlicher Abgeschiedenheit von unserm Parnaß und ohne alle literarische Verbindung lebte) aus vollem Herzen zu meiner Muse sagte:

Gefällst Du nicht, stimmt Welt und Kenner ein,
Dich Deines Diensts zu überheben,
So mag Dein Trost in diesem Unfall sein,
Daß Du bei süßer Müh' mir viele Lust gegeben:
Du machst, o Muse, doch das Glück von meinem Leben,
Und hört Dir Niemand zu, so singst Du mir allein.[2])

Ich müßte mich sehr irren, wenn diese Gesinnung nicht im Fortgang Ihres Lebens auch die Ihrige sein sollte; und so bleibt mir (was für Wege auch übrigens das Schicksal mit Ihnen gehen mag) doch immer der Trost, daß eine Quelle von Glückseligkeit in Ihrem Innern springt, die Ihnen jeden Kummer des Lebens versüßen, den Genuß seiner besten Freuden verdoppeln und, auch wenn sie zu versiegen anfängt, zum Labsal

[1]) Auch hier hat der Merkur wieder: „mein lieber M." — A. d. H.
[2]) Idris und Zenide, I. 11. — A. d. H.

in den Tagen, „die uns nicht gefallen", wenigstens noch einzelne Nektartropfen für Sie übrig haben wird.

II.

Ich mache meiner Divinationskraft kein großes Compliment, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihre Antwort auf mein erstes Schreiben vorausgesehen habe. Glücklicherweise für meine kleine Eitelkeit war es, wie Sie selbst versichert zu sein scheinen, keineswegs meine Absicht, Sie zu erschrecken;[1]) widrigenfalls hätte ich die Demüthigung wohl verdient, meines Zwecks so sehr verfehlt zu haben. Ich erwartete von Ihnen nicht nur, daß die Schwierigkeiten und abschreckenden Umstände, wovon ich Ihnen sprach, Ihren Muth viel mehr reizen als niederschlagen würden; ich sehe auch mit Vergnügen, daß mich meine Vermuthung über die ganz verschiedene Wirkung, welche meine Vorstellungen auf Ihr Gemüth machen würden, nicht betrogen hat. Sie schwingen Sich — mit einer Art von Verachtung, die ich (ohne sie völlig gut zu heißen) als unaffectirtes Gefühl Ihrer Seele zu schätzen weiß, über Alles hinweg, was ich Ihnen aus dem Munde unsers Horaz und aus der Erfahrung der Dichter aller Zeiten von den äußerlichen Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten des poetischen Berufs gesagt habe. „Wer wird sich", sagen Sie, „von einer Profession, wozu er sich berufen fühlt, durch Umstände abschrecken lassen, die aus der Natur und den Verhältnissen des menschlichen Lebens nothwendig entspringen, die ihr mit allen andern Professionen gemein sind und durch standhaftes Ausharren, kluges Betragen und unablässiges Fortstreben nach Vollkommenheit gleichwol vielleicht überwunden werden können?" Besonders sehe ich Sie mit Vergnügen so wohlgewaffnet gegen die Vorstellung der Armuth, das alte ziemlich gewöhnliche Loos der Künstler, die unter dem Einfluß der Musen stehen. Wohl Ihnen, mein junger Freund, daß das Wort Armuth, das durch die Aristides und Sokrates, die Curius und Fabricius, die Epiktete und Thomas Moore — kurz, durch die Edelsten und Besten der Menschen so ehrwürdig geworden, nichts Verächtliches noch Abschreckendes in Ihren Augen hat — und daß Sie Sich so ganz darauf eingerichtet

---

[1]) Im Merkur stand: „Sie abzuschrecken". — A. d. H.

zu haben scheinen, auch mit Ihrem Beispiel zu bestätigen, was Horaz dem römischen Pisistratus zu Gunsten seiner Mitbrüder im Apollo sagt:[1])

„Ein Dichter hat sonst keine Leidenschaft
Als seine Lust am Dichten; die allein
Beherrscht ihn ganz und gar, er lebt und webt
In Versen. Schlimme Zeiten, Geldverlust,
Vermögensabfall, all dies kränkt ihn wenig.
Mag sein Gesind' auf einen Tag entlaufen,
Mag überm Kopf sein Haus ihm niederbrennen
Er lacht dazu. In seinem Leben kommt
Ihm kein Gedanke, seinem Mündel oder
Miterben heimlich einen Streich zu spielen.
Er lebt von Erbsenbrei und schwarzem Brod." u. s. w.

In London und Paris mag es wol nicht an Versemännern fehlen, die sich zuweilen mit einer noch leichtern Diät behelfen müssen; aber bei uns Deutschen getraue ich mir (wenigstens so lange die Romanmanufacturen so guten Absatz finden, wie seit einiger Zeit) einem jeden Poeten vel quasi noch immer so viel Erbsenbrei und schwarzes Brod zu garantiren, als er nöthig hat, um nicht — durch Ueberfüllung am Arbeiten gehindert zu werden; ja, das Handwerk wirft sogar Bier und Tabak — Bedürfnisse, die man zu Horazens Zeiten noch nicht kannte — reichlich ab; zumal da die Garderobe bei diesen Herren ordentlicherweise ein wenig kostbarer Artikel ist. Indessen ist mir doch lieb, zu vernehmen, daß Ihr guter Genius wenigstens für das Unentbehrliche gesorgt und Ihnen dadurch den sehr wichtigen Vortheil verschafft hat, daß Sie mit Muße und Weile arbeiten können, keinen Zeitverlust in Anschlag zu bringen brauchen und, wenn Sie einen schönen halben Tag auf die Ausfeilung eines Dutzend Verse verschwendet haben, Sich nicht hinterdrein mit dem armseligen Gedanken, daß der elendeste Proseschmierer ohne alle Bemühung des Geistes und durch die bloße Behendigkeit seiner Schreibefinger zehnmal mehr in so viel Stunden verdient habe, plagen müssen und beim Anblick Ihres zusammengeschrumpften Geldbeutels nicht zu Verwünschung einer Profession verleitet werden, bei der Sie blos deswegen verhungern, weil Sie nicht — ohne sie leben können.

[1]) Hor., Epist., II. 1. 119—123 nach Wieland's Uebersetzung. — A. d. H.

Da Sie, mein Freund, allem Ansehen nach Sich nie in diesem jämmerlichen Falle befinden werden und bei der Sicherheit, das Nothwendige des begnügsamen Weisen niemals weder durch Prose noch Verse erwerben zu müssen, für alles Entbehrliche unbesorgt sind — kurz, da für Sie nur eine einzige Art ist, wie Sie nach Ihrer eignen Denkart Ihr Glück machen können und wollen: so befremdet mich ganz und gar nicht, daß auf der einen Seite die Schwierigkeiten, die in der poetischen Kunst liegen, auf der andern das Abschreckende, was Sie in der Natur und den engen Grenzen unsrer Sprache zu sehen glauben, und endlich die Meinung, daß die ersten Plätze auf unserm deutschen Pindus schon besetzt und neuangehenden Mitwerbern um die lauream Apollinarem[1]) beinahe nichts Ruhmwürdiges mehr zu unternehmen übrig gelassen sei — die einzigen Hindernisse und Abschreckungen sind, die auf Ihre Einbildung zu wirken und gleichsam in dem Augenblick, da Sie dem rufenden Genius die Hand reichen wollen, Sie unschlüssig und muthlos zurückzuhalten scheinen.

Ihre Furcht vor den innerlichen Schwierigkeiten der poetischen Kunst ist eine heilsame Furcht, wovon ich allen angehenden Dichtern ein großes Maß wünschen möchte. Sie gründet sich auf lebendiges Anschauen und Bewußtsein Alles dessen, was ein Dichter von sich selbst fordern muß, wenn es ihm auch unglücklicherweise an einem Publicum fehlte, das sich mit weniger nicht befriedigen ließe. Ein Jüngling, den die Natur mit zureichenden Kräften begabt hat, die Schwierigkeiten zu überwinden, kann sich dieselben schwerlich zu groß einbilden. Sein Geschmack kann nie zu ekel, sein Ohr nie zu fein, sein Gefühl für Schönheiten und Fehler nie zu zart und scharf, kurz, er kann nie zu streng sein, sich selbst nichts zu übersehen, was durch hartnäckigen Fleiß gehoben werden kann, und wenn es auch nur ein dem Ohr unangenehmer Zusammenstoß von Consonanten, eine die Eurhythmie des Perioden unterbrechende Cäsur oder ein übelklingender Silbenfall am Schlusse desselben wäre. Die Gesetze des Schicklichen, die der Dichter zu beobachten hat, sind unzählig; und die kleinste Uebertretung des kleinsten dieser Gesetze erregt einen Mißlaut, eine unangenehme Unterbrechung der besondern Rührung oder doch des reinen Vergnügens überhaupt, welches in Hörern oder Lesern von richtig zartem Gefühl fortdauernd hervorzubringen, sein letzter

[1]) Nach Hor., Carm., IV. 2. 9. — A. d. H.

Zweck ist und sein soll. Wehe dem Dichter, der seine Kunst nicht mehr liebt als — seine Bequemlichkeit! der seine poetischen Sünden mit einer vorgeblichen poetischen Licenz zu beschönigen glaubt und uns mit Entschuldigungen abfertigt, wo er uns mit Schönheiten befriedigen sollte! Nur die Grenzen, die ihm die Natur selbst gesetzt hat, d. i. die oft unüberwindliche Unbiegsamkeit seiner Sprache oder die Unmöglichkeit, eine Schönheit von der geringern Art in gewissen individuellen Fällen mit den höhern und wesentlichern zugleich erzielen zu können — kurz, nur physische Unmöglichkeit oder das große Gesetz der Kunst selbst, welches uns zuweilen befiehlt, einem höhern Zweck den geringern wissentlich aufzuopfern*) — dies allein und nichts Anders kann einen Dichter wegen irgend einer Beleidigung rechtfertigen, die er einem Ohre zufügt, das die Musen mit Gefühl für Wohlklang und schöne Modulation der Verse begabt haben. Ich behalte mir auf eine künftige Gelegenheit vor, Ihnen über diesen letztern Artikel meine Gedanken und Bemerkungen bestimmter und mit Beispielen erläutert mitzutheilen. Auch bei der glücklichsten Anlage bedarf es doch vieles Studirens und einer langen Uebung, bis man es in Allem dem, was unter dem Mechanischen und Musicalischen unsrer Kunst begriffen ist, zu einem mehr als gemeinen Grade der Vollkommenheit bringt, und meine Erfahrenheit in diesen Dingen kann Ihnen vielleicht behilflich sein, früher dazu zu gelangen.

Indessen ist nicht wohl zu leugnen, daß, was diesen Punkt betrifft, in unsrer Sprache selbst Schwierigkeiten liegen, die weder durch die vollständigste Kenntniß derselben, noch durch den angestrengtesten Fleiß allezeit gehoben werden können. Es ist mehr als zu wahr, daß die deutsche Sprache an Wohl-

*) Z. B. Ein poetisches Gemälde (es sei nun darin um die Darstellung einer Naturscene oder eines Charakters oder einer Leidenschaft zu thun) kann der Natur des Gegenstandes gemäß und also vermöge des bestimmtesten Eindrucks, den der Dichter machen will, eine gewisse Austerität im Ton des Ganzen erfordern, die zuweilen mit dem wenigsten Nachtheil der übrigen Zwecke, am Schicklichsten durch einige Härte in der Sprache und Versification erhalten werden kann. Oder diese Härte kann zu Charakterisirung einer gewissen Figur des Gemäldes oder zu Bewirkung eines Contrasts oder einer feinen Schattirung nothwendig sein u. s. w. Eilfertige Kunstrichter, die doch auch zeigen wollen, daß sie zu tadeln wissen, schwatzen oft von Härte, oder bezeugen auch wol eine sehr höfliche Verwunderung, wie ein Dichter, der sonst in dem Rufe des Gegentheils steht, in einen solchen Fehler habe fallen können, und sehen nicht (was Kunstrichter doch sehen sollten), daß der Mann den vermeinten Fehler mit sehenden Augen begangen und sich vielleicht wol gar rechte Mühe gegeben hat, ihn zu begehen.

klang und Sanftheit beinahe allen andern europäischen nachsteht, und daß sie insonderheit von der englischen (die von allen andern gute Beute gemacht hat) an Reichthum an Worten und an derjenigen Stärke, die aus Kürze und Gedrungenheit entsteht, von der französischen an Tauglichkeit — Witz und Empfindung (zwei so ungleichartige und doch so nahe verwandte Dinge) bis auf den äußersten Grad der Feinheit auszuspinnen und zu verweben, und von der italienischen an Geschmeidigkeit und Ueberfluß an poetischen Worten zum lebendigsten Ausdruck, zur feinsten und glänzendsten Farbengebung, zur anmuthigsten Modulation des Verses übertroffen werde. Ich hoffe einiges Recht erworben zu haben — ohne Scheu vor den Vorwürfen eines übertriebnen und den Ausländern mit Recht lächerlichen Patriotism — meine Meinung über diesen Punkt sagen zu dürfen; und ich stimme Ihnen gänzlich bei, wenn Sie mir schreiben: „Ich wünschte, der Erbe des neulich ohne Erben zu Charlestown verstorbnen Juden Abraham della Palpa zu sein,*) um seine 300,000 Pfund Sterling zum Preis für den deutschen Dichter auszusetzen, der diese einzige Stanze des göttlichen Tasso in gleich schöne Verse zu übersetzen vermöchte:

Teneri sdegni e placide e tranquille
Repulse, cari vezzi e liete paci,
Sorrisi, parolette, e dolci stille
Di pianto, e sospir' tronchi, e molli baci,
Fuse tai cose tutte, e poscia unille,
Ed al foco temprò di lente faci,
E ne formò quel si mirabil cinto
Di ch' ella aveva il bel fianco succinto."

Die Schwierigkeit oder vielmehr die Unmöglichkeit, Ihren Preis zu gewinnen (und wenn Sie auch Peru und Brasilien auszubieten im Stande wären), liegt blos in den vier ersten Versen — und sie liegt nicht nur in den Worten, insofern sie Begriffe bezeichnen, sondern vornehmlich in dem Mechanischen derselben und in der zauberischen Wirkung, die das amoroso in der Modulation dieser Verse thut.

Die italienische Dichtersprache wimmelt von Wörtern, besonders von Beiwörtern, für die uns die unsrige kein Ae-

*) Dieser portugiesische Jude starb vor einiger Zeit auf seinem Landgute unweit besagter Stadt im hundertundvierzigsten Jahre seines Alters und verordnete, aus Mangel näherer Erben, daß seine in 300,000 Pfund Sterling bestehende Verlassenschaft an Werke der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Religion und Secte, verwendet werden sollte.

quivalent geben kann. Ich habe die Pein, die ein deutscher Dichter leidet, wenn er in allen Fächern seines Gedächtnisses vergeblich nach einem Worte sucht, welches gerade das, was er sagen will, sage und dabei nicht durch irgend ein leidiges schr oder ch oder ein dreifaches Uebergewicht harter Consonanten den schönen Gegenstand, den es bezeichnen, oder die Stelle, wo es Effect machen soll, verunziere — zu oft erfahren, als daß ich Ihnen einen kleinen Unmuth über das Rauhe, Wiehernde und Unsingbare unsrer Sprache übel nehmen könnte. Der Fehler liegt freilich meistens nicht im Mangel an Wörtern, sondern im Mangel solcher Wörter, wie unser durch griechische, lateinische, wälsche und französische Töne verwöhntes Ohr sie gerne haben möchte. Zärtliche heißt eben das, was teneri und hat den nämlichen Silbenfall; aber was für einen Unterschied macht das ch und der Zusammenstoß der drei Mitlauter rtl in dem deutschen Worte? Beltà und Schönheit bezeichnen einerlei Begriff; aber wie wohlklingend ist jenes, und wie müssen die Organe arbeiten, um dieses hervorzubringen? Welch ein ewiges Zischen und Hauchen, Knarren und Klirren in unserm mit h, ch, s, sch, pf, und r überladenen Hochdeutschen? Alles dies, lieber Freund, und was Sie mir noch sonst gegen die poetische Euphonie derselben hätten einwenden können, ist zu offenbar, um geleugnet zu werden. Aber Unrecht würden Sie haben, wenn Sie darum, weil unsre Sprache nicht so sanft und sonor wie die italienische ist, die Augen vor ihren wirklichen Schönheiten und selbst vor dem, was sie gleichwol auch in diesem Stücke ist, verschließen wollten. Ohne hier zu wiederholen, was von vielen Andern und von mir selbst anderswo hierüber schon gesagt worden — bedürfen wir eines stärkern Beweises als die Dichter, die wir schon besitzen, und den ungemeinen Zuwachs an Biegsamkeit, Sanftheit und Wohllaut, den sie unter ihrer Bearbeitung nur seit vierzig Jahren gewonnen hat?

Aber auch schon lange vor der Epoche Haller's, Bodmer's, Hagedorn's, Gleim's und Gellert's, wie sehr zeigte sie sich schon von dieser Seite zu ihrem Vortheil in vielen malerischen und musicalischen Gedichten unsers vortrefflichen und zu sehr vergessnen Brockes. Ich brauche Sie nur auf das ehemals berühmte Gemälde eines Ungewitters und der darauf erfolgten Stille zu verweisen, wo mehr als siebzig meistens Alexandrinische Verse ohne r einen sehr laut redenden Beweis abgeben, daß unsre Sprache so hart nicht ist, als man ihr vor-

wirft; oder daß sie wenigstens einen Ueberfluß an weichen Wörtern hat und milde genug ist, sich in sehr sanfte Formen gießen zu lassen. Was auch der Geschmack gegen die besagten siebzig Brockfischen Verse ohne r einzuwenden haben mag, so beweisen sie doch immer, was der Dichter selbst, wie es scheint, damit beweisen wollte. Aber auch ohne dies, was ist sanfter und wohllautender als z. B. folgende Stelle aus des nämlichen Dichters musicalischem Gedicht auf seinen Garten?

„Es scheint der Blüthe flüchtig Schweben,
Indem sie fällt, die Lüfte zu beleben;
Die klare grünlich-dunkle Fluth,
Die in des Teiches Uferschooß,
Bekränzt mit Moos,
An schlanker Bäume Wurzeln ruht,
Auf deren ebner Fläch' ein kühler Schatten schwimmet,
Wird unvermuthet hell und glimmet
In einer weißen Gluth."

Es müßte denn nur folgende Arie sein, die sich neben den schönsten eines Metastasio hören lassen darf:

„Kühler, angenehmer Bach,
Allgemach
Schließet Deiner krausen Wellen
Sanfter Schall in kleinen Fällen
Durch das Ohr mein Auge zu;
Deiner fließenden Krystallen
Schwätzend Wallen
Reizet selbst den Geist zur Ruh'."

Lesen Sie, wenn Sie den Reichthum und das Melodiöse unsrer Sprache in Rücksicht auf Wohlklang und Singbarkeit in seinem vollen Glanze sehen wollen, von eben diesem — weit mehr, als anerkannt wird — um unsre Sprache und Dichtkunst verdienten Manne seine Gedichte über die Vergnügung des Gehörs im Frühling, über das Wasser im Frühling, über die Schönheit der Felder, über den Mondschein in einer angenehmen Frühlingsnacht, über die Rose u. s. w., und besonders seine ehemals so berühmten Beschreibungen des Nachtigallengesangs,*) denen schwerlich irgend eine Sprache

*) Alle hier angezogenen Brockfischen Stücke befinden sich im ersten Theil seines Irdischen Vergnügens in Gott, wo man überhaupt seine besten Sachen suchen muß.

etwas Reicheres und Vollkommneres in ihrer Art entgegenzusetzen hat.

Aber wenn wir auch zugeben müssen, daß unsre Sprache bei Weitem nicht so sanft ist als die größtentheils aus der lateinischen entsprungenen unsrer Nachbarn jenseits des Rhein's und der Alpen — ist denn Sanftheit die einzige poetische Tugend einer Sprache? Ist die ganz vorzügliche Geschicklichkeit der unsrigen, starke und heftige Leidenschaften und große Naturscenen in dem heftigsten Kampf ihrer gewaltigen Kräfte darzustellen — und besonders ist ihr ungemeiner Reichthum an ausdrucksvollen und alle Arten von Schall und hörbarer Bewegung nachahmenden Wörtern für etwas Geringes zu achten? Ich empfehle Ihnen, wenn Sie unsern ganzen Reichthum an Wörtern dieser Art beisammen sehen wollen, abermal, außer den schon angezogenen Gedichten meines Brockes, seine physicalischen Stanzen, die mit den trefflichsten Schilderungen angefüllt sind, besonders die Beschreibung eines feuerspeienden Berges und das große Gemälde des Untergangs unsers Planeten durch ein allgemeines Erdbeben; welche ungeachtet der unbequemsten Vers- und Reimart, die zu Gedichten dieser Art nur immer gewählt werden konnte, Sie durch die hinreißende Stärke der Sprache, deren er sich darin ganz bemächtigt hat, in Bewunderung setzen wird. Nehmen Sie nun noch hierzu, was unsre Dichtersprache seit Brockes durch die fünf schon genannten Dichter und nach ihnen durch Kleist, Cramer,[1]) Uz, Geßner, Ramler, Gerstenberg, Götze, Zachariä, Dusch, J. G. Jacobi, Bürger und Andere, vornehmlich aber, was Sie durch Klopstock gewonnen hat; machen Sie Sich die Verdienste eines jeden dieser Dichter in seiner Art und nach dem besondern Charakter seines Geistes und seiner Dichtart genau bekannt — und gewiß, ich müßte die Gesundheit Ihres Verstandes ganz verkennen, wenn ich zweifeln wollte, daß Sie billiger von dieser Sprache urtheilen und Sich's nicht mehr leid sein lassen werden, daß das Schicksal Sie an der Donau und nicht am Tiber oder Arno geboren werden ließ. Wenigstens verspreche ich mir dies so lange, bis Sie mir in einem wälschen Dichter eine stärkere, ausdrucksvollere, und in diesem Ausdruck an Klang und Modulation ihrem

[1]) Cramer ist im Merkur hinter Klopstock erwähnt; Goethe's Namen fügte Wieland auch 1798 nicht hinzu. — A. d. H.

Inhalt angemessnere Stelle werden gewiesen haben, als es die folgende aus der Messiade ist:[1])

„— Indem die Ewigen sprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtvolles Erbeben.
Seelen, die jetzt wurden, die noch nicht zu denken begonnen,
Zitterten und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraph, ihm schlug sein Herz,*) und um ihn lag wartend,
Wie vorm nahen Gewitter, die Erde, sein furchtsamer Weltkreis.
Nur in die Seelen zukünftiger Christen kam sanftes Entzücken
Und ein süß betäubend Gefühl des ewigen Lebens.
Aber sinnlos und nur zur Verzweiflung allein noch empfindlich,
Sinnlos, wider Gott was zu denken, entstürzten im Abgrund
Ihren Thronen die höllischen Geister. Als jeder dahinsank,
Stürzt' auf jeden ein Fels, brach unter jedem die Tiefe
Ungestüm ein, und donnernd erklang die unterste Hölle."

Ich überlasse Ihnen selbst die leichte Mühe, auszufinden, wie die Sprache an den mit anderer Schrift gedruckten Stellen dem Willen des Dichters gleichsam auf den Wink dienstbar gewesen ist. Aller Genie eines Homer's und Milton's kann oder darf vielmehr kein solches Wort wie gewaltiger, wie zitterten, wie süß betäubend, wie ehrfurchtvolles erschaffen, wenn es nicht schon in seiner Sprache ist. Das letztere ist sogar ein sehr hartes Wort; aber welch einen lebendigen Ausdruck hilft es gerade durch seinen ernsten, langsamen und gleichsam im Munde erstarrenden Spondeenton bewirken? Ich müßte die Hälfte der Messiade abschreiben, um Ihnen Stellen auszuzeichnen, wo die Sprache dem Dichter zu jedem Ausdruck sanfter, zarter, liebevoller, trauriger, wehmüthiger — oder erhabner, majestätischer, schauervoller, schrecklicher und ungeheurer Gegenstände oder Empfindungen freiwillig entgegengekommen ist, und die andre Hälfte, um Ihnen in Beispielen zu zeigen, wie dieser große Dichter die Sprache, die er fand, auszuarbeiten, zu formen, zu wenden, kurz, zur seinigen zu machen gewußt hat. Niemand hat besser als er die Kunst verstanden, ihre Widerspenstigkeit zu bezähmen und aus diesem oft so spröden Stoffe seinem Genius, so zu sagen, einen edeln

*) Man hört die Art, wie es emporschlägt — stark und langsam — in diesen vier auf einander folgenden einsilbigen Wörtern, deren jedes eine lange Silbe ist.

[1]) I. 145—157. Manches änderte Klopstock später. — A. d. H.

und geschmeidigen Luftkörper zu bilden. Studiren Sie ihn, ohne ihn jemals zu copiren; lernen Sie von ihm und auch von den übrigen Dichtern, die ich genannt habe, und die (wiewol zum Theil von den Jetztlebenden schon halb vergessen) eine aufgeklärtere und geschmackvollere Nachwelt ganz gewiß in alle ihre Rechte wieder einsetzen wird — lernen Sie aus ihnen unsre durch eigenthümlichen Reichthum so vorzügliche Sprache in ihrem ganzen Umfang, von allen ihren Seiten, in allen ihren Kräften und Anlagen kennen und gebrauchen, so werden Sie — wenn es gleich an Augenblicken, wo sie Ihre Geduld auf harte Proben setzen dürfte, nicht fehlen wird — gleichwol Ursache genug finden, Sich immer wieder mit ihr auszusöhnen.

Es ist nichts Leichters, als zu sagen, die Sprache Ariost's, Tasso's und Metastasio's sei ungleich sanfter und melodiöser*) als die deutsche. Aber ist sie darum auch mannichfaltiger, abwechselnder, nachdrücklicher, kräftiger? Und kann man in Abrede sein, daß ihre alle Augenblicke wiederkommenden **a, e, i** und **o** ihr eine dem Ohr endlich sehr langweilige Eintönigkeit geben? Doch wir haben nicht nöthig, Unvollkommenheiten an den auswärtigen Sprachen zu suchen, um die Verdienste der unsrigen zu erheben. Jede Sprache ist der Organisation, der Lage, dem Genie und Charakter der Nation, von welcher sie gebildet worden ist, angemessen — und die deutsche trägt die Spuren des allgemeinen Charakters, woran man einen Deutschen — so verschieden auch die Einwohner einzelner Provinzen in Vergleichung mit einander scheinen — von einem Franzosen, Italiener, Spanier, Engländer u. s. w. sogleich unterscheiden kann, auf eine sehr merkliche Weise. In ihren häufig zusammengedrängten Consonanten ist das Phlegma unsers Nationaltemperaments die Asche, die unsre Gluth bedeckt; in ihren häufigen Hunds- und Zischlauten (**r, s, sch**) die cholerische Mischung, und in den ebenso häufigen und starken Aspirationen das Muntere, Kräftige und der anhaltendsten Anstrengung Fähige desselben deutlich ausgedrückt. Aber die häufige Einmischung der sanften und der kindlichen Natur besonders eignen Laute, **b, m, d, t** und **l**, vornehmlich des letztern, der etwas vorzüglich Lebhaftes und Liebliches hat,

*) Ich nenne eine Sprache melodiöser als eine andre, wenn sie sich allen Arten von Melodien, besonders den leichten und gefälligen, williger anschmiegt und gleichsam von selbst in Melodie hinfließt — welches von der wälschen im eigentlichsten Verstande gesagt werden kann.

temperirt*) das Schwerfällige, Rauhe und Ungestüme, das gleichsam die Grundlaute der Sprache unsrer uralten Vorfahren, der freien Waldbewohner, Jäger und Krieger — ausgemacht, in solcher Maße — und die lange Tonleiter unsrer Vocalen und Diphthongen trägt so viel bei, theils das Naturnachahmende unsrer Wörter zu verstärken, theils eine große Mannichfaltigkeit und mehr Contrast in sie zu bringen, daß ein Dichter, wenn er seinen eignen Vortheil recht bedenkt, sich kaum eine zu allen Arten des lebendigen Ausdrucks tauglichere und alle möglichen Farbenmischungen besser zulassende Sprache wünschen kann als eben diese, die wir aus allzu großer Gefälligkeit gegen unsre Nachbarn den ihrigen (die doch so wenig Uebereinstimmendes mit unserm Temperament und Charakter haben) unbilligerweise nachzusetzen uns verleiten lassen.

Ich überlasse diese Betrachtung, die das, was ich sagen wollte, nur blos andeutet, Ihrem eignen weitern Nachdenken und bin versichert, daß Sie durch eine genauere Aufmerksamkeit auf den Gebrauch, den unsre besten Dichter von den Idiotismen unsrer Sprache zu machen gewußt haben, tausendfältige Bestätigungen des Gesagten finden werden.

Weil ich Sie doch so lange mit meiner Apologie unsrer uralten Helden- und Bardenzunge aufgehalten habe, so erlauben Sie mir, nur noch diese einzige Nebenbemerkung hinzuzufügen. Diejenigen, welche — nachdem sie die alte griechische Sprache ihres bezaubernden Wohlklangs wegen an den Himmel erhoben haben — die unsrige wegen des häufigen Nasenlauts **n** tadeln, haben vermuthlich in ihrem Leben in keinen Homer geguckt; sonst hätten sie sehen müssen, daß das **n** am Ende des Worts im Griechischen beinahe ebenso häufig vorkommt als im Deutschen. Der Vorschlag eines großen Königs,[1]) zu Verbesserung dieses vermeintlichen Gebrechens unsre Zeitwörter hinten mit einem **a** zu beschwänzen und statt lieben liebena zu sagen, ist nicht glücklicher als der Tadel selbst und würde unsre Sprache in ein sehr unliebliches und böotisches Gedröhne verwandeln. Kürzer käme man davon, wenn man (wie die Oberdeutschen schon seit so vielen Jahrhunderten thun) das **n** am Ende der

*) Und wie viel würden wir erst an Sanftheit gewinnen, wenn die Art, wie die Niedersachsen unser häßliches **pf** und **sch** aussprechen, so allgemein würde, als sie es zu sein verdient?

[1]) „eines großen Königs" fehlte im Merkur. Friedrich der Große ist gemeint. Vgl. oben S. 91, Anm. 2. — A. d. H.

Wörter gar nicht hören ließe. Unsre Sprache würde dadurch — zwar nicht der griechischen — aber doch wenigstens der französischen und wälschen ähnlicher werden; und das wäre doch schon etwas Beträchtliches über den bösen Geist des Uebelklangs gewonnen!

Was die engen Grenzen der deutschen Sprache betrifft, so dachten Sie dabei wol allein an die französische, die durch einen Zusammenfluß von günstigen Umständen seit den Zeiten Ludwig's XIV. zur allgemeinen Hof- und Gesellschaftssprache im größern Theile von Europa geworden ist. Ohne Zweifel müßte sich die Welt noch gewaltig verändern, wenn sie jemals von der unsrigen aus ihrem wohlerworbnen Besitze dieser Gerechtsame verdrungen werden sollte. Lassen Sie uns auf keinen so unwahrscheinlichen Glücksfall Rechnung machen. Der französische Schriftsteller hat wenigstens zwölf Leser, wenn der deutsche einen hat. Der Nachtheil des Deutschen ist groß; aber da er ihn mit allen übrigen europäischen Nationen theilt, so ist er um so leichter zu ertragen; und da der Umfang der Länder, in welchen die deutsche Sprache gesprochen wird, viel größer ist als der Kreis, in welchem (außer der französischen) alle übrigen europäischen Sprachen eingeschlossen sind, so hat der Deutsche hierin noch immer einen ansehnlichen Vorzug vor dem Italiener, Engländer, Spanier u. s. w. Der Franzose ist der Einzige, den Sie in dieser Hinsicht beneiden können. Wollten Sie aber wol um des Vortheils willen, von einer größern Anzahl gelesen zu werden, lieber in der französischen als deutschen Sprache dichten? Wahrlich, so müßten Sie die reichen Vorzüge unsrer Dichtersprache und die Vortheile einer ungleich größern Freiheit, deren unsre Dichtkunst genießt, noch nicht genug erwogen haben.

Von größerm Belang scheint, beim ersten Anblick wenigstens, der letzte Einwurf zu sein, bei dem Sie Sich am Meisten aufhalten, und über den auch meine Antwort etwas weitläufiger ausfallen wird, weil er mir Gelegenheit giebt, Ihnen meine Gedanken über einige der wichtigsten Hauptstücke unsrer Kunst mitzutheilen. — „Die Epoche, in deren Mittel ich geboren worden bin," sagen Sie, „kann mit größtem Rechte das goldne Alter der deutschen Poesie genannt werden; und nach der Analogie dessen, was bei andern Völkern geschehen ist, zu urtheilen, dürfen wir nicht hoffen, jemals wieder eine solche Anzahl vortrefflicher Dichter in allen Arten beisammen zu sehen, als

diejenigen waren, womit das Schicksal die Regierungszeit Kaisers Franz I. — wiewol ohne dessen mindestes Zuthun, und ohne daß er vermuthlich das Geringste davon wahrgenommen — illustrirt hat." „Auch wird," fahren Sie fort, „die Nachwelt dieses goldne Alter unsrer Poesie, da es nach keinem Alexander, August oder Ludwig benannt werden kann, mit besserm Fug Bodmer's Jahrhundert nennen; denn in dem langen Lebenslauf dieses ehrwürdigen, um unsre Sprache und Literatur sehr verdienten Greises ist der Anfang, das Mittel und besorglich auch das Ende der schönen Zeit unserer deutschen Musen eingeschlossen. In seiner Jugend brach ihre Morgenröthe mit Canitz, König und Brockes an; bald darauf erschienen Haller und Hagedorn, denen ebenso bald Pyra und Lange, sowie Diesen Gleim und Uz und Gellert und die übrigen Verfasser der Bremischen Beiträge folgten. In seinem funfzigsten Jahre (im Jahre 1748) hatte er schon die Mittagshöhe erreicht, von welcher er mit der frohen Zufriedenheit eines Mannes, der zur Besserung seines Zeitalters selbst so viel beigetragen, herabsingen konnte:

‚Mein Haupt beschweret nicht mehr das Erz des alten Saturnus,
Sein Reich von Blei gab dem silbernen Platz,
Und das verheißt uns hienächst ein golden dichtrisches Alter,
Verheißt uns unsern Homer und Virgil.
Ich hörte Klopstocken schon den Gott Messias besingen,
Mit Milton's Geiste schien Klopstock's durchwebt;
Ich hörte schon den von Kleist auf Zephyr's duftenden Flügeln
Den Lenz verfolgen durch Garten und Feld.
Sie holten muthig und stark in den Olympischen Auen
Die neuen Harfen, den heil'gen Gesang.‘

Wie wenig hatte ihm in der Dekade von 1730 bis 1740, da die Neukirche, Corvini und Gottschede den deutschen Parnaß noch mit bleiernem Scepter beherrschten, geahnet, daß er in seinem funfzigsten sehen würde, was er sah! Gewiß so wenig, als er damals vorhersah, daß er dieses goldne Alter, dessen Anbruch ihm solche Freude machte, ganz durchleben und mehr als dreißig Jahre später wieder Ursache haben oder zu haben glauben würde, den Verfall des Geschmacks zu beklagen; dessen glänzendste Epoche nun in seinem fünfundachtzigsten Jahre

ihm ebenso weit wieder hinter seinem Rücken zurückzuweichen scheint, als sie sechzig Jahre zuvor, wiewol in einer noch unsichtbaren Entfernung, vor ihm lag." „Dieser optische Betrug", setzen Sie hinzu, „ist vermuthlich in Bodmer's gegenwärtigem Alter ebenso natürlich und unvermeidlich, als es mir, dessen zwei erste Lebensdekaden in den glänzenden Zeitraum unsrer Literatur von 1760 bis 1780 fielen, natürlich sein muß, zu befürchten, daß mir von so vielen Günstlingen der Musen, die sich innerhalb dieser Zeit durch Meisterstücke aller Art hervorgethan haben, nichts, wodurch auch ich mich vom Boden erheben könne, übrig gelassen sei. Ich befinde mich gerade in der Lage eines jungen griechischen Kunstbeflissenen, der in die Zeit gefallen wäre, da Apelles, der Maler der Grazie, den schönen Reihen der Polygnotus, Zeuxis, Parrhasius, Protogenes, Timanthes, Pamphilus und Aëtion beschloß — und der in irgend einer großen Galerie von den schönsten Werken aller dieser Meister sich umringt und gleichsam erdrückt gesehen hätte. Sie werden mir, hoffe ich, gestehen, daß ein solcher Anblick geschickter ist, einem Anfänger, der Augen zum Sehen, eine Seele zum Empfinden und Geist zum tiefern Eindringen ins Wahre der Kunst mit sich bringt, den Muth niederzuschlagen, als zu erheben!"

Ich habe große Lust, mein lieber junger Freund, Ihnen dies — nicht einzugestehen. Aber dagegen bekenne ich gern, daß, wenn ich über diesen Gegenstand anders denke als — Bodmer und Sie, ohne Zweifel der Standpunkt, woraus Jeder von uns die Sache sieht, großen Antheil daran habe. Der ehrwürdige Greis hat von seinem vierzigsten Jahre bis zum fünfundachtzigsten unsre Literatur mit so schnellen und gigantischen Schritten emporsteigen sehen, daß seine Einbildung sich an diesen raschen Gang gewöhnt hat und es ihm vorkommen muß, wir fallen wieder, wenn wir auch blos stillständen. Ueberdies ist es ja wol sehr natürlich und verzeihlich, daß auch der weiseste Mann, wenn er achtzig Jahre hinter sich hat, die Schuld der Natur bezahle und wahr machen helfe, was unser Horaz von seinem Alten sagt:

Difficilis, querulus, laudator temporis acti
Se puero, castigator censorque minorum.*)

*) Schwer zu befried'gen, hat er immer was
Zu klagen, ist der ew'ge Leichenredner

Wir werden's Denen, die nach dem Jahre 1800 ungefähr sein werden, was wir im Jahre 1780 waren, nicht besser machen, falls uns das zweideutige Vergnügen aufbehalten ist, ins neunzehnte Jahrhundert mit erloschnen Augen hinüber zu schauen. Aber jetzt, da ich im October 1782 mich gerade auf dem Punkte meiner eignen Laufbahn befinde, wo Bodmer vor vierunddreißig Jahren auf der seinigen war, als er sang:

„Nun hat mein Alter den Punkt der Mittagshöhe beschritten
Und ist nicht länger mit Steigen beschwert",

ist es ebenso natürlich, daß ich von meiner Zeit weder so geringe denke, wie er dermalen zu thun scheint, noch so gar groß, wie Sie, mein Freund — wenigstens in diesem Augenblicke denken, da Ihre jugendliche Bescheidenheit mitten unter so vielen, so mannichfaltigen, zum Theil so gepriesenen Werken älterer Meister wie erschreckt und geblendet da steht und an der Möglichkeit zweifelt, das, was sie bewundert, nur erreichen, geschweige übertreffen zu können. Aber gerade dieser Zweifel, mein Lieber, ist der gewisseste Beweis, daß es Ihnen gelingen wird. Zwanzig Dichterlinge, die uns mit ihren verstimmten Leyern so unermüdet um die Ohren schnarren, hätten ihn längst haben sollen und werden ihn nie haben! Nur der Jüngling, der ein Raphael sein sollte, konnte vor einem da Vinci schamroth und staunend da stehn und zweifeln, ob er ihn jemals würde erreichen können — während daß da Vinci selbst am Besten wußte, daß er und worin er übertroffen werden könne.

Unsre Literatur hat seit vierzig Jahren unleugbar in Vergleichung mit dem, was sie vor dieser Zeit war, große Schritte vorwärts gemacht; aber wer kann sagen, daß sie den Punkt schon erreicht habe, wo sie sich der französischen entgegenstellen könnte? Wo sind unsre Boileau, unsre Molière, unsre Corneille, unsre Racine u. s. w.? Wo sind die deutschen Trauerspiele, die wir dem Cid, dem Cinna, der Phädra, dem Britannicus, der Athalie, dem Catilina, der Alzire,

Der weiland guten Zeiten, da er noch
Ein Knabe war, der ew'ge Censor und
Zuchtmeister aller Jüngern, die jetzt sind,
Was er zu seiner Zeit gewesen war.
Horaz' Episteln, 2. Theil, S. 215 [Ars Poet., 173. 174].

dem Mahomet, wo die Lustspiele, die wir dem Misanthrope, dem Tartüffe entgegenstellen können? Ich spreche, wie Sie leicht erachten, nicht von dem, was das Publicum in dieser oder jener Stadt, oder was parteiische Freunde und unverständige oder bezahlte Lobredner zu thun fähig sind; aber ich wünsche, daß mir nur ein einziges gedrucktes Stück genannt werde, welches in allen Eigenschaften eines vortrefflichen Trauerspiels (Sprache, Versification und Reim mit einbedungen) neben irgend einem von Racine stehen könne.

Ich dinge mit gutem Bedacht eine ganz reine, fehlerlose, immer edle, immer zugleich schöne und kräftige, niemals weder in die Wolken sich versteigende, noch wieder zur Erde sinkende Sprache und eine vollkommen ausgearbeitete, numerose, das Ohr immer vergnügende, nie beleidigende Versification mit ein; denn ein Tragödiendichter in Prose ist — wie ein Heldengedicht in Prose. Verse sind der Poesie wesentlich; so dachten die Alten, so haben die größten Dichter der Neuern gedacht; und schwerlich wird jemals Einer, der eine Tragödie oder Komödie in schönen Versen machen könnte, so gleichgiltig gegen seinen Ruhm sein, lieber in Prose schreiben zu wollen. Ich dinge sogar den Reim ein, weil wir nicht eher ein Recht haben, uns mit den großen Meistern der Ausländer zu messen, bis wir, bei gleichen Schwierigkeiten, ebenso viel geleistet haben als sie. Was ich hier sage, soll der kleinen Anzahl von Trauerspielen in gereimten Versen, deren wir uns etwa rühmen können, an ihrem Werthe nichts benehmen. Sie werden so lange gut genug bleiben müssen, bis ein Dichter, über welchen Racinens Gefühl, Geschmack und Talent kommen wird, etwas Vollkommners in dieser Art leistet. Wenn das Vollkommne gekommen sein wird, so wird das Stückwerk aufhören. Die Franzosen haben solche Stücke, wie wir kaum ein Dutzend zusammenbringen können, dem Hundert nach; aber wir haben meines Wissens nicht ein einziges, weder Trauer- noch Lustspiel, das (unter gleichen Bedingungen) ihren Meisterstücken den Vorzug streitig machen könnte. Welch eine Laufbahn liegt hier noch für künftige Dichter offen!

Aber auch selbst in dem Fache der erzählenden oder epischen Poesie (im weitläufigsten Verstande des Wortes), worin wir verhältnißweise mehr Gutes als in der dramatischen aufzuweisen haben — wie Vieles ist noch zu thun! Wie weit sind wir noch entfernt, alle Gattungen derselben oder alle guten Süjets

in jeder Gattung erschöpft zu haben oder in allen Arten des Stils Werke, die von keiner Seite übertroffen werden könnten, zu besitzen! Wie Mancher hat durch seine Versuche (so viel Verdienst man ihnen auch mit Rücksicht auf Zeit und Umstände billig zugestehen muß) gleichwol nur der Nachkommenschaft den Weg gezeigt, es besser zu machen![1])

III.

Als ich Ihnen am Schluß meines zweiten Briefs, bei Gelegenheit der allzu hohen Meinung, die Sie mir von unsern Fortschritten in den Musenkünsten gefaßt zu haben schienen, im Vorbeigehen etwas von der meinigen über den Zustand unsrer dramatischen Poesie merken ließ; als ich Sie fragte, wo unsere Corneille, Racine, Molière u. s. w. seien, wo die deutschen Tragödien, die wir Werken wie Cinna, Athalie, Britannicus, Catilina, Alzire, Mahomet u. s. w. entgegenstellen dürften, ohne uns vor allen Personen von Geschmack in ganz Europa lächerlich zu machen — als ich Ihnen dies schrieb, hatte ich wenig Hoffnung, daß in dem Zustand, worin unsre dramatische Dichtkunst und unsre Schaubühne sich seit einigen Jahren befinden, und bei der fast allgemeinen Gleichgiltigkeit, womit unsre besten Köpfe dem Verfall des Geschmackes und der Kunst zusehen, meine einzelne schwache Stimme gehört werden und einige Wirkung thun würde. Um so angenehmer wurde ich daher überrascht, als ich vernahm, daß ein mit patriotischem Eifer für diesen Zweig des Nationalruhms erfüllter Mann jene Fragen für eine Aufforderung genommen habe und dadurch zu einem neuen Versuch angefeuert worden sei, ob es möglich sein möchte, unsre tragische Muse wieder in den Weg, den Schlegel, Cronegk, Brawe, Weiße schon so glücklich betreten hatten, zurückzuleiten und (was die Hauptabsicht des edeldenkenden Mannes zu sein scheint) Nachfolger zu erwecken,

[1]) Hier stand im Merkur noch der Schluß: „Doch dieser Gegenstand, mein Freund, verdient einer nähern Beleuchtung und soll, mit Ihrer Erlaubniß, auf meinen nächsten Brief aufgespart bleiben.“ — A. d. H.

die ihm selbst in dieser ruhmvollen Bahn zuvorlaufen und endlich einmal zeigen würden, daß dem deutschen Genius, von deutscher Unverdrossenheit und Beharrlichkeit unterstützt, auch diese hohe Zinne des Ruhmtempels nicht unersteiglich sei.

Dieser Versuch, diese unverhoffte und seltsame Erscheinung auf unserm heutigen Parnaß nennt sich Cleopatra und Antonius, ein Trauerspiel in Versen von vier Aufzügen, gegen das Ende des letztverwichnen Jahres im k. k. National-Hoftheater zu Wien aufgeführt; und der Mann, der den Muth hatte, mit einem so kühnen Versuche gegen den herrschenden Geschmack Sturm zu laufen, ist der k. k. Oberst und Commandant des Graf Karl Colloredoischen Infanterie-Regiments, Herr von Ayrenhof, der sich durch die Trauerspiele Hermann und Thusnelde und Aurelius, und vornehmlich durch das auf allen unsern Schaubühnen so bekannte und beliebte Lustspiel Der Postzug[1]) schon seit funfzehn Jahren eine Stelle unter den Schauspieldichtern unsrer Zeit erworben hat.

Was ich von einem Werke forderte, das wir den Meisterstücken eines Racine, Crébillon und Voltaire an die Seite stellen könnten, war (wie Sie Sich erinnern werden) sehr viel; aber es war nicht mehr, als was ich von mir selbst fordern würde und müßte, wenn mich jemals die Verwegenheit anwandeln könnte, meine Kräfte gegen solche Athleten messen zu wollen. Der Verfasser dieser neuen Cleopatra ließ sich durch die Größe dieser Forderungen und die Schwierigkeit, sie zu befriedigen, nicht abschrecken. Was kann ein Versuch schaden? sagte er zu sich selbst und leistete — was ihm in seiner Lage, bei einem Beruf, der mit der geschäftslosen Ruhe der friedsamen Musen so stark absticht, auf einer Stelle, welcher er mit Ruhm und zur Zufriedenheit eines Monarchen vorsteht, der sich durch keinen Scheindienst befriedigen läßt, kurz, was einem Dilettanten, der den Musen nur einige Erholungsstunden opfern kann, möglich war; und gewiß mehr, als man den meisten von den Herren, die sich der Schaubühne zeither bemächtigt haben, zuzutrauen Ursache hat. Gesetzt auch, daß er mit diesem Versuche nicht mehr ausgerichtet hätte, als die Aufmerksamkeit des literarischen Publicums, der Liebhaber der Schaubühne und der Schauspieler selbst nach einer zu langen Pause wieder

[1]) Das einzige Stück, das Friedrich's des Großen Beifall fand, so daß er behauptete, Molière hätte es nicht besser machen können. — A. d. H.

auf die wahre Kunst des Trauerspiels und die großen Muster der Griechen und Franzosen zu lenken und in irgend einem jüngern, von andern Sorgen ungefesselten, mit Genie und Talenten ausgerüsteten Manne die edle Ruhmbegierde zu entzünden, den Geschmack der Nation durch Meisterstücke in dieser Art von Irrwegen zurückzubringen, auf denen wir uns ebenso weit von der Natur, welcher wir zu opfern vermeinen, als von der Kunst entfernt haben: würde nicht dies allein schon Verdienstes genug sein und dem edeln Manne, der einer so glücklichen Veränderung den ersten Schwung gegeben, den Dank aller Derjenigen erwerben, denen der Ruhm unsrer Literatur nicht gleichgiltig ist? Und wem, der noch einiges Gefühl für Nationalruhm hat, kann diese gleichgiltig sein?

Herr von Ayrenhof hat mir in Rücksicht auf den oben erwähnten Umstand die sonst unverdiente Ehre erwiesen, seiner Cleopatra eine Zueignungsschrift an mich vorzusetzen, die zugleich dem Werke selbst zur Vorrede dient und (außer einer kurzen Rechtfertigung seiner Verfahrungsart in Anlegung des Charakters seiner Heldin) sein freimüthiges Glaubensbekenntniß über den gegenwärtigen Zustand unsrer Schaubühne und den herrschenden Geschmack des großen Haufens darlegt. Ich muß aber gestehen, daß ich hier nicht immer so ganz mit ihm einstimmen kann, als er es vorauszusetzen scheint; wenigstens würde ich mich über verschiedne Punkte bestimmter und behutsamer ausgedrückt haben — und dies eben nicht aus Poltronnerie oder aus politischen Rücksichten, sondern aus Furcht, ungerecht zu sein, und um nicht aus einer Extremität in die andere zu fallen.

In zweien Stücken bin ich mit dem Herrn Obersten gänzlich einerlei Meinung, nämlich daß wir Unrecht haben, die guten Werke der Franzosen zu verachten, weil wir vielleicht verzweifeln, sie in ihrer Manier erreichen zu können, und daß die unverständige Nachahmung Shakespeare's und der englischen Schaubühne überhaupt großen Unfug auf den unsrigen angerichtet hat. Aber was beweiset dies gegen Shakespearen selbst? Wahrlich nicht ein Jota mehr, als die schülerhaften Uebersetzungen und Nachahmungen französischer Muster, die vor dreißig bis vierzig Jahren aus der Gottschedischen Schule hervorgingen, gegen Racine oder Voltaire bewiesen!

Ich bin so überzeugt, als es Jemand sein kann, daß der Oedipus des Sophokles eines der vollkommensten Muster der Tragödie ist, und daß die Regeln, die von diesem Meister-

stück der tragischen Kunst abgezogen worden, Regeln sind, bei deren Beobachtung ein Mann, der den Geist des Sophokles geerbt und den Vortheil gehabt hätte, ein ebenso glückliches Süjet, als der Oedipus ist, aufzufinden, ein ebenso vortreffliches Trauerspiel hervorbringen würde. Aber die bloße Beobachtung dieser Regeln, besonders der sogenannten drei Einheiten, macht darum noch kein vortreffliches Werk, und das regelloseste Stück, mit Shakespeare's Genie, tiefem Blick in die innersten Falten des Herzens, Lebendigkeit und Energie der Imagination, Wärme des Gefühls und unerschöflichem Reichthum an Gedanken und Bildern geschrieben, würde doch wol, ohne Jemandes Widerrede, unendlichemal mehr werth sein als Gottsched's Cato mit aller Beobachtung der Regeln des göttlichen Aristoteles.[1]) Wer wollte nicht lieber mit einem sehr unregelmäßig gebauten Aesop Umgang pflegen als mit einem Antinous, wenn er nur eine hirnlose Puppe wäre?

Shakespeare's Stücke sind größtentheils Haupt- und Staatsactionen oder dramatisirte Novellen und Märchen, bei deren Anlage er so wenig an den Plan des Oedipus dachte als an das Ceremonien-Tribunal zu Peking. „Nichts desto besser!" sagt Herr von Ayrenhof, und beinahe möcht' ich es auch sagen, wenn ich überzeugt wäre, daß Shakespeare durch Regelmäßigkeit nicht mehr verloren als gewonnen hätte. Aber es sei dem so! er ist und bleibt dennoch (mit Erlaubniß meines edeln Freundes) der erste dramatische Dichter aller Zeiten und Völker — nicht, weil er sich über die Regeln der griechischen Tragödie wegsetzte; nicht wegen seiner Vermengung des erhabensten Tragischen mit dem niedrigsten Komischen; nicht wegen gewisser Fehler, die ihm mit den größten Schriftstellern seiner Nation und Zeit gemein waren, noch wegen der Opfer, die er dem schlimmen Geschmacke seines Publicums, von welchem er seinen Unterhalt ziehen mußte, wissentlich brachte — dies, dächte ich, sollte sich doch endlich einmal von selbst verstehen! — sondern weil ihn in Allem, was das Wesentlichste eines großen Dichters überhaupt und eines dramatischen insonderheit ausmacht, an Stärke aller Seelenkräfte, an innigem Gefühl der Natur, an Feuer der Einbildungskraft und der Gabe, sich in jeden Charakter zu verwandeln, sich in jede Situation und Leidenschaft zu setzen, weder Corneille noch Racine, weder Cré-

[1]) Hier stand im Merkur noch: „Wer wird nicht lieber das erste lesen oder vortrefflich vorstellen hören als das andre?" — A. d. H.

billon noch Voltaire, nicht nur nicht übertroffen, sondern (wenn wir ohne Vorurtheile, nach hinlänglicher Untersuchung und Vergleichung der Sache urtheilen wollen) bei Weitem nicht erreicht haben. Wer von Spuren eines großen Genies spricht, die man oft in seinen Werken finde, erweckt den Verdacht, sie nie gelesen zu haben. Nicht Spuren, sondern immerwährende Ausstrahlungen und volle Ergießungen des mächtigsten, reichsten, erhabensten Genius, der jemals einen Dichter begeistert hat, sind es, die mich bei Lesung seiner Werke überwältigen, mich für seine Fehler und Unregelmäßigkeiten unempfindlich machen, mich unter dem Zauber seiner allgewaltigen Phantasie ebenso wenig an französische Regeln und französische Muster denken lassen, als mir in einer herrlichen Landschaft oder in einem majestätischen, von der wärmsten Sonne beleuchteten Walde einfallen könnte, zu beklagen, daß Le Notre der Natur hier nicht mit seiner Meßschnur und Baumschere zu Hilfe gekommen sei. Shakespeare's Werke sind in Vergleichung mit regelmäßigen Tragödien nur insofern Ungeheuer (wie sie Herr von Ayrenhof nennt), als die Domkirche zu Mailand oder die Abtei von Westminster in Vergleichung mit griechischen Tempeln, oder die Façade des Straßburger Münsters in Vergleichung mit der Façade vom Louvre Ungeheuer sind. Ein mittelmäßiges Tempelchen, nach ionischer Ordnung gebaut, wäre freilich eleganter als die majestätische Kathedralkirche zu York, die eines der prächtigsten Denkmäler im sogenannten gothischen Geschmacke ist; aber was müßte das für ein Kopf sein, der (wenn es auf ihn ankäme) diese niederreißen lassen wollte, um jenes an ihren Platz zu setzen?

Shakespeare's Unregelmäßigkeit wird an sich selbst nie eine Schönheit werden, wiewol sie bei ihm oft die Veranlassung großer Schönheiten ist; und seine Fehler bleiben Fehler, wiewol sie Fehler eines großen Mannes sind. Es ist nicht wohlgethan, jene nachzuahmen, ohne von der Natur mit Geisteskräften wie die seinigen ausgesteuert worden zu sein; und es ist lächerlich, diese nachzuäffen. Aber was könnte denn auch das servum pecus geistloser Nachahmer an einem Shakespeare sonst nachahmen als seine Fehler? Sein Genie läßt sich freilich nicht nachahmen. Indessen sind es doch blos die Affen Shakespeare's, deren Machwerk er nun darum entgelten soll, weil sie ihn von seiner tadelhaften Seite zum Muster genommen haben. Immerhin eifere man gegen seine unberufenen, unverständigen und ge-

schmacklosen Nachtreter! Aber was hat Shakespeare mit diesen zu schaffen? Er steht für sich selbst. Seine Werke, an denen die Natur so viel und die Kunst so wenig Antheil hat, werden ewig das Vergnügen aller Leser von unverdorbenem Gefühl und das Studium aller wahren Künstler bleiben; sie sind gemacht, gelesen, empfunden, studirt, aber nicht anders nachgeahmt zu werden, als insoferne die getreuen Abdrücke der Natur, die sie uns in so großem Ueberflusse darstellen, als ebenso viel Modelle betrachtet werden können. Ungeachtet der ausgebildete Mensch Alles, was er ist, gewissermaßen durch Nachahmung wird, so ist doch gewiß, daß nur Menschen, die mit dem Geiste der schönen Künste geboren wurden, nur Menschen von wahrem, entschiedenem Talente fähig sind, die großen Meister, deren Lehrerin die Natur selbst war, mit Discretion und Weisheit nachzuahmen. Das Vorbild mag ein Shakespeare oder ein Corneille, ein Raphael oder ein Rembrandt sein, wenn Derjenige, der sich nach ihm bilden will, ein servum pecus oder ein Affe ist, so kann nichts Taugliches herauskommen. Wenn Shakespeare auch nie unter uns bekannt worden wäre oder gar nicht existirt hätte, so würden wir aller Wahrscheinlichkeit nach nicht ein einziges vortreffliches Werk mehr und kein schlechtes weniger haben. Die von der letzten Gattung würden nur unter andern Formen und in einer andern Manier schlecht sein; statt mißgeschaffner Nachahmungen des Engländers würden wir eine größere Anzahl schaler, geistloser, gereimter oder ungereimter Nachahmungen der Franzosen bekommen haben; statt wilder Menschenfresser, Tollhäusler, Banditen und Helden, die aufs Rad oder wenigstens an eine Galeerenkette gehören, würden wir Scudérische und Calprenèdische Romanhelden[1]) oder in feine Parisische Herren und Damen verwandelte Griechen, Römer und Morgenländer auf unsern Bühnen sehen; und was hätte dann die Kunst oder unsere Literatur dabei gewonnen? Noch einmal also, nicht darin, daß wir schlechte Muster genommen, sondern daß wir den guten größtentheils auf einem verkehrten Wege und auf eine verkehrte Art nachgeahmt haben, liegt das Uebel, welchem abgeholfen werden muß und vermuthlich so bald abgeholfen werden wird, als in einer deutschen Stadt, welche groß und reich genug ist, ein gutes stehendes Theater zu unter-

[1]) Vgl. oben S. 12, Anm. — A. d. H.

halten, die Anzahl der Leute von Geschmack groß genug sein wird, um dem übrigen Publicum den Ton anzugeben, und sobald es also für Männer von Genie, Wissenschaft und Talent ehrenvoll und belohnend genug sein wird, sich der Schaubühne ganz zu widmen.

Da der Herr von Ayrenhof, indem er seinem Unmuth über die Nachahmer Shakespeare's und der Engländer überhaupt Luft macht, auch des Schauspiels Götz von Berlichingen erwähnt, so sei mir erlaubt, bei dieser Gelegenheit ein paar Worte über dieses Werk zu sagen, welches bei seiner ersten Erscheinung eine so große und allgemeine Sensation machte. „Ich bin ganz der Meinung," sagt der Herr von Ayrenhof, „daß Götz von Berlichingen in jeder Rücksicht jedes Meisterstück des göttlichen Shakespeare aufwiege"; und da er damit das Aergste, was sich von dem Werke unsers Landsmannes sagen lasse, gesagt zu haben vermeint, so glaubt er dem Verfasser eine Art von Reparation schuldig zu sein, indem er hinzusetzt: „Ich bitte Sie, dies ja nicht als Gespötte über den Verfasser Götzens anzusehen. Seine Leiden Werther's erheben ihn in den Rang unsrer besten Schriftsteller; aber seinen Theatergeschmack, seine Theaterstücke,*) so viel einzelnes Schöne man darin findet, kann ich unmöglich gut heißen." Ich verlange nicht zu leugnen, was Herr von Ayrenhof zu glauben scheint und häufig zu verstehen giebt, daß Götz von Berlichingen wenigstens ebenso viel unschuldigen Anlaß zu dem Unfug, welchen Leute von sehr verschiedener Art durch mehr oder weniger unreife oder unsinnige Mißgeburten des Genies oder Aftergenies, der Schwärmerei, der Nachahmungssucht, der Eitelkeit, sich auch vom Boden zu erheben u. s. w., seit zehn Jahren auf unsern Schaubühnen angerichtet, gegeben hat als Shakespeare selbst. Aber ich leugne schlechterdings, daß der Verfasser Götzens die Absicht dabei gehabt habe, ein gangbares Stück für unsre meistens herumziehenden Schauspielertruppen zu verfertigen oder solche regelmäßige Stücke, deren geringste Tugend die Regelmäßigkeit wäre, von unsern Schaubühnen zu verdrängen. Seine Absicht war wol hauptsächlich, seine Kräfte an einem großen dramatischen Zeit- und Sittengemälde zu versuchen, wozu er den Stoff aus der Geschichte unsers eignen Vaterlandes nahm, theils um sich selbst desto lebendiger hineindenken zu können, theils es der Nation

*) Doch wol den sehr regelmäßigen Clavigo ausgenommen?

desto interessanter zu machen. Vermuthlich fühlte er sich damals stark versucht, dem Ruf seines Genius, der ihn in die dramatische Laufbahn zog, nachzugeben. Er wollte vielleicht durch diesen ersten Versuch blos seine Sendung vor den Augen der Nation legitimiren; und er zeigte uns, was Der in der Folge leisten könnte, der so anfing. Das Publicum erstaunte über das Wunderding, wurde anfangs von der Menge und Mannichfaltigkeit so ganz ungewohnter Schönheiten geblendet, aber bald durch die Wahrheit der Natur und den lebendigen Geist, der in so vielen, so ungleichartigen Personen von allen Ständen, vom Kaiser Max bis zum Reitersjungen und vom Reitersjungen bis zum Zigeunerbuben herab, athmet, hingerissen und überwältiget. In der ersten Entzückung war nur eine Stimme. Die kleine Anzahl der Kenner von gesundem Gefühl und unbefangenem Kopf, die an keine künstlichen und abgeredeten Formen so gewöhnt waren, daß der Mangel derselben sie gegen die kleinste Schönheit eines Werkes, daß die Natur so sichtbarlich mit dem Stempel des Genies bezeichnet hatte, unempfindlich hätte machen können: diese Wenigen sahen mit herzlicher Freude, vielleicht auch mit Eifersucht, Shakespeare's Genius in einem jungen Deutschen wieder aufleben und versprachen unsrer Literatur und Schaubühne die herrlichsten Früchte von der völligen Reife eines Geistes, dessen erstes Product schon so viel männliche Stärke, so viel überlegenden Verstand, eine so kräftige und doch schon so gebändigte Einbildungskraft, ein so richtiges Gefühl dessen, was im Menschen natürlich und was conventionell ist, einen so fein unterscheidenden Sinn für das, was Jahrhunderte, Zeitepochen, Stände, Geschlechter und einzelne Personen charakterisirt, zu Tage legte. Das Schicksal scheint in Rücksicht auf die Bühne diesen Hoffnungen nicht günstig gewesen zu sein. Aber wer die Iphigenia in Tauris, eine noch ungedruckte Tragödie in Jamben von eben diesem Verfasser, ebenso ganz im Geiste des Sophokles als sein Götz im Geiste Shakespeare's geschrieben, und (wenn ja in Regelmäßigkeit ein so großer Werth liegt) regelmäßiger als irgend ein französisches Trauerspiel — wer, sage ich, diese Iphigenia gelesen oder gehört hat, wird keinem warmen Freunde unsrer Literatur verdenken, wenn ihm, auch in Absicht dieses Falles, einige demüthige Zweifel gegen Meister Panglossens Lieblingssatz[1]) aufstoßen. Welcher Andre als ein Dichter, der, je

[1]) In Voltaire's „Candide, oder über die beste Welt". — A. d. H.

nachdem ihn sein Genius trieb, mit gleich glücklichem Erfolge mit Shakespearen oder Sophokles um den Preis ringen konnte, würde geschickter gewesen sein, den Gebrechen unsrer Schaubühne abzuhelfen, den Ausschweifungen der Nachahmer Einhalt zu thun und durch Verbindung der Natur, welche die Seele von Shakespeare's Werken ist, mit der schönen Einfalt der Griechen und mit der Kunst und dem Geschmacke, worauf die Franzosen sich so viel zu Gute thun, unsrer dramatischen Muse einen eigenthümlichen Charakter und einen Vorzug zu verschaffen, den ihr keine andre Nation so leicht hätte streitig machen können?

Inzwischen bin ich doch versichert, daß uns schon Götz von Berlichingen allein — ungeachtet er zur Aufführung weder geschickt noch gemacht war, ungeachtet er (so wie alle andern guten Dinge in der Welt) durch sein bloßes Dasein vielerlei Mißbrauch veranlaßt — einen sehr wichtigen Dienst geleistet hat, und daß ein Advocat des Publicums gegen die beleidigenden Vorwürfe gewisser Liebhaber, die in Verehrung der französischen Literatur ebenso sehr als Andre in Verachtung derselben auszuschweifen scheinen, ganz erhebliche Dinge zu dessen Entschuldigung aufbringen könnte. Ich will mich deutlicher erklären.

Als Gottsched die Reformation der Schaubühne mit seinem bekannten Eifer zu betreiben anfing, behalf man sich, weil die Natur keine Sprünge macht, mit schlechten oder mittelmäßigen Uebersetzungen und Nachahmungen der Franzosen. Ein Stück in leidlich fließenden Reimen, worin die drei Einheiten genau beobachtet waren, hieß ihm und seiner Schule ein gutes Stück. Schlegel's Canut war, so viel ich weiß, das erste, das sich über die Mittelmäßigkeit erhob. Ihm folgten nach und nach einige andre. Aber es sei nun, daß die Umstände nicht günstig genug waren, oder daß die Wahl der Süjets oder die Art der Behandlung nicht Interesse genug hatte, oder woran es sonst lag: genug, unsre dramatischen Musen schleppten sich in einem schmachtenden Zustande hin und konnten noch immer keinen nationellen Charakter gewinnen. Fast Alles, was man auf unsern Schaubühnen sah, war fremdes Eigenthum; und nachdem man sich an deutsch verkleideten Stücken von Racine, Molière, Destouches, Voltaire, La Chaussée u. s. w. müde gesehen hatte, kam es so weit, daß man sogar einen Goldoni zu Hilfe rufen mußte. Der Deutsche, der ins Schauspielhaus ging, mußte auf einmal ein Pariser oder Venetianer werden, um an dem, was ihm vorgemacht wurde,

einigen Antheil nehmen zu können. Von Zeit zu Zeit gaben uns zwar die neuen Moden, die von Paris kamen, wieder das Vergnügen der Veränderung. Wie man in Lustspielen nicht mehr lachen konnte, fing man an, es sehr angenehm zu finden, darin zu weinen. Als man überdrüssig war, sich für die Mithridaten, die Bajazet, die Orosmane und die ganze Familie der Atriden, die uns so wenig angingen, in Ausgabe von Mitleiden zu setzen, empfing man das bürgerliche Trauerspiel und das sogenannte Drama, das sich der Terenzischen Komödie nähert, mit offnen Armen. Aber ein einziger Père de famille, eine einzige Eugénie oder Cénie zeugte so viel ungerathene deutsch-französische Bastarde, und unsre Schaubühne wurde mit einer solchen Sündfluth von dramatisirten Romanen und dialogirten Alltagsbegebenheiten überschwemmt, daß man endlich auch dieser Waare herzlich überdrüssig zu werden anfing. Während dem Lauf aller dieser Theaterveränderungen war ein Mann von großen Talenten, ächter Gelehrsamkeit und tiefer Menschenkenntniß, wiewol mehr Philosoph als Dichter, mit einem Worte, Lessing, aufgestanden und hatte theils durch Kritik, theils durch einige Stücke, die von dem, was man auf unsern Bühnen gewohnt war, gewaltig abstachen, den Geschmack zu verbessern und unsre Schauspieldichter auf den rechten Weg zu bringen versucht. Seine Sara Sampson, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti[1]) hatten eine sehr große Sensation gemacht; aber sie waren in zu langen Intervallen von einander erschienen, um der Schaubühne einen wesentlichen und dauerhaften Dienst zu thun; und sie hatten auch, die Wahrheit zu sagen, zu viel von der individuellen Vorstellungsart des Verfassers in sich, um als Muster die armen Nachahmer, die hinter einem Manne von gar zu sehr überlegnen Kräften einherhinken, nicht öfters irre zu führen. Wiewol wir also dadurch den Vortheil gewannen, uns dem englischen Geschmack mehr zu nähern und mehr Natur, mehr Action und also auch mehr Interesse in unsre Dramen zu bringen, so blieb doch unser Theater im Ganzen genommen noch immer eine wahre Trödelbude; die kleine Anzahl guter Originalstücke verlor sich in der unendlichen Menge genie- und geschmackloser Copien und Nachahmungen, wozu alle Nationen

[1]) Hier stand früher noch: „drei mit vielem Geiste, wiewol in verschiedner Manier geschriebne Stücke". — A. d. H.

des Erdbodens in Contribution gesetzt wurden, und theils die unglückliche Gutmüthigkeit unsers Publicums, mit Allem vorlieb zu nehmen, was ihm vorgesetzt wird, theils die Unthätigkeit unsrer besten Köpfe, die entweder gar nichts oder viel zu wenig thaten, um dem bessern Geschmack die Oberherrschaft zu verschaffen, warf uns immer wieder in den alten verwirrten Zustand zurück, wo es, ungeachtet wir eine ungeheure Menge von Theaterstücken von allen Gattungen, Formen, Manieren und Tonarten und eine große Anzahl herumziehende Schauspielergesellschaften aufzuweisen hatten, gleichwol beinahe lächerlich gewesen wäre, uns gegen die Ausländer einer deutschen Schaubühne zu rühmen.

So lagen die Sachen, als in einem Momente, wo Jedermann sich nach Veränderung sehnte und auf mehr als eine Art vorbereitet und gestimmt war, jede Neuerung, so kühn sie auch sein möchte, willkommen zu heißen, Götz von Berlichingen im Druck erschien und durch die außerordentliche Wirkung, die er besonders auf die jüngere Hälfte des lesenden Publicums that, das in unsrer Literatur so sonderbar hervorstechende achte Zehend dieses Jahrhunderts auch für die Schaubühne merkwürdig machte. Es war leicht vorauszusehen, daß er die Revolution bewirken würde, über welche Herr von Ayrenhof so bittre Klagen führt, und durch welche wir (wie nicht zu leugnen ist) allerlei seltsame, zum Theil mißrathene und eines aufgeklärten Zeitalters unwürdige Producte mit dem lebhaftesten Beifall auf deutschen Schaubühnen gekrönt gesehen haben. Das Factum ist beim ersten Anblick wunderlich genug, aber bei Weitem nicht so unnatürlich oder unserm Publico so schimpflich, als es einem einseitigen Zuschauer vorkommen mag. Unter den Stücken, die ihr Dasein wahrscheinlicherweise der Eifersucht über den Succeß des Götz von Berlichingen zu danken haben, und die dem Herrn von Ayrenhof nicht mehr als allen andern Personen von gesundem und gebildetem Geschmack anstößig sind, könnte ich nicht wenige nennen (wenn sie nicht ohnehin bekannt genug wären), denen auf unsern ansehnlichsten Schaubühnen, in den vornehmsten Städten Deutschlands, in Wien, Berlin, München, Mannheim, ja sogar in Herrn Adelung's deutschem Athen und in Hamburg, wo Lessing's Dramaturgie billig ein vorzüglich aufgeklärtes Parterre hätte bilden sollen, der wärmste, entschiedenste Beifall zugeklascht worden ist. Man kann mit gutem Grunde sagen, daß diese

Stücke zeither die Lieblingsstücke des Publicums gewesen sind; und so wie man keinem dramatischen Autor verdenken kann, wenn er sich auf allgemeinen Beifall etwas zu Gute thut und den Weg, auf welchem er denselben erhalten hat, für den besten hält, so ist es auch auf der andern Seite unmöglich, daß eine ganze Nation*) das lebhafteste Wohlgefallen an einem Schauspiel finde, ohne daß es einige Verdienste habe, die dieses Wohlgefallen rechtfertigen. Kurz, das Publicum kann in Dingen, wo es auf seinen Vortheil oder auf sein Vergnügen ankommt, nie ganz Unrecht haben; und wenn wir recht nachsehen, warum die Schauspiele, wovon hier die Rede ist, so großen Beifall erhielten, so wird sich finden, daß es im Grunde die nämlichen sind, warum die Schauspiele bei jedem Volk in der Welt, seitdem es Völker und Schauspiele giebt, eine besondere Sensation gemacht haben. Bei den allermeisten Trauerspielen, Lustspielen, Dramen u. s. w., womit wir seit Gottsched's Zeiten unterhalten wurden, mußten wir uns bald nach Griechenland, bald nach Italien, bald nach Frankreich oder England, bald nach Constantinopel, Babylon, Memphis oder Peking versetzen lassen. Diese Ausländer waren, so zu sagen, das einheimische eigenthümliche Land unsrer Tragödie. Deutsche Geschichte, deutsche Helden, eine deutsche Scene, deutsche Charakter, Sitten und Gebräuche waren etwas ganz Neues auf deutschen Schaubühnen. Was kann nun natürlicher sein, als daß deutsche Zuschauer das lebhafteste Vergnügen empfinden mußten, sich endlich einmal wie durch eine Zauberruthe in ihr eigen Vaterland, in wohlbekannte Städte und Gegenden, mitten unter ihre eignen Landesleute und Voreltern, in ihre eigne Geschichte und Verfassung, kurz, unter Menschen versetzt zu sehen, bei denen sie zu Hause waren, und an denen sie, mehr oder weniger, die Züge, die unsre Nation charakterisiren, erkannten? Dieser einzige Umstand würde schon hinreichend sein, das Phänomen zu erklären; aber er ist noch nicht Alles. Die besagten Schauspiele — so wild und unregelmäßig im Plan, so übertrieben in Charaktern und Leidenschaften, so schwülstig, bombastisch, ungleich, unrichtig, auch wol unanständig und schmutzig in Sprache und Ausdruck sie zum Theil sein mögen — haben das Ver-

*) Da die Anzahl der Dissentienten gegen die Majorität sich kaum wie 1 zu 100 verhält, so sieht man wol, daß sie hier gar nicht in Betrachtung kommen kann.

dienst, durch stark gezeichnete und abstechende Charakter, heftige Explosionen gewaltiger, stark contrastirender Leidenschaften, außerordentliche Situationen, eine große Mannichfaltigkeit von dramatischen Gemälden, viel Schaugepränge und Action, viel Theaterveränderungen und opermäßige Decorationen, kurz, durch Alles, was stark auf die Sinnlichkeit wirkt, die Zuschauer auf den Schauplatz zu heften und immer in Erwartung, Unruhe und abwechselnde Erschütterungen von Liebe und Haß, Bewunderung und Mitleiden, Furcht und Hoffnung, Schrecken und Entsetzen, Freude und Traurigkeit, kurz, in alle die Affecten zu setzen, worein alle oder doch die meisten Menschen, wenn die Sache sie nur nicht unmittelbar angeht, sich so gerne setzen lassen. Welch ein Abstand von der Langenweile oder höchstens der schwachen Theilnehmung, welche die Einförmigkeit, die wenige, mühsam sich fortschleppende Handlung, die für den größern Theil der Zuschauer uninteressanten oder gar unverständlichen Dialogen oder Monologen, die immer mehr in rednerische Declamation als wahre Action gesetzten Leidenschaften und die meistens frostigen fünften Acte des größten Theils der französischen Stücke oder ihrer Nachahmungen hervorbrachten! Ist es Wunder, wenn man diese verließ, um jenen zuzulaufen? Und verdient das Publicum, ausgescholten zu werden, daß es sich lieber so viel als möglich unterhalten und in lebhafte Bewegungen setzen als ennuyiren läßt? Warum in aller Welt sollen wir uns immer mit Schauspielen behelfen, die weder kalt noch warm machen und weder zu unserm Nationaltemperament noch zu unsern Sitten und unsrer Verfassung passen? Warum soll die Schaubühne nie wahre, lebendige Darstellung der Natur sein? und warum sollen wir anstatt wahrer Copien immer nur abstracte Ideale, statt der lebendigen Accente des Gefühls und der energischen Sprache der Leidenschaften immer nur Compendienmoral, Sentenzen und die Complimenten- oder Repräsentationssprache der feinen Welt hören? Wenn Götz von Berlichingen und seine wohl oder übel gerathenen Nachahmungen kein anderes Verdienst hätten, als daß sie uns durch die Erfahrung, die man von ihrer Wirkung gemacht hat, den Weg gezeigt hätten, auf welchem wir eine wahre Nationalschaubühne erhalten können, so wäre es schon Verdienst genug. Männer von Genie, aber Männer, nicht rohe, ungebändigte, von Natur-, Kunst- und Weltkenntniß gleich stark entblößte Jünglinge, die, ohne es zu merken, alle Augenblicke von

einer halb wahnsinnigen Phantasie über die Grenzen der Natur und des Schicklichen hinausgerissen werden — Männer von wahrem Genie und Talent, sage ich, werden (wie uns das Beispiel des Verfassers von Götz und von Iphigenia schon gezeigt hat) auf diesem Wege zuletzt unfehlbar selbst mit einem Aeschylus und Sophokles zusammentreffen, und man wird alsdann finden, daß die Formen der Griechen nicht alle andern Formen ausschließen; daß unter den Regeln, die von ihren Werken abgezogen werden können, verschiedene blos angenommen und local*) waren, und daß die Dichtkunst keine andern indispensabeln Gesetze kennt als diejenigen, ohne welche sie nicht im Stande wäre, ihre Allgewalt über Einbildungskraft und Herz der Menschen auf diejenige Weise, die zu gleicher Zeit die angenehmste und dem Zweck der menschlichen Gesellschaft die zuträglichste ist, auszuüben. Denn dieser letzte Punkt soll und darf freilich bei keiner Kunst, die in der bürgerlichen Gesellschaft getrieben wird, aus den Augen gesetzt werden.

Wenn ich also, mein lieber M., ein versificirtes und gereimtes deutsches Trauerspiel, das neben einem von Racine oder Voltaire stehen könnte, zu sehen gewünscht habe, so wollte ich damit weder mehr noch weniger sagen, als daß wir, so viel ich wüßte, noch kein solches Stück hätten, und daß es uns nicht eher anstehe, die Franzosen herabsetzen zu wollen, bis wir gezeigt hätten, daß wir es ihnen in ihrer Manier zuvorthun können. Aber ich war weit entfernt, diese Manier, diese Form für die einzige oder nur für die beste zu halten; weit entfernt, einen Racine oder Voltaire wegen ihrer Regelmäßigkeit, wegen eines mehr oder weniger künstlichen Plans, wegen der reinern Sprache, schönern Versification und überhaupt wegen des feinern und edlern Geschmacks ihrer Zeit über Shakespearen zu erheben, dem sie an Genie und Imagination, an tiefem Gefühl und getreuer Darstellung der Natur so weit nachstehen als die spruchreiche philosophische Henriade der Ilias. Ich war ebenso weit entfernt, unsern Götz von Berlichingen als Lear, Hamlet oder Othello für Ungeheuer zu halten, oder die neuern Nachahmungen derselben des-

*) So gründet sich z. B. die Regel der Einheit des Ortes (deren Aristoteles nicht einmal erwähnt hat) blos darauf, daß in der alten Tragödie der Chor, der immer auf dem Theater blieb, ein wesentlicher und unentbehrlicher Theil des Schauspiels war; wo er dies nun nicht ist, da ist auch kein hinlänglicher Grund, diese Einheit zu einem Gesetze zu machen.

wegen, weil die Einheiten der Zeit und des Ortes und andre Regeln nicht darin beobachtet sind, für verwerflich zu halten. Wenn ich sie tadle, so ist es wegen solcher Fehler, Ausschweifungen und Ungereimtheiten, die es auch in dem regelmäßigsten Stücke sein würden. Ich wünsche nicht, daß wir uns sclavisch weder nach den Griechen noch nach den Franzosen bilden, sondern daß wir eine Schaubühne hätten, die sich so gut für uns schickte als die Schaubühne des Sophokles und Aristophanes für die Zeit des Perikles oder die des Racine und Molière für den Hof und die Hauptstadt Ludwig's XIV.; die aber von allen Fehlern, die den allgemeinen Menschensinn beleidigen und dem wahren Zweck der Schauspiele*) zuwider sind, gereinigt, in ihrer Art vortrefflich genug wäre, um Personen von Verstand und Geschmack, welches Landes und Volkes sie auch sein möchten, auch durch Schönheiten, die von National- und Localverhältnissen und allen Arten conventioneller Form unabhängig sind, zu gefallen. Ich glaube, daß man gegen die Franzosen gerecht sein kann, ohne darum Partei gegen die Engländer zu nehmen. Meiner Meinung nach kann ein Mann von Talenten in allen Gattungen schätzbare Werke hervorbringen, und (wenn ich Voltairen hier eine Wendung abborgen darf) die einzige Gattung, die ich aus unsrer Literatur verbannt zu sehen wünsche, ist — die langweilige.[1])

*) Dergleichen sind die Erregung solcher Erschütterungen, die, ohne einige Beimischung von Vergnügen, blos Ekel, Grauen und peinliche Beklemmung verursachen — oder Aufstellung solcher Narren, dergleichen man allenfalls nur in Tollhäusern findet, und solcher Bösewichter, die man sich nur als eingefleischte Teufel möglich denken kann — die Ueberladung mit Episoden, unter welchen die Hauptfiguren erdrückt werden u. s. w.

---

[1]) Im Merkur versprach Wieland noch, in seinem nächsten Schreiben seine „Gedanken über die verschiednen dramatischen Formen und die daher entstandnen Gattungen ausführlicher vorzulegen", und schloß: „Inzwischen schicke ich Ihnen das Trauerspiel des Herrn von Ayrenhof. Wenn Sie es mit der Aufmerksamkeit, die ein Werk von dieser Wichtigkeit verdient, gelesen haben, so schreiben Sie mir, wenn ich bitten darf, unverhohlen, was Sie davon denken. Ich gestehe Ihnen, daß ich mit Vergnügen diese Gelegenheit ergreife, Ihre Beurtheilungsgabe auf eine nicht ganz leichte Probe zu setzen; und ich habe mich daher möglichst gehütet, Ihnen durch mein Urtheil vorzugreifen oder durch geheime Winke das Ihrige nach dem meinigen zu leiten. Leben Sie wohl" u. s. w. Die Fortsetzung der Briefe unterblieb. Eine kurze Anzeige des Drama's von Ayrenhof hatte der Teutsche Merkur einen Monat vorher im Anzeiger S. XXVIII f. gegeben. Wir theilen dieselbe in diesem Bande unter den Anzeigen mit. — A. d. H.

Versuch über das deutsche Singspiel
und einige
dahin einschlagende Gegenstände.[1])

I.

Herr Burney, dessen musicalische Reisen durch Frankreich, Italien und Deutschland einige Zeit so viel Aufsehens gemacht, wundert sich mit Recht, daß er in allen deutschen Landen, die er durchwandert, nirgends ein deutsches lyrisches Theater angetroffen. Er erkennt, daß die Ursache davon nicht in einem unsrer Nation anklebenden Mangel an Fähigkeit oder Neigung zu den Musenkünsten zu suchen sei. In der That lieben wir Deutschen die Musik so gut als alle andere Völker in der Welt; sie macht schon längst einen Theil der öffentlichen und Privaterziehung bei uns aus; es ist schwerlich eine deutsche Provinz, die nicht seit mehr als hundert Jahren Virtuosen auf allen Arten der Instrumente hervorgebracht hätte, und die berühmten Namen Kayser, Telemann, Händel, Hasse, Graun, Bach, Gluck, Naumann, Haydn, Mozart[2]) und so manche Andere machen eine Reihe von Componisten unsers Jahrhunderts aus, die wir (um das Wenigste zu sagen) den größten gleichzeitigen, auf welche Italien stolz ist, zuversichtlich entgegenstellen können. Wahr ist's, der vornehmste und wesentlichste Theil der Musik, der Gesang, ist bisher am Meisten unter uns vernachlässiget worden; aber man kann sich allenthalben durch die Erfahrung leicht überzeugen, daß auch hieran die Natur keine Schuld hat,

---

[1]) Nach der Fassung im sechsundzwanzigsten Bande der Werke. Zuerst im Teutschen Merkur 1775, III. S. 63–87; IV. S. 156–173. — A. d. H.

[2]) In den Werken kann Mozart's Namen nur durch ein Versehen ausgefallen sein. — A. d. H.

und daß es nur auf die gehörige Ermunterung und auf gewisse Veranstaltungen ankäme, um in wenigen Jahren Sänger und Sängerinnen von der besten Art vielleicht in so großer Menge zu haben als das musicalische Italien selbst. Wohleingerichtete Singschulen unter der Aufsicht geschickter Meister würden Wunder thun; und wie leicht würde es den Fürsten und den Obrigkeiten der vornehmsten Reichsstädte sein, wenn sie nur wollten,*) durch Abstellung alter Mißbräuche, durch neue, bessere Einrichtungen, durch einige Aufmunterung patriotischer und vom Genius ihrer Kunst ohnehin schon erwärmter Tonkünstler mit sehr geringem Aufwand auch in diesem Fache die Reste der uralten Barbarei aus Germanien zu vertreiben und den guten Gesang — dieses sichre Kennzeichen eines gefühlvollen und gesitteten Volkes — unter uns allgemein zu machen!

Viele, sonderlich unter dem edelgebornen Theile der Nation, die sich's sonst (ihren Stammbaum und ihre angeborne Anwartschaft an Würden, Präbenden und Fürstenhüte ausgenommen)

*) Wenn sie nur wollten — da liegt eben die Schwierigkeit! Wer soll ihnen den Willen machen, wenn sie nicht wollen? Vielleicht würden sie diesen Willen bald bekommen, wenn sie von der Wichtigkeit der Musik nur halb so richtige Begriffe hätten als Plato oder die griechischen Gesetzgeber. Das Unglück ist, daß die Meisten, die mitregieren oder regieren helfen, Musik, Poesie, Schauspiel und schöne Künste überhaupt nur als zeitvertreibende Künste, deren Zweck blos Augen- und Ohrenkitzel sei, betrachten und (entweder aus Vorurtheilen einer pedantischen Erziehung oder Mangel an Fähigkeit, ein Wenig tiefer in den Zusammenhang der menschlichen Dinge hineinzuschauen) nicht einsehen, was für allvermögende, unerschöpfliche Kräfte zur Vervollkommnung der Menschheit in diesen Künsten liegen. An Büchern, woraus dies zu lernen wäre, fehlt es zwar nicht; aber wer unter ihnen liest sie? Wer unter ihnen interessirt sich stark und anhaltend genug für das Schöne und Gute, um über solche Gegenstände zu meditiren und sich dadurch zu überzeugen, daß, so lange die Menschen — Menschen sein werden, die Mitwirkung der Musenkünste zur Beförderung der Humanität unentbehrlich bleiben wird? Man sieht, wie die alte, kaum hier und da in engere Grenzen getriebene Barbarei den Kamm wieder emporhebt, und bekümmert sich nichts darum. Man sieht einzelne Privatmänner oder Privatgesellschaften, meistens unaufgemuntert, alle ihre Kräfte anstrengen, der tausendköpfigen Hyder entgegenzuarbeiten, und bekümmert sich nichts darum. Man läßt sich die Folgen einer solchen Gleichgiltigkeit vorzählen, vorbeweisen, vorsingen und vorsagen, und bekümmert sich nichts darum. „Das Jahr 2440[1]) wird Alles gut machen." So sei es denn! Heil Dem, der diese würdevolle Wiederkunft des goldnen Alters — diese große Wirkung ohne Ursache — erleben wird! Wir Andern mögen uns unterdessen wie Endymion an Träumen laben!

[1]) Anspielung auf Mercier's „L'an 2440" (1771), worin Dieser einen Pariser nach einem siebenhundertjährigen Schlaf erwachen läßt. — A. d. H.

zur Ehre rechnen, in Grundsätzen, Sitten und Sprache keine Deutsche zu sein, haben sich bereden lassen und sind zum Theil noch immer sehr eifrig, es Andern auch weiszumachen, daß die deutsche Sprache sich nicht zum Singen schicke. Auch hierüber ist Burney einer ganz andern Meinung, und sein Urtheil verdient unsre Aufmerksamkeit um so mehr, da er weder unsre Sprache genug versteht, um ihre ganze Schönheit zu kennen, noch die mindeste Gelegenheit giebt, einer vorgefaßten Zuneigung für Deutschland beschuldiget zu werden; er, der uns in seinem Buche noch lange nicht einmal bloße Gerechtigkeit widerfahren ließ. „Ich erstaunte," sagt er, „da ich fand, daß die deutsche Sprache trotz ihrer häufigen Consonanten und Gutturalen sich besser zur Musik schickt als die französische." Und wo fand er dies? Der gute Doctor Musicus würde weniger erstaunt sein und die Sprache, welche Kaiser Karl V. (freilich auch kein Deutscher, wiewol König in Germanien!) nur mit seinem Pferde wiehern wollte, in einem sehr hohen Grade musicalisch gefunden haben, wenn er die besten Lieder eines Hagedorn, Gleim, Uz, Weiße, Jacobi, Bürger, Hölty und die Cantaten eines Ramler oder Gerstenberg hätte lesen und ganz empfinden können.

Doch dieses Vorurtheil, das sonst in Deutschland selbst dem Fortgang unsrer lyrischen Poesie oder unsers Gesangs (denn was ist lyrische Poesie, die nicht gesungen wird?) am Meisten im Wege stand, ist nun beinahe verschwunden oder wird sich wenigstens nicht mehr lange gegen das unverwerfliche Zeugniß unsrer Sinne halten können. Erst werden wir hören und fühlen, daß deutsche Dichter und deutsche Componisten mit deutschen Gesängen unsre Seelen bezaubern und Alles mit unserm Herzen machen werden, was sie wollen. Dann werden speculative Köpfe kommen und untersuchen, wie das zugehe, und werden — zu großer Verwunderung der ehrlichen Deutschen — finden, daß ein Theil dieser Wirkungen auf Rechnung ihrer Sprache selbst zu setzen sei, die zwar nicht so weich, nicht so voll reiner Silben in **a**, **e** und **o** als die wälsche, aber, trotz irgend einer andern Sprache, mit einem Ueberfluß der klangreichsten Worte versehen ist, alle möglichen Gegenstände der musicalischen Nachahmung zu malen, alle Bewegungen in der Natur und folglich alle Empfindungen und Affecten des menschlichen Herzens (wozu jene die Bilder hergeben), die sanftesten

und zärtlichsten sowol als die donnernden und stürmenden, mit der größten Wahrheit und Stärke auszudrücken.

Es ist also weder der Mangel an musicalischem Genie bei der deutschen Nation noch die Unsingbarkeit unsrer Sprache, was dem Wunsche, unter dem Schutz eines deutschen Musageten ein deutsches Odeon, einen Tempel deutscher Musen, errichten zu sehen, im Wege steht. Es ist ein andres Vorurtheil, das die lyrischen Schauspiele selbst betrifft; nämlich die beinahe allgemein herrschende Meinung, daß die sogenannte Opera seria ein Werk der Feerei sein müsse, worin alle schönen Künste mit einander in die Wette eifern, die vollkommenste Befriedigung der Augen und Ohren äußerst sinnlicher und verzärtelter Zuschauer hervorzubringen, oder (um ungefähr das Nämliche mit den Worten des Grafen Algarotti[1]) zu sagen) „daß in der Oper Poesie, Musik, Declamation, Tanzkunst und Malerei alle ihre anziehendsten Reizungen vereinigen müßten, um den Sinnen zu schmeicheln, das Herz zu entzücken und die Seele durch die angenehmsten Täuschungen zu bezaubern". So lange man diesen Begriff mit dem Wort Oper verbindet, werden freilich nur sehr wenige Fürsten in Europa reich genug sein, ein so kostbares Schauspiel zu haben oder in die Länge auszuhalten; und daß bei diesen Wenigen die deutsche Sprache die italienische jemals aus ihrem verjährten Besitz des lyrischen Theaters verdrängen werde, wird sich wol Niemand einfallen lassen.

Aber warum sollten denn jene Dinge, die man sich als wesentliche Stücke und unentbehrliche Erfordernisse des Singspiels zu betrachten angewöhnt hat, nicht ebensowol als bloße Nebensachen betrachtet werden können? Wir wollen nicht über Worte streiten. Lassen wir immer, wenn's darauf ankommt, die italienische und französische Oper im Besitz dieses wunderbaren Namens und aller Vorzüglichkeiten, die man damit verbinden will, und fragen wir uns dagegen lieber, ob wir nicht mehr Ehre davon hätten, wenn wir die Schöpfer einer neuen und interessantern Art von Schauspielen wären, nämlich eines Singspiels, welches, ohne viel mehr Aufwand zu erfordern als unsre gewöhnlichen Tragödien, durch die bloße Vereinigung der Poesie, Musik und Action uns einen so

[1]) Versuche über die Architektur, Malerei und musicalische Opera. Uebersetzt von Raspe (1769). — A. d. H.

hohen Grad des anziehendsten Vergnügens geben könnte, daß kein Zuschauer, der ein Herz und ein Paar nicht allzu dicke Ohren mitbrächte, sollte wünschen können, seinen Abend angenehmer zugebracht zu haben?

Eine Oper nach dem bisher herrschenden Begriff ist ein zu kostbares Vergnügen für die meisten Fürsten Germaniens und selbst für die volk- und geldreichsten unsrer freien Städte. Ein Singspiel hingegen, nach dem Begriffe, den ich mir davon mache, würde so wenig Aufwand erfordern, daß auch die mittelmäßigste Stadt in Deutschland bei etwas mehr Aufmerksamkeit auf die Verbesserung ihres Musikwesens, als man bisher für nöthig gehalten hat, vermögend wäre, ihren Bürgern, anstatt jener noch im Schwange gehender bürgerlicher oder anderer noch abgeschmackterer Schauspiele, wenigstens zu gewissen festlichen Zeiten des Jahres ein öffentliches Vergnügen von der edelsten Art und gewiß nicht ohne nützlichen Einfluß auf Geschmack und Sitten zu verschaffen. Etliche wenige vortreffliche Musikschulen würden eine Menge guter Meister hervorbringen, welche, durch Deutschland verstreut, jeder an seinem Orte, wieder gute Schüler und Schülerinnen bilden würde; und ein einziges unter dem Schutze eines deutschen Perikles blühendes Odeon, auf welchem Singspiele dieser Art in einem über das Mittelmäßige sich erhebenden Grade der Ausführung öffentlich gegeben würden, würde als das Muster, dem andre mit mehr oder minder Kräften nahe zu kommen suchten, hinlänglich sein, den guten Geschmack in diesem Fache durch ganz Deutschland auszubreiten.

Unbekümmert, ob vielleicht Manche diesen Vorschlag als eine Dichtergrille mit Nasenrümpfen oder Hohnlächeln empfangen werden, glaube ich den Liebhabern der musicalischen Künste (wie man nach Plato's Beispiel außer der eigentlich sogenannten Musik alle mit derselben verwandte oder ihres Beistandes bedürfende Künste und also vornehmlich Poesie, Declamation und Pantomimik nennen könnte) vielleicht keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen über diese gewissermaßen neue Gattung von Singspiel und über die Mittel, wodurch es vielleicht zur ergetzendsten und herzrührendsten aller Schauspielarten gemacht werden könnte, meine Gedanken etwas ausführlicher mittheile.

II.

Es ist bekannt, daß die große Oper der Italiener und Franzosen schon längst von den angesehensten Kunstrichtern in Wälschland, Frankreich, England und Deutschland für eine ungeheure Mißgeburt des schlimmsten Geschmacks erklärt und als eine solche mit unerbittlicher Strenge vom Parnaß verbannt worden ist.

Algarotti selbst, der schon vor geraumer Zeit in der Absicht, das lyrische Theater zu reformiren, einen lesenswürdigen Versuch über die Oper bekannt gemacht hat, gesteht nicht nur die Wahrheit der meisten und wichtigsten Vorwürfe, welche der Oper gemacht worden, willig ein; er treibt solche sogar noch weiter als irgend einer von seinen Vorgängern. „Die Oper," sagt er, „die ihrem ursprünglichen Wesen nach der Tragödie der Alten am Nächsten kommen sollte, bleibt (wie die Erfahrung zeigt) in ihrer Wirkung unendlich weit unter derselben; und wie könnte dies anders sein, da weder der Dichter, noch der Componist, noch der Schauspieler, noch der Decorateur ihre wahre Schuldigkeit dabei thun? Man bekümmert sich wenig um eine gute Wahl des Süjets, noch weniger um die Uebereinstimmung der Musik mit den Worten und ganz und gar nicht um die Wahrheit des Gesangs und Recitativs, um die Verbindung der Tänze mit der Handlung und um die Schicklichkeit der Decorationen. Alles dies wohl erwogen, was ist begreiflicher, als daß ein Schauspiel, das seiner Natur nach das angenehmste unter allen sein sollte, das abgeschmackteste und langweiligste wird? Man hat es blos der wenigen Eintracht beizumessen, die unter den verschiedenen Theilen, woraus es zusammengesetzt ist, herrscht. Daher kommt es, daß ihm nicht der geringste Schatten von Nachahmung übrig bleibt; daher, daß die Täuschung, die blos durch das Zusammentreffen aller dieser Theile hervorgebracht werden könnte, gänzlich wegfällt und also diese Oper, die das Meisterstück des menschlichen Schöpfergeistes sein sollte, in ein nervenloses, ungereimtes, groteskes Ungeheuer ausgeartet ist, das die schimpflichen Beinamen völlig verdient, womit es von einem St. Evremont, Dryden, Addison, Johnson und Andern belegt worden ist."

Es gehört nicht zu meiner dermaligen Absicht, mich in eine Untersuchung einzulassen, inwieweit diesen Klagen des Grafen Algarotti entweder durch den Einfluß seiner Abhandlung oder aus andern Ursachen seither abgeholfen worden, oder inwiefern sie noch immer bestehen. Unleugbar würde es ebenso ungerecht sein, die Vorwürfe, die er den italienischen Opern seiner Zeit macht, auf alle Componisten und Sänger ohne Unterschied auszudehnen, als es unbillig wäre, nicht zu gestehen, daß, nachdem gewisse Mißbräuche sich einmal eingeschlichen und festgesetzt hatten, es nicht immer in der Gewalt des Componisten, wie viel Genie, Einsicht und Geschmack er auch besitzen mochte, stehen konnte, seiner Einsicht und seinem Geschmack in Allem zu folgen. Indessen fehlt doch unleugbar noch sehr viel daran, daß Algarotti's abgezweckte Reformation wirklich stattgefunden und die Mißbräuche, über die er so bittere Klagen führt, gänzlich vom lyrischen Theater verdrängt sein sollten; und man sieht also, inwiefern ich das Singspiel, welches ich meinen Landsleuten anpreisen möchte, eine neue Gattung nenne. Es soll nämlich diesen Namen nicht sowol darum, weil es in seiner Art einfacher ist und ungleich weniger Aufwand erfordert,*) sondern vornehmlich deswegen verdienen, weil es, frei von allen Fehlern, welche Algarotti mit allen Vernünftigen den Opern vorwirft, alle die Eigenschaften in sich vereiniget, die dieser ächte Kenner mit Grund als zum Wesen des Singspiels gehörend ansieht, aber in den meisten Opern fast gänzlich vermißt.

Das Singspiel, insofern es ein dramatisches Werk ist, hat alle wesentlichen Eigenschaften eines solchen mit allen andern Arten von Schauspielen, und insofern es der Tragödie der Alten, besonders der Euripidischen näher kommt als irgend

*) Der größere oder kleinere Aufwand hängt weniger von der Natur des Singspiels und der Wahl des Stoffes als von dem Willen und den Kräften des Unternehmers ab. Das allersimpelste Stück kann durch Pracht der Kleider und Decorationen kostbar gemacht werden. Auch benimmt das Singspiel, das ich vorschlage, Niemanden hierin seine Freiheit. Meine Meinung ist blos, daß Poesie, Musik und Action in demselben das Meiste thun sollen, um den Zweck (den ich nicht in die Bezauberung der Sinne, sondern in mächtige Rührung des Herzens setze) zu erhalten. Kleider und Decoration sollen nur die Täuschung befördern helfen, ohne welche jener Zweck nicht gehörig erreicht werden könnte; und dies können sie (wenigstens in vielen Fällen), ohne sehr kostbar zu sein. Gluck's Iphigenie darf nur vortrefflich singen und uns durch ihre Gestalt, Miene und Action die Iphigenie des Dichters darstellen, so wird sie uns in einem simpeln altgriechischen Kleide von weißer Seide ebenso stark und ohne Zweifel noch weit stärker rühren, als wenn sie in einer reich gestickten Robe dahergeschwommen käme.

eine andre moderne Gattung — Endzweck und Mittel mit dieser letztern gemein. Hingegen unterscheidet es sich — wo nicht von der griechischen Tragödie, als welche aller Wahrscheinlichkeit nach selbst eine Art von Singspiel war — doch von allen übrigen heutiges Tags üblichen dramatischen Gattungen durch den wesentlichen Umstand, daß Alles, was in diesen blos Rede oder Pantomime, im Singspiele Gesang und Instrumentalmusik — oder, mit einem Worte, daß die Musik gleichsam die Sprache des Singspiels ist.

Leute, welche vermuthlich von der Natur mit einem größern Antheil von kalter Vernunft als feinem Gefühl und musicalischem Sinn ausgesteuert worden, haben gerade diese Eigenschaft, die das Singspiel — zum Singspiel macht, für höchst unnatürlich angesehen und blos aus dieser Ursache die Gattung selbst als ganz widersinnig und wahre Täuschung hervorzubringen unfähig verworfen. Das unwidersprechliche Zeugniß ihrer Sinne würde sie, wenn sie sogar auf einem italienischen Theater eine Didone abbandonata[1]) gesehen und gehört hätten, überwiesen haben, daß eine singende und mit Instrumenten begleitete Heldin rühren kann. Aber auch ohne das hätten sie sich durch eine kleine Reflexion überzeugen können, daß ihr Beweisgrund nicht Stich halte, weil er zu viel und wider sie selbst beweist. Denn die nämlichen Kunstrichter — die das Singspiel als ein unnatürliches Ungeheuer verbannt wissen wollten, weil Niemand mit sich selbst und Andern singend zu reden oder seine Leidenschaften, Bedürfnisse und Entschließungen in großen Arien auszudrücken pflegt — müßten aus ebendemselben Grunde nicht nur die sämmtlichen Schauspiele der Alten, sondern auch die moderne französische und engländische Tragödie in gereimten und nicht gereimten Versen, ja überhaupt alle Schauspiele schon aus dem einzigen Grunde verwerfen, weil es unnatürlich und widersinnig ist, daß Leute von ihren wichtigsten und geheimsten Angelegenheiten mit sich selbst oder ihren Vertrauten in Gegenwart einiger hundert Zuhörer, die ihnen unmittelbar vor der Nase sitzen, sprechen und sich dennoch einbilden sollten, daß sie allein seien, und dergleichen mehr. Jede Schauspielart setzt einen gewissen bedingten Vertrag des Dichters und Schauspielers mit den Zuhörern voraus. Die

[1]) Von Metastasio. — A. d. H.

letztern gestehen jenen zu, daß sie sich, insofern man ihnen nur wahre Natur in Charaktern, Leidenschaften, Sitten, Sprache, Handlung, Verbindung der Ursachen und Wirkungen und so weiter darstellen werde, durch nichts Andres, was entweder eine nothwendige Bedingung der theatralischen Vorstellung ist oder blos des mehrern Vergnügens der Zuschauer wegen dabei eingeführt worden, in der Täuschung stören lassen wollen, welche jene Darstellung zu bewirken fähig ist. Beim Singspiele treten Dichter, Componist und Sänger vor uns hin und sagen: „Wir wollen einen Versuch machen, wie weit wir es vereinigt bringen können, Euch eine interessante dramatische Fabel bis zum möglichsten Grade der Täuschung darzustellen. Wir sind keine so große Thoren, Euch weismachen zu wollen, daß Iphigenia oder Dido oder Alceste wirklich nach Noten singend, unter Begleitung von Bässen, Violinen, Flöten und Hoboen gestorben seien; wir verlangen nicht von Euch, daß Ihr poetische, musicalische und dramatische Nachahmung und ein dadurch entstehendes Ideal für die Natur selbst halten sollt. Der Maler, der Euch die Opferung der Iphigenia, auf ein Stück Leinwand gemalt, in einem schön geschnitzten und vergoldeten Rahmen hinstellt, verlangt nicht, daß Ihr glauben sollt, seine Iphigenia, sein Agamemnon, sein Kalchas leben und athmen in vollem Ernst; ihm genüget vollkommen, wenn sie Euch, trotz Eurer Ueberzeugung, daß sie nur gemalt sind, zu leben und zu athmen scheinen. Gesteht unsern zu Euerm Vergnügen verbundenen Schwesterkünsten das nämliche Recht zu! Wenn wir es in gewissen entscheidenden Augenblicken bis zur Täuschung Eurer Phantasie bringen, Euer Herz erschüttern, Eure Augen mit Thränen erfüllen — so haben wir, was wir wollten, und verlangen nichts mehr. Warum solltet Ihr mehr verlangen?" Ich denke, dies ist ein Antrag, gegen dessen Billigkeit nichts einzuwenden ist.

Wir werden in der Folge noch einen andern, tiefer aus der Natur hervorgezogenen Grund entdecken, aus welchem sich das Singspiel gegen den Vorwurf der Ungereimtheit vertheidigen läßt; oder richtiger zu sprechen, wir werden in der Natur selbst den Grund der unleugbaren Begebenheit, „daß eine singende und von Geigen, Flöten und so weiter accompagnirte Iphigenia oder Alceste uns bis zu Thränen rühren kann", entdecken. Bis dahin ist das, was wir hierüber schon gesagt haben, völlig zulänglich, den Satz zu befestigen: daß das Sing-

spiel, als Tragödie oder rührendes Drama betrachtet, und insofern, als es den großen Zweck der Täuschung und innigen Theilnehmung auf Seiten der Zuschauer wirklich zu erreichen fähig ist, seinen Platz unter den verschiedenen dramatischen Gattungen mit Fug und Recht behaupte.

Die Frage ist also nun: wie das Singspiel beschaffen sein müsse, um jenen Zweck zu erreichen. Und diese Frage wird sich hinlänglich beantwortet finden, wenn wir zeigen: 1) was der Dichter in der Wahl und Behandlung seines Stoffs zu beobachten habe, und 2) was für Pflichten dem Componisten obliegen, um das Werk und den Zweck des Dichters mit allen Kräften seiner Kunst zu unterstützen und also das, was Poesie und Tonkunst vereinigt vermögen, wirklich im möglichst hohen Grade bei den Zuhörern hervorzubringen.

III.

Algarotti's an sich selbst richtiger Begriff vom Singspiele, daß es unter allen modernen Schauspielen der griechischen Tragödie am Nächsten komme, würde uns in Absicht auf die Wahl des Stoffes (Süjets) irre führen, wenn man daraus folgern wollte, daß alle Süjets, die sich für die Tragödie schicken, auch dem Singspiel angemessen wären. Verfassung, Sitten, Religion, Nationalcharakter, Interesse, Umstände, Alles ist bei uns so sehr anders als bei den alten Griechen, daß es schwerlich einem Vernünftigen einfallen könnte, unser Singspiel gänzlich auf den Fuß der alten Tragödie setzen zu wollen. Außerdem kommt hierbei auch der unendliche Unterschied zwischen der Musik der Alten und der unsrigen in Betrachtung. Wie unvollkommen auch bei Allem, was die gelehrtesten Musikverständigen hierin geleistet haben, unsre Begriffe von der wahren Beschaffenheit der ausübenden Musik der Alten sind, so scheint doch so viel unleugbar zu sein, daß unsre heutige Musik, so wie sie seit den Zeiten des berühmten Goudimel[1]) durch so viele große italienische, deutsche und andere Meister nach und nach bearbeitet worden, einen Grad der Vollkommen-

[1]) Der in der Bartholomäusnacht (1572) fiel, berühmt durch seine Composition der Psalmen und andere Lieder. — A. d. H.

heit erreicht habe, wovon die Alten gar keinen Begriff hatten. Dieser für uns so vortheilhafte Vorzug auf einer Seite und auf der andern der Umstand, daß wir eine Tragödie haben, wo die bloße natürliche Declamation, durch Action unterstützt, ohne Hilfe der Musik Alles thut, giebt uns einen sehr entscheidenden Grund, nur solche Stoffe für dem Singspiel angemessen zu erkennen, welche der musicalischen Behandlung vorzüglich fähig sind. Man könnte freilich (wie ein gewisser Tonkünstler sich dessen einst vermaß) auch den Altonaer Postreiter in Musik setzen; aber daraus, daß sich Alles componiren läßt, folgt noch nicht, daß man Alles componiren soll.

Die Musik ist die Sprache der Leidenschaften; man lasse immer das Süjet eines Singspiels sehr wichtig sein und dem Dichter große moralische Charakter, erhabene Gesinnungen, edle Kämpfe zwischen Tugend und Leidenschaft und also viele Gelegenheit darbieten, unser Gemüth mit schönen sittlichen Idealen zu ergetzen und eine Menge feiner Sentenzen anzubringen: sobald das Süjet politisch und der Held des Stücks ein Staatsmann ist, wie zum Beispiel Themistokles, oder gar ein Stoiker, wie Cato von Utica — so werden weder Componist, Sänger, noch Zuhörer ihre Rechnung dabei finden. Um diese einigermaßen zufrieden zu stellen, wird der Dichter alsdann genöthiget sein, dergleichen mehr tragische als lyrische Dramen durch episodische Liebesintriguen, so zu sagen, musicalischer zu machen, im Grunde aber sie dadurch abzuwürdigen und ein Werk hervorzubringen, dem man durch Vergleichung mit Horazens schönem Ungeheuer[1]) nicht groß Unrecht thun würde. Stücke, in welchen vermöge der Natur des Stoffes viel Staatsinteresse raisonnirt wird, oder wo die Personen lange Dialogen oder Reden zu halten haben, um einander durch die Stärke ihrer Gründe zu überzeugen oder durch den Strom ihrer Beredsamkeit hinzureißen, sollten also vom lyrischen Theater gänzlich ausgeschlossen werden.

Aber auch nicht alle Leidenschaften schicken sich gleich gut dazu, durch Gesang und Musik gehörig ausgedrückt und charakterisirt zu werden. Unstreitig kann die schöne Rede der Dido (in Metastasio's Didone abbandonata, Atto II. Sc. 7), die sich auf eine so innigst rührende Art mit den Worten endigt:

---

[1]) Ars Poet., 1—5. — A. d. H.

E puoi lasciarmi?
Ah non lasciarmi, nò,
Bel Idol mio!
Di chi mi sideró
Se tu m' inganni?

unstreitig kann sie durch den musicalischen Vortrag nicht anders als gewinnen. Aber können wir glauben, daß die Rede des August, der dem Cinna (des Corneille) sein Verbrechen vorhält und vergiebt, in ein Recitativ mit oder ohne Accompagnement verwandelt, auch dadurch gewinnen würde? Der Abschied der sterbenden Alceste:[1])

O mütterliches Land, o Schwester, o Gemahl,
Zum letzten Mal, zum letzten Mal
Sieht Euch Alceste u. s. w.

thut durch die Musik eine große Wirkung; einen so sanften, schönen Tod, als Alceste stirbt, kann man schon singend sterben. Aber die Rasereien, die Verzweiflung der sterbenden Cleopatra in Corneillens Rhodogune würden durch den musicalischen Ausdruck und Vortrag entweder so sehr verschönert werden, daß Cleopatra gegen die Absicht des Dichters uns Thränen ablockte, oder der Componist, wenn er mit dem Dichter ringen wollte, würde unsre Ohren durch ein unleidliches Mißgetön martern, und die Sängerin würde, anstatt zu singen, heulen müssen.

Die Musik — dies ist, däucht mir, hierin das große entscheidende Naturgesetz! — die Musik hört auf, Musik zu sein, sobald sie aufhört, Vergnügen zu machen. Alles zu verschönern, was sie nachahmt, ist ihre Natur. Der Zorn, den sie schildert, ist der Zorn des Engels, der den aufrührischen Satan in den Abgrund stößt; ihre Wuth ist die Wuth der Liebesgöttin über den eifersüchtigen Mars, der ihren Adonis getödtet hat. Die Wuth des Oedip, der sich in seiner Verzweiflung die Augen ausreißt und dem Tage seiner Geburt flucht, ist ihr untersagt. Alle Gegenstände, die keine gebrochene Farben erlauben, alle wilden stürmischen Leidenschaften, die nicht durch Hoffnung, Furcht oder Zärtlichkeit gemildert werden, liegen außer ihrem Gebiet.

[1]) Von Wieland selbst, componirt von Schweitzer. — A. d. H.

Ich sage dies nicht ohne Furcht, zu viel gesagt zu haben und der Allmacht dieser göttlichen Kunst engere Grenzen zu setzen, als sie vielleicht wirklich hat. Wer kann bestimmen, wie hoch ein Componist, der unter den Tonkünstlern das wäre, was Michel-Angelo unter den Malern — ein Gluck oder Haydn, den Ausdruck und die Nachahmung der Natur mit glücklichem Erfolg treiben könnte? Indessen ist doch gewiß, daß eben diese Natur selbst einer jeden Kunst Grenzen gesetzt hat, welche zu überspringen sie nicht versuchen soll; und der Verwegene, der es versucht, kann schwerlich anders als verunglücken. Der Dichter soll die Schönheit der Helena, die der Maler unsern Augen darstellt, durch ihre Wirkung auf ihre Anschauer, wie Homer,[1] nicht durch eine Beschreibung im Geschmack des Dares und Nonnus schildern. Der Maler soll sich nicht unterfangen, den Kampf der Tugend und Ehre gegen eine schändliche, aber unfreiwillige Leidenschaft im Herzen einer Phädra mit dem Euripides in die Wette malen zu wollen, und der Tonkünstler sollte nie vergessen, wenn er schaudern macht, daß es nicht der Schauder einer Gabriele de Vergi, indem sie das in Blut schwimmende Herz ihres Liebhabers[2]) aufdeckt — und wenn er unsre Augen mit Thränen füllt, daß es nicht schmerzliche, sondern wollüstige Thränen,[3]) Thränen der Freude, der Liebe, der zärtlichen Ueberwallung eines innigst gerührten Herzens sein müssen.

Wenn diese Betrachtung die Oedipe, die Atreen, die Fayels[4]) und vielleicht die meisten eigentlich tragischen Helden vom lyrischen Schauplatz ausschließt, sollte nicht aus einem andern, aber ebenso treffenden Grunde ein mit Handlung überladenes oder in einen allzu künstlichen Knoten verwickeltes Stück sich zur musicalischen Behandlung ebenso wenig schicken als ein äußerst tragisches? Ich gebe zu, daß

---

[1]) Ilias, III. 156 ff. Vgl. Lessing's „Laokoon", 21. — A. d. H.

[2]) Chatelain de Coucy. Den Stoff behandelte Du Belloy. — A. d. H.

[3]) „Ich bitte Diejenigen, die bei dem Worte Wollust gleich auffahren und so viel Kreuze machen, als ob sie den Teufel sähen, sich sagen zu lassen, daß ich Wollust und wollüstig hier und allenthalben, wo ich diese Worte brauche, in einer höchst unschuldigen Bedeutung nehme, worin ich unter andern durch das Beispiel der heiligen Schrift gerechtfertiget werde, die dies nämliche arme vermailigte Wort Wollust sogar von den Freuden der Seligen im Himmel gebraucht." — Anm. im Merkur. — A. d. H.

[4]) Fayel war der Gemahl der Gabriele de Vergi. — A. d. H.

wenig Handlung auch selbst das lyrische Drama matt und einschläfernd machen wird, wenn der Dichter und der Componist das nicht sind und nicht geleistet haben, was sie sollen. Aber dieser letzte Fall ändert nichts in der Theorie, die sich auf die Natur der Sache, nicht auf zufällige Umstände gründet. Die möglichste Einfalt im Plan ist dem Singspiel eigen und wesentlich. Handlung kann nicht gesungen, sie muß agirt werden; je mehr Handlung also, je weniger Gesang. Viel unerwartete Ereignisse, viel Verwirrung, viel episodische Scenen und so weiter geben freilich dem Stücke mehr Mannichfaltigkeit und können es vielleicht einer Gattung von Zuhörern angenehm machen, die den Lärm lieben und zu flüchtig sind, auch bei den interessantesten Gegenständen zu verweilen; aber die Musik gewinnt nicht dadurch und der gefühlvolle Zuhörer noch weniger. Welches sind die Scenen, wo der Componist seinem Genie einen freien, kühnen Flug erlauben, wo die Musik ihre ganze seelenbezwingende Macht ausüben kann, wo wir ganz Ohr, ganz Gefühl sind, wo unsre Herzen sich erhitzen, glühen, schmelzen? Sind es nicht diejenigen, wo der Dichter und der Tonkünstler mit vereinigten Kräften uns von einer Empfindung zur andern, einer Stufe des Affects zur andern mit sich fortreißen und nicht eher ablassen, bis sie uns in ebendieselben Bewegungen gesetzt haben, wovon die handelnden Personen selbst durchdrungen sind? Sind es nicht alsdann nur wenige Worte, oft nur ein einziges Wort, ein Ton, ein Blick, eine Bewegung mit der Hand, die uns das Herz umkehren? Und wie kann eine so kleine Ursache so große Wirkung thun? Blos darum, weil unsre Seelen stufenweise dazu vorbereitet, erweicht und, so zu sagen, unvermerkt untergraben worden sind! Es gehört oft eine lange Reihe von vorbereitenden Vorstellungen und Empfindungen dazu, um einem einzigen großen Schlag, den der Dichter an unser Herz thun will, seine volle Kraft zu geben. Hat in einem musicalischen Drama der Dichter oder der Componist diese geheimen Anstalten vernachlässiget, so muß er sich nicht befremden lassen, wenn er uns bei einer Stelle gleichgiltig bleiben sieht, welche die größte Wirkung hätte thun sollen.

Eine ausgeführte Behandlung und Entwicklung der Affecten scheint also auf eine ganz besondere Weise zum Wesen des Singspiels zu gehören. Aber diese ist bei einem sehr zusammengesetzten, verwickelten und intriguenvollen Süjet dem Dichter

selten oder gar nicht möglich.[1]) Er hat alsdann nicht Zeit, uns so tief in das Innerste seiner Personen schauen zu lassen. Er kann uns nicht in diese genaue Bekanntschaft mit ihnen setzen, die das Interesse so sehr verstärkt und uns einen ungleich lebhaftern Antheil an ihren Empfindungen nehmen läßt, als wir an den bloßen Begebenheiten und Handlungen von Personen nehmen können, die uns ohne eine solche vertrautere Bekanntschaft immer fremd bleiben, wiewol wir sie alle Augenblicke sehen und hören. Ist es aber des Componisten Schuld, wenn ein solches Stück wenig Wirkung thut? Was bleibt ihm übrig, als darauf bedacht zu sein, wie er durch alle die Hilfsquellen, die ihm die Melopöie und Harmonie darbieten, durch künstlich ausgeführte Sätze, schimmernde Arien, überraschende Passagen, concertirende Instrumente und dergleichen wenigstens den Ohren der Zuschauer genug thun möge, da er so wenig Hoffnung vor sich sieht, ihrem Herzen beizukommen?

Die Meinung, daß der Stoff des Singspiels aus der Region des Wunderbaren hergenommen sein müsse, und zwar aus der Ursache, weil im Singspiel Alles Musik ist, scheint mir nicht viel mehr Grund für sich zu haben, als wenn man den Kupferstecher auf wunderbare Gegenstände einschränken wollte, weil in seinen Blättern Alles schwarz oder weiß ist. Es ist nicht wunderbarer, mit einer kleinen Anzahl ähnlicher oder contrastirender Töne Empfindungen und Leidenschaften zu malen, als eben dies mit ein Wenig schwarzer Farbe auf einem Bogen weißen Papiers zu bewerkstelligen; und Natur und Wahrheit werden in jenem Falle nicht mehr verletzt als in diesem. Das Singspiel setzt, wie oben schon bemerkt worden, einen stillschweigenden Vertrag zwischen der Kunst und dem Zuhörer voraus. Dieser weiß wol, daß man ihn täuschen wird; aber er will sich täuschen lassen. Jene verlangt nicht, für Natur gehalten zu werden; aber sie triumphirt, wenn sie mit ihrem Zauberstab noch größere und schönere Wirkungen hervorbringt als die Natur selbst.

Die Einwendung des Algarotti gegen die historischen Süjets der Opern scheint also ohne hinlänglichen Grund zu sein. Wir können ihm beipflichten, wenn er sagt: „Man fühle

---

[1]) „Ich setze voraus, daß er sich zur Regel gemacht habe, sein Stück nicht viel über zwo oder dritthalb Stunden dauern zu lassen; weil drei Stunden lang Musik zu hören, ohne ermüdet zu werden, das Aeußerste ist, was man der menschlichen Natur zumuthen kann." — Anm. im Merkur. — A. d. H.

gar mächtig, daß Triller und Rouladen im Mund eines Julius Cäsar oder Cato nicht so guten Anstand hätten als im Munde der Venus oder des Apollo." Aber dies beweist nur gegen den Dichter, der so wenig Beurtheilung hat, entweder einen Helden zu wählen, dessen ganzer Charakter dem Singspiele nicht angemessen ist, oder gegen den Componisten, der[1]) einen großen Mann wie einen weichlichen Atys behandelt. Kein vernünftiger Liebhaber der Musik, der einen Begriff davon hat, was ein Singspiel ist, wird sich darüber ärgern, den Alexander oder den Porus in einem Singspiele singen zu hören; aber ärgern wird er sich, nicht über die Oper, sondern über die schlechte Beurtheilungskraft des Componisten oder über den Eigensinn der Sänger und die Tyrannei der Mode, denen oft die größten Meister seufzend nachgegeben haben, wenn Alexander und Porus nicht so singen, wie es der Größe ihres Charakters anständig ist.

Algarotti's übrige Einwendungen gegen die historischen Singspiele sind noch unerheblicher, weil sie sich blos auf die conventionellen Begriffe von der Oper gründen. Nach dem von uns aufgestellten Begriffe vom Singspiel ist wenig daran gelegen, „daß die meisten historischen Süjets wenig Schauspiel und Augenweide darbieten" — denn das Singspiel ist kein Guckkasten — oder „daß es nicht leicht ist, schickliche Tänze und Divertissements dazu zu erfinden" — denn Tänze und Divertissements gehören ganz und gar nicht zum Wesen des lyrischen Drama. Alles kommt also blos darauf an, ob das historische Süjet zugleich einfach, interessant und musicalisch genug für das Singspiel ist. Ist dies, so hat es alle wesentlichen Erfordernisse eines lyrischen Stoffes; das Uebrige kommt auf den Genie und die Ausführung des Dichters, des Componisten und des Sängers an. Die Gattung kann nichts dazu, wenn ein Süjet nicht in die rechten Hände fällt.

Indessen ist doch nicht zu leugnen, daß, insofern im Singspiele Musik und Gesang eine Art von idealischer Sprache ausmachen, die über die gewöhnliche Menschensprache weit erhaben ist — daß schon aus dieser Ursache etwas in der Natur desselben liege, womit wir den Begriff des Wunderbaren zu verknüpfen uns nicht enthalten können. Wenn wir uns

[1]) Im Merkur fehlten die Worte „gegen den Componisten, der", und vorher stand „Componisten" statt „Dichter"; gleich darauf: „Kein vernünftiger Mensch, der die Musik liebt und einen Begriff". — A. d. H.

einen würdigen sinnlichen Begriff von einer Göttersprache machen wollten, so müßte es, däucht mich, diese musicalische Sprache sein. Es scheint also aus einem in der Natur der Sache liegenden Grunde herzukommen, daß wir die griechischen Götter und Götterkinder vermöge eines unwillkürlichen innern Gefühls auf dem lyrischen Theater schicklich und, so zu sagen, in ihrer eigenthümlichen Sphäre finden, da sie uns hingegen auf dem tragischen, selbst in einem griechischen Stücke, anstößig sein würden. In dieser Rücksicht scheinen also mythologische Süjets (insofern alles Uebrige gleich ist) allerdings mehr Schicklichkeit zum Singspiele zu haben als historische.

Ebendasselbe läßt sich gewissermaßen auch von solchen behaupten, die aus dem heroischen Zeitalter der Griechen oder irgend eines andern bekannten Volks genommen sind. Denn wenn ich lieber griechische Süjets zum Singspiele wählen möchte, so wär' es mehr darum, weil sie uns nach unsrer bisherigen, hierin lobenswürdigen Erziehungsart ungleich bekannter und also auch schon darum interessanter sind als hyperboreische, indianische, mexicanische u. s. w., als aus irgend einem andern Grunde; wiewol auch der Umstand, daß wir mit dem Begriffe von Griechen überhaupt die Idee eines von allen Musen vorzüglich begünstigten Volkes zu verknüpfen pflegen, hier nicht ganz ohne Gewicht sein möchte. Ich sage also: Stoffe, die aus der heroischen Zeit genommen sind, haben eine vorzügliche Schicklichkeit zum Singspiele, weil Alles, was diese Zeit so stark von der unsrigen abstechen macht, zusammen genommen ein Gefühl des Wunderbaren in uns erregt, dessen Stärke dem Grade unsrer Entfernung von dem ursprünglichen Leben und Weben der noch unbezwungenen, muthvollen und mit allen ihren Naturkräften wirkenden Menschheit proportionirt ist. Es scheint uns ebenso natürlich, daß Menschen aus diesem Zeitalter eine unendlich vollkommnere, kräftigere und die Saiten unsers Gefühls stärker rührende Sprache reden, d. i. daß sie, statt zu reden, singen, als daß sie stärkerer Leidenschaften, edlerer Entschließungen und kühnerer Thaten fähig sind als wir; und so finden wir die Alcesten, Ariadnen, Medeen,[1] Iphigenien auf dem lyrischen Theater ebenso

[1] „Allerdings ein vortreffliches Subject fürs Singspiel, nur daß es ganz anders als fürs Trauerspiel behandelt werden muß." — Anm. des Merkur. — A. d. H.

natürlich als die Göttinnen und Nymphen, die wir als Wesen zwar von höherer, aber doch ähnlicher Art mit jenen zu betrachten gewohnt sind.

Die Zeiten der irrenden Ritterschaft (aus welchen Ariost und Tasso den Stoff zu ihren herrlichen Gedichten, so wie einige italienische und französische Operndichter aus diesen den Stoff zu ihren Angeliken, Armiden, Alcinen, Bradamanten u. s. w. hergenommen haben) machen eigentlich keine besondre Epoche in der Geschichte der Menschheit aus; sie kommen in allen wesentlichen Stücken mit der Heldenzeit der Griechen völlig überein. Die Argonauten und die übrigen Heroen der letztern sind mit den Rittern von der runden Tafel, den Amadisen, Rolanden und Rinalden, völlig von einerlei Schlag; in beiderlei Zeiten spielen Helden, Damen, Riesen, Drachen und Ungeheuer aller Arten einerlei Rolle, und die Urganden, Alcinen und Armiden sind nicht größere Zaubrerinnen als die Medeen und Circen der Griechen. Von den Stoffen aus den Zeiten der Ritterschaft gilt also ebendasselbe, was von den heroischen.

Und warum nicht auch von denen aus der poetischen Schäferwelt? Wohl verstanden, daß darunter weder die metaphysischen Seladons am Lignon, noch die galanten Schäfer des Fontenelle, noch die faden, langweiligen Hirten in unsern ehmaligen Nachspielen, sondern eine Art von Hirten gemeint sind, wozu uns die Natur selbst die Originale gegeben hat und in manchem glücklich unbekannten Winkel des Erdbodens noch giebt. Die Schäferwelt der Dichter, das selige Hirtenleben der ältesten Menschen, wovon das Arkadien unsers Geßner's das Ideal ist, fällt bei den Griechen in die nämlichen heroischen Zeiten, wo die Götter noch mit den Töchtern der Menschen lustwandelten, Apollo in Gestalt eines schönen Hirten die Heerden des Admet weidete, Jupiter und Mercur in Philemon's Hütte Zuflucht suchten und Venus ihre Lieblinge unter Schäfern wählte. Diese Hirtenwelt ist für uns nicht weniger wunderbar als die Heldenzeit, aber gewiß ohne Vergleichung anziehender. Denn was ist, zumal in einem gewissen Alter oder in der Gemüthsstimmung, worin wir uns befinden, wenn wir des Getümmels, der Fesseln, der Thorheiten und Mühseligkeiten des höfischen und städtischen Lebens überdrüssig sind, was ist uns dann angenehmer als diese lachenden Gemälde von Ruhe, Unschuld, Liebe und Glückseligkeit? dieses

mehr zum Vergnügen als aus Noth beschäftigte, sorgenfreie Leben im Schooße der Natur? diese selige Gleichheit, diese von Wildheit und Verkünstelung gleich weit entfernte schöne Einfalt und Güte der Sitten, wovon uns unser Herz sagt, daß ohne Alles dies kein glückliches Leben sei? Wie natürlich also, daß wir uns so gern in dieses Arkadien versetzen lassen, daß wir die Darstellung desselben auf dem lyrischen Schauplatze lieben und, wenn ein Dichter wie **Geßner** mit einem Tonkünstler wie **Pergolesi** sich zusammenfänden und uns **lyrische Schäferspiele** gäben, sie vielleicht allen andern Arten vorziehen würden!

IV.[1])

Ich glaube hinlänglich gezeigt zu haben, „daß dem Dichter eines Singspiels zur Wahl seines Stoffes nicht nur die **griechische Götter-, Helden-** und **Hirtenwelt** nebst der **neuern Ritterzeit**, sondern sogar die **wirkliche Geschichte** offen stehe; daß aber darum nicht jedes Süjet aus einem dieser Felder tauglich sei, sondern die Wahl des Dichters nur auf solche fallen müsse, welche **der musicalischen Behandlung fähig sind**;

„Daß er also 1) alle diejenigen beiseite legen müsse, die entweder **wegen der Natur der Handlung**, oder weil sie **gar zu verwickelt** und mit zu viel **Begebenheiten** beladen sind, sich besser zur Tragödie als zum Singspiele schicken;

„Daß er 2) in der Wahl selbst für solche Charakter, Leidenschaften und Situationen sich entscheiden müsse, **die durch**

---

[1]) Diese Fortsetzung hatte im **Merkur** folgende Einleitung: „Ich bin den Liebhabern der Musenkünste die Fortsetzung meines Versuchs über das deutsche Singspiel länger schuldig geblieben, als ich anfangs gesonnen war. Hindernisse von allerlei Art haben es mir in den letztabgewichenen Monaten unmöglich gemacht, über diesen Gegenstand zusammenhängend fortzudenken. Jetzt, da mich nichts mehr hindert, nehme ich solchen mit desto größerm Vergnügen wieder vor, weil die Aufmerksamkeit, womit die ersten Blätter meines Versuchs in denen Gegenden Germaniens, wo die Musik die geübtesten Kenner und das lyrische Drama die meisten Liebhaber hat, beehrt worden sind, mich gegen die Besorgniß, mein Märchen tauben Ohren zu singen, sicher zu stellen scheint. Was auch künftig das Schicksal des deutschen Singspiels sein mag, immer ist es angenehm, sich vorzustellen, was es werden könnte, wenn Diejenigen wollten, deren Wille erschaffen kann, was wir Andern träumen." — A. d. H.

die musicalische Verschönerung nichts von ihrer Wahrheit verlieren;

„Daß er 3) den Plan so einfach anlegen und auf so wenige Personen als möglich einschränken und schlechterdings, wo nicht alle Episoden, doch alle solche vermeiden müsse, die das Hauptinteresse, anstatt es zu erhöhen, schwächen würden;

„Endlich 4) daß er hauptsächlich dahin zu arbeiten habe, seine Personen mehr in Empfindung und innerer Gemüthsbewegung als in äußerlicher Handlung darzustellen."

In diesen an sich selbst ganz einleuchtenden Grundsätzen ist, däucht mich, Alles enthalten, was der Dichter eines lyrischen Drama (außer den Gesetzen, die allen dramatischen Werken überhaupt gemein sind) in Absicht auf die Wahl und Behandlung des Stoffes zu leisten hat, und was die Zuhörer mit Recht von ihm fordern können und fordern sollten, weil sie ihm, ohne ihrem eignen Vergnügen Schaden zu thun, nichts davon erlassen können.

Denjenigen, welche die wälschen Opern kennen, brauche ich nicht zu sagen, daß Singspiele, nach diesen Grundsätzen verfaßt, in der That eine neue Gattung sein und die große Wirkung, welche Algarotti in der Oper seiner Zeit vermißt, unfehlbar hervorbringen würden, wofern der Componist mit dem Dichter aus einem Geist und auf einen Zweck arbeitete und die Sänger den Pflichten, die ihnen von Beiden aufgelegt werden, genugzuthun den Willen und das Vermögen hätten. Bei dieser freilich zu jenem Zweck schlechterdings nothwendigen doppelten Bedingung sei es mir erlaubt, noch etwas länger zu verweilen.

Algarotti beginnt diesen Abschnitt seines Versuchs über die Oper mit einer äußerst strengen Declamation gegen die Ausartung und verderbte Beschaffenheit der Musik unsrer Zeit. Es ist bemerkenswerth, daß diese nämliche Klage vor sechzehnhundert Jahren von Plutarch und vor mehr als zweitausend schon von Plato geführt worden ist. Die Gelehrten wissen, wie heftig dieser Letztere über die Ausartung, Weichlichkeit und Ueppigkeit der Musik seiner Zeit eifert. Und zu welcher Zeit that er das? Zu einer Zeit, da die Musik von ihrer gegenwärtigen Vervollkommnung wahrlich noch sehr weit entfernt war; da man noch keinen Begriff von Contrapunkt und vielstimmiger Harmonie hatte; da die meisten In-

strumente, womit unsre Virtuosen ihre Zeichen und Wunder thun, entweder noch unerfunden oder noch sehr unvollkommen waren; da der größte Chor weiter nichts thun konnte, als dem Vorsinger nachzusingen, und der ganze Gebrauch, den man von den Instrumenten dabei zu machen wußte, darin bestand, daß man sie mit der Singstimme eine oder mehr Octaven höher oder tiefer fortlaufen oder höchstens auf gewissen Grundtönen aushalten ließ. Doch dies hindert nicht, daß jene Klagen Plutarch's, Plato's und andrer weisen Männer unter den Alten nicht ihren guten Grund sollten gehabt haben; denn sie gingen doch hauptsächlich darauf, daß man zu ihrer Zeit (wie zur unsrigen) das Schwere dem Singbaren, die Absicht, durch die äußersten Grade der künstlichen Ausführung in Erstaunen zu setzen — dem edlern Bestreben, das Herz zu rühren, und wenn man auch dies Letztere suchte, die Erweckung wollüstiger Gefühle und Leidenschaften von der gröbern Art — der Beruhigung des Gemüths oder der Erhebung der Seele zu den schönsten Gesinnungen und der Anfeuerung derselben zu großen Thaten vorzog.

Die Musik eines Volkes — wie vollkommen oder unvollkommen sie übrigens sein mag — steht immer in sehr enger Beziehung mit den öffentlichen Sitten. Plutarch lebte in einer Zeit, wo die Verderbniß der Sitten, die Weichlichkeit der Lebensart, die Entnervung der Leiber durch die zügelloseste Ausgelassenheit in natürlichen und unnatürlichen Wollüsten, und folglich die Unvermögenheit der Seelen zu Allem, was Kraft, Anstrengung, Enthusiasmus und Aufopferung voraussetzt oder fordert — zum tiefsten Grad heruntergesunken war. Ebenso lebte auch Plato zu einer Zeit, wo die Griechen (nicht mehr die Homerischen) und besonders seine Athener von der vormaligen edeln Einfalt ihrer Sitten sich schon sehr weit entfernt, die Stärke ihrer Vorfahren meistens schon verloren und mit Asiens Reichthümern auch an Ueppigkeit und Wollüsten Geschmack gefunden hatten. Nothwendig mußte in beiden Zeitaltern auch die Musik (und diese vorzüglich vor andern schönen Künsten, weil sie unter allen am Stärksten auf die Leidenschaften wirkt) mit den Sitten ausarten, mußte die Einfalt, Kraft und Würde verlieren, die sie gehabt hatte, da Gesang und Tanz von den Orpheen, Amphionen, Phoroneen u. s. w. zu einem gottesdienstlichen und politischen Hilfsmittel gemacht worden war. Nothwendig mußten in einer Zeit, wo ein

Alcibiades — Perikles und eine Lais — Aspasia war, auch die Musen zu Dienerinnen der Wollust werden, so wie die Pindarischen Grazien, ihres ehrenvollen Amtes, die Gastmähler und Tänze der Götter und Alles, was im Olympus geschieht, anzuordnen,*) entsetzt, zu bloßen Gespielen und Aufwärterinnen der Liebesgöttin herabgewürdiget wurden.

Indessen ist doch wol nicht zu leugnen, daß der göttliche Plato seiner Gewohnheit nach die Sache zu weit trieb, wenn er unter dem Vorwand, alle Veränderung in der Musik sei den Sitten gefährlich, verlangte, daß die Griechen nach dem Beispiel der Aegypter[1]) der Musik unter der Sanction eines furchtbaren Strafgesetzes eine ebenso unveränderliche Einförmigkeit auferlegen sollten wie der Staatsverfassung und den gottesdienstlichen Gebräuchen. Bekanntermaßen erstreckte sich bei den alten Aegyptern dieses Gesetz auf alle schönen Künste, welche sich durch diese vorsichtige Politik der Priester (der ersten Gesetzgeber und Regenten Aegyptens) zu einer ewigen Kindheit verdammt sahen. Wenn es auf Plato und seine ägyptischen Priester angekommen wäre, so hätten die Griechen nicht nur keinen Damon und Timotheus, keinen Phidias, Myron, Lysippus, Zeuxis und Apelles — sie hätten sogar keinen Homer gehabt.

Es ist immer eine eigene Grille aller philosophischen Mißvergnügten und Weltverbesserer gewesen, den Menschen vollkommen haben zu wollen, was er doch nicht sein kann, und über alle Folgen seines natürlichen Strebens nach Vervollkommnung zu schmählen, welches doch gerade das ist, was ihn zum Menschen macht. Plato und Plutarch verdammen die Musik zu einförmigen, feierlich-langsam hintönenden Melodien, weil zwei- und dreigeschwänzte Noten und ein paar Saiten auf der Lyra mehr die Sitten verderben könnten; gerade so, wie Rousseau die Wissenschaften aus seiner Republik verbannt, weil sie Sophisterei und Hypothesen, Dogmatiken und Polemiken, kurz, viel Unraths und böser Händel in die Welt gebracht haben.[2])

*) S. Pindar's vierzehnten Olympischen Gesang.

[1]) „(für die der wunderbare Mann eine eigene Schwachheit hatte)", hieß es hier früher noch. — A. d. H.

[2]) „Wenn der Grundsatz, auf den sich diese Art zu raisonniren stützt, richtig wäre", stand hier noch weiter im Merkur, „so wäre Austernleben besser als Menschenleben und für jedes Wesen außer Gott nichts Bessers, als — gar nicht sein." — A. d. H.

Jeder neue Schritt zur Vollkommenheit in jeder Kunstfertigkeit, Wissenschaft und Tugend führt zu neuen Abwegen auf beiden Seiten. Was thut das? Anstatt darüber zu wimmern, daß wir nicht noch immer in der Wiege liegen oder am Führbande gehen, laßt uns lieber darauf denken, wie wir des Guten, dessen uns jeder Fortschritt auf der Laufbahn der Menschheit theilhaftig macht, mit so wenig Nachtheil als möglich genießen mögen, ohne uns an diese Gesellen des Doctor Peter Rezio von Tirteafuera*) zu kehren, die auf jedes Gericht, wovon wir kosten wollen, unter dem Vorwande, daß es zu hitzig oder zu kältend, zu nahrhaft oder zu leicht, zu süß oder zu sauer sei, ihr verwünschtes Stäbchen fallen lassen und uns aus lauter Sorge für unsre Gesundheit hungern ließen, bis uns die Eingeweide zusammenschrumpften.

Wer nur überhaupt an die großen Meister in der musicalischen Composition denkt, die in den nächsten funfzig Jahren mit einander in die Wette geeifert, und an die vortrefflichen Werke in so mancherlei Arten, die sie hervorgebracht haben, der könnte leicht bei Algarotti's Klageliedern über den Verfall der guten Musik den Bräutigam zu hören glauben, der sich beklagte, daß seine Braut zu schön sei. Und gleichwol läßt sich nicht leugnen, daß viel Wahres an seinen Klagen ist.

Was ist zum Beispiel gegründeter als seine Beschwerde, „daß die Mode — nicht zufrieden, über Kleidung und Kopfputz zu herrschen — ihr unbefugtes Ansehen sogar über die Werke einer Kunst ausdehne, welche der Natur nachahmen und also unveränderlich sein soll wie sie". In der That ist nicht wohl abzusehen, warum man Denjenigen, der ein musicalisches Werk blos darum, weil es alt ist, gering schätzt, nicht ebenso lächerlich findet, als Einer sein würde, der ein Gemälde von Titian oder Correggio deswegen verachten wollte, weil es dritthalb hundert Jahre alt sei. Liegt denn der Grund, warum ein Gesang schön ist, nicht ebenso tief in der Natur, hängt er nicht ebenso wenig von Willkür und Zufall ab als der Grund, warum ein Gemälde oder ein Gedicht schön ist? Gewiß, der anmaßliche Liebhaber der Musik, für den eine Arie von Leo oder Vinci aus der Mode ist, wird (wenn er aufrichtig sein will) aus den nämlichen Ursachen die Toilette der Venus von dem Antigrazienmaler Boucher der Ver-

*) Leibarzt der Statthalter der Insel Barataria im Don Quixote.

klärung von *Raphael* vorziehen! Daß der musicalische Geschmack zu gewissen Zeiten oder bei einem gewissen Volke so verdorben sein könne, daß die Meisten, von den tonangebenden *Midassen* verführt, das wahre Schöne nicht fühlen und dagegen Grimassen von Bewunderung machen, wo der Mann von richtigem Gefühl die Achseln zuckt: wer zweifelt daran? Aber ein musicalisches Werk, das *zu irgend einer Zeit* vortrefflich war, d. i. eine große allgemeine *Wirkung* auf Herz und Einbildungskraft that, wird es *zu allen Zeiten* bleiben. Fehlt es etwan an Beispielen, die diese Wahrheit beweisen? Thut das berühmte *Miserere* des *Allegri*, wiewol es über 150 Jahre alt ist, in der päpstlichen Capelle nicht auf Alle, die es hören, noch immer ebendieselbe wunderbare Wirkung?*) Werden nicht die *Chöre* in den Opern eines *Lulli* und *Händel* noch immer herrlich und unübertrefflich gefunden? Und wenn Kenner von den *Arien* dieser großen Meister weniger vortheilhaft urtheilen, kommt es nicht blos daher, weil sie (wenigstens großentheils, was auch die Ursache sein mag) in ihrer Art *nicht* so vortrefflich als die Chöre sind?[1]) So würden nicht nur Kenner, sondern alle Menschen, die ein Paar hörende Ohren und ein fühlendes Herz haben, von musicalischen Werken urtheilen, wenn (was mehr zu wünschen als zu hoffen ist) einmal als ein allgemeiner, feststehender Grundsatz angenommen wäre: daß man den Werth einer musicalischen Composition blos nach den Wirkungen, die sie auf unser Gemüth macht, bestimmen müsse.

Uebrigens mag wol (im Vorbeigehen gesagt) ein besonderer Grund vorhanden sein, warum bei den *Italienern* die Begierde nach *Neuem* dem Geschmack am Schönen so viel Eintrag thut. Vermuthlich liegt es blos an der außerordentlichen Liebe dieser Nation für Alles, was Musik heißt, und an dem Umstande, daß man (besonders in Neapel und Venedig) allenthalben, wo man geht und steht, bei Tag und bei Nacht, zu Wasser und zu Lande Gesang und Saitenspiel um die Ohren klingen, schwirren

*) Gegen dieses Beispiel wird mit Recht eingewendet werden, daß dieses Wunder nicht sowol von den Noten des Allegri als von der besondern Art des Vortrags und dem entzückenden Zusammenklang einer so großen Menge zu diesem gemeinschaftlichen Vortrag abgerichteter und geübter schöner Stimmen gewirkt werde. — *Anm. des Herausgebers.*

[1]) Früher stand hier: „daher, weil sie es nicht verdienen, weil sie (wenigstens größtentheils) nie das waren, was sie hätten sein sollen?" — A. d. H.

und sausen hört. Ein schöner Gesang erregt in seiner ersten Neuheit ein so allgemeines Entzücken, daß er in Kurzem von allen Lippen tönt; und nun wird er so oft gesungen, so oft verschlungen, so oft mit ganzem und mit halbem Ohre gehört, daß er bald aus einer physischen Ursache keine lebhafte Empfindung mehr erregen kann, folglich einem so gefühlgierigen Volke, als die Italiener sind, mehr Ueberdruß als Vergnügen machen muß. Man könnte sich ja zuletzt an der Venus selbst müde sehen; und wer nur zehn Tage hinter einander immer das nämliche Solo von Besozzi[1]) hätte blasen hören, würde sich zuletzt nach dem Dudelsack eines Bärenführers sehnen.

Indessen gesteht Algarotti, daß diese Veränderlichkeit des Geschmacks seiner Landsleute der Musik wenig schaden würde, wenn der Hauptfehler nicht an den Componisten selbst läge. Diese Künstler vergessen seiner Meinung nach gar zu gern, daß die Musik, wenn sie nicht Empfindungen vorträgt und dadurch bestimmte Eindrücke auf unsre Seele macht, nur ein schaler Ohrenschmaus ist; daß Musik und Poesie Schwestern und nur durch ihre Vereinigung allmächtig sind; aber daß, auch wenn sie sich vereinigen, die erste der andern untergeordnet sein muß, und daß Alles verloren ist, sobald sie, anstatt zu gehorchen, herrschen will.

In der That, wenn die Operncomponisten so oft, als es ihnen Algarotti Schuld giebt, in dem Falle sind, jene unleugbaren Grundsätze zu vergessen, so haben sie sehr Unrecht. Denn was unternimmt der Componist, der das Werk eines Dichters in Musik setzt, anders, als die Zeichnung und Skizze eines Andern auszumalen? Und was muß dabei herauskommen, wenn er sich nun einbildet, nach eigener Willkür verfahren zu dürfen, und weder in der Wahl und Mischung der Farben noch in Vertheilung des Lichts und Schattens noch im Ton des Ganzen die Gedanken des Erfinders zu Rathe ziehen wollte? Musik und Action sind im Singspiel bloße Organen, wodurch der Dichter auf unsre Seele wirken soll. Noch richtiger könnte man sie mit den Grazien vergleichen, die der Schönheitsgöttin zugegeben sind, um sie anzukleiden, zu schmücken und zu bedienen, und denen es gar nicht einfällt, auf Unkosten ihrer Gebieterin glänzen zu wollen. Der Tonkünstler, der die Wir-

---

[1]) Namen zweier gleichzeitiger Virtuosen auf der Hoboe und dem Basson in Turin. — A. d. H.

kung des Gedichts, über welches er arbeitet, der juckenden Begierde, seine Kunst sehen zu lassen, aufopfert, ist einem Maler gleich, der die Juno vernachlässigen wollte, um unsre ganze Aufmerksamkeit auf ihre Pfauen zu heften.

Doch es würde ungerecht sein, wenn man den Componisten und unter ihnen so manchem großen Meister (welche hierin mit den übrigen sich so ziemlich in gleicher Schuld befinden) zum besondern Vorwurf machen wollte, was eine natürliche Frucht des einmal angenommenen Begriffs von der Oper und des einzigen Effects, den man dabei abzielte, war. Denn diesem Begriff zufolge war Ohren- und Augenlust Alles, was die Zuhörer verlangten, und Alles, womit man sie bis zur Sättigung bediente. Der Poet war nur ein demüthiger Diener des Componisten, des Decorateurs, der Sänger und Tänzer, der seine Schuldigkeit schon gethan hatte, wenn er seinen gebietenden Herren und Damen nur recht viel Gelegenheit gegeben hatte, ihre Talente auszulegen. Die ganze Einrichtung der Opernmusik, der Zuschnitt aller besondern Theile, die Form der Arien und Recitative, Alles gründete sich auf diesen Begriff und bezog sich auf diesen Zweck.

Daher diese Ouvertüren, die, wie andere Symphonien, immer aus einem Allegro, Adagio und Presto zusammengesetzt, mit dem Stücke selbst gemeiniglich nicht die mindeste Verbindung haben und, wie Algarotti sagt, den Exordien gewisser Kanzelredner gleichen, die mit einem Strom von schönen Phrasen nichts zur Sache Gehöriges sagen, sondern ebenso gut zu jeder andern Rede gebraucht werden könnten.

Daher die gewöhnliche Vernachlässigung des Recitativs, über welches gemeiniglich Componist und Sänger als über etwas ihrer Aufmerksamkeit und Kunst Unwürdiges so schnell als möglich wegeilen, und die man meistens nur als eine Art von Ruheplätzen betrachtet, wobei Sänger und Zuhörer Athem schöpfen, jener seine Kräfte zu einer großen Bravour-Arie sammeln, diese nach Herzenslust plaudern, lachen, liebäugeln, spielen oder schlafen können, bis sie wieder durch das prächtige Geräusch oder zärtliche Getön eines Ritornell's erinnert werden, daß eine neue Arie im Anzug sei, die, wenigstens um der schönen Rouladen und Cadenzen des Sängers willen, Aufmerksamkeit verdiene.

Daher, daß man die Arien als die Hauptsache in der Musik einer Oper behandelte; aber nicht etwa, um eine große

Wirkung auf das Herz dadurch zu thun, sondern um dem Componisten und Sänger einen Tummelplatz zu geben, wo sie mit einander um den Preis ringen und alle ihre Künste, die Ohren zu bezaubern, zu überraschen und in wollüstiges Erstaunen zu setzen, in die Wette auslassen könnten. Daher die unendliche Ueberladung derselben mit Zierrathen; daher die ewigen seiltänzerischen und meistens gar nichts sagenden Passaggien; daher die bis zum Ekel getriebnen und ganz am unrechten Orte angebrachten Wiederholungen der Wörter; daher die Abtheilung der großen Arie in drei Theile und das oft so unnatürliche Da Capo; daher die unmäßig langen und unschicklichen Ritornellen, wo z. B. ein Mensch, der vor Zorn außer sich ist, mit verschränkten Armen da steht und wartet, seine Wuth ertönen zu lassen, bis das Orchester ihm das rauschende Thema seiner Arie mit einer Menge Wendungen und Verzierungen vorgespielt hat: aber daher auch der Ueberdruß eines jeden Zuhörers von Gefühl, der sich durch das Vergnügen, das ihm eine Lieblingssängerin mit allen ihren Wunderkünsten machen kann, für die gähnende Langeweile, die ihm das ganze Stück verursacht, nur schlecht entschädigt hält.

Die Ausnahmen, die zu Gunsten mancher bekannten Stücke oder einzelner Scenen, sonderlich in den besten Opern des Metastasio, zu machen sind, verhindern nicht, daß alle diese Vorwürfe, welche Algarotti dem wälschen Singspiele macht, nicht überhaupt nur zu wohl gegründet sein sollten. Schon die neue Gestalt, welche Metastasio der Oper gab, war ein starker Schritt zur Verbesserung des lyrischen Theaters. Wie sollten Männer von so großem Genie als Hasse, Graun, Jomelli, ein Galuppi u. s. w. die Aufforderung, ihren Genie im Ausdruck der Leidenschaft zu zeigen, die in einer Didone abbandonata, einem Demofoonte, Siroe, Tito an sie gethan wurden, nicht mit Freuden angenommen haben? Aber demungeachtet blieb es in Absicht des Ganzen immer bei dem einmal eingeführten und zum Gesetz gewordnen Herkommen. Weder Dichter noch Componist waren Meister, zu thun, was sie wollten; beide mußten sich, gern oder ungern, der Tyrannei der Gewohnheit und der Sänger unterwerfen; und das Publicum, welches in keiner Sache von der Welt sein wahres Interesse zu kennen scheint, war auch hierin zu sinnlich, um eine gründliche Reformation des Singspiels, so viel an seiner Seite möglich war, zu befördern.

Endlich haben wir die Epoche erlebt, wo der mächtige Genie eines Gluck dieses große Werk unternommen hat, das — wofern es jemals zu Stande kommen kann — durch einen Feuergeist wie der seinige gewirkt werden müßte. Der große Erfolg seines Orpheus und Eurydice, seiner Alceste, seiner Iphigenie würde Alles hoffen lassen, wenn sich nicht unüberwindliche sittliche Ursachen gerade in jenen Hauptstädten Europens, wo die schönen Künste ihre vornehmsten Tempel haben, seinem Unternehmen entgegensetzten! Künste, die der große Haufe blos als Werkzeuge sinnlicher Wollüste anzusehen gewohnt ist, in ihre ursprüngliche Würde wieder einzusetzen und die Natur auf einem Throne zu befestigen, der so lange von der willkürlichen Gewalt der Mode, des Luxus und der üppigsten Sinnlichkeit usurpirt worden — ist ein großes und kühnes Unternehmen! aber zu ähnlich dem großen Unternehmen Alexander's und Cäsar's, aus den Trümmern der alten Welt eine neue zu schaffen, um nicht ein gleiches Schicksal zu haben. Eine Reihe von Glucken (so wie zum Project einer Universalmonarchie eine Reihe von Alexandern und Cäsarn) würde dazu erfordert, um diese Oberherrschaft der unverdorbenen Natur über die Musik, diesen einfachen Gesang, der wie Mercur's Schlangenstab die Leidenschaft erweckt oder einschläfert und die Seelen in Elysium oder in den Tatarus führt, diese Verbannung aller Sirenenkünste, diese schöne Zusammenstimmung aller Theile zur großen Einheit des Ganzen auf dem lyrischen Schauplatze herrschend und fortdauernd zu machen. Gluck selbst — bei allem seinem Enthusiasmus — kennt die Menschen und den Lauf der Dinge unterm Monde zu gut, um so etwas zu hoffen! Schon genug, daß er uns gezeigt hat, was die Musik thun könnte, wenn in diesen unsern Tagen irgendwo in Europa ein Athen wäre und in diesem Athen ein Perikles aufträte, der für das Singspiel thun wollte, was Jener für die Tragödien des Sophokles und Euripides that.[1])

---

[1]) Die im Merkur „nächstens" versprochene Fortsetzung unterblieb. — A. d. H.

Ueber A. Weinrich's Vorschlag einer neuen Art des Drama.[1])

Indem ich eine nähere Untersuchung der neuen Erfindung, womit Herr Weinrich die dramatische Kunst bereichert, Andern überlasse, die dazu mehr Zeit und Beruf haben als ich, sei mir erlaubt, nur ein paar Anmerkungen beizufügen.

Ich weiß nicht, wer unter dem großen Kunstrichter gemeint ist, den das Vorurtheil der Autorität verleitet haben soll, zu behaupten, das Trauerspiel in Versen sei (vermuthlich, wenn alles Uebrige gleich ist?) vollkommener als in Prosa. Ich meines Orts, den blos der Umstand, daß ich mich schon über vierzig Jahre selber mit den Musenkünsten abgegeben habe, verleitete, gelegenheitlich meine Gedanken über Gegenstände der ästhetischen Kritik zu sagen, bekenne gern, daß ich jener Meinung immer beigethan gewesen bin; und dies (wenn ich anders recht weiß, was in mir vorgeht) nicht aus Ansehen von irgend Jemands Person, sondern aus einem Grunde, der mir so lange, bis das Versemachen durch einen allgemeinen Convent des menschlichen Geschlechts auf ewig abgeschafft sein wird, unwiderleglich scheint — nämlich eben darum, warum ich dafür halte, daß das epische Gedicht, die Ode, die Elegie, das

---

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1792, III. S. 98—101. Zusatz zu Weinrich's Aufsatz „Ueber eine neue Art des Drama", daselbst S. 81—98. Der Verfasser hatte hier ein sogenanntes rhapsodisches Drama vorgeschlagen, welches nicht eine, sondern zwei oder mehrere Handlungen darstelle, die durch den Contrast einen um so stärkern Eindruck machten, und er hatte diesen Gedanken im Einzelnen ausgeführt. — A. d. H.

Hirtenlied, die Erzählung, ja sogar das Epigramm, ceteris paribus, in Versen vollkommner ist als in Prosa. Gern will ich mich des Gegentheils belehren lassen, falls ich mich mit den Erfindern und größten Meistern der dramatischen Kunst hierin irren sollte; aber dazu werden schärfer beweisende Gründe nöthig sein als der, den Herr Weinrich angiebt, und der mir auf sehr unbestimmten und nicht genug entwickelten Begriffen zu beruhen scheint. Aus der Art, wie sich Herr Weinrich erklärt, muß man schließen, der Grund, warum Personen, die sich in Versen unterreden, im epischen Gedichte dem Geschmack unanstößig sind, darin liege, weil in der Epopöe Alles nicht, wie es in der wirklichen, sondern wie es in einer ganz idealischen Welt vorgeht, vorgetragen werde. Wenn dies auf die Ilias und Aeneïs angewendet werden sollte, so käme heraus, daß Herr Weinrich den Dichtern hier eine Entdeckung gemacht hätte, von welcher sich wol Keiner jemals etwas träumen ließ; denn bisher haben wir Alle ohne Ausnahme geglaubt, gerade das, was in den epischen Werken dieser großen Meister dramatisch ist, die Reden und Dialogen, seien auch das Natürlichste und mit dem ordentlichen Gang der menschlichen Dinge Uebereinstimmendste in den besagten Werken. Das Proton Pseudos unsers Verfassers scheint in der Unbestimmtheit dessen, was er unter der wirklichen und einer ganz idealischen Welt versteht, zu liegen. So viel ich weiß, ist die Welt, worin die Handlungen der Ilias und Odyssee vorgehen, nicht idealischer als die Welt des Sophokles und Euripides; und wenn die geschmackvollsten Griechen nichts Anstößiges daran fanden, daß Philoktetes in Versen wehklage, in Jamben mit Ulysses und Neoptolemos spreche, so kam es blos daher, weil sie nicht anstößig fanden, den Achilles und Agamemnon einander in Hexametern ausschelten zu hören.

Kurz, Tragödie und Komödie sind immer für poetische Kunstwerke gehalten worden, und so lange sie das sind, wird die Versification an einem solchen Werke eine Vollkommenheit mehr sein, an welcher, insofern wesentlichere Vollkommenheiten nichts darunter leiden, sich kein Mensch von Geschmack jemals und ebenso wenig stoßen wird, als, wofern der Dichter uns sonst zu täuschen und zu rühren und der Schauspieler zu sprechen weiß, Täuschung und Rührung durch die Versification das Geringste verlieren kann, wie die Erfahrung längst bestätiget hat.

Meine zweite Anmerkung geht dahin, daß der Erfinder des rhapsodischen Drama's meines wenigen Erachtens besser gethan hätte, wenn er oder irgend ein Dichter von seiner Bekanntschaft etliche dramatische Werke dieser Art seiner Theorie hätte vorhergehen lassen, als daß er mit der letztern, wie es scheint, solche Werke erst veranlassen will. Denn alsdann hätte er den wichtigen Vortheil gehabt, zu sehen, ob und wiefern die Wirkung dem, was er sich von dieser neuen Gattung von Dramen verspricht, zusage oder nicht, und seine Theorie würde dadurch an Bestimmtheit, Deutlichkeit und Gründlichkeit viel gewonnen haben. Ein Mehreres zu erinnern, verwehrt mir dieses Mal die Zeit.[1])

---

[1]) In der Erwiderung (Neuer Teutscher Merkur 1793, I. S. 174—184) erklärt Weinrich, der von ihm gemeinte große Kunstrichter sei Sulzer; dann sucht er dasjenige zu vertheidigen, was er über Ilias und Aeneis gesagt, und den Grund, weshalb die Griechen ihre Tragödien in Versen geschrieben, in der Art der Entstehung derselben nachzuweisen. Wieland hielt die ganze Ausführung weiter keiner Entgegnung werth. — A. d. H.

Apologie der Logogryphen und Räthsel.[1])

Als ich im October des Teutschen Merkur's 1775 dem witzigen und an müssigen Stunden reichen Theil der Leser und Leserinnen desselben zu einer angenehmen Beschäftigung des Geistes statt der Logogryphen und Räthsel, die im französischen Merkur seit so vielen Jahren einen wesentlichen Artikel ausmachen, Fragen und Aufgaben aus der Philosophie des Lebens vorschlug, dachte ich wol an nichts weniger, als daß ich in wenigen Wochen die Entschuldigung, in der ich jetzt begriffen bin, nöthig haben würde.

Ich bekenn' es unverhohlen, ich hatte an den Logogryphen von Langem her eine Ungerechtigkeit begangen, deren wir uns stündlich und augenblicklich schuldig zu machen pflegen, sobald wir von dem Werth einer Sache blos nach unserm eignen Gefühl oder nach dem Nutzen, den sie uns gewährt, urtheilen. Da ich selbst weder Lust noch Muße hatte, Logogryphen aufzulösen, vielleicht auch (um ganz aufrichtig zu sein) nicht Oedipus genug dazu bin, so gewöhnte ich mich unvermerkt, diese Spiele, blos weil sie mir unnütz waren, mit Verachtung anzusehen. Einer meiner Freunde aber, der mir aus Gelegenheit des vorerwähnten Antrags im Teutschen Merkur seine Meinung über diese Dinge sagte, veranlaßte mich, sie aus einem freiern Gesichtspunkte und nach ihrem Verhältniß gegen tausend und tausend andre wackere Leute, die nicht ich sind, zu betrachten. Ich fand nun, daß, so wie alle Erfindungen des

[1]) Teutscher Merkur 1776, I. S. 22—30, unter der Ueberschrift: „Apologetischer Epilogus zu dem vorstehenden Logogryphen und Räthsel" (beide L. unterschrieben). — A. d. H.

menschlichen Witzes, auch die Logogryphen zu etwas gut sind; und ich erröthe daher nicht, ihnen das bisher angethane Unrecht abzubitten und es dadurch so viel möglich zu vergüten, daß ich ihnen von nun an in jedem Monat des Teutschen Merkur's einen beliebigen kleinen Platz anbiete.[1])

„Ich billige Ihren Einfall sehr," schrieb mir mein Freund über den besagten Vorschlag der Fragen und Aufgaben, „aber warum thun Sie ihn auf Unkosten der armen Logogryphen und Räthsel? Könnte nicht Beides neben einander bestehen? Oder zweifeln Sie etwan, daß unter Ihren Lesern vielleicht zwanzig in der Verfassung sind, sich mit Auflösung eines Logogryphen zu belustigen, gegen einen, der sich mit der kitzlichten Beschäftigung, moralische Knoten zu lösen, abgeben kann und mag? Oder fürchten Sie Sich vielleicht vor dem, was die Ernsthaftern unter Ihren Lesern dazu sagen würden? Aber diese sind entweder so billig, daß sie es leiden können, wenn unter 96 Seiten etliche sind, die sie überschlagen müssen; oder sind sie es nicht, so mögen sie sich von Ihnen an das Horazische Tres mihi convivae[2]) erinnern lassen. Horaz hatte nur drei Gäste, und jeder brachte seinen besondern Geschmack mit; Sie (wenn Sie Alle, die den Merkur auf eigne und andrer Leute Kosten lesen, zusammenrechnen) haben deren etliche Tausend, und es ist eine Art von Pflicht auf Ihrer Seite, dafür zu sorgen, daß Jedermann etwas finde, das er genießen könne. Außerdem", fuhr mein Freund fort, „läßt sich vielleicht noch fragen, ob Logogryphen an sich selbst nicht wenigstens eine ebenso paßliche Art von Dingen sind als manche von den kleinen (mit Ihrer Erlaubniß) zuweilen ziemlich dünnen und für Seelen, die nicht wie der Kolibri von Thau und Blumendüften leben können, sehr unnahrhaften Gedichtchen,[3]) womit uns der Merkur zuweilen gütlich zu thun glaubt. Wenigstens behaupte ich, wenn Sie wollen, gegen Männiglich zu Pferd und zu Fuß, daß sie, als Spielwerk betrachtet, ein unschädlicheres Spiel sind als irgend eines von denen, womit wol die meisten Ihrer Leser ihre Abendstunden tödten. Sie sind ein Spiel, wobei Gedächtniß und Einbildungskraft, Witz und Verstand zu gleicher Zeit geübt werden;

[1]) Schon mit Mai hörten sie wieder auf. — A. d. H.

[2]) Hor., Epist., II. 2. 61—64. — A. d. H.

[3]) Der Merkur hatte gewöhnlich eine Abtheilung „Gedichte", im August 1775 „Kleine Gedichte" überschrieben. — A. d. H.

das durch die Begierde, zu errathen, und das Vergnügen, errathen zu haben, eine Art von Interesse bekommt und daher nicht nur für jüngere Kinder eine nützliche Uebung, sondern selbst für uns alte — Kindlein in gewissen leeren Stunden eine anziehende Kurzweil wird. Ich selbst kenne verschiedene auf dem Lande lebende Familien von sehr vorzüglichen Eigenschaften, die in Augenblicken, wo man von wichtigern oder mehr nothwendigen als angenehmen Beschäftigungen ausruht und zur Abwechslung der kleinen Anzahl unschuldiger Ergetzungen, womit man die langen Winterabende auf dem Lande kürzen kann, sich einen Spaß daraus machen, Logogryphen aufzulösen oder wol auch selbst welche zu erfinden. Bedenken Sie noch überdies, daß Personen, die keine Profession von der Gelehrsamkeit machen, aber doch einige Erziehung gehabt haben und wenigstens zum Zeitvertreib lesen, durch dieses Spiel Gelegenheit bekommen, sich in ihrer Sprache, in der Mythologie, Geschichte und Geographie und in zwanzig andern Kenntnissen zu üben, die ihnen dabei wieder ins Gedächtniß gerufen oder vielleicht auch erst mit Andrer Hilfe darein gebracht werden. Sollten nicht alle diese Umstände zusammengenommen Gewicht genug haben, um Sie zur Entschließung zu bringen, uns neben den moralischen Aufgaben, womit Sie den kleinern Theil Ihrer Leser unterhalten wollen, auch Logogryphen für den zahlreichern zu geben, falls Ihnen welche zu Handen kämen, die Sie des Merkur's nicht ganz unwürdig fänden?"

Vielleicht wird man mich für allzu gefällig gegen die Gründe meines Freundes halten; aber ich gestehe, es schien mir, sie ließen sich hören. Vielleicht gewannen sie auch durch den Umstand, daß er ihnen die beiden Stücke zur Begleitung gab, die man vor diesem Epilogus gelesen — oder nicht gelesen — hat, und die mir in ihrer Art leidlich genug schienen, um ihnen den kleinen Raum, den sie im Merkur ausfüllen, nicht versagen zu wollen.

So wenig auch dazu gehört, zu wissen, was ein Logogryph für ein Ding ist, so giebt es doch vielleicht manche unter unsern deutschen Leserinnen und Lesern, die tausend nützlichere Kenntnisse besitzen und nur gerade dies nicht wissen. Solchen zu Gefallen sei es mir erlaubt, noch ein paar Worte über die Theorie des Logogryphen beizufügen; denn es geht damit wie mit dem Märchen, wovon die weise Gemahlin des Sultan Schah

Baham[1]) sagt: „So ein dummes, elendes Ding auch ein Märchen ist, so hat es doch seine Regeln.“

Der Logogryph ist eine Art von Witzspiel, wo es darum zu thun ist, ein Wort zu errathen, aus welchem durch dessen Zergliederung und Versetzung der Buchstaben eine Anzahl andrer Wörter herauskommt, die von allgemein bekannter Bedeutung sind oder doch unter die Anzahl derer gehören, die man als bekannt voraussetzen darf; dergleichen z. B. die Namen mythologischer und historischer Personen und die der Länder, Gebirge, Flüsse, Städte u. s. w. sind.

Ordentlicherweise nimmt man zu einem Logogryphen ein Wort aus der Sprache, worin er geschrieben ist. Es ist aber auch erlaubt, den Namen einer Person oder Sache dazuzunehmen, aus welcher Sprache er sein mag, insofern man nur diese Person oder Sache als unter diesem Namen allen Lesern, die eine Tinctur von Kenntnissen haben, bekannt voraussetzen kann.

Der Logogryph ist also eine Art von Räthseln, deren hauptsächlichstes Verdienst darin besteht, daß einiger Grad von Menschenverstand und Kenntnissen dazu gehört, um sie errathen zu können, und daß man es dem Liebhaber, der sich daran versuchen will, weder zu leicht noch zu schwer mache. Das Letzte geschieht, wenn die Umschreibungen, in welche man die Namen der Worte, die man errathen soll, einhüllet, allzu dunkel, das Erste, wenn sie gar zu deutlich und handgreiflich gegeben sind. Wiewol es nichts schaden kann, wenn zum Ersatz für diejenigen, die etwas mühsamer zu finden sind, andre dem Suchenden desto williger in die Hände laufen.

Feine, scherzhafte oder satirische Züge und Wendungen sind ein Salz, dessen diese Art von Gerichten mehr als irgend eine andre bedarf. Je mehr von dieser Würze daran ist, je besser.

Der Gebrauch will, daß Logogryphen allezeit in Versen abgefaßt werden, weil man mit gutem Fug geglaubt hat, daß sie der Annehmlichkeit, die sie dadurch erhalten, nicht wohl entbehren könnten. Je ungezwungner, fließender, wohlklingender die Verse und Reime sind, desto besser für den Logogryphen und den Leser! Dies versteht sich.

---

[1]) In Crébillon's Erzählung „Le sopha“. — A. d. H.

Alles, was mein Freund zum Besten der Logogryphen gesagt hat, gilt auch von den Räthseln; oder vielmehr diese haben gar keine Apologie vonnöthen. Machten sich nicht vor Alters die Könige und weisen Männer der berühmtesten Völker ein Geschäfte daraus, Räthsel zu erfinden und einander zum Errathen zuzuschicken? Kam nicht die Königin von Saba — aus deren Liebesgeheimnissen mit dem König Salomo noch die heutigen Beherrscher von Abyssinien entsprossen zu sein stolz sind — mit großem Pomp ausdrücklich nach Jerusalem, um den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit dieses jungen Fürsten, wovon der Ruhm sich schon in allen Ländern gegen Morgen und Mittag verbreitet hatte, durch Räthsel auf die Probe zu stellen? Rettete Oedip nicht das ganze Thebanische Land vom Untergang, indem er das berühmte Räthsel der Sphinx errieth? Was braucht es weiter Zeugniß? Wir werden uns doch nicht einbilden wollen, zu weise für ein Spiel zu sein, woraus Leute wie die Königin von Saba, die Könige Salomon und Amasis und die sieben Weisen aus Griechenland*) sich ein ernsthaftes Geschäfte machten?

Nachschrift.

Mein Gewissen dringt mich, lieben Brüder! Laßt uns offenherzig gegen einander sein! Logogryphen sind — was auch mein Freund, vielleicht aus bloßer Schalkheit, zu ihren Gunsten sagen mag — beim Lichte besehen, doch nur ein Spiel für Kinder. Deswegen setzt man sie auch in Reime, weil Kinder ihre Freude daran haben, wenn's immer am Ende einer Zeile so hübsch klappt. Aber was thut das? Wissen wir nicht Alle längst, worin der eigentliche Unterschied zwischen den kleinen jungen Menschlein und den großen alten Menschen liegt? Es lautet freilich nicht fein, wenn uns ein weiser Mann sagt, was jener ägyptische Priester dem Solon (oder wer es war) sagte: „Ihr Griechen seid und bleibt doch immer Kinder!" Aber zuweilen ein Kind zu sein, ist eine Sache, deren sich weder Sokrates noch Agesilaus noch Cornelia, die Mutter der Gracchen, noch irgend ein weiser Mann oder eine weise Frau

*) S. Das Gastmahl der sieben Weisen beim Plutarch.

je geschämt hat. Also lassen Sie Sich ja nicht durch falsche Schamhaftigkeit abhalten, wenn Ihnen etwa die Lust ankäme, Logogryphen in den Merkur zu machen oder die darin vorkommenden zu errathen, falls Sie NB. sonst nichts Bessers zu thun wissen; welches freilich nur so so wäre — aber doch manchmal dem Klügsten begegnen kann.

An unsere jungen Dichter.[1])

Ich wünsche eben nicht, daß die Leser diese poetischen Kleinigkeiten (die man für nichts mehr giebt, als was sie sind) zum Maßstabe dessen, was sie in diesem Fache vom Merkur zu erwarten haben, nehmen mögen. Ich hoffe nicht nur, sondern kann es zuversichtlich versprechen, daß von Zeit zu Zeit Stücke von weit beträchtlicherm Werthe geliefert werden sollen. Indessen kann ich nicht umhin, bei dieser Gelegenheit den Wunsch laut und öffentlich zu thun, daß unsre jungen Dichter unter den Musen, denen sie opfern, diejenigen nicht so sehr vernachlässigen möchten, welchen Pindar seine erhabensten Ideen, Euripides seine Kenntniß des Herzens und seine Stärke in der Seelenmalerei, Lucrez sein Gedicht von der Natur, Horaz seine Briefe und Pope alle seine bewundernswürdigen Werke zu danken hat. Wohl hat Plato Recht, die Philosophie zur Führerin und Vorsteherin der Künste der Musen zu machen.*) Ohne sie sind diese zu nichts geschickt, als Kinder in den Schlaf zu singen. Alle großen Dichter unter den Alten und Neuern haben ihren Geist durch Philosophie aufgeklärt, ihr Genie mit den Schriften der Weisen genährt, mit den Schätzen einer mannichfaltigen Gelehrsamkeit bereichert. Daher sind ihre Werke so reichhaltig an Ge-

*) Im Timäus gegen das Ende dieses Fragments.

[1]) Teutscher Merkur 1773, I. S. 31—33, als „Epilog des Herausgebers zu den vorstehenden [sieben] Gedichten" (daselbst, S. 23—31). Die obige Ueberschrift haben wir hinzugefügt. — A. d. H.

danken und Bildern, so geschickt, Verstand und Herz zu unterhalten, so voll von feinen Bemerkungen und von Sprüchen, welche dem Gedächtniß eingeprägt zu werden verdienen. In ihren Scherzen und Frivolitäten selbst erkennt man den Geist der Sokratischen Schule, in welcher sich nach Horazens Rath[1]) und Beispiel die Dichter bilden sollen. Ich möchte nicht gerne abschrecken, viel weniger kränken oder beleidigen; ich unterdrücke also, was ich sagen müßte, wenn ich die Anwendung auf den größten Theil unsrer Dichter, zumal der neuesten, machen wollte. Aber dies werde ich doch ohne Beleidigung sagen können, was alle Liebhaber der deutschen Literatur mit mir wünschen, daß unsre jungen Poeten, anstatt gewisse französische oder auch gewisse deutsche Schriftsteller nachzuahmen, lieber mit ihnen wetteifern, und anstatt mit den Musen (welche keine Grisetten sind) zu tändeln und zu schäkern, sich lieber in ganzem Ernst um ihre Gunst bemühen sollten. Niemand kann die leichte Poesie, die kunstlosen Ergießungen der Empfindung und die mit den Grazien scherzende Philosophie mehr lieben als ich. Sogar die angenehmen Träumereien einer sich selbst überlassenen Einbildungskraft haben ihren Werth. Es giebt Stunden, wo wir gerne mit der Laune in den Irrgängen der Phantasie herumschlendern; nur müssen Geschmack und Witz von der Gesellschaft sein. Aber wie wenig Gutes haben wir noch in dieser Art! Wo sind Die, oder wie Viele sind ihrer, die wir einem Prior, Hamilton, Gresset, Piron, Le Mierre, Dorat, Bonnard, Boufflers entgegenstellen könnten? Ich weiß wohl, daß die Ursachen davon zum Theil in unserm Nationalcharakter und noch mehr in unsrer Verfassung liegen. In den Umständen jener Dichter würde mancher Deutscher, der jetzt nur ein alltäglicher Leiermann ist, sich vielleicht zu einem Liebling der Toiletten bilden. Aber meine Meinung ist auch eben nicht, unsre Dichter zum Wettlauf mit den vorgenannten Ausländern aufzufordern. Alles, was ich wünsche, ist blos, daß gewisse Dichtarten, worin es uns noch sehr fehlt, und die gleichwol für die Liebhaber der Lectüre vorzüglich interessant sind, z. B. das Fach der Lehrgedichte, der poetischen Briefe, der größern rührenden oder komischen Erzählung, der Gedichte im Geschmacke der Musarion, d. i. wo der Unterricht, wiewol er die Hauptsache ist, sich unter Erzählung und Dialog versteckt, mehr bearbeitet werden möchten. Auch

[1]) Hor., Ars Poet., 310. — A. d. H.

empfehle ich Strenge gegen sich selbst, Geduld zum Ausfeilen, Bestrebung nach schöner Einfalt, Lebhaftigkeit und Wärme des Stils, Correction in der Sprache, Leichtigkeit und Wohlklang in der Versification, mit einem Worte, nach allen Eigenschaften, ohne welche keine poetische Geburt lange leben kann, und welche, wie mir däucht, ganz außerordentlich unter uns vernachlässiget zu werden anfangen.

Bemerkungen
zu einem Aufsatze von Chr. H. Schmidt in Gießen
über den gegenwärtigen Zustand des deutschen Parnasses.[1])

1.
„Das Institut der Blumenlesen."

Die Sammlungen flüchtiger poetischer Stücke, welche wir den Herren Schmidt und Boie[2]) zu danken haben, und von welchen hier die Rede ist, haben unstreitig den Werth, der ihnen hier beigelegt wird.[3]) Aber die Gründe, womit der Verfasser den Mangel an Auswahl, der unsern Blumenlesen gemein ist, zu rechtfertigen sucht, werden Demjenigen schwerlich Genüge thun, der sich einfallen läßt, sie gegen den französischen Almanach des Muses zu halten. Ich zweifle sehr daran, ob der Begriff, welchen die Ausländer von dem Zustand unsrer schönen Literatur und von unserm Geschmacke nach solchen Sammlungen sich machen möchten, uns sehr zur Ehre gereichen dürfte. Sollte es hier nicht ebenso bewandt sein wie mit einem Malereiencabinette, wo Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes in schön geschnitzten und vergoldeten Rahmen unter einander stünde? Wird der Kenner, der es besieht, nicht Eines von Beiden denken, entweder daß es dem Eigenthümer an Geschmack gefehlt habe,

---

[1]) Der Aufsatz erschien, G. (Gießen) unterschrieben, im Teutschen Merkur 1773, II. S. 150—168 und S. 195—207, die oben abgedruckten Bemerkungen daselbst S. 168—186, 208—235 mit der Ueberschrift: „Zusätze des Herausgebers zu dem vorstehenden Artikel". — A. d. H.

[2]) Dem Leipziger und Göttinger Musenalmanach. — A. d. H.

[3]) Schmidt hatte bemerkt, für welche Dichter die den Franzosen nachgemachten Blumenlesen sorgten. — A. d. H.

Gutes und Schlechtes von einander zu unterscheiden, oder an Vermögen und Gelegenheit, sich lauter schöne Stücke anzuschaffen? Und wird man im letztern Falle (welches wol der Fall unsrer Blumensammler zu sein scheint) nicht urtheilen, daß es besser gethan sei, gar kein Malereiencabinet zu haben, als einen solchen Mischmasch? Ich sehe wohl, daß die Sammler der Blumenlesen (gegen deren Geschmack wol kein Verdacht stattfindet) ein paar sehr scheinbare Gründe haben, das Richteramt, dessen sie sich durch eine scharfe Auswahl anzumaßen scheinen würden, von sich abzulehnen. Einmal ist nichts Reizbareres und in seinem Zorne Grimmigeres in der Natur als ein Dichterling; und es ist also sehr begreiflich, daß friedliebende Leute, wenn sie nun einmal zwischen der Gefahr, den feinen Geschmack weniger Kenner zu beleidigen, und der ungleich schrecklichern Gefahr, sich die Wuth der Dichterlinge zuzuziehen, wählen müssen, lieber in die Hände der Kenner (welche meistens gutherzige Leute sind) als in die Stacheln der poetischen Wespen fallen wollen. Und dann lehrt die tägliche Erfahrung, daß in einer Sammlung kein Stück so elend ist, welches nicht seine Liebhaber, und keines so vortrefflich, welches nicht seine Tadler und Verächter habe. Der Sammler, der für das Publicum im weitesten Begriffe sammelt, kann also (zumal wenn er einen feinen und gelehrten Geschmack hat) nicht immer seine eigne Empfindung oder das leicht vorherzusehende Urtheil der ächten Kenner zu Rathe ziehen; denn da würde er sehr oft verwerfen müssen, was den Meisten vielleicht besser gefallen würde als dasjenige, was nach dem Urtheil der Wenigen wirklich das Beste in seiner Sammlung ist. Allein wiewol ich ganz gerne zugebe, daß man in gewissen Umständen sich nicht von allen Rücksichten auf unsere eigene Gemächlichkeit und von aller Nachsicht gegen die Schwachheiten und Launen des sogenannten Publicums frei machen kann, so weiß ich doch, daß sehr Viele mit mir wünschen, daß wenigstens nichts offenbar Schlechtes, Plattes, Schülermäßiges und Nonsensicalisches in eine poetische Blumenlese aufgenommen werden möchte. Es giebt allerlei Blumen, und in einen so großen Kranz können alle Arten mit eingeflochten werden; aber es müssen doch immer Blumen sein; und wenn sie uns nicht durch ihren Wohlgeruch vergnügen, so sollen sie wenigstens durch Gestalt und Farbe ergetzen. Aber Nesseln und Distelköpfe, was sollen die in einem Blumenkranze?

2.

„Die immer ekleren Leser."[1])

Dies ist wol nur ein Compliment. Wie kann man von dem größern Theile unsrer heutigen Leser sagen, daß sie einen ekeln Geschmack, oder — mit Horaz[2]) zu reden — daß sie eine Nase haben? Was gefällt nicht? Und wie wenig gehört nicht dazu, ein berühmter oder wenigstens ein beliebter und gepriesener Schriftsteller zu werden! In der That kann man sich gegen alles Mittelmäßige kein nachsichtlicheres und gefälligeres Publicum denken als das unsrige. Wäre es wol möglich, daß die unendliche Menge der schlechten und mittelmäßigen Scribenten in allen Arten noch immer von Messe zu Messe wachsen könnte, wenn sie nicht günstige Leser fänden?

3.

„Unter unsern Großen ist kein Alexander und kein Richelieu, der die Chörile und Colletets der Dürftigkeit entrisse."

Große Herren haben zuweilen ihre eignen Grillen. Karl II. von England liebte die Zither ebenso sehr als Crébillon's Tanzai die Leyer. Der Zitherschläger Francisco war eine Art von Günstling, und ein neues Menuet von ihm machte damals am Hofe zu St. James mehr Redens und Rackelns als der prächtigste Opernchor von Lulli. Ludwig XIV. konnte die schönsten Stücke von Teniers nicht leiden, weil sie nur gemeines Bauervolk vorstellen; hingegen giebt es andre große Männer, die einen entschiednen Groll gegen alles Idealische haben und eine wohlgenährte flamändische Venus der griechischen Niobe und ihren Töchtern vorziehen. Alexander war unstreitig ein großer Geist. Er liebte, beschützte und belohnte Wissenschaften und Künste. Er verschonte, da er Theben zerstören ließ, das einzige Haus, das Pindar ehmals bewohnt

[1]) Schmidt hatte bemerkt: „Die immer mehr anschwellende Zahl der Leiermänner, die immer eklern Leser, die immer mehr auflauernden Kritiker, nichts schreckt unsre jungen Dichter ab." — A. d. H.

[2]) Martial muß es heißen. — A. d. H.

hatte. Er führte die Iliade in einem mit Edelsteinen von unschätzbarem Werthe besetzten Kästchen mit sich herum. Er unterstützte den Aristoteles mit großen Summen bei der Verfertigung seiner Naturgeschichte der Thiere. Lysippus und Apelles, der größte Bildhauer und der sinnreichste und angenehmste Maler seiner Zeit, der Maler der Grazie, stunden bei ihm in der vorzüglichsten Gnade. Bei Allem dem hatte er, wie es scheint, nur einen sehr mittelmäßigen Geschmack in der Dichtkunst; und zu eben der Zeit, da er keinem geringern Meister als Lysippus und Apelles erlauben wollte, seine Figur nachzubilden, erlaubte er nicht nur dem Chörilus, einem sehr schlechten Poeten, seine Thaten zu besingen, sondern belohnte auch den Versemann so reichlich, als ob er ein Homer gewesen wäre, und so wie noch kein guter Dichter jemals belohnt worden ist. Vielleicht gab es gerade damals keinen bessern als diesen Chörilus, oder vielleicht fand dieser bessere, wenn es einen gab, keinen Weg zu Alexander's Ohr; vielleicht fielen auch die Verse des Sängers Chörilus zum Wenigsten gut ins Gehör, und Alexander, der keine Zeit hatte, darauf Acht zu geben, ob die Gedichte seines Hofpoeten im Ganzen gut oder schlecht waren, fand sie vortrefflich, weil seine Thaten darin besungen waren. Wären sie gut gewesen, so hätte er sie vermuthlich nichts desto schlechter gefunden. Und wer weiß? vielleicht hatte dieser Chörilus eine Schwester, die einem Liebling Alexander's gefiel? Vielleicht hatte Chörilus ein Gedicht auf den Schooßhund einer Geliebten Alexander's gemacht? Vielleicht hatte er den Papageien der Geliebten sprechen gelehrt? Vielleicht erwies Alexander der Dichtkunst die Ehre, selbst Verse zu machen, und diesen Chörilus traf just das Glück, daß er dazu gebraucht wurde, sie ihm schön ins Reine zu schreiben — und die sechsthalbfüßigen Hexameter länger oder die siebenfüßigen kürzer zu machen? Ein jedes dieser Vielleicht ist sehr möglich; und ein jedes davon war hinreichend, den glücklichen Chörilus, wenn er auch der erste Dummkopf seiner Zeit gewesen wäre, in den Augen des Fürsten zu einem Homer zu machen. Bei den Göttern dieser Erde kommt sehr viel auf die kleinen Umstände an. Was den Cardinal von Richelieu betrifft, der den Advocaten und Poeten Colletet, wiewol er Beides gleich schlecht war, unter die Vierzig der neugestifteten französischen Akademie aufnahm und immer mit vorzüglicher Gnade beehrte — diese berühmte Eminenz ist eines von den entscheidendsten

Beispielen, daß ein sehr großer Staatsmann ein schlechter Kenner des poetischen Verdienstes sein kann, und daß man darum keine bessern Verse macht, weil man eine Negotiation vortrefflich einzufädeln weiß. Vermuthlich wurde dem guten Colletet gerade das, was ihm bei der Nachwelt nachtheilig war — der Mangel an Talenten — von seinem Beschützer zum Verdienst angerechnet. Der Cardinal hatte die Grille, selbst ein Poet — das ist das, wozu ihn die Natur gerade am Wenigsten gemacht hatte — sein zu wollen. Es war also natürlich, daß die schlechtesten Dichter eben diejenigen waren, die am Meisten bei ihm galten. Corneille war ein zu gefährlicher Rival, um Verzeihung dafür zu erhalten, daß er so vortrefflich war. Die Colletets, die Cotins und Ihresgleichen waren klein genug, vor dem anmaßlichen Musengotte zu kriechen, und zu klein, um seine Eifersucht zu erwecken. Dank also und abermal Dank habe der Himmel, daß unter unsern Großen keine Alexander und keine Richelieu sind, welche die Chörile und Colletets der Dürftigkeit entreißen! Die Folgen einer so übel angelegten Freigebigkeit würden für unsere Literatur zu verderblich sein. Da die Anzahl der Leute, die sich ohne Genie und Talente zu Dichtern aufwerfen, jetzt schon so groß ist, jetzt, wo auch ein Cervantes und Ariost so gut als ehmals in Spanien und Italien Gefahr liefe, seinen poetischen Lebenslauf in einem Hospitale zu beschließen: was würde daraus werden, wenn die elenden Scribenten sogar durch öffentliche Belohnungen aufgemuntert würden?

4.

„Der Eifer, unsrer Dichtkunst einen Nationalcharakter zu geben" 2c.[1])

Die Ursachen, warum die deutsche Nation keinen so ausgezeichneten Nationalcharakter haben kann wie die französische und englische, sind bekannt genug. Sie liegen in unsrer Verfassung und können also auch nur mit unsrer Verfassung aufhören. Die deutsche Nation ist eigentlich nicht eine Nation, sondern ein Aggregat von vielen Nationen, so wie die alten

---

[1]) Schmidt hatte gesagt: „Nach jahrelangen Ermunterungen ist endlich der Eifer, unsrer Dichtkunst einen Nationalcharakter zu geben, so sehr erwacht, daß dies das angelegentlichste Geschäft vieler unsrer Poeten zu sein scheint." — A. d. H.

Griechen, unter welchen Korinthier, Spartaner, Thebaner, Athenienser, Megarenser, Thessalier u. s. w. viel zu verschieden von einander waren, um sich anders als durch sehr allgemeine, folglich wenig auszeichnende Züge zu gleichen. Wenn die Griechen überhaupt zur Zeit ihres größten Flors unter allen übrigen bekannten Völkern hervorragten, so kam es blos daher, weil die übrigen Völker alle mehr oder weniger Sclaven oder Barbaren waren. Wäre schon damals der größte Theil von Europa auf einen hohen Grad policirt gewesen, so würden sie sich bei Weitem nicht so stark ausgenommen haben. Bei Allem dem hatten die Griechen doch überhaupt einen Nationalcharakter, und wir Deutschen haben den unsrigen. Man lasse (wenn wir selbst zu parteiisch sein sollten, davon zu urtheilen) einen Schweden oder Russen, der so viel Geschmack und Kenntnisse hat, als zu einem solchen Urtheil erfordert wird, eine Vergleichung der besten deutschen Dichter und Prosaisten mit den besten Scribenten in Italien, Frankreich und England anstellen und dann den Ausspruch thun, ob er keinen Erdgeschmack, wenn ich so sagen darf, an unsern Schriftstellern wahrnehme? ob sich nicht in jedem Züge finden, welche den deutschen Schriftsteller von dem wälschen, französischen, englischen unterscheiden, und die auf Rechnung des Nationalcharakters gesetzt werden müssen? Und dies, däucht mich, ist Alles, was man vernünftigerweise in diesem Stücke fordern kann. Aber hieran genüget, wie es scheinet, gewissen von vermeintlicher Vaterlandsliebe brausenden Köpfen nicht. Sie verstehen unter dem Nationalcharakter, den sie unsrer Dichtkunst oder überhaupt unsern Werken des Genies geben möchten, etwas mehr; aber beinahe sollte man zweifeln, ob sie in dem, was sie fordern, sich selbst recht verstehen. Ist ihre Meinung, wir Deutschen sollten eine Nationaldichtkunst haben, die sich ebenso auszeichnete, uns ebenso eigenthümlich wäre, wie ehemals die griechische und celtische den Griechen und Celten eigen war und durch starke Nationalzüge contrastirte, so haben sie vermuthlich nicht bedacht, daß sie etwas verlangen, das weder nach der heutigen Verfassung der Welt möglich, noch in irgend einer Betrachtung wünschenswürdig ist. Würden die Römer zu Trajan's Zeiten nicht lächerlich gewesen sein, wenn sie den Verlust ihrer alten eigenthümlichen Poesie, ihrer Fescenninen und Saturnischen Verse beklagt und von ihrem Virgil, Horaz, Ovid, Catull u. s. w. als Nachahmern der Griechen mit gerümpfter Nase gesprochen

hätten? Würden wir es weniger sein, wenn wir unsre Dichter nicht für einheimisch erkennen wollten, weil sie sich, anstatt nach den Barden der alten Celten — nach griechischen Mustern oder nach den neuern Mustern derjenigen europäischen Nationen, welche früher als wir beleuchtet und verfeinert worden sind, gebildet haben? Jede Nation hat ihre ursprüngliche, von der bloßen Natur hervorgebrachte Poesie, und es ist unleugbar, daß diese bei aller ihrer Wildheit Schönheiten hat, welche die Kunst nicht erreichen kann; eine Stärke, die nur in einem Stande der Freiheit, wo die Menschheit noch alle ihre Kräfte ungebändigt und unerschöpft beisammen hat, möglich ist; ein Feuer, so heftig und ungestüm wie die Leidenschaften kindischer Seelen in Herculischen Körpern. Aber gewiß, um unsrer Poesie diese wilden Schönheiten, diese nervichte Stärke wieder zu verschaffen, werden wir die Zeiten, in welchen der große Ossian dichtete, nicht zurückrufen wollen. Doch wir können uns ja durch Anstrengungen unsrer Einbildung in sie versetzen? O, warum nicht? Dies können wir so gut, als man sich kitzeln kann, um zu lachen. Aber wozu sollten wir das? Unsre Verfassung, unsre Lebensart, unsre Sitten, unser ganzer Zustand ist, Dank sei dem Himmel! so sehr von dem unterschieden, was unsre Vorfahren zu den Zeiten der Barden waren, daß kaum ein gewisseres Mittel wäre, unsre Poesie unbrauchbar und lächerlich zu machen, als wenn wir sie in eine Veleda[1]) verkleiden wollten. Ich dächte, auch in diesem Falle wären wir doch immer nur Nachahmer, die jenen rohen Waldgesang, den die Natur ihre Söhne lehrte, durch Kunst erzwingen wollten. Und wenn wir denn ja nachahmen wollen oder müssen, warum sollten wir unsre Modelle nicht lieber von einer Nation hernehmen, in deren Schooße jede edle und schöne Kunst, die den Menschen in den Besitz seiner Vorrechte über die Thiere setzt, bis zur Vollkommenheit getrieben wurde? Sind die Griechen nicht wirklich die Lehrmeister aller übrigen policirten Völker der alten Welt gewesen? Haben wir neuern Europäer ihnen weniger zu danken als die ehmaligen Römer? Wem anders als dem Geist, den sie in uns angefacht, dem Lichte, das sie uns mitgetheilt, den Mustern, die sie uns hinterlassen, haben wir unsre Verwandlung in gesittete Menschen, unsre besseren Verfassungen,

---

[1]) Die Priesterin der Bructerer (Tac., Hist., IV. 61). Klopstock nennt so ein deutsches Mädchen (Wingolf, 2. 21). — A. d. H.

unsre bessere Polizei, unsre Künste, unsern Geschmack, unsre Verfeinerung zu danken? Sind es nicht die Dichter, die Künstler, die Philosophen, die Aerzte, die Redner, die Staatsmänner, die Feldherren der Griechen und Römer, die uns seit mehr als zweihundert Jahren die größten Männer in allen diesen Classen gebildet haben? Und nun, nachdem wir ihres Unterrichts, ihrer Beispiele, ihrer Muster so lange genossen, wollten wir uns einfallen lassen, in der Poesie — und in dieser allein (denn in welcher andern Kunst wollten wir wol die alten Celten, Germanen, Gothen und Vandalen zum Vorbild nehmen?), die gebahnten Wege zu verlassen, um in den Wäldern der alten Deutschen herumzuirren und in unsern Gesängen einen Nationalcharakter zu affectiren, der schon so lange aufgehört hat, der unsrige zu sein?

Je mehr ich die erste Pflicht der Menschen, sich einander zu nähern, sich mit einander zu verbinden und als Glieder *einer* großen, von der Natur selbst gestifteten Gesellschaft mit zusammengesetzten Kräften an ihrer gemeinschaftlichen Vervollkommung zu arbeiten, überdenke, je mehr glaube ich Gründe zu finden, es für einen starken Fortschritt auf dem Wege, der zum Ziel der öffentlichen Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes führt, zu halten, daß wenigstens die Nationen von Europa immer mehr von dem verlieren, was ehmals den eignen Charakter einer jeden ausmachte, und wodurch jede sich mehr oder weniger von dem Charakter aufgeklärter und gesitteter Völker entfernte. Je ungeselliger ein Volk ist, je mehr es, wie die alten Aegyptier und noch jetzt die Chineser und Japaner, für sich selbst und von allen andern abgeschnitten lebt, je besser erhält es sich freilich in seinem *Nationalcharakter*; aber desto unvollkommner bleibt auch sein *Nationalzustand*. Hier scheint von ganzen Völkern eben das wahr zu sein, was der Verfasser der Betrachtung „*Ueber die Widersprüche in der menschlichen Natur*“*) von einzelnen Menschen behauptet — sie erlangen durch diese Absonderung und durch die Sorgfalt, ihre Begriffe und Sitten nicht mit fremden zu vermischen, „*eine Art von Individualität*, die oft an die *Caricatur* grenzt“; und so wie (nach eben diesem Verfasser) der Umgang mit Menschen von allen Ständen, von allen Ländern,

*) *Teutscher Merkur* 1773, I. S. 162. [Der Aufsatz war A. B. unterzeichnet. — A. d. H.]

von allen Denkarten den Begriffen des einzelnen Menschen Ausdehnung und seinen Sitten Eleganz giebt, so läßt sich eben dies auch von den Völkern behaupten, aus welchen, als aus ebenso viel moralischen Personen, die allgemeine menschliche Gesellschaft zusammengesetzt ist. Die Natur hat schon dafür gesorgt, daß jede Nation ihre eigene Bildung, ihr eigenes Temperament, ihre eigenen Vorzüge und Mängel habe. Alle die äußerlichen physischen und sittlichen Ursachen, die auf den Menschen wirken, wirken bei verschiedenen Völkern auf so verschiedene Art, in so ungleichem Grade, nach so mancherlei Richtungen, daß man gar nicht zu besorgen hat, sie könnten sich durch die Wirkungen der Geselligkeit und einer gegenseitigen Mittheilung dessen, was jede an Producten der Natur und der Kunst Eigenes hat, eine der Vollkommenheit nachtheilige Einförmigkeit zuziehen. Aber das Harte, zu stark Abstechende, einen widrigen Mißton im Ganzen Verursachende wird sich dadurch verlieren; und die Mitteltinten und sanften Abstufungen, die aus der Brechung der einer jeden Nation eigenen Farbe entstehen, werden dem großen lebenden Gemälde der policirten Welt eine Schönheit und Harmonie geben, bei deren Erblickung (wenn wir uns eines Homerischen Ausdrucks bedienen dürfen) ein Gott im Fluge verweilen möchte, um sich am Anblick eines so schönen Schauspiels zu ergetzen.[1])

Der Dichtkunst wahre Bestimmung ist die Verschönerung und Veredlung der menschlichen Natur; und wenn sie auf diesen großen Zweck in Vereinigung mit der Philosophie und mit ihren andern Schwesterkünsten, den bildenden sowol als den musicalischen, arbeitete, wer kann die Grenzen des wohlthätigen Einflusses ziehen, den sie auf die menschliche Gesellschaft haben könnte? Aber damit sie diesen Zweck erreiche, muß sie sich über die bloße Nachahmung der individuellen Natur, über die engen Begriffe einzelner Gesellschaften, über die unvollkommnen Modelle einzelner Kunstwerke erheben, aus den gesammelten Zügen des über die ganze Natur ausgegossenen Schönen sich ideale Formen bilden und aus diesen die Urbilder zusammensetzen, nach denen sie arbeitet. Dies ist, wenigstens nach meiner völligsten Ueberzeugung, die beste Art zu verfahren und das allgemeine Grundgesetz der Kunst, das den wälschen, französischen, englischen, deutschen und jeden andern Dichter gleich stark verbindet. Das

[1]) Odyssee, V. 73. 74. – A. d. H.

ganze Reich der Natur und der Kunst steht ihm dazu offen, und indem Jeder in seiner Art sich aus diesen Schätzen zu bereichern sucht, wird er sich endlich einer Vollkommenheit nähern, die den gemeinschaftlichen Charakter der poetischen Virtuosen ausmacht, zu welcher Zeit und bei welchem Volke sie gelebt, und in welcher Sprache sie gearbeitet haben mögen. Schülerhafte, sclavische Nachahmer, Affen der großen Meister, eingeschränkte Köpfe, welche sich an das Einzelne und Eigene eines gefallenden und berühmten Artisten halten und ihm gleich zu sein glauben, wenn sie seine Manier (ihrer Einbildung nach; denn eigentlich hat der große Meister keine Manier) ängstlich abcopiren — solche Leute wird es in den schönen Künsten immer geben. Diese Leute werden sich, je nachdem sie durch zufällige Umstände bestimmt werden, bald an einheimische, bald an ausländische einzelne Muster halten, und dann werden Kunstrichter von ebenso eingeschränkten Begriffen kommen und in schwankenden, bald zu viel, bald zu wenig sagenden Ausdrücken über den Mangel einer Nationaldichtkunst, Nationalmusik u. s. w. schreien, ihrer Gewohnheit nach den Wetteifer des Genies mit der Nachahmung des mechanischen Arbeiters vermengen und wol gar am Ende nur Demjenigen den Preis der Vortrefflichkeit zuerkennen, der aus Begierde, Original zu sein, Dinge sagt, die Niemand vor ihm gesagt hat und Niemand nach ihm sagen wird.

Viele stehen in der Meinung, daß unsre Dichtkunst durch Bearbeitung einheimischer Gegenstände, Abschilderung einheimischer Sitten und besonders durch unmittelbare Beziehungen auf unser Nationalinteresse und auf große für das ganze Deutschland wichtige Begebenheiten unendlich viel gewinnen und erst durch eine solche Anwendung eine wahre Nationaldichtkunst werden könnte. Diese Materie ist wichtig; aber die Aufgaben, welche sie zur Auflösung darbietet, sind zu verwickelt, um in dieser ohnehin schon zu weitläufigen Anmerkung untersucht zu werden. Ich gedenke aber vielleicht im nächstfolgenden Theil des Merkur's sie zum Inhalt einer besondern Betrachtung zu machen und meine Gedanken darüber dem Leser zu eigner Prüfung vorzulegen.[1])

[1]) Ist nicht geschehen. — A. d. H.

5.

„Wenn sie Kretschmann und Denis fortfahren, im Taumel der dichterischen Begeisterung die Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts für Enkel Tuiskon's anzusehen".

In der That, seit Tuiskon's oder, um nicht so weit auszuholen, seit Hermann's und Thusneldens — Karl's des Großen — Heinrich's I. — Otto's I. — Heinrich's IV. — Friedrich's II. — Ludwig's V. Zeiten — und nur seit den Epochen Friedrich's III. — Karl's V. — Ferdinand's III. — Karl's VII. — sind mit dem germanischen Staatskörper nach und nach so große, so mannichfaltige, so wesentliche Veränderungen vorgegangen, daß (wenn wir auch von dem Unschicklichen, welches aus dem unendlichen Contrast unsrer Verfeinerung mit der rohen Natur der Enkel Teut's über jeden Versuch, uns als solche zu behandeln, sich ausbreiten muß, gänzlich abstrahiren wollten) blos der unermeßliche Unterschied der gegenwärtigen Verfassung von Europa und Deutschland von dem, was Beides zu den Zeiten der Barden war, es in mehr als einer Betrachtung unräthlich macht, die Sprache Hermann's mit uns zu reden und uns die Gesinnungen der alten Katten und Hermundurer einflößen zu wollen. Den unbändigen Enthusiasmus für eine Art von Freiheit, die wir zu unserm Glücke längst verloren haben, den kriegerischen, blutdürstenden Geist und die patriotische Wuth dieser alten Barbaren durch die Magie der Dichtkunst verschönern und zu Tugend und Heldenthum adeln, heißt einen Gebrauch von dieser edeln Kunst machen, der bei Allem, was er Blendendes hat, nicht weniger gefährlich ist, als wenn sie zum Werkzeug der Ueppigkeit und ausschweifender Lüste mißbraucht wird. Wir leben in einer Zeit, wo die Aufklärung der europäischen Nationen über ihr wahres Interesse täglich zunimmt und sie immer mehr den Grundgesetzen nähert, welche die Natur der menschlichen Gattung vorgeschrieben, und an deren Beobachtung sie die öffentliche und Privatglückseligkeit unzertrennlich gebunden hat. Die Musen, als treue Gehilfinnen der Philosophie, sind dazu bestimmt, die Seelen, welche diese erleuchtet, zu erwärmen; die ungestümen Leidenschaften nicht anzuflammen, sondern zu besänftigen und in Harmonie mit unsern moralischen Pflichten zu stimmen, uns den Werth der häuslichen Glückseligkeit und den Reiz der Privattugenden,

die uns derselben fähig machen, in rührenden Gemälden vorzustellen; uns den Geist des Friedens, der Duldung, der Wohlthätigkeit und allgemeinen Geselligkeit einzuflößen; den Menschen durch die Allmacht des Gefühls einzuprägen, daß sie Brüder sind und nur durch Vereinigung und Zusammenstimmung glücklich sein können; den Fürsten — nicht zu schmeicheln — sie nicht in dem Wahne zu bestärken, daß sie Alles dürfen, was sie wollen — daß die Kunst zu unterdrücken, zu würgen und zu erobern, sie zu Helden mache — daß es Recht sei, wenn sie zu Befriedigung ihrer Privatleidenschaften und Launen ihre Provinzen entvölkern, glückliche Länder verwüsten und mit dem Leben der Menschen ein grausames Spiel treiben; sondern daß sie entweder wohlthätige Väter und Hirten der Völker oder hassenswürdige Tyrannen sind u. s. w. Dies ist, däucht mich, in den Zeiten, worin wir leben, mehr als jemals die wahre Bestimmung der Dichtkunst, und zu dieser edeln Bestimmung fordern wir uns selbst und alle Priester der Musen auf!

Uebrigens sei es ferne, daß ich durch diese Anmerkung dem verdienten Ruhm der schätzbaren Dichter, von welchen im Texte die Rede ist, das Geringste benehmen wolle. Beide sind unleugbar Männer von Genie, und als Werke des Genie betrachtet, finde ich ihre Bardenlieder jedes Lobes würdig. Warum sollte es auch einem Dichter, der blos die Kräfte seines Geistes versuchen und üben will, nicht ebensowol erlaubt sein, den Stoff zu seinen Gemälden aus den Zeiten der alten Germanen zu nehmen, als es einem Maler erlaubt ist, die Schlacht des Theseus mit den Amazonen oder den Raub der Sabinerinnen zu malen! Wenn ich wünsche, daß sie die Bahn Ossian's (dessen Gesänge gleichwol sein poetischer Uebersetzer selbst in ihrer Art nicht höher schätzen kann als ich) verlassen und für ihre Zeitgenossen und eine — hoffentlich — bessere Nachwelt dichten möchten, so geschieht es blos, weil ich überzeugt bin, daß sie ihr Talent dadurch gemeinnützlicher machen könnten, und weil ich ihnen vorzüglich zutraue, daß sie von der Bestimmung der Dichtkunst die edelsten Begriffe hegen.

6.

„Unvollkommne Schauspielergesellschaften könnten auch die muthigsten Genien abschrecken".

Nicht doch! muthige Genien müssen sich nicht so leicht abschrecken lassen! Man hat, seitdem es in Europa wieder Theater

giebt, noch nirgends eine ganz vollkommne Schauspielergesellschaft gesehen. Die Kunst ist groß, das Leben kurz, und der Hindernisse sind viel! Ueberdies wäre es, däucht mich, der natürlichen Ordnung zuwider, wenn man verlangen wollte, daß große Schauspieler große Dichter erwecken sollten. Man gebe uns nur eine hinlängliche Anzahl vortrefflicher Stücke und sehe dann, ob es an einem Theater fehlen soll, wo sie vortrefflich aufgeführt werden. Lessing's Emilia Galotti wird zu Weimar (ungeachtet die dasige — so wie jede andere — Gesellschaft sich bescheiden wird, daß sie noch lange nicht vollkommen ist) so gespielt, daß dem Dichter selbst vielleicht wenig dabei zu wünschen übrig bleiben dürfte; und es ist noch nicht lange, daß wir auf eben diesem Schauplatze ein Beispiel gesehen haben, was man mit ein Wenig Muth und Genie auf einmal und gleich beim ersten Versuch aus jungen Schauspielern machen kann — ein Beispiel, das in seiner Art das einzige ist, und welches (dies bin ich gewiß) alle unsre Genien muthig machen würde, wenn sie kommen, sehen und hören könnten.

7.

„So sehr man bedauern muß, daß er (der Verfasser des Dankbaren Sohnes) bisher nur kleine Stücke gemacht".

Kleine Stücke schicken sich nicht nur sehr gut als Vorübungen zu großen, sie sind auch an sich selbst und in Rücksicht auf die Bedürfnisse des heutigen Theaters sehr schätzbar, sobald sie so vortrefflich sind als das kleine Schauspiel des Herrn Engel's, wovon hier die Rede ist, und so gut aufgeführt werden als dieses bei der hiesigen Gesellschaft. Wir spüren nur zu oft auf unsern Schauplätzen den Mangel guter kleiner Stücke sowol von der rührenden als komischen und scherzhaften Art; und sie würden besonders in den Sommermonaten, wo die Hitze sowol die Aufführung als die Besuchung eines drei bis vier Stunden dauernden Schauspiels oft beinahe unmöglich macht, sehr angenehme Dienste thun. Ueberdies giebt es eine Menge interessanter Süjets aus dem bürgerlichen und häuslichen Leben und selbst aus dem Lande der Phantasie, wo St. Foix einige seiner schönsten kleinen Stücke und noch neulich J. J. Rousseau seinen Pygmalion geholt hat, welche, in

große Schauspiele ausgedehnt, matt und langweilig werden, hingegen, zu kleinen Stücken bearbeitet, gefallen würden. Bei Allem dem vereinige ich mich mit dem Verfasser meines Textes, um zu wünschen, daß Herr Engel die Talente, wodurch er dem Theater so große Erwartungen gegeben hat, auch zu Ausarbeitung größerer Stücke in der Gattung des bürgerlichen oder Privattrauerspiels und der rührenden Komödie (welche billig die unsern Umständen und Sitten weniger angemessenen, regelmäßigen Haupt- und Staatsactionen nach und nach verdrängen) anzuwenden Lust und Muße haben möge.

8.

„Nicht genug, daß man solche (französische) Schauspiele übersetzt, wie man erst neulich ein sehr frostiges, Johann Henninger betitelt, übersetzt hat, man bemüht sich sogar, noch frostigere nachzumachen".

Die Rede ist von den sogenannten Dramen. Der Verfasser meines Textes scheint, wie Voltaire und Viele mit ihm, den Dramen überhaupt nicht günstig zu sein. Frostigen ich gewiß auch nicht! Aber sollen wir darum die Gattung selbst verwerfen, und soll der Philosoph und Dichter Diderot so viel Wahres und Gründliches zur Vertheidigung derselben vergebens gesagt haben? Und, was noch mehr ist, fühlen wir nicht bei Melaniden, bei Cenien, beim Hausvater, wie viel näher uns solche Stücke angehen, und wie viel stärker sie uns interessiren als die Atreen, Oresten, Mithridaten, Rhodogunen und ihresgleichen? Ich gestehe, daß ich bei Weitem nicht den größern Theil der neuesten theatralischen Productionen, auf welche hier gezielt werden mag, gelesen habe und also nicht genau weiß, wie viele davon in die Classe der frostigen und langweiligen gehören. Aber dies weiß ich, daß ich sehr weit entfernt bin, von den Dramen des Freiherrn von Gebler so unbillig zu urtheilen, als Einige gethan haben, welche für eine gewisse Lieblingsgattung und gewisse Lieblingsautoren so eingenommen zu sein scheinen, daß sie nichts Anders gut finden können. Ich überlasse es der eignen, vielleicht nur zu großen Bescheidenheit dieses dramatischen Dichters, auf einer

Seite die Güte seiner Absichten, auf der andern seine Umstände und die wenige Zeit, die er anwenden kann, eine Kunst, in welcher man nie auslernt, zu studiren und seine Werke auszufeilen, als Beweggründe zu einer Nachsicht geltend zu machen, die das Publicum oder wenigstens die Nachwelt unter keinerlei Umständen bewilliget, wofern nicht der innere Werth eines Werkes seine Unvollkommenheiten vergessen macht. Ich begnüge mich, gerecht zu sein und zu sagen, daß, wenn wir dem Herrn von Gebler auch nur den Minister zu danken hätten, dies allein schon ein großes Verdienst um das deutsche Theater wäre, welches überhaupt noch arm an Stücken ist, aus denen man gerührt, belehrt und gebessert herausgeht, und besonders arm an Stücken, worin den Fürsten und ihren Dienern gewisse Wahrheiten ans Herz gelegt werden, die man ihnen nirgends auf eine weniger auffallende und tiefer eindringende Art beibringen kann als an einem Orte, wohin sie sich gewöhnlich nur der Ergetzung wegen zu begeben pflegen. Ich habe den Minister fünf- oder sechsmal vor dem hiesigen Hofe spielen gesehen und jedesmal bemerkt, daß die allgemeine Zufriedenheit der Zuhörer, der lebhafte Antheil, den sie an der Handlung und dem Schicksale der leidenden und geprüften Tugend nahmen, und die tiefen Eindrücke von gewissen Wahrheiten, die in dem Munde des verehrenswürdigen Hohenburg's zu Empfindungen und durch seine Thaten bestätiget werden[1]) — den unwidersprechlichsten Beweis von der Güte dieses Stücks abgeben und dem Verfasser mehr Ehre machen als alles Lob der Kunstrichter. Wenn der Mangel an Kunst in der Anordnung, an Feuer in der Ausführung, an Kraft und Wärme im Ausdruck und an Grazie im Stil einigen Stücken dieses Dichters auch nicht gänzlich ohne Grund vorgeworfen werden könnte (Mängel, welche, das Uebertriebne im Tadel gewisser Kunstrichter davon abgerechnet, größtentheils eine natürliche Folge der Umstände des Dichters sind), so würde dennoch der Ausspruch des Horaz[2]) von ihnen gelten:

Interdum speciosa locis morataque recte
Fabula, nullius Veneris, sine pondere et arte,
Valdius oblectat populum meliusque moratur
Quam versus inopes rerum nugaeque canorae.

---

[1]) Vgl. „Auswahl denkwürdiger Briefe von Wieland", I. S. 303 f.; II. S. 7 ff. — A. d. H.

[2]) Ars Poet., 319—322. — A. d. H.

Horaz sagt dies (und die Erfahrung ist hierin völlig auf seiner Seite) unmittelbar nach der Stelle, wo er die dramatischen Dichter anweiset, das Ideal guter Sitten und eines tugendhaften Lebens nie aus den Augen zu verlieren und aus den Werken der Sokratischen Schule eine Philosophie zu schöpfen, ohne welche es seiner Meinung nach unmöglich ist, was Gutes zu schreiben; ein Rath, dem der Verfasser, von welchem die Rede ist, nachzukommen sich zum vorzüglichsten Augenmerk zu nehmen scheint. Bei einem Stücke, welches sich durch seine sittliche Güte empfiehlt, entscheiden, wie mich däucht, der Beifall und die Thränen der Zuschauer zwischen dem Autor und dem Kunstrichter. Wie viel hat nicht der Letzte, wenn er die Clementina eben dieses Dichters mit kaltem Blute prüfet, gegen das Romantische des Süjets, gegen die langen, ziemlich ermüdenden Erzählungen, gegen den teuflischen Charakter der Laura, gegen die Unwahrscheinlichkeit der großen Menge schnell auf einander folgender *Heureusement!* von welchen die glückliche Entwicklung des Stücks abhängt, u. s. w. einzuwenden? Allein trotz dem Kunstrichter und allem Recht, das er vielleicht hat, habe ich bei wiederholten Vorstellungen dieser Clementina in jedem Auge Thränen gesehen und beinahe aus jedem Munde den lebhaftesten Beifall vernommen. Braucht man einen andern Beweis, daß der Dichter seinen Zweck erreicht hat? Gleichwol kann ich mich nicht entbrechen, zu wünschen, daß sowol im Minister als vornehmlich in der Clementina die eingemischten und in der letztern bei Publication des Testaments auf eine widerliche Art auffallenden komischen und ans Bürleske grenzenden Züge weggeblieben sein möchten, und daß der Herr Verfasser bei einer neuen Auflage hinlängliche Aufmerksamkeit darauf möchte wenden können, dem Stil hier und da eine gewisse Härte und überhaupt dem Colorit seiner Gemälde das Trockne und Herbe zu benehmen, welches bei Geschäften wie die seinigen der Schreibart unvermerkt eigen zu werden pflegt. Während daß ich dieses schrieb, kam mir der dritte Theil der theatralischen Werke des Freiherrn von Gebler zu, der seit Kurzem in der Waltherischen Buchhandlung zu Dresden erschienen ist und außer dreien schon besonders gedruckten Stücken den Thamos, König von Aegypten, ein heroisches Drama in fünf Aufzügen, enthält. Ich behalte mir vor, von diesem Meisterstücke der Geblerischen Muse nächstens umständlicher

zu reden.[1]) Alles, was ich jetzt davon sagen kann, ist, daß es selbst unter den besten Stücken seines Urhebers und (wenige mit dem Stempel des Genie und der Unsterblichkeit auf die vorzüglichste Weise bezeichnete Werke andrer Dichter ausgenommen) unter allen deutschen Originalschauspielen hervorglänzt.

Von dem Verfasser des deutschen Macbeth[2]) hat der Autor meines Textes überhaupt viel Böses gesagt. Es würde mir leid thun, einen Mann gekränkt zu sehen, den ich seiner Talente wegen schätze, und der sich in dem komischen Fache sehr zu seinem Vortheil gezeigt hat; und gerne wollt' ich also seinen Macbeth gegen meinen Autor in Schutz nehmen, wenn es nur irgend möglich wäre. Aber —

Mir liegt die Pflicht der Wahrheit ob!

Wohin würde es endlich mit dem Geschmacke kommen, wenn man aus Höflichkeit oder Furcht, zu beleidigen, einem Autor oder einem Künstler nicht mehr sagen dürfte: „Dies haben Sie nicht gut gemacht, mein Herr! dies ist Ihnen mißlungen!" Ein Shakespeare sein wollen, der Dichter eines großen Trauerspiels in der hohen und zugleich ganz individuellen Manier dieses außerordentlichen Genies sein wollen, ist ein gefährlicher Einfall! Dies sind wahrlich keine Dinge, die von unserm Willen abhangen; und man kann sonst ein geschickter, braver Mann sein und in andern Fächern Ruhm erworben haben, ohne darum in einem so verwegnen Unternehmen glücklicher zu sein. Wenn Watteau sich von seinem bösen Genius hätte versuchen lassen, eine Verklärung in Raphael's Geschmacke, oder Peter Breughel ein Weltgericht in der Manier von Rubens zu malen, so würden sie zwar gerade so eine Miene

[1]) Dies geschah nicht, aber Wieland hielt sein über Gebler gefälltes Urtheil nicht allein gegenüber dem Widerspruche Schmidt's in der Fortsetzung der „Kritischen Nachrichten vom deutschen Parnaß" (Merkur 1773, IV. S. 259), sondern auch gegen den Angriff einer gelehrten Zeitung (daselbst S. 275 f.) entschieden aufrecht, in welchem er „von einem ungenannten, vermuthlich in seinen Augen sehr großen Geist ziemlich ungezogen angeschnarcht worden". Er denke von den Dichtern und Schriftstellern überhaupt wie Cicero, der darum nicht weniger ein so großer Geist gewesen als irgend ein Zeitungskritiker und Journalist, weil er gesagt: Par est omnes omnia experiri etc. (Brut., 1). Freilich wurde Wieland durch Rücksichten auf Gebler's Einfluß in Wien, der ihm seines Merkur's wegen außerordentlich wichtig war, zu seinem übergroßen Lobe verleitet, das ihm auch Jacobi übel nahm. Vgl. Jacobi's „Auserlesenen Briefwechsel", I. 126. 136. Ueber sein Verhältniß zu Gebler vgl. die „Auswahl denkwürdiger Briefe von Wieland", II. S. 23 ff. Noch am 5. Januar 1776 schrieb er an Merck, er sei Gebler „lehnherrlichen Schutz und Schirm schuldig". — A. d. H.

[2]) Chr. G. Stephanie. — A. d. H.

dabei gehabt haben wie der Verfasser des deutschen Macbeth, da er mit Shakespearen in die Wette laufen wollte; aber sie würden darum doch in ihrem Fache gute Maler geblieben sein. Daß man doch nicht leicht eine Horazische Regel aus den Augen setzen kann, ohne dafür zu büßen! „Wenn Ihr schreiben wollt," sagt Horaz, „so wählt Euch ein Süjet, dem Ihr gewachsen seid, und versucht lange, wie viel Eure Schultern tragen können oder nicht."[1]) Indessen soll doch dieser Macbeth zu Wien mit ungemeinem Beifall aufgenommen worden sein. Ich kann es nicht glauben; aber wenn es nun so wäre? So würde ich sagen, desto schlimmer! und Diejenigen, welche solche gigantische Caricaturen, einen so unförmlichen Mischmasch von tragischem Bombast und bürleskem Spaß und eine so abenteuerliche Sprache bewundern könnten, würde ich damit entschuldigen, daß es ganz und gar wider den ordentlichen Lauf der Natur wäre, wenn an einem Orte, wo man noch vor wenig Jahren den guten Geschmack nur auf der wälschen lyrischen Bühne kannte und ihn hingegen auf der deutschen Schaubühne verkannt und lächerlich gefunden haben würde (eine Art von Inconsequenz, wovon die Beispiele unter uns armen Sterblichen zu gewöhnlich sind, als daß man sich darüber zu verwundern hätte), wenn an einem solchen Orte der größere Theil (der ohnehin meistens Unrecht zu haben pflegt, es wäre denn, wenn er dem kleinern nachhallt) in so kurzer Zeit einen richtigen und sichern Geschmack in deutschen Literatursachen erlangt haben sollte. Unmittelbar nach den Zeiten der Barbarei und eines falschen Geschmackes pflegt es dem Publico zu ergehen wie den Schriftstellern, von denen Horaz*) — zum Beweise, daß es vor achtzehnhundert Jahren in der damaligen Hauptstadt der Welt nicht besser ging — in seinem schon angezognen Briefe über die Dichtkunst sagt: „Die Meisten unter uns Poeten lassen sich durch den Schein des Schönen betrügen. Ich suche kurz und körnicht zu schreiben und werde darüber dunkel. Ein Andrer will Alles aufs Sorgfältigste und Feinste ausmalen und wird unkräftig und geistlos. Jener will erhaben sein und bläht sich auf; Dieser, aus Furcht, sich zu versteigen, kriecht an der Erde weg. Ein Andrer, aus Begierde, was Neues hervorzubringen, will eine Sache, die nur auf eine Art vorgestellt

*) Ars Poet., 24–31.

[1]) Ars Poet., 38–40. — A. d. H.

werden kann, auf eine andre Manier machen und malt den Delphin in den Wald, den Eber in die Wellen. Kurz, wenn man seiner Kunst nicht gewiß ist, stürzt die Furcht, einen Fehler zu vermeiden, immer in einen andern."

9.

„So darf man sich nicht wundern, wenn die Zuschauer sich einer andern französischen Mode (Operetten) ergeben, der unsre Schauspieler eher gewachsen sind".

Der Autor, über den ich die Ehre habe zu commentiren, so groß auch seine Kenntniß und so richtig meistens sein Geschmack in Literatursachen ist, scheint mir doch nicht immer in Entdeckung der Ursachen der Dinge glücklich zu sein. Er meint die Zwittergattung der sogenannten Operetten, worin die Schauspieler zwar ordentlicherweise Prosa reden wie wir andern Erdensöhne, aber gleichwol alle Augenblicke, und oft, wenn man sich's am Wenigsten versieht, hinstehen und zu ihrem eignen Zeitvertreib ein Liedlein, eine Romanze oder so was anstimmen, hätte darum so viel Glück bei unserm Publico gemacht, weil die Dramen meistens schwach und frostig gespielt würden und also nachgerade langweilig würden. Der Himmel weiß, daß viele Dramen, selbst bei sonst guten Gesellschaften, frostig und zuweilen so frostig gespielt werden, daß der arme Autor darunter leiden muß und mehr, als billig ist, auf seine Verantwortung gesetzt wird. Eine Ursache davon mag wol sein, weil die Schauspieler aus den großen Trauer- und Schreckenspielen noch zu sehr gewohnt sind, Tyrannen und Tyranninnen, romantische Liebhaber, winselnde Heldinnen und dergleichen zu machen, als daß sie sich so bald ins wahre Natürliche sollten finden können. Noch eine Ursache möchte auch diese sein, daß die Schauspieler, um Stücke, welche getreue Abschilderungen der Sitten und des menschlichen Lebens sind, gut zu spielen, um jeder Person, jedem Charakter die gehörige Farbe, das gehörige Licht, die gehörige Schattirung, kurz, das Auszeichnende und Eigenthümliche geben zu können, ebensowol als die Poeten die Sokratische Schule besucht haben und, mit einem Worte, außer dem Talent ihrer Kunst noch Philosophie und Weltkenntniß besitzen müßten und deren in der That nie zu viel

haben können. Dies ist wol die Hauptursache, warum ehemals Molière, Dominique, Carlin und in unsern Tagen Riccoboni, Garrick und Le Cain, Jeder in seiner Sphäre, groß sein konnten, und warum die meisten deutschen Schauspieler — wenn es erlaubt ist, ihnen aus dem Munde aller Kenner eine nicht schmeichelhafte Wahrheit zu sagen — im Ganzen genommen nur mittelmäßig sind. Aber so wahr dies Alles ist, so ist doch sehr zu vermuthen, daß, wenn man uns gleich die Dramen noch so gut spielte, die Operetten nichtsdestoweniger eine Zeit lang ihr Glück gemacht hätten, blos darum, weil sie etwas Neues waren, und weil der Mensch vornehmlich in seinen Vergnügungen Abwechslung und Neuheit liebt. Dies wird immer so bleiben; und wenn wir uns auch endlich bis zum wahren Schönen und Erhabnen werden emporgearbeitet haben, so wird doch blos diese einzige Ursache uns oder unsre Nachkommen wieder davon ab und zu Moden, Manieren und Phantasien verleiten.

10.

„So möchten wir es kühnlich mit den Marmontels und Sedaines aufnehmen können".

Hier muß ich meinem Autor eine kleine Herausgeberfreiheit abbitten. Ich habe den Verfasser des Rosenfestes, der Dorfdeputirten und der Getreuen Köhler,[1]) welchen er, ich weiß nicht warum, blos unter die Nachahmer des Herrn Weiße setzte, um eine Stufe höher hinaufgerückt und geglaubt, daß er sich gar wohl neben dem Verfasser des Der Teufel ist los, der Liebe auf dem Lande, der Jagd, der Jubelhochzeit ꝛc. sehen lassen dürfe. Beide sind, wenn man will, Nachahmer und zum Theil Uebersetzer französischer Originale, welche wieder gewissermaßen Nachahmer von wälschen sind. Aber Beide gleichen einander darin, daß sie in einem Fache gearbeitet haben, dem sie gewachsen waren; daß sie die ungekünstelte, einfältig schöne Natur wohl getroffen; daß sie das Talent haben, sehr artig kleine Lieder zu machen und den Ausdruck einer naiven Empfindung oder kleine Gemälde von Gegenständen, die darum, weil sie gemein sind, nichts weniger

[1]) Legationsrath Hermann in Weimar. — A. d. H.

als leicht zu malen sind, in den leichtesten und fließendsten Versen sehr glücklich herauszubringen wissen. Beide sind nicht ohne Mängel; aber Beide haben die Tugend, die Kritik zu lieben und selbst ihre eignen strengsten Kunstrichter zu sein. Auch haben Beide gezeigt, daß sie am Vortrefflichsten sind, wenn sie, ohne ein französisches oder wälsches Original vor sich zu stellen, sich ihr Süjet selbst erfinden und es nach eignem Gutdünken behandeln. Wenn im Rosenfeste einige zu lang gedehnte Scenen ermüden und in den Dorfdeputirten einige ins Platte fallen (Fehler, denen vermuthlich bei einer neuen Ausgabe abgeholfen wird), so kam es blos daher, weil Herr Hermann sich zu genau an seine Originale hielt. Die getreuen Köhler haben keinen von diesen Fehlern — man müßte denn die Scene, wo Hans exerciren lernt, keine Gnade finden lassen wollen — und dagegen so viel Interesse, so viel angenehme Züge der kunstlosen Natur, so viel Rührendes, als ein Stück dieser Art haben kann. Ich gestehe gerne, daß ich diese Art weder vorzüglich liebe, noch für eine Frucht des guten Geschmacks unsrer Zeit ansehe, aber ich würde Den für unglücklich halten, der einen so eingeschränkten Geschmack hätte, das Schöne und Gute nicht allenthalben zu empfinden und zu schätzen, wo es zu finden ist.

11.

„Beide Betrachtungen (nämlich Sänger zu bilden und unsre Sprache musicalischer zu machen) haben unstreitig den Verfasser der „Alceste" bewogen, einen Versuch in der hohen Oper zu machen".

Das haben sie (mit Erlaubniß meines Textes) nicht gethan. Der Verfasser der Alceste ging aus ganz andern Betrachtungen (die er nächstens in einem Briefe über das Singspiel ausführlich mittheilen wird)[1] schon einige Jahre mit dem Vorhaben um, deutsche Singspiele im Geschmack der Alten, wiewol mit einigen unsrer Zeit angemessenen Modificationen, zu versuchen. Es fehlte ihm nur an einem Componisten, dessen Kopf und Herz die Natur mit dem seinigen zusammengestimmt hätte. Er rief lange

[1] Vgl. oben S. 126 ff. — A. d. H.

vergebens: Adducite mihi Psaltem! Unverhofft fand er endlich, was er zu finden beinahe alle Hoffnung aufgegeben hatte. Er fand auch Subjecte, welche die Talente oder wenigstens die Fähigkeit und Anlage zu haben schienen, zur Ausführung seines Vorhabens brauchbar zu sein. Es müßte nicht natürlich zugehen, dacht' er, wenn die vereinigte Macht der Dichtkunst und Musik, welcher man ehmals so große Wunder zugeschrieben hat, nicht Talente aufwecken und bilden sollte, zu welchen die Anlage da ist. Der Erfolg, der bei den bisherigen öffentlichen Aufführungen der Alceste auf dem Weimarischen Hoftheater seine Erwartung übertroffen hat, bewies, daß er der Fähigkeit und Gelehrigkeit der Sänger nicht zu viel zugetraut hatte. Wahrscheinlicherweise werden sie, wenn sie öfter so geübt werden sollten, es in den Künsten des lyrischen Schauspiels, in Gesang und Pantomime (von deren Vereinigung die große Wirkung desselben abhängt) immer höher bringen; und so könnte freilich der Verfasser der Alceste nebenher eine gelegenheitliche Ursache gewesen sein, daß man künftig wenigstens auf einem deutschen Theater eine Art von Schauspielen sehen würde, die man vorher nicht darauf gesehen hatte. Aber gleichwol war dies ebenso wenig, was ihn bewog, ein Singspiel zu versuchen, als der Gedanke, unsre Sprache musicalischer zu machen. Seit mehr als hundert Jahren haben dies Opitz, Dach, Brockes, König, Besser, Hagedorn, Gleim, Uz, Lange, Ramler, Gerstenberg, Jacobi u. A. stufenweise schon bewerkstelliget, und es kann wol keine Frage mehr sein, ob die deutsche Sprache singbar sei. Es ist zu lange, daß sie zu wiehern aufgehört hat. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit mit Vergnügen, daß ein berühmter wälscher Tonkünstler, ein Mann, der in seinen dramatischen Compositionen Genie, Geschmack und Einsicht in die Geheimnisse seiner Kunst gezeigt hat, mir ein paar Jahre zuvor, eh an eine deutsche Alceste gedacht wurde, sagte, daß er sich über das Vorurtheil der Deutschen gegen die Geschicktheit ihrer Sprache zum hohen lyrischen Gesang und zur musicalischen Declamation schon oft verwundert habe. Er behauptete, der Vorzug der wälschen Sprache vor der unsrigen in Absicht auf die Singbarkeit sei lange nicht so groß, als man sich einzubilden pflege. Denn, damit eine Sprache musicalisch sei, komm' es weniger darauf an, daß sie sich wegen häufiger a, e und o leicht aussprechen und singen lasse, als darauf, daß sie alle Arten von Bildern, Bewegungen, Empfindungen und Leidenschaften durch Worte,

die dem Ohr etwas mit dem Gegenstand Uebereinstimmendes eindrücken, zu bezeichnen geschickt sei. Und dies als einen unleugbaren Grundsatz vorausgesetzt, würde es bei näherer Vergleichung schwer fallen, zu entscheiden, welche von beiden Sprachen zur dramatischen Musik die tauglichste wäre. Die unsrige besitze eine Menge nachahmender Töne, eine Menge von sanften und einen noch größern Reichthum an schallenden, prächtigen, den majestätischen und furchtbaren Auftritten in der Natur und den stärkern Bewegungen der Seele angemessenen Worten und Ausdrücken; so daß ein verständiger Componist das, was sie vielleicht an Weichheit und Süßigkeit gegen die wälsche verliere, an der Stärke und dem Nachdrücklichen, so sie vor derselben voraus habe, reichlich wieder gewinnen könne. Ueberdies setze sie durch die größere Mannichfaltigkeit ihrer Töne und lyrischen Versarten und durch ihre beinahe gleich große Freiheit in Stellung und Verschränkung der Wörter sowol den Dichter als den Componisten in den Stand, der Declamation diesen schönen, immer der Sache angemessenen Numerus zu geben, von dessen wunderbaren Kräften die Alten so richtig dachten, daß Cicero die große Wirkung der rednerischen Blitze des Demosthenes hauptsächlich der Ursache beimißt, weil sie gleichsam auf den Flügeln des Numerus dahergefahren. (Non tanto impetu vibrarent fulmina illa, nisi numeris ferrentur. Orat., c. 70.) Kurz, unverblendet von Parteilichkeit für seine Muttersprache, behauptete dieser einsichtsvolle Mann, es werde nur darauf ankommen, daß ein deutscher Dichter, der sich seiner Sprache zu bedienen wisse und die Kunst besitze, so viel Wohlklang und Numerus in seine Versification zu bringen, daß die bloße Declamation derselben schon eine Art von Musik sei, sich mit einem Componisten vereinige, der den Dichter völlig empfinde und verstehe und in seinem Fache das sei, was Jener in dem seinigen: so würden sie der deutschen Sprache und Musik einen Triumph verschaffen können, von dessen bloßer Möglichkeit sich vielleicht die wenigsten Deutschen noch etwas träumen ließen. Ich überlasse es den Kennern, näher nachzuforschen, inwiefern er in Allem diesem Recht hatte, und begnüge mich, wie einem guten Patrioten zukommt, zu wünschen, daß seine Weissagung je bälder je lieber in Erfüllung gehen möge.

12.

„So hat man sich an die tragischen Chöre (ihre Uebersetzung) gewagt".

Auf die Gefahr hin, von jener Art von Kennern, denen es höchst anstößig war, daß ich respectsvergessnerweise in meinen Briefen über die deutsche Alceste einige Einwendungen gegen den Admet und Hercules meines griechischen Vorbildes gemacht habe — auf die Gefahr hin, von ihnen für einen Idioten, Ostrogothen und strafbaren Frevler an der unbegrenzten Ehrfurcht, die man einem zweitausendjährigen Dichter schuldig ist, ausgerufen zu werden, wag' ich es frei zu bekennen, daß mir vor den Folgen der Uebersetzung einiger tragischen Chöre der alten griechischen Trauerspieldichter (Halberstadt, bei Groß 1773) zu bange ist, als daß ich über ihre Erscheinung eine große Freude haben könnte. Ich besorge immer, daß unsre Poesie zwischen allen diesen Bemühungen, den Waldgesang der Barden, die Bacchische Wuth der Dithyramben und die kühne enthusiastische Sprache der griechischen Chöre in unsre Sprache überzutragen, in Kurzem allen Wohlklang und überhaupt alle Wahrheit, Regelmäßigkeit, Eleganz und Grazie verlieren werde. Einige unsrer Dichter scheinen sich's vorgesetzt zu haben, den Ausspruch des Demokritus, daß ein Poet rasen müsse,*) durch ihr Beispiel zu rechtfertigen; aber die poetische Wuth sollte doch, dächte ich, nicht gar zu nah an diejenige grenzen, die in eine dunkle Stube führt. Doch der Uebersetzer der Chöre hat vielleicht gerade die Absicht gehabt, unsern jungen Dichtern und Dichterlingen auf eine recht fühlbare Art zu zeigen, „daß die Griechen in diesem Stücke unnachahmbar seien". Ich weiß sehr wohl (denn ich weiß es aus Erfahrung), daß man den Alten auch in ihren unnachahmbaren Werken noch immer viel ablernen kann. Aber für die Wenigen, welche dies wissen und wissen sollen, übersetzt man keinen Pindar, keinen Aeschylus. Dies bin ich gewiß, daß unsre Tonkünstler, wenn sie denken sollten, daß man uns diese Proben vielleicht für Modelle der wahren lyrischen, d. i. singbaren Poesie gebe, herzlich erschrecken würden. Welchem heu-

*) Excludit *sanos* Helicone poetas
Democritus. *Hor.*, Ars Poet., 296. 297.

tigen Amphion sollte nicht die Haut schaudern, wenn ihm ein lyrischer Dichter von Kolchos inwohnenden kampfunversehrten Jungfrauen, von steilnißvollen Pflanzstädten, Freveltrutzgenossen, rundumflammenden Blitzen, specrebewappneten Myrmidonern, vom Schlüsselbewahrer der süßen Brautkammer der Venus und vom rundumzerschmetternden Schwall der Wogen — spräche? Wie würde ihm zu Muthe werden, wenn man ihm den Antrag machte, „den tartscheverwappneten Helden, der rundum von göttlichem Feuer umstrahlt, über des Oeta Koppen hinauf in den Götterdivan stieg",*) in Musik zu setzen? Oder was meinen wir, was für einen Anstand eine deutsche Gabrieli haben würde, wenn sie hinträte und sänge:

„Kein Göttermann nahe sich mir!
Denn mich schaudert Jo's
Männergehaßte Jungfrauschaft,
Die durch Beischlaf ward
Und durch Juno's hartherzigverhängte
Landschweifungen zerrissen."**)

Ich kenne gelehrte und verständige Leute, welche besorgen, die glühenden Anbeter des Alterthums möchten durch Uebersetzungen in diesem Geschmacke mehr beitragen, die griechischen Dichter (welche uns Horaz Tag und Nacht zu studiren,[1]) aber nicht zu übersetzen befiehlt) in Verachtung zu bringen, als Alles, was die Perrault, Terrasson und La Motte mit Recht und Unrecht an ihnen zu tadeln finden; und mich däucht, es kann gar keine Frage sein, ob diese Besorgniß Grund habe.

13.

„Die gute Uebersetzung von Klinker's Reisen".

Dem Publico kann es nicht anders als angenehm sein, zu vernehmen, daß der Verfasser dieser sehr guten Uebersetzung eines sehr schweren, launevollen Originals an einer ganz neuen Uebersetzung von Tristram Shandy's Leben und Mei-

*) Chöre aus den griechischen Dichtern, S. 39.
**) S. 30.

[1]) Ars Poet., 268. 269. A. d. H.

nungen arbeitet, einem Werke, welches, ungeachtet wir bereits eine sogenannte Uebersetzung und sogar eine verbesserte Auflage derselben haben,[1]) mit bestem Fug als noch unübersetzt angesehen werden kann. Beinahe möchte ich auch unübersetzlich sagen, wenn man nicht Ursache hätte, dem Uebersetzer von Klinker's Reisen zuzutrauen, daß er Mittel finden werde, Schwierigkeiten zu überwinden, welche für einen gewöhnlichen Uebersetzungsfabrikanten*) unersteiglich wären, oder vielmehr, über welche ein solcher ohne Bedenken muthig hinwegsetzen würde, unbekümmert, wie viel der fremde Autor, den er mißhandelte, und das Publicum, das er hinterginge, dabei zu verlieren haben möchte. Von Herrn Bode kann man versichert sein, daß er mit seinem Lieblingsautor vertraut ist, und daß er ihm um Alles in der Welt wissentlich nicht die kleinste Schönheit rauben wird. Ob er so weit gehen werde, ihm einige von seinen Fehlern zu benehmen, weiß ich nicht; aber ich wünschte, daß er es thun möchte. Tristram, ich gestehe es, ist unter allen Büchern, die ein Ansehen von Frivolität haben und blos zum Zeitvertreib des Autors und des Lesers geschrieben scheinen, das letzte, das ich mir nehmen lassen möchte. Niemand kann mehr überzeugt sein, als ich's bin, daß weder in den Monthly Reviews noch in unsern einheimischen Journalen und gelehrten Zeitungen, die mir zu Gesichte gekommen sind, von diesem Buche geurtheilt worden ist, wie es ein so außerordentliches und vortreffliches Werk der Natur (denn dafür, denke ich, muß man es ansehen, wenn man es richtig beurtheilen will) zu verdienen scheint. Aber gleichwol kann ich niemals darin lesen (welches so oft geschieht, als ich spüre, daß mein Geist ein gewisses besonderes regime vonnöthen hat), ohne auf Sternen ungehalten zu werden, daß er um einer Laune willen, die zuweilen ziemlich offenbar ins Affectirte fällt, ein Buch geschrieben hat, welches nur zu oft auch die Geduld seiner besten Freunde mürbe macht, da er so leicht durch bloße Auslassungen oder blos dadurch, daß er sein Steckenpferd zuweilen ein Wenig im Zügel gehalten hätte, aus eben diesem Buche, das jetzt ein unbegreiflicher Mischmasch von Weisheit, Thorheit, Witz, Empfindung, Geschmack,

*) Siehe Leben und Meinungen des M. Sebaldus Nothanker, 1. Theil, S. 98–107.

[1]) Vgl. Th. XXXVI. S. 294 ff. — A. d. H.

Unsinn, Metaphysik des Herzens, Kenntniß der Welt, Kritik, feinem Scherz, unnachahmlicher Laune und unausstehlichen Plattheiten ist, das angenehmste und beste Buch in der Welt hätte machen können. Doch vielleicht verdient es diese Benennung selbst mit allen seinen Mängeln und Gebrechen. Aber dies bin ich beinahe gewiß, wenn der neue Uebersetzer (mit Beiziehung einiger Freunde von aufgeklärtem Kopf und zuverlässigem, nicht eigensinnigem, nicht allzu ekelm, aber auch nicht allzu nachsichtlichem Geschmack) es unternehmen wollte, an Tristram Shandy zu thun, was der Autor selbst hätte thun sollen, und wenigstens nur die in den mittlern Theilen ziemlich häufigen Stellen, wo Sterne mit einer Nachlässigkeit, der nichts gleich ist, seine Leser von Parenthese in Parenthese mit sich fortschleppt, ohne daß er am Ende selbst weiß, was er haben wollte — und hier und da einige Cruditäten seines Witzes, an welchen Leser von Geschmack unmöglich Gefallen finden können — ohne Weiteres ausließe, so würden es ihm alle Liebhaber von Yorick's empfindsamen Reisen (und ich denke, dies ist ebenso viel gesagt als das ganze lesende Publicum) großen Dank wissen, und Tristram Shandy würde durch eine solche Beschneidung im Ganzen unendlich viel gewinnen.

14.

„Sophiens Reise, der wir sehr viele Nachfolger wünschen".

Wenige Tage, nachdem ich diesen Aufsatz, der mir schon vor der letzten Messe zugeschickt wurde, erhalten hatte, wurde ich auf die angenehmste Weise mit dem ersten Theil von dem Leben und den Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker überrascht, womit der Herausgeber der Allgemeinen deutschen Bibliothek seine Verdienste um das deutsche Publicum beträchtlich vermehret hat. Es ist ein angenehmes, lehrreiches, in einem simpeln Stil, aber in dem besten Ton, mit mehr Verstand als Witz und mit mehr Geschmack als Laune geschriebenes, in seiner Art ganz neues und originales Buch, für welches ich, als eine Erscheinung, auf die man in diesen Zeiten der sichtbaren Abnahme unsrer Literatur gar nicht hoffen durfte, dem Genius des Geschmacks und des Menschenverstands, der unsern Parnaß noch nicht ganz verlassen will, herzlich danke, und wovon ich der Fortsetzung mit Verlangen

entgegensehe. Es sei ferne von mir, daß ich aus einem Buch einen Auszug mache, welches von Jedem, der lesen gelernt hat, gelesen und von allen Gelehrten zwei- und dreimal gelesen zu werden verdient. Ich empfehle also hiemit blos den Magister Sebaldus und seine Frau und Tochter Mariane, das theure Rüstzeug, den Superintendenten Doctor Stauzius und seinen würdigen Freund, den Herrn Consistorialpräsidenten, der so schöne Chronodisticha und so schlechte Bescheide macht, den Buchhändler Hieronymus, den alten Leipziger Magister im Dachstübchen, von dem mancher Professor viel lernen könnte, den ungestümen, aber kreuzbraven preußischen Major, der des guten Sebaldus Schutzengel wird, und die ganze merkwürdige hochadelige Familie von Hohenauf, den zärtlichen Herrn von Säugling mit eingeschlossen[1]) — allen Lesern des Merkur's, welche noch nicht Gelegenheit gehabt haben, Bekanntschaft mit diesen Personen zu machen, und versichre sie, daß wenige Bekanntschaften, die sie in ihrem Leben gemacht haben können, sie weniger gereuen werden als diese.

15.

„So selten läßt man sich's einige Mühe kosten, gut zu schreiben".

Die meisten unsrer Bücherfabrikanten arbeiten zu viel und zu schnell, um gut arbeiten zu können. Manche in ihrem Fache gründlich gelehrte Schriftsteller vernachlässigen den Stil über der mühsamen Sammlung und Anordnung ihrer Materialien; viele scheinen nur nicht einmal einen Begriff vom schönen Vortrag und von dem einer jeden Art desselben eignen guten Ton zu haben. Manche bilden sich ein, schön zu schreiben, wenn sie nach Witz laufen, poetische Blümchen in ihre Prose einflechten und, wie Horaz[2]) sagt, ihrem schlechten Rock durch ein paar angeflickte Purpurlappen ein vermeintliches Ansehen geben. Ueberhaupt wird auf dem größten Theile der höhern und niedern Schulen die deutsche Sprache unverantwortlich vernachlässiget, und wir kennen Akademien, wo Lehrer, die dort in Ansehen stehen, unter dem

---

[1]) Ueber dieses Lob Nicolai's gerieth Wieland mit den Jacobis in Unfrieden, da Nicolai, was Wieland entging, bei dem „Säugling" G. Jacobi vorgeschwebt hatte. Vgl. Jacobi's „Auserlesenen Briefwechsel", I. S. 116 ff. — A. d. H.

[2]) Ars Poet., 15. 16. -- A. d. H.

Vorwand, ihre Schüler vor dem unnützlich-geschäftigen Müssiggang der sogenannten Belletristen zu verwahren, ihnen eine indiscrete Verachtung gegen alle Studien beibringen, welche die Cultur der Nationalsprache und die Bildung des Geschmacks zum Gegenstande haben. In diesem Stücke werden die protestantischen hohen Schulen von denen zu Wien und Prag seit einigen Jahren mächtig beschämt. In dieser letztern Hauptstadt eines Reiches, worin die deutsche Sprache gewissermaßen fremd ist, macht sich Herr Seibt, ein in diesem Fache schon rühmlich bekannter öffentlicher Lehrer auf der dasigen hohen Schule, Verdienste um die Aufklärung und Ausbildung seiner jungen Mitbürger, welche des lautesten öffentlichen Beifalls würdig sind. Eine neue Probe davon ist eine zu Prag in der Mangoldischen Buchhandlung vor Kurzem gedruckte Akademische Rede von den Hilfsmitteln einer guten deutschen Schreibart, womit Herr Seibt seine öffentlichen Vorlesungen über diesen wichtigen Theil der Philologie eröffnet hat, und welche den Ruhm dieses verdienstvollen Gelehrten nicht anders als befestigen kann. Sie dient einer Anzahl von Ausarbeitungen seiner Lehrlinge (welche dieser Rede beigefügt sind und über 18 Bogen betragen) gleichsam zum Vorredner. Diese Ausarbeitungen sind es, welche dies Buch in meinen Augen vorzüglich merkwürdig machen, weil ich sie als eine Art von Experiment ansehe, wie weit es ein akademischer Lehrer, der selbst ein Mann von aufgeklärtem Verstande und gebildetem Geschmack ist, mit seinen Untergebnen bringen könne, wenn er die Gabe besitzt, auf welche sich Sokrates so viel zu gut that, die Gabe, die Seelen seiner Zuhörer gebären zu machen und den verborgnen Funken des Genies aus ihnen hervorzulocken. Wenn man an den Ort denkt, von wannen diese Erscheinungen kommen; wenn man bedenkt, was der Boden, der jetzt solche Früchte trägt, noch vor zwanzig, vielleicht nur vor zehn Jahren war: so drängen sich uns Reflexionen auf, die wir so warm, als sie jetzt in dem unsrigen sind, in den Kopf eines jeden großen Herrn, der nicht weiß, wozu die Menschen gut sind, hineinwünschen möchten. Die Progymnasmata, zu deren Bekanntmachung Herr Seibt durch Gründe bewogen worden, die wir nicht anders als vollkommen billigen können, bestehen aus Dialogen, Briefen, Erzählungen, Schilderungen, Charakteren, Uebersetzungen, einem Versuch im eleganten Kanzleistil und einem homiletischen Versuch. In allen Rubriken habe ich her-

vorglänzende Stücke bemerkt; aber ich trage Bedenken, durch eine Anzeige derselben vielleicht Andre, die ich lieber aufmuntern möchte, kleinmüthig zu machen. Gleichwol kann ich nicht umhin, den Herrn Augustin Lippe, einen Weltgeistlichen, von dessen Fähigkeiten man seinem Vaterlande sehr viel versprechen kann, und Herrn Quirin Jahn — der (wie uns Herr Seibt benachrichtigt) ein geschickter Historien- und Porträtmaler ist und eben dadurch, daß er die schöne Literatur so glücklich mit der Ausübung seiner Kunst verbindet, eine starke Vermuthung für seine Vortrefflichkeit in der letztern erweckt — mit vorzüglichem Beifall zu nennen. Von Kritik kann hier nicht wohl die Frage sein, zumal da nicht zu zweifeln ist, daß Herr Professor Seibt selbst, so wie seine Schüler zunehmen, sein Aristarchisches Amt mit immer mehr verhältnißmäßiger Strenge verwalten werde.[1])

---

[1]) Zu der Fortsetzung der „Kritischen Nachrichten" gab Wieland 1773, IV. S. 275 f. nur einen kurzen Zusatz, worin er bemerkte: „Wiewol ich meines Orts ebenso wenig mit dem Herrn Verfasser dieses Artikels über Alles gleich denke, als er mit mir, so glaube ich, seine meisten Urtheile sind so gegründet und billig, daß wahre Kenner kein Bedenken finden werden, sie zu unterschreiben. Gleichwol wünschte ich, daß es ihm gefallen hätte, sich öfters statt des bescheiden tönen sollenden Wir und Uns des noch bescheidnern Ich zu bedienen." — A. d. H.

Ursprung der guten und schlechten Dichter nach der alten nordischen Mythologie.*) [1]

Die Götter im Asgard**) hatten einsmals Langeweile. Da fiel ihnen ein, sie wollten mit einander einen Menschen machen. Der neue Mensch erhielt den Namen Kwaser und hatte so viel Verstand, daß man ihm keine Frage vorlegen konnte, auf die er nicht sogleich die rechte Antwort gehabt hätte. Er zog auf der ganzen Erde umher, die Menschen Weisheit zu lehren, und sein Ruhm wurde sehr groß. Dies verdroß gewisse neidische Leute; flugs bestellten sie ein Paar Zwerge, die ihn verrätherischerweise ermordeten. Die Zwerge faßten sein Blut in ein Gefäß auf, vermischten's mit Honig und machten ein Getränke daraus, das Alle und Jede, die davon trinken, zu Dichtern macht.

Wie nun die Götter ihren Sohn Kwaser nicht mehr sahen, fragten sie bei den Zwergen nach, wo er geblieben wäre. Die Zwerge, um sich, so gut sie konnten, aus dem Handel zu ziehen, antworteten, Kwaser wäre an seiner eignen Weisheit erstickt, weil Niemand im Stande gewesen sei, ihm oft genug durch kluge Fragen Luft zu verschaffen. Damit mußten sich die Götter vor der Hand beruhigen.

Einige Zeit darauf zogen sich die Zwerge den Unwillen des Riesen Suttung zu und kamen dadurch in so große Noth, daß sie sich nicht anders zu helfen wußten, als dem

*) Aus Mallet's Monumens de la Mythologie des Celtes.

**) Dem Olymp der nordischen Götter.

[1]) Zuerst im Teutschen Merkur 1775, II. S. 168—172; hier nach der Fassung in den Kleineren prosaischen Schriften, 2. Bd. (2. Ausg. 1794). In die Sammlung seiner Werke nahm Wieland den Aufsatz nicht auf. — A. d. H.

Riesen das herrliche Getränke, das sie aus Kwaser's Blute bereitet hatten, für ihre Befreiung anzubieten. Der Riese ließ sich's gefallen, empfing das Gefäße mit besagtem Getränke und gab's seiner Tochter Gunlöde in Verwahrung.

Die Götter, welche Wind von der Sache bekommen hatten, wünschten sehr, diesen Schatz in ihre Gewalt zu bekommen; es war aber keine so leichte Sache; denn die Riesin Gunlöde wohnte mitten in einem Felsen, der ringsum ohne Oeffnung war. Die Frage war, wie man da hineinkommen sollte. Vater Odin nahm es auf sich, das Abenteuer zu bestehen. Er zog aus und kam auf eine große Wiese, wo er neun Taglöhner sah, die im Mähen begriffen waren. Odin fand ein Mittel, die Bursche auf eine listige Art dahin zu bringen, daß sie einander mit ihren eignen Sicheln in Stücke zerschnitten. Nun veränderte der Gott seine Gestalt, nahm den Namen Bolwerk an und kam zu dem Riesen Bauge, Suttung's Bruder, den er sehr betrübt über den Tod seiner neun Mähder antraf. Bolwerk sagte ihm, er wolle ihre Stelle vertreten und mit aller ihrer Arbeit in kurzer Zeit fertig werden, wenn Bauge seinen Bruder Suttung dahin vermögen wollte, ihn nur einen einzigen Schluck von seiner Poetenlatwerge thun zu lassen. Sie wurden des Handels eins; Bolwerk mähte den ganzen Sommer durch, und wie der Winter kam, wollte er seinen Lohn haben. Bauge versprach, sein Bestes zu thun; sie gingen mit einander hin zu Suttung; aber Dieser erklärte ihnen rund heraus, daß sie keinen Tropfen von seinem Nektar zu kosten kriegen sollten. Und so mußten sie unverrichteter Dinge abziehen.

„Wenn Du mir helfen willst," sagte der verkappte Bolwerk zu Baugen, „so will ich wol durch List erhalten, was wir nicht erbitten konnten." Sogleich bracht' er einen Bohrer hervor, mit welchem Bauge ein Loch in den Felsen bohrte, wo der Schatz verwahrt ward. Bolwerk kroch in Gestalt eines Wurms zum Loch hinein; aber kaum war er in der Höhle, so nahm er seine eigne Gestalt wieder an, und in dieser wußt' er sich bei Gunlöden so wohl einzuschmeicheln, daß sie ihm endlich verstattete, drei Züge von dem Wundertranke zu thun, der ihrer Hut anvertraut war. Allein wie Odin einmal angesetzt hatte, zog er so tüchtig, daß mit dem dritten Zug das ganze Gefäß rein ausgeleert war. Alsbald nahm er die Gestalt eines Adlers an und flog, was er konnte, in den Asgard zurücke, um den Schatz, den er in seinem Magen trug, je bälder

je lieber in Sicherheit zu bringen. Aber Suttung, der ein Zauberer war, hatte den Possen gemerkt, eilte ihm, ebenfalls in Adlersgestalt, nach und erreichte ihn beinahe, da er nicht mehr weit von der Pforte des Asgard's war. Die Götter, welche merkten, daß Odin wegen der Schwere des bei sich tragenden Getränks nicht schnell genug fliegen konnte, um dem nachjagenden Suttung zu entrinnen, setzten ihm flugs so viele Gefäße unter, als sie in der Eile finden konnten. Odin fand diese Vorsicht so wenig überflüssig, daß er augenblicklich den ganzen Vorrath, den er im Leibe hatte, von sich gab und damit alle Gefäße anfüllte. Große Freude unter den Göttern! Aber wie man die Sache näher besah, wurde man gewahr, daß er nur einen Theil der Mixtur rein und unverdorben durch den Schnabel von sich gegeben hatte. Die wenigen damit angefüllten Gefäße wurden sogleich aufgehoben, und aus diesen erlaubt Odin, aber selten, den Barden zu trinken, die er mit dem wahren Dichtergeist erfüllen will. Eine weit größere Portion hatte der göttliche Adler, mit einem guten Theile ungleichartiger Materie versetzt, durch eine andre Oeffnung von sich gegeben. Die damit angefüllten Gefäße gab er den Dichterlingen und Leiermännern preis. Die Presse war stark um die Gefäße her und ist es noch; daher (sagt die Edda) die abscheuliche Menge von elenden Versemachern und elenden Versen! In Erwägung der Quelle, aus der sie geflossen sind, können sie nicht besser sein![1])

---

[1]) Hier folgte im Merkur noch der Schluß: „Man muß gestehen, wenn das Klima der alten Skandinavier kalt war, so war es gewiß ihre Imagination nicht! Was sind alle Märchen der griechischen Poeten gegen dieses? — Uebrigens ist die Solution des Problems höchst glücklich, wie man sieht. Sie ist der Sache so angemessen, daß man sich, däucht mich, völlig dabei beruhigen kann, ohne jemals eine bessere zu suchen." — A. d. H.

Eine psychologisch-poetische Anekdote.[1])

Inspicere tanquam in speculum jubeo.
Terent.[2])

Unter der Menge von Briefen, die mir zukommen, läuft von Zeit zu Zeit einer ein, der auch den abgehärtetsten Demokritus stutzen machen könnte. Vielleicht giebt es unter meinen Lesern den einen oder andern, der sich ein moralisches Raritätencabinet sammelt und manches seltne Stück mit Bedauern unter meinen verworfnen Papieren vermodern sehen würde. Solchen möchte wol folgender Auszug aus einem kürzlich eingelaufenen Brief als eines der sonderbarsten Naturspiele dieser Art sehr willkommen sein. Allein dies ist gleichwol nicht die Bewegursache, warum ich ihn bekannt mache. Ich habe dazu, wie man sehen wird, einen wichtigern und menschlichern Grund. Die Sache selbst mag davon sprechen!

Mein Briefsteller, vermuthlich um mir sogleich beim Eintritt eine vortheilhafte Meinung von seinem belletristischen *Wit and Humour* zu geben, beginnt folgendermaßen:

„Nach Ihrem Agathon, nach Ihrer Vollkommensten Welt, nach Ihren Beiträgen und den erbaulichen Sentenzen Ihres Danischmende sollten Sie wol ein ziemlich gelassner und kaltblütiger Philosoph sein, der sich ganz ruhig auf seinem Drehstuhle herumwirbelt, der in seiner lichten Sphäre

1) Teutscher Merkur 1776, II. S. 281–289. – A. d. H.

2) Adelph., III. 1, 61. 62: „Inspicere tanquam in speculum in vitas omnium jubeo.“ — A. d. H.

Narren und Marionetten, Dummköpfe und Windbeutel mit einem sardonischen Lächeln unter seinem Hintern daherrutschen sieht, und den keine unvermutheten Donnerschläge so leicht von der geliebten Bratenschüssel hinwegjagen. Aber in Ihren Komischen Erzählungen, in Ihrem Diogenes, Kombabus und Amadis lassen Sie doch zuweilen Ihre Pauken hören. Alle Welt klatscht alsdann in die Hände und lacht über die armseligen, verzweiflungsvollen Schurken, welche nun einmal so häufig zum Besten der gelehrten Fuchsjäger in dem Gehege des Parnasses herumwackeln. Dennoch müssen Sie nach Ihren Phantasien auch ein überaus gütiger, edler Mann und ein Menschenfreund sein, *quem Deus et mensa et Dea dignata* cubili est.[1]) Alles dieses zur Einleitung!"

Vielleicht denken Einige nach diesem Präludio, der witzige Briefsteller habe mich zum Besten haben wollen; aber das ist es nicht. Die vier folgenden Quartseiten seiner Epistel beweisen nur zu sehr, daß Alles sein bittrer Ernst war. Seine Lage ist nichts weniger als komisch. Kurz, die arme Seele hungert; das ist der ganze Knoten des Stückes. Seine innern und äußern Umstände sind seiner Beschreibung nach so beschaffen, daß es unmenschlich wäre, seiner deswegen zu spotten.

„Ich bin", fährt er fort, „einer der zwanzigjährigen Jünglinge, die von ihrem sechsten Jahre an um der heiligen neun Musen willen von ihren Schulrectoren gegeißelt, von Tartüffen verfolgt und von Schelmen unglücklich gemacht worden sind. Noch vor einem Jahre lebte mein — für mich. Aber der ist meinen Umarmungen auf ewig entrissen. Und nun? Die Welt ist eine schreckliche Einöde für mich! Und **? O Himmel! nicht einmal Abdera! (das wäre wenig!) Wo soll ich einen Demokrit in dieser ungeheuren Trödelbude finden? Aber doch endlich eine **Musarion?** Gott, eine Musarion!

Entzückt von Deinem Götterreize,
Entzückt als Knabe sucht' ich schon
Dein Bild, um das ich schmachtend geize,
Dein himmlisch Bild, Musarion!

---

[1]) Virg., Buc., IV. 61: „Nec deus hunc mensa, dea nec dignata cubili est." — A. d. H.

Dort an dem blumichten Gestade
Der ** weiht' ich einen Thron
Und flehte weinend, bat um Gnade,
Um Deine Huld, Musarion!

Wie oft riß ich von muntern Tänzen,
Von Liebe, Wein und Kuß mich los!
Ließ Schmetterling und Mädchen glänzen
Und floh zurück in Deinen Schooß!

Du, die mir im Genuß der Freuden
Stets mehr als jede Göttin ist;
Die mir den kranken Schmerz der Leiden,
Die Qual, ein Mensch zu sein, versüßt;

Du, die im heißen Wetterstrahle
Des Donnergottes sicher steht
Und gleich dem Felsen überm Thale
Ihr unerschüttert Haupt erhöht!

Wirst Du, wenn diese matten Blicke
Die Morgensonne nicht mehr sehn,
Wirst Du von meinem ganzen Glücke,
Musarion, nur vor mir stehn:

Dann schwillt mein starres Aug' in Thränen
Noch einmal auf und segnet Dich,
Bekennt Dir still mein heißes Sehnen,
Mein zärtlich Herz und schließet sich."

Ein ahnender Schauer scheint den armen Dichter, während daß er diese Verse abschrieb, überfallen zu haben; denn er setzt dieses bedenkliche Epiphonema hinzu: „Da sehen Sie nun, Hochedelgeborner Herr, ob ich nicht ganz gewiß ins Hospital kommen werde!" Freilich seh' ich, daß es eben nicht so ganz sicher damit ist! „Zwar nach Krüger's Pathologie zu urtheilen," fährt er fort, „finde ich mein Gehirn in ganz leidlichen Umständen. Aber ich mache nun so gerne Verse!" Das ist's eben, guter Mann! Da sitzt das Uebel! — Zwar spricht er im Folgenden vom Verbrennen, wenn er seine Verse mit — andern vergleiche, von etlichen Büchern Papiers, die er solcher-

gestalt bereits unnatürlicherweise dem Moloch aufgeopfert habe u. s. w. Aber diese Sprache kennen wir. Pure Complimente! Und wenn auch was dran wäre, so ist doch aus dem ganzen Briefe klar, daß die poetische Lustseuche eine Krankheit ist, die der unglückliche junge Mensch zu gerne hat, um sich so bald davon heilen zu lassen.

Aber nun, mitleidiger Leser, kommt das Traurigste! Der gute Musensohn ist arm, seinem Geständniß nach sehr arm, weiß nicht, wo er sein Haupt hinlegen, und vermuthlich nur zu oft nicht, wie er seine dringendsten Bedürfnisse stillen soll. Ich gestehe, dieser Brief, so vielen Stoff zum Lachen er auch enthält, hat bei mir sehr melancholische Betrachtungen erregt. Der Jüngling ist, wie man sieht, nicht ohne alle Fähigkeiten. Wäre zu seiner Zeit schon ein Philanthropinum gewesen, und hätt' ein begüterter Menschenfreund das gute Werk an ihm gethan, ihn als Knaben dahin zu bringen und dort zu unterhalten, so hätte ein brauchbarer und glücklicher Mensch aus ihm werden können. Nun haben ihn fatale Umstände und die noch fatalere Buhlerei mit seiner Muse (die im Grunde doch nur eine Empuse[1]) scheint) aus dem rechten Wege geworfen, und der Himmel weiß, wie ihm zu helfen ist! Er beschwört meine Menschenliebe, ihn zu empfehlen. Aber was hilft fremde Empfehlung Dem, der sich selbst nicht besser empfiehlt? Wer wird einen jungen Menschen empfehlen, der in seinem ersten Briefe so debütirt wie dieser? der gleich die ersten drei Perioden mit geliebten Bratenschüsseln, auf'm Hintern daherrutschenden Dummköpfen und Windbeuteln und verzweiflungsvollen Schurken, die im Gehege des Parnasses herumwackeln, besetzt? der sich ärmer als Codrus[2]) und Irus[3]) angiebt und gleichwol eine Musarion zu seinem Zeitvertreib haben möchte? Ich habe nach langem Nachsinnen nichts finden können, so ich zu seinem Besten thun könnte, als was ich jetzt thue. Ich thu' es öffentlich, weil es ihm nichts schaden kann; denn wenn er sich nicht, wie die Spitzmaus, selbst verräth, so wird keine Seele erfahren, wer der Briefsteller ist. Hingegen kann diese Art, ihm zu antworten, zugleich vielen Andern, die sich in ähnlichem Falle befinden oder Gefahr laufen, in Kurzem

[1]) Ein Gespenst, das Jünglingen nachstellt. Philostr., Apollon., IV. 25. — A. d. H.

[2]) Juv., III. 7. — A. d. H.

[3]) Odyssee, XVIII. 1 ff. — A. d. H.

darein zu kommen, zur Antwort oder Warnung dienen. Die Anzahl der hungernden Poeten nimmt unter uns täglich überhand; das Buhlen und Schäkern mit den sogenannten Musen hat etwas gar zu Verführerisches für junge Leutchen! zumal seitdem man so viele öffentliche Plätze eröffnet hat, wo jeder poetische Knabe sich nach Herzenslust auf seinem Hottepferdchen, von dem Bravo seiner Mitschüler ermuntert, herumtummeln kann! Tagtäglich vermehrt sich die Anzahl der Dichterlinge, die sich unter einander mit der laurea Apollinari [1]) oder wenigstens mit Eichenlaub krönen, so daß es in Kurzem mehr zudringliche Sänger als geneigte Zuhörer in Deutschland geben dürfte. Was soll aus solchem Unwesen endlich werden? Gewöhnlich haben die Herren nichts gelernt als ein Bißchen sehr wenig Französisch und Englisch. Gründliche Philologie und die philosophischen Wissenschaften sehen sie als pedantische Fesseln ihres vermeinten Genies mit Verachtung an. Sich auf die sogenannten Brodwissenschaften zu legen, ist ihnen zu kleinfügig. Auch ist's freilich leichter, sich an irgend einen berühmten Dichter anzuhängen, seinen Ton nachzuleiern, seine Sprache zu lallen, seine Manier nachzuäffen und ohne Gelehrsamkeit und Weltkenntniß sentimentalischen oder launischen, dramatischen oder lyrischen Unsinn zu excerniren, sich dabei Airs von Genie und Originalheit zu geben und, wie der Esel vor den wilden Eber in Phäder's Fabel,[2]) vor einen Dichter hinzutreten, sein Gewehr zu präsentiren und zu sagen: „Gott grüß Dich, Bruder!" Aber am Ende läuft's doch gewöhnlich mit dergleichen fahrenden Schülern des Parnassus aufs Hungern hinaus; dann werden sie mißmuthig, machen Pasquille auf die Fürsten, die sich nicht die Ehre geben wollen, Auguste für sie zu sein, oder auf die Dichter, die ihr gewöhnlich Mittagessen zu Hause haben, schreiben sechste Acte[3]) oder sonst was Tolles, das ihnen Wuth und Verzweiflung eingiebt. Wenn dies noch lange so fortgeht, so werden zuletzt eigene Poetenspitäler gestiftet werden müssen! Aber wer soll sie stiften? Etwan die Dichter, die noch zuweilen eine Bratenschüssel auf ihrem Tische stehen haben? Ich besorge, deren sind so wenige, daß, wenn sie alle zusammenlegen, was sie selbst entbehren können, schwerlich genug heraus-

[1]) Hor., Carm., IV. 2. 9. – A. d. H.

[2]) I. 29. – A. d. H.

[3]) Wie eben ein „sechster Act" gegen Goethe's „Stella" erschienen war; vgl. Goethe's Werke, Th. VIII. S. 84. – A. d. H.

kommen wird, um drei oder vier Plätze für die allerbenöthigtsten ihrer Bastardbrüder zu fundiren.

Verhüte der Himmel, daß ich jemals fähig werde, des Elendes meiner Mitgeschöpfe zu spotten oder zu vergessen, daß unverschuldete Dürftigkeit zuweilen auch edle, aufmunterungswürdige junge Geister drückt — wiewol ohne sie unterdrücken zu können. Aber hier ist die Rede nicht von jungen Geistern, nicht von den seltnen Sterblichen, die von Natur und Schicksal zu Dichtern geweiht werden, sondern von poetischem Ungeziefer, Aftergenien und jungen Pennalen, die aus Kitzel, Muthwillen und Müssiggang mit Wolkenmusen Ungebühr treiben und sich darüber unglücklich machen. Dies Geschlecht ausrotten helfen, ist ein wahres Werk der Barmherzigkeit.

Es ist freilich etwas ganz Natürliches, daß ein junger Bursche, wenn er so in seinen Schuljahren liest, wie Horaz bei seinem

Somno et inertibus horis
Ducere sollicitae jucunda oblivia vitae[1])

sich an Mandelens geschwätzigen Bache[2]) so wohl sein läßt, oder wenn er sich vorstellt, wie behaglich dem Herrn Phanias bei seiner Musarion ist — daß sich ein armer junger Schelm auch so ein Leben wünscht und sich dann träumen läßt, es brauche nun weiter nichts, als witzige Schriften zu lesen und Verse zu machen und dem Home[3]) ein Bißchen von Kunst und Geschmack nachschwatzen zu lernen (d. i., wie sie's nennen, sich auf die schönen Wissenschaften zu legen), um sich ein Recht an Belohnung, Ruhm und glückliches Schlaraffenleben zu erwerben. Solche Knaben können freilich keinen Begriff davon haben, auf welchem steilen und mühsamen Pfade, durch wie viele Arbeit, Hindernisse, Gefahren, Aufopferungen, kurz, um welchen Preis die Wenigen, denen es jemals gelungen ist, jene glückliche Horazische Muße erobert haben, die sich ebenso wenig als die Sokratische Unwissenheit anticipando genießen läßt.

Mein Briefsteller versichert mich zwar heilig (und ihm glaub' ich's), daß ihn der Autorkitzel nicht steche; und so scheint ihn das Meiste, was ich hier überhaupt von den bösen Folgen der

---

1) Hor., Sat., II. 6. 61. 62. — A. d. H.
2) Hor., Epist., I. 18. 104. 105. — A. d. H.
3) Home, Elements of criticism. — A. d. H.

poetischen Seuche gesagt habe, nichts anzugehen. Und desto besser für ihn! Aber wiewol dergleichen Protestationen in dem Munde junger Belletristen fast immer facto contrariae sind: was hälf' es, wenn sie auch zuweilen sich ihrer Schwäche wirklich bewußt wären? Endlich zwingt sie doch die Noth, Scribler zu werden; denn quid non mortalia pectora cogis — sacra fames?[1]) Daher augenscheinlich die täglich zunehmende Menge unreifer und mißgestalteter poetischer Mißgeburten in Prosa und Versen! Daher die Menge unverständiger, unwissender, aber aus Verzweiflung nichts scheuender kritischer Highway-Men![2]) Daher die unendliche Brut elender Uebersetzer, durch die fast täglich Publicum und Verleger betrogen wird. Es mag wol sein, daß Mancher mehr aus Ueppigkeit, und um der Welt zu zeigen, daß er auch da sei, zum Schmierer wird; aber gewiß, der Meisten ihr Beruf ist von einer dringenden und Mitleiden verdienenden Art. Und wie kann man ihnen das Mitleiden, so sie verdienen, besser angedeihen lassen, als wenn man sie nöthigt, sich auf irgend eine ehrlichere, der Welt und ihnen selbst nützlichere Weise als die vorgebliche Schöngeisterei durch dies Jammerthal durchzuhelfen?[3])

---

[1]) Virg., Aen., III. 56. 57, wo noch auri vor sacra steht. — A. d. H.

[2]) Doppelsinnig, in gangbarer Bedeutung Straßenräuber. — A. d. H.

[3]) In ähnlicher Weise äußert sich Wieland in einem Epilogus zu vier Gedichten von J. G. Jacobi, einem mit B. G. B. und einem mit zwei Sternchen bezeichneten Dichter (Teutscher Merkur 1777, II. S. 200—202) über eine Unmasse ihm eingeschickter unreifer, schwacher und zu wenig correcter Gedichte. Hier heißt es: „Wie bald verführt einen Jüngling von achtzehn Jahren eine gewisse Stimmung, worein ihn dies Alter und das Lesen der Musenalmanache und Taschenbücher für Dichterfreunde und das erste Mädchen, das ihn angelächelt, setzt — oder eine gewisse Leichtigkeit, aus Reminiscenzen poetischer Bilder und Blümchen und aus halben und ganzen Versen anderer Dichter, die ihm unvermerkt im Gehirn sitzen geblieben, so was zusammenzusetzen, das wie ein Gedicht aussieht — sich Talent und poetischen Beruf zuzutrauen? .... Also widerstehet dem Teufel, so fleucht er von Euch! Alle jungen Leute, Mädchen und Bübchen bei Myriaden, können sehr leicht dazu kommen, Verse zu machen, und recht hübsche Verse, voll Myrtenhügel und Silberwellen, Liebesgötter und Purpurwölkchen [die in den angeführten Strophen eines ihm eingeschickten Gedichts, „Die belebte Rose", vorkamen. — A. d. H.]; und das soll ihnen auch unverwehrt sein, nur wollen wir sie nicht gleich drucken lassen. Kurz, es kann den Kunstjüngerlein mit den Worten Meister Jocosus Hilarius' nicht oft genug zugerufen werden:

„Beherzigt doch das Dictum:
Cacatum non est pictum"

[Bürger in den in dessen Namen gedichteten „Neuen weltlichen hochdeutschen

Reimen". — A. d. H.]. Sollt' indessen dieser oder andre Jünglinge, deren poetische Geburten ich aus wahrer (vielleicht zuweilen irriger) Wohlmeinung unterdrückt habe, mein Urtheil von ihnen künftig durch Meisterstücke beschämen, so versichre ich, daß ich mich auf solche Weise gern beschämen lassen will. Genie und wahres Talent läßt sich nicht unterdrücken, wiewol ihm zuweilen wohl bekommt, niedergedrückt zu werden. Aber freilich ist es auch eine Eigenschaft der Stümper, sich nicht abschrecken zu lassen. Und so treibe denn am Ende Jeder, was er kann und will; und wenn ihn ein Irrwisch, den er für einen Salamander gehalten hat, in Sümpfe und Froschgräben führt, so seh' er zu, wie er wieder herauskommt; je m'en lave les mains." — Am Ende des Februarheftes 1781 erklärt er sich in einer „Antwort an einige Correspondenten" in ähnlicher Weise; besonders gedenkt er des ihm zugeschickten ersten Gesanges einer „Historia von Peter von Provinzia und von der schönen Magellone", denen die übrigen, sobald dieser abgedruckt sei, sogleich folgen sollten, und theilt davon eine Probe mit. „Wie könnte sich der arme Verfasser des Winter- und Sommermärchens (die doch auch, zumal das letzte, in sehr kleinen Verslein gemacht sind) unterstehen," äußert er, „einem solchen Rivalen etwas Unangenehmes zu sagen. Der junge Mann würde natürlicherweise denken müssen, es verdrieße Wieland nur, sich in Leichtigkeit der Verse und guter Art zu erzählen übertroffen zu sehen! Und dies ist es denn auch, was ich diesem jungen Dichter, wenn es ihm gut thun kann, hiemit ohne Widerrede eingestanden haben will. Nur der Merkur ist kein würdiger Schauplatz für solche Originalwerke. Mein unmaßgeblicher Rath ist also: das Werk besonders und (um des Effects willen) alle Gesänge auf einmal auf prächtiges holländisches Papier mit Kupfern von Chodowiecki abdrucken zu lassen. Der Herr Verfasser wird an der Wirkung, die es thun wird, sein Wunder sehen! Jetzt ist just der rechte Zeitpunkt, wo die Nation einen Sinn für solche Werke hat; denn er sieht ja, wie gut sie sogar den Oberon aufgenommen, der doch nur auf schlechtem Papier und ohne Kupfer von irgend Jemand sein Fortkommen in der Welt suchen mußte." Einem andern „noch sehr jungen Musensohn" bemerkt er, es sei gut, allerlei exercitia stili zu versuchen, aber man dürfe solche nicht drucken lassen, und er schließt, nachdem er ihn auf Ars Poet., 268. 269 und 412—415 hingewiesen, mit den Worten: „Die jungen Herren stellen sich die Sache zu leicht vor; aber darum reüssiren sie auch so gut! —

Also: Scribite, Pueri, scribite!" — A. d. H.

An unsere Dramatisexe.[1])

Unsre allzeit fertigen Dramatisexe . . . werden sich's hoffentlich nicht zweimal sagen lassen, was für ein schönes, romantisches, actionvolles, tragicomicononsensicalisches Drama in fünf Aufzügen aus dieser schönen Erzählung zu fabriciren wäre. Das Meiste ist ihnen, wie sie sehen, schon vorgearbeitet; und es braucht wirklich nichts, als das Ding in Acte und Scenen zu zerschneiden und die einzelnen Scenen mit *Lieux-communs* oder *Non-Sense*, wie es dem Herrn Verfasser am Gelegensten ist, auszufüllen: so wird in wenig Tagen ein Drama fertig sein, das sich so gut spielen lassen wird, und wobei ein geneigtes Parterre in Wien, Berlin, Dresden, Hannover, Mannheim, Hamburg, Leipzig 2c. so gut wird zusehen und zuhören, mit den Actricen liebäugeln, husten, gähnen, sich die Nase schneuzen, einschlafen oder die Feinheit seines Geschmacks in Kritiken über das Stück und die Schauspieler sehen lassen können als bei hundert andern solchen Händewerken, womit wir aus so vielen dramatischen Fabriken von einer Messe zur andern reichlich versorgt werden.

---

1) Teutscher Merkur 1776, IV. S. 186. Schluß des Artikels: „Ein Pulver wider die Schlaflosigkeit in einer dramatischen Erzählung. (Aus dem Universal Magazine)". Daß dieser Schluß nur von Wieland sein könne, ergiebt sich aus dem ganzen Tone. Unmittelbar vorher gehen nach Erzählung der Geschichte die Worte: „Und so bliebe dann dem gutherzigen Leser nichts übrig, als diesem zweifachen glücklichen Paar eine gute Nacht zuzugähnen und — vollends einzuschlafen". — A. d. H.

Wie man liest.[1]

Eine Anekdote.

Es würde wenig helfen, der Welt etwas von meinen eigenen Erfahrungen, wie man gelesen wird, ins Ohr zu sagen; verschiedene derselben würden hinlänglich sein, den entschlossensten und harthäutigsten Autor auf ewig abzuschrecken. „Und haben Dich doch nicht abgeschreckt?" grinst mir ein Schalk von einem Satyr zu. Ich bekenne gerne, daß ich ihm lieber nichts antworten, als die Schuld auf das Schicksal schieben will. Aber dieser Tage las ich in einem französischen Buche eine Anekdote, diesen Artikel betreffend, womit ich — wie sich alles Gute gerne mittheilt — meinen Lesern zu eigenem beliebigem Nachdenken aufwarten will. Facta sind immer lehrreicher als Declamationen. Der Autor — sein Name thut nichts zur Sache, aber er ist immer noch einer von den besten, die sich jetzt zu Paris von der Bücherfabrik nähren — spricht von dem mannichfaltigen Ungemach, dem die Schriftsteller ausgesetzt sind, bis der Tod ihrem Leiden ein Ende macht und die Zeit ihre Werke entweder in den Abgrund der Vergessenheit stürzt oder, zu spät für den armen Autor! mit Preis und Unsterblichkeit krönt. Das Unglück — obenhin, unverständig, ohne Geschmack, ohne Gefühl, mit Vorurtheilen oder gar mit Schalksaugen und bösem Willen gelesen zu werden — oder blos zum Zeitvertreibe, auch wenn dies gar nicht der Zweck des Autors ist, — oder zur Unzeit, wenn der Leser übel geschlafen, übel verdaut, unglücklich gespielt oder sonst Mangel an Lebensgeistern hat — oder gelesen zu werden, wenn gerade dieses Buch unter allen möglichen sich am

[1] Zuerst im Teutschen Merkur 1781, I. S. 70–74.; hier nach dem Abdrucke im 1. Bande der Kleineren prosaischen Schriften (2. Ausg. 1794). Steht nicht in Wieland's Ausgabe seiner sämmtlichen Werke. — A. d. H.

Wenigsten für ihn schickt und seine Sinnesart, Stimmung, Laune mit des Autors seiner den vollkommensten Contrast macht — das Unglück, so gelesen zu werden, ist nach der Meinung des besagten Westfranken keines von den geringsten, welchen ein Schriftsteller (zumal in Zeiten wie die unsrige, wo Lesen und Bücherschreiben einen Hauptartikel des Nationalluxus ausmacht) sich und die armen ausgesetzten Kinder seines Geistes täglich und unvermeidlich bloßgestellt sehen muß. Unter hundert Lesern kann man sicher rechnen, von achtzig so gelesen zu werden; und man hat noch von Glück zu sagen, wenn unter den zwanzig übrigen etwan einer ganz in der Verfassung ist, welche schlechterdings dazu gehört, um dem Werke, das man liest (wenn es auch nur ein Madrigal wäre), sein völliges Recht anzuthun. Was Wunder also, wenn den besten Werken in ihrer Art, und in einer sehr guten Art, oft so übel mitgespielt wird? Was Wunder, wenn die Leute in einem Buche finden, was gar nicht darin ist, oder Aergerniß an Dingen nehmen, die, gleich einem gesunden Getränke in einem verdorbenen Gefäße, blos dadurch ärgerlich werden, weil sie in dem schiefen Kopfe oder der verdorbnen Einbildung des Lesers dazu gemacht werden? Was Wunder, wenn der Geist eines Werkes den Meisten so lange und fast immer unsichtbar bleibt? Was Wunder, wenn dem Verfasser oft Absichten, Grundsätze und Gesinnungen angedichtet werden, die er nicht hat, die er vermöge seines Charakters, seiner ganzen Art zu existiren gar nicht einmal haben kann? Die Art, wie die Meisten lesen, ist der Schlüssel zu allen diesen Ereignissen, die in der literarischen Welt so gewöhnlich sind. Wer darauf Acht zu geben Lust oder innern Beruf hat, erlebt die erstaunlichsten Dinge in dieser Art. Die ungerechtesten Urtheile, die widersinnigsten Präventionen, die oft für eine lange Zeit zur gemeinen Sage werden und zuletzt ohne weitere Untersuchung für eine abgeurthelte Sache passiren, wiewol kein Mensch jemals daran gedacht hatte, die Sache gründlich und unparteiisch zu untersuchen — haben oft keine andre Quelle als diese. Der Autor und sein Buch werden mit Urtheil und Recht, aber nach ebenso feinen Grundsätzen, nach einer ebenso tumultuarischen und albernen Art von Inquisition, kurz, mit eben der Iniquität oder Sancta Simplicitas verdammt, wie ehmals in ganz Europa und noch heutiges Tages in einigen hellen Gegenden unsers lieben deutschen Vaterlandes — die Hexen verbrannt

werden. Hier ist das kleine Beispiel, womit ich diese vorläufige und — vergebliche Betrachtung gut machen wollte.

Rousseau's Neue Héloise war vor Kurzem ans Licht getreten. In einer großen Gesellschaft behauptete Jemand, Jean Jacques hätte in diesem Buche den Selbstmord gepredigt. Man holte das Buch herbei; man las den Brief vom St. Preux, wo die Rede davon ist. Alle Anwesenden schrieen überlaut, man sollte ein solches Buch durch den Henker verbrennen lassen, und den Autor — es fehlte wenig, daß sie nicht auch den mit ins Feuer geworfen hätten. Indessen, da J. J. Rousseau gleichwol für einen großen Mann passirt, so fanden sich Einige, denen es billig dünken wollte, ehe man zur Execution schritte, die Sache näher zu untersuchen. Sie lasen den vorgehenden Brief und dann den folgenden, und da fand sich, daß gerade dieser Brief ganz entscheidende Gründe gegen den Selbstmord gab, und daß J. J. Rousseau über diesen Punkt ganz gesunde Begriffe hatte. Aber die Sage des Gegentheils hatte nun einmal überhand genommen; die Gansköpfe hielten fest und fuhren fort, mit ihrer eignen Dummdreistigkeit zu versichern, Jean Jacques predige auf der und der Seite seines Buchs den Selbstmord, wiewol er auf der und der Seite just das Gegentheil that.

„Was ist nun mit solchen Leuten anzufangen?" — Nichts.

„Was soll ein Schriftsteller, der das Unglück hat, in einen solchen Fall zu kommen, zu Rettung seiner Unschuld und Ehre sagen?" — Nichts.

„Was hätte ihn davor bewahren können?" — Nichts.

„Sollte denn kein Mittel sein?" — O ja, ich besinne mich — er hätte selbst ein Ganskopf sein — oder auch gar nichts schreiben — oder, was das Sicherste gewesen wäre, beim ersten Hineingucken in die Welt den Kopf gleich wieder zurückziehen und hingehen sollen, woher er gekommen war.

„Das sind Extrema." —

So denk' ich auch.[1])

Mit den Autoren ist kein Mitleiden zu haben — und den Lesern ist nicht zu helfen. Aber gleichwol wäre zu wünschen, daß die Leute besser lesen lernten.

---

[1]) Im Merkur standen hier noch Wieland's Verse:

„Ja, freilich ist der Menschen kurzes Leben
Mit Noth beschwert, wie Avicenna spricht". — A. d. H.

B. Berichte.

Theatralische Nachrichten aus Weimar.

I.[1])

Die dramatische Dichtkunst und die Schauspielkunst, welche in dem alten Griechenlande ein politisches Institut waren, sind in unsern neuern Zeiten durch die wetteifernden Bemühungen der besten Köpfe in dem aufgeklärtern Theile von Europa ein moralisches Institut geworden, welches auf die Sinnesart und die Sitten eines Volkes heilsame Wirkungen verbreitet und in den Händen einer weisen Regierung eines der wirksamsten Mittel wird, den Verstand und das Herz ihrer Untergebenen zu bilden.

In England ist man von dieser Wahrheit so sehr überzeugt, daß nicht nur Männer vom ersten Rang im Civilstande, wie z. B. Addison war, sondern ehrwürdige Geistliche selbst sich ein Verdienst dadurch zu machen geglaubt haben, wenn sie entweder selbst für die Schaubühne arbeiteten oder die Werke andrer berühmter Dichter vollkommner und brauchbarer zu machen suchten. Es ist genug, von jener Art nur den vortrefflichen D. Edward Young und von dieser den D. Warburton, Bischof von Glocester, zu nennen, um gewissen Personen zu zeigen, wie man bei der weisesten Nation von Europa über diesen Artikel denkt. In England schreibt ein Staatsminister Schauspiele,*) ein Bischof giebt den Shakespeare mit kritischen Anmerkungen heraus, und große Schauspieler erhalten so gut als Dichter, Philosophen und Helden prächtige Ehrenmäler in der Westminsterabtei, wo Englands Könige begraben liegen.

*) Addison, der seinen Zeitgenossen Modelle von gutem Geschmack in allen dreien Hauptarten des Schauspiels vorlegen wollte, schrieb ein Trauerspiel, ein Lustspiel und eine Oper.

[1]) Teutscher Merkur 1773, I. S. 264—276. — A. d. H.

Wir wissen wol, daß Philosophen noch strenger, wiewol mit mehr Vernunft, gegen den Mißbrauch des Theaters geschrieben haben, als gewisse Zeloten gegen jeden Gebrauch desselben declamiren. Auch begehren wir nicht zu leugnen, daß es, als ein moralisches Institut betrachtet, noch immer großer Verbesserungen fähig ist. Aber wir behaupten, daß es Unsinn sei, eine an sich selbst gute Sache deswegen zu verwerfen oder zu schmähen, weil sie noch mit Mängeln behaftet und nicht völlig so nützlich ist, als sie sein könnte. Wem würde es, wenn eine solche Art zu verfahren giltig wäre, schlimmer ergehen als eben Denen, welche mit so wenig Ueberlegung öffentlich gegen die Schauspiele eifern?

Wenn Plato die Tragödie und Komödie seiner Zeit aus seiner idealischen Republik ausschloß, so hatte er dazu Ursachen, welche weder auf unsre heutigen Staaten noch auf den jetzigen Zustand der Schaubühne passen. Aber noch viel weniger können sich die besagten Zeloten auf die Strafreden eines Hieronymus oder Chrysostomus berufen. Die Schauspiele, über welche diese heiligen Väter eifern, waren von denen, welche heutiges Tages in Deutschland aufgeführt werden, so weit unterschieden, als eine öffentliche Metze von einer ehrbaren Frau oder als die tugendhaften Thränen, die der Hausvater, der Galeerensclave, der Dankbare Sohn und so viele andre Stücke dieser Art in unsre Augen bringen, von den Wirkungen der ärgerlichen Pantomimen verschieden sind, welche zu Juvenal's Zeiten das Lieblingsschauspiel der äußerst verderbten Römer waren.*) Doch es ist wol unnöthig, uns über diese Materie, welche von so vielen gelehrten Männern schon genugsam erörtert worden ist, weiter auszubreiten. Und wo sollte es weniger vonnöthen sein, das Theater gegen ungerechte Verurtheilungen zu vertheidigen, als an dem Orte, wo ich dieses schreibe? Der Schutz, den eine durch Geist und Herz erhabene Fürstin dem deutschen Theater in ihrer Residenzstadt angedeihen läßt; die Talente und Sitten der hauptsächlichen Personen, aus welchen die hiesige Schauspielergesellschaft besteht; die gute Auswahl der Stücke, welche unter der Oberaufsicht des Hofes selbst getroffen wird; der Eifer, der den Unternehmer und die Glieder seiner Gesellschaft beseelt, das ganze Institut der Vollkommenheit (welche in einer Kunst, die alle übrigen schönen Künste in sich vereiniget, nicht

*) Juvenal., Sat. [I. 36, V. 157, VI. 608, XIII. 110. — A. d. H.].

auf einmal erreicht werden kann) immer näher zu bringen — Alles dies macht den bloßen Gedanken unmöglich, daß Jemand unter uns sich einfallen lassen sollte, Blitze von Kolophonium und Bärlappen auf eine so beschaffene Schaubühne loszuschleudern. Und sollten wider Vermuthen sich noch hier und da Menschen von diesem Schlage finden, so müßte man sie als unglücklich organisirte oder der natürlichen Gesundheit des Kopfes und Herzens beraubte Geschöpfe mit Mitleiden ansehen und ihnen billig die Nachsicht angedeihen lassen, die allen Leuten, in deren Kopf es nicht recht richtig ist, zugestanden wird, nämlich so lange frei herumzugehen, als sie Niemanden wirklich beschädigen — und durch Blitze aus einem Becken ist doch unsers Wissens noch Niemand zu Schaden gekommen.

Ueberzeugt, daß ein wohlgeordnetes Theater nicht wenig beitrage, die Begriffe, die Gesinnungen, den Geschmack und die Sitten eines Volkes unvermerkt zu verbessern und zu verschönern, begnügten Sich unsre preiswürdigste Herzogin-Regentin nicht, Ihrem Hofe durch dasselbe die anständigste Unterhaltung, den Personen von Geschäften die edelste Erholung von ihren Amtsarbeiten und der müssigern Classe von Einwohnern den unschädlichsten Zeitvertreib zu verschaffen; Sie wollten, daß auch die untern Classen von einer öffentlichen Gemüthsergetzung, die zugleich für selbige eine Schule guter Sitten und tugendhafter Empfindungen ist, nicht ausgeschlossen sein sollten. Und so genießt Weimar eines Vorzugs, den es mit Dank zu erkennen Ursache hat, und dessen keine andre Stadt in Deutschland sich rühmen kann, ein deutsches Schauspiel zu haben, welches Jedermann dreimal in der Woche unentgeltlich besuchen darf.

Allein nicht nur die Einwohner von Weimar und die Fremden, für welche auch das Schauspiel ein Reiz mehr ist, der sie dahin zieht, genießen die Vortheile eines fortdauernden und von dem Hofe selbst unterhaltnen Theaters; die ganze Nation nimmt in gewisser Maße Antheil daran. Die Talente der Schauspieler vervollkommnen sich bei einem solchen Institut ebenso unvermerkt als der Geschmack der Zuschauer; nach und nach wird die Gesellschaft um so auserlesener, je mehr jeder vorzügliche Schauspieler sich das Glück wünschen muß, derselben einverleibt zu werden; die Dichter werden aufgemuntert, für ein Theater zu arbeiten, welches ihnen für eine vortreffliche Aufführung ihrer Meisterstücke Bürge ist; der Gedanke begeistert sie, zum Vergnügen einer Fürstin zu arbeiten, deren Beifall

ihnen mehr ist als der Epheukranz, der den Sieger in den griechischen Dichterspielen krönte; sie wetteifern unter einander und übertreffen sich selbst; die deutsche Literatur, der Geschmack und der Ruhm der Nation gewinnt dabei auf allen Seiten, und Amaliens Name wird in den Jahrbüchern der Musen — der Göttinnen, deren Amt es ist, das Andenken verdienstvoller Fürsten nie erlöschen zu lassen — dereinst unter den Namen Derjenigen hervorglänzen, welche durch Liebe und Beschützung der Wissenschaften und Künste verdient haben, den Wohlthätern des Menschengeschlechtes beigezählt zu werden.

Wenn die dermalen von dem hiesigen Hofe angestellte Schauspielergesellschaft zu bescheiden ist, sich selbst einen Vorzug vor ihren deutschen Mitschwestern zuzueignen, so können wir doch der Wahrheit das Zeugniß nicht versagen, daß sie in allen Betrachtungen eine der besten ist, die man noch in Deutschland gesehen hat. Ihr Vorsteher, Herr Seiler, unterscheidet sich von den gewöhnlichen Prinzipalen gar sehr zu seinem und des Theaters Vortheil. Er ist ein Mann von Empfindung und Einsicht, besitzt alle Kenntnisse, die sein Posten in dessen ganzem Umfang erfordert, und empfiehlt sich uns ebenso sehr durch seinen Umgang als durch die gute Art, womit er ein Amt verwaltet, dem er sich, da er selbst kein Schauspieler ist, ganz widmen kann. Die Talente und der Ruhm der Madame Seiler (ehmaligen Mad. Hensel) und des Herrn Eckhof's, welche Beide an der Spitze unsrer Gesellschaft stehen, sind zu bekannt und entschieden, als daß ich nöthig haben sollte, zu sagen, wie groß der Vorzug des hiesigen Theaters dadurch wird, daß wir sie besitzen. Beide sind unstreitig die Einzigen in ihrer Art, und möchten wir hoffen dürfen, daß sie es nicht immer bleiben werden! In Mad. Mecour, Mad. Böck und Mad. Brandes besitzen wir angenehme und mit vielen Talenten begabte Actricen. Mad. Koch und Mademoiselle Heisin versprechen unserm lyrischen Schauspiel durch die Schönheit ihrer Stimmen und den rühmlichen Fleiß, den Jede auf die Ausbildung des ihr eigenthümlichen Talents verwendet, eine sich auszeichnende Vorzüglichkeit. Herr Böck ist unstreitig einer von Deutschlands besten Schauspielern, in keiner ihm anständigen Rolle schlecht, in vielen gut, in einigen vortrefflich. Was besonders an ihm gelobt zu werden verdient, ist eine bescheidene Meinung von sich selbst, welche von seinen Einsichten in die Kunst zeugt und ihn geneigt macht, die Kritik der Kenner lieber

zu hören als den nicht allezeit schmeichelhaften Beifall der Menge. Die Herren Hensel, Brandes und Mayer verdienen, Jeder in seiner Art, vornehmlich in dem rührenden Drama und in dem eigentlichen Lustspiel, sowie die Herren Günther und Hellmuth in der komischen Operette den Beifall und die Aufmunterung des Publicums. Jeder von diesen Schauspielern hat seine Rollen, worin er vorzüglich gefällt; und wenn wir bedenken, daß selbst die weltberühmten Schaubühnen von Paris und London unter vielen mittelmäßigen nur eine kleine Anzahl sehr hervorstechender Künstler haben, so müßten wir unbillig sein, wenn wir der hiesigen, welche neben einer Seilerin und einem Eckhof so manche geschickte und mit unterscheidenden Talenten begabte Subjecte aufzuweisen hat, einen Vorwurf daraus machen wollten, daß nicht alle Glieder derselben gleich vorzüglich sind und nicht Jeder immer das ist, was er sein sollte, vielleicht auch sein könnte. Die Güte einer Schauspielergesellschaft besteht nicht darin, daß jede Actrice eine Clairon und jeder Acteur ein Garrick sei, sondern darin, daß alle Mitglieder derselben jedes eine ihm eigene Gabe oder Geschicklichkeit besitze, durch deren Zusammensetzung ein harmonisches Ganzes herauskomme; so wie oft Züge, welche einzeln genommen fehlerhaft sind, zusammen das angenehmste Gesicht ausmachen. Und nach dieser Voraussetzung getraue ich mir zu sagen, daß schwerlich eine deutsche Schauspielergesellschaft zu nennen sei, welche der unsrigen den Vorzug streitig machen könnte.

Wir werden künftig Gelegenheit bekommen, von allen benannten Gliedern derselben umständlicher zu sprechen. Wir werden dem, was Natur, Kunst und Routine an Jedem gethan hat, unparteiische Gerechtigkeit widerfahren lassen und über die Art und Weise, wie Einige sich noch merklich verbessern könnten, unsre Gedanken mit einer Freimüthigkeit sagen, zu welcher der Philosoph und der Dichter einiges Recht zu haben glauben kann.

Die Achtung, womit hier den Gliedern der theatralischen Gesellschaft begegnet, und der Beifall, der ihren Bestrebungen häufig zugeklatscht wird, läßt ihnen von dieser Seite nichts zu wünschen übrig. Unstreitig ist dies diejenige Art von Belohnung, die für den wahren Künstler den stärksten Reiz hat. Es ist eine wunderliche Inconsequenz, die Kunst hochschätzen, aber Den verachten, der sie treibt. Zu einem vortrefflichen Schauspieler gehört ein so seltner Zusammenfluß von Naturgaben, gehören so anhaltende und außerordentliche Anstrengungen, daß nichts billiger

ist, als das große Talent mit unterscheidender Achtung und schon die bloße Bestrebung mit Aufmunterungen zu belohnen. Aber möchten die Schauspieler nie vergessen, daß ihre Pflichten desto strenger sind, je mehr Vorrechte ihnen gegönnt werden, und daß ein oft mehr gütiger als verdienter Beifall die Absicht nie haben kann, ihnen eine allzu frühzeitige Selbstzufriedenheit einzuflößen!

Ich habe Schauspieler gekannt, die das Lob nicht ertragen konnten. Man gab ihnen aus Noth oder aus irgend einer andern zufälligen Ursache eine hohe Rolle zu spielen, die eigentlich nicht für sie gemacht war. Sie wandten Fleiß an, thaten ihr Möglichstes, wurden gelobt, und über Verdienst gelobt, weil man ihnen Nachsicht schuldig zu sein glaubte, und weil sie wirklich mehr leisteten, als man ihnen zugetraut hatte. Ein solches Lob sollte demüthigen; aber sie machte es üppig und aufgeblasen. Sie glaubten es zu verdienen und schmeichelten sich desto mehr mit einer eingebildeten Vortrefflichkeit, je weniger feines Gefühl, sichern Geschmack und wahres Talent sie besaßen. Endlich kam es so weit mit ihnen, daß sie die schönsten und wichtigsten Rollen schlecht spielten, die besten Stücke dadurch schändeten und gleichwol unter der Aegide der Nachsicht oder eines günstigen Vorurtheils sich mit einer dem wahren Kenner ekelhaften Einbildung von Unverbesserlichkeit schmeichelten. Wir wünschen, daß dies niemals der Fall irgend eines Mitgliedes des hiesigen Theaters werden möge; und um es unmöglich zu machen, möchte vielleicht das sicherste Mittel sein, wenn das Publicum die Forderungen, die es an die Kunst der Schauspieler macht, um ein Merkliches höher triebe, als es bei uns Deutschen gemeiniglich zu geschehen pflegt. Es ist billig, daß man Nachsicht gegen einen Acteur oder eine Actrice trage, welche aus Noth eine Rolle spielen müssen, die über ihre Kräfte geht oder sich sonst nicht für sie schickt. Aber es ist nicht billig, daß man z. B. einer Schauspielerin um einer angenehmen Figur oder einer schönen Stimme oder um des Vergnügens willen, welches sie uns in gewissen Rollen macht, Fehler zu gut halte, die sie vermeiden könnte, die sie aus bloßem Eigendünkel macht, und wodurch sie zuweilen eine Rolle gänzlich verderbt, welche sie mit etwas mehr Gelehrigkeit ungleich besser hätte spielen können. Kurz, sobald ein Schauspieler von eingeschränkten Fähigkeiten sich schmeichelt, in allen Rollen vortrefflich zu sein, weil er es in einigen ist, und diese hohe Meinung von sich selbst besonders dadurch

äußert, daß er auch den sanftesten Tadel übel nimmt oder wenigstens durch seine Unverbesserlichkeit fruchtlos macht: dann erfordert das Interesse sowol der Kunst als unsers eignen Vergnügens, daß man ihn nach dem strengen kritischen Rechte behandle. Wir wissen, daß es einen edlen Künstlerstolz giebt, und verdenken dem sich selbst fühlenden Artisten nicht, wenn er mit der ganzen Elasticität des Genie gegen Denjenigen, der ihn drücken will, zurückdrückt. Aber man muß ebenso wenig vergessen, daß Bescheidenheit (wahre, nicht grimassirende, lobbettelnde Bescheidenheit) eine wesentliche Eigenschaft des wahren Talents und Verdienstes ist. Eben das, was den großen Künstler zum großen Künstler macht, macht ihn auch bescheiden. Und was ist dies? Das in seiner Seele wie das Bild einer Gottheit aufgestellte Ideal des Schönen ist es; immer strebt er, es zu erreichen, und dies macht ihn zum Virtuosen; selten oder vielleicht niemals erreicht er es völlig, dies demüthigt ihn. Der mittelmäßige, dem dies Urbild des Schönen eine unbekannte Gottheit ist, glaubt den Gipfel der Kunst erreicht zu haben, wenn er sein Bestes thut; er sieht nichts über sich, und nichts übertrifft daher seine Zufriedenheit mit sich selbst.

Nicht jeder Dichter kann ein Virgil, nicht jeder Maler ein Raphael, nicht jeder Komödiant ein Roscius und nicht jede Sängerin eine Gabrieli sein; aber es steht in eines Jeden Gewalt, sich durch das Maß von Talenten, das ihm die Natur verliehen hat, brauchbar zu machen. Man kann sich selbst keine Fähigkeiten geben, aber man kann diejenige, die man hat, durch eifriges Studium der Kunst und hartnäckigen Fleiß ausbilden, verbessern, verschönern. Ein an sich mittelmäßiges Talent kann auf diese Weise in einem gewissen Fache vortrefflich werden. Von Manchen fordert man nicht einmal so viel; man ist zufrieden, wenn sie nur ohne grobe Fehler sind. Aber Fehler, die man nicht auf Rechnung der Natur setzen kann, haben keinen Anspruch an Nachsicht; und warum sollten Unarten, die einen Menschen in guter Gesellschaft unerträglich machen würden, auf dem Theater einen Freibrief haben?

Wir denken nicht, daß diese Anmerkungen unsre Gesellschaft näher angehen als irgend eine andre; aber doch glauben wir, daß es nicht schaden könnte, wenn eine oder die andere von Denen, welche dabei betroffen sein möchten, in aller Stille ebenso gutwillig aufgehascht würde, als sie uns ohne besondere Absicht und gewiß ohne einigen bösen Willen entfallen ist.

Raum und Zeit haben diesesmal noch nicht verstattet, ins Besondere zu gehen und von den merkwürdigsten neuen Stücken, welche in gegenwärtigem Jahre auf die hiesige Schaubühne gebracht worden, vornehmlich in Absicht auf die Art der Ausführung, Nachricht zu geben. Emilia Galotti — caelatum novem Musis opus[1]) — ist unter diesen, was sie unter allen deutschen Schauspielen überhaupt ist; und wir müssen es unsrer Gesellschaft zum Ruhme nachsagen, sie wurde, besonders beim zweiten Male, vortrefflich gespielt. Wir versparen aber den Detail davon auf unsern nächsten theatralischen Artikel, und dies um so lieber, weil wir, wenn dieses herrliche Meisterstück des Genies und der Kunst inzwischen wieder gegeben werden wird, in den Stand gesetzt zu werden hoffen, von Allen, die zur Ausführung desselben mitwirken, aus vollem Herzen Gutes sagen zu können. Und so viel für diesmal!

II.[2])

Das deutsche Singspiel Alceste (wovon der erste Theil des Merkur's in einer Reihe von kritischen Briefen bereits Rechenschaft gegeben hat) ist nach der vortrefflichen Composition des herzogl. sachsen-hildburghäusischen Capellmeisters Herrn Schweitzer auf dem hiesigen Hoftheater den 28. Mai d. J. zum ersten Mal aufgeführt und in der Folge bereits viermal wiedergegeben worden. Die Heldin des Stückes wurde von Mad. Koch, Parthenia von Mad. Hellmuth, vormaligen Mlle. Heisin, Admet von Herrn Hellmuth und Hercules von Herrn Günther vorgestellt. Der Verfasser würde undankbar zu sein glauben, wenn er die gegenwärtige Gelegenheit nicht ergriffe, diesen Schauspielern wegen des ganz besondern Fleißes, womit Jedes seiner Rolle Ehre zu machen sich beeifert hat, öffentlich seine Verbindlichkeit zu bezeugen. Da dies der erste Versuch in einer auf dem deutschen Theater ganz neuen Art ist, so muß allerdings ein Theil des Beifalls, womit selbiger von dem Publico überhaupt und besonders von vielen fremden und einheimischen Kennern aufgenommen worden, der Nachsicht beigemessen werden, welche man sich in solchen Fällen von billigen Richtern zu versprechen hat. Aber die tiefe Rührung und die Thränen, deren sehr wenige Zuhörer sich enthalten

---

[1]) Hor., Epist., II. 2. 92. — A. d. H.

[2]) Teutscher Merkur 1773, II. S. 306—308. — A. d. H.

konnten, waren doch wol keine Wirkung dieser Nachsicht; und so viel auch von dem Effect, den dieses Schauspiel auf alle auch nur einigermaßen empfindsame Zuhörer gemacht hat, den vereinigten Kräften der Dichtkunst und Musik und vornehmlich der vortrefflichen Composition zuzuschreiben ist, so ist doch wol unleugbar, daß die Illusion so groß nicht hätte sein können, als sie wirklich war, wenn die Schauspieler durch den charakteristischen Ausdruck ihres Gesangs und ihrer musicalischen Declamation und durch die Lebhaftigkeit ihrer Action nicht sehr Vieles dazu beigetragen hätten. Dies ist das Wenigste, was man über diesen Punkt sagen kann, da man sich vorgenommen hat, sich hier in keine besondere Beurtheilung einzulassen. Der Autor eines Stücks kann sich aus einem solchen Detail nicht leicht ohne scheinbaren Vorwurf der Parteilichkeit herausziehen. Aber vielleicht findet sich unter denjenigen auswärtigen Zuschauern, auf welche kein Verdacht der Schmeichelei und Parteilichkeit fallen kann, und die um so richtiger urtheilen können, weil sie Alles, was in Italien, Frankreich und Deutschland in diesem Fache gesehen und gehört zu werden verdient, gesehen und gehört haben — vielleicht findet sich unter diesen Einer, der es unternimmt, dem Publico von diesem Versuche einer deutschen Oper — der mit lauter jungen, in diesem Fache noch ganz ungeübten und vorher meistens nur bei komischen Operetten gebrauchten Schauspielern gemacht wurde — einen umständlichen und ins Besondere gehenden Begriff zu geben. Das, worin alle Urtheile übereinstimmen, ist, daß die Erwartung des Publici weit übertroffen worden, und daß man die Alceste nur vor einem Jahr als Milchmädchen, den Admet als Caspar und den Hercules als Niklas in der übersetzten Laitière (worin übrigens alle Drei sehr gut spielen) gesehen haben muß, um beinahe mit Parthenien auszurufen: Darf ich meinen Sinnen glauben? Schauspieler, die so anfangen, beweisen ein entschiedenes Talent, von dessen fernerer Uebung und Ausbildung unter dem Schutz eines Hofes, dem das deutsche Theater seine merkwürdigste Epoche zu danken hat, man noch sehr Vieles zu erwarten berechtigt ist.[1])

[1]) Im folgenden Mai brannte das Theater in Weimar ab. Seit dem Februar 1775 brachte der Merkur von anderer Hand Berichte über die Vorstellungen der Theater zu Gotha, Leipzig, Dresden, Berlin; doch mancherlei Beschwerden von Seiten der Schauspieler machten Wieland solchen Verdruß, daß er im October diesen „unglücklichen Artikel" einstellte. Vgl. Merkur 1775, IV. S. 92—94. — A. d. H.

Ueber die deutsche Dichtung im Jahre 1778.[1])

Was in dem ganzen Umfang der poetischen Kunst oder überhaupt in Werken, die vornehmlich von Einbildungskraft, Witz, Laune, Geschmack, Composition und Darstellung abhangen, im vergangnen Jahre unter uns geleistet worden, genauer zu erwägen, muß auf eine andre Gelegenheit ausgesetzt bleiben. Bürger hat seine Gedichte gesammelt, Möser seine Patriotischen Phantasien mit einem dritten Theil vermehrt, Asmus sein zweites Büchel drucken lassen. Stilling's Wanderschaft beschließt ein Buch, das mehr wie ein Werk der Natur als der Kunst zu betrachten ist, woran diese eigentlich keinen Antheil hat, das aber sowol wegen des Interesse einer individuellen, höchst sonderbaren Geschichte als wegen der aufrichtigen, herzgewinnenden Sprache des Gefühls und der Wahrheit, die es fast durchaus spricht, unter den schätzbarsten Producten unserer Zeit seine Stelle immer behaupten wird. Und nun, was weiter? Wenn man die angefangnen Lebensläufe in aufsteigender Linie, die uns einen neuen Tristram versprechen, einige Gedichte in den Musenalmanachen und vielleicht hier und da einige Aufsätze in andern bekannten Sammlungen ausnimmt, so wird sich der Originalmarkt sehr bald ausfeilschen lassen. Gleichwol sind der Arbeiter

---

[1]) Teutscher Merkur 1779, I. S. 215—220. Zusatz zu der „Ohngefähren Bilanz der Literatur des vergangnen Jahrs" von Merck, daselbst S. 193—214. Vgl. Wieland's Briefe an Merck vom 25. Januar, 22. Februar und 1. März. — A. d. H.

in diesem Felde noch nie so viel gewesen als dermalen; und ohne daß uns ein August oder Mäcen bekannt wäre, auf dessen schlimmen Geschmack oder übel angebrachte Freigebigkeit wir die Schuld schieben könnten, scheint es in diesem Stücke bei uns ebenso herzugehen wie in Rom zu Horazens Zeiten. Die Aehnlichkeit ist so groß, daß ein Cento von allen hieher gehörigen Stellen in seinen Satiren und Briefen das getreuste Gemälde des gegenwärtigen Zustandes unsers poetischen Wesens zu sein scheinen würde. Nie ist mehr geschrieben und mehr gelesen worden; aber nie ist überhaupt weniger Geschmack unter uns gewesen, und nie scheinen Autoren und Leser weniger gewußt zu haben, was sie wollen. Personen von allen Ständen, Classen, Professionen und Hanthierungen geben sich mit der Schöngeisterei ab; und es gewinnt das Ansehen, daß man bald an jedem Hauptort jedes einzelnen Ländchens, aus deren so vielen unser liebes deutsches Vaterland zusammenhängt, einen Staatswirthschaftspunkt daraus machen werde, seine eignen Bel-Esprits-Fabriken zu errichten und durch ausschließende Privilegien möglichst aufzumuntern. Jedermann schreibt Verse oder Prose, Sinn oder Unsinn, wie und in welcher Form es ihm lüstet; wer nicht graben mag und sich zu betteln schämt, wird ein schöner Geist; und wer sonst zu nichts fähig ist, glaubt wenigstens ein Schauspielchen, es sei à la Shakespeare oder à la Peter Squenz,[1] machen oder aufwärmen zu können. Daher ist vorzüglich im dramatischen Fache die Fruchtbarkeit des abgewichenen Jahres so groß gewesen, daß es kein Wunder wäre, wenn diese Art poetischer Denrée endlich unter allen Preis fiele und gar keine Abnehmer mehr finden würde. Doch fehlt es auch nicht in den übrigen Arten; und seitdem unsere studirende Jugend die bequeme Entdeckung gemacht hat, daß man weder Erziehung, noch Lebensart, noch Gelehrsamkeit, noch Menschenkenntniß, noch Geschmack, noch irgend etwas, als entweder guten Appetit und tüchtige Muskeln oder viel Hypochondrie und Empfindelei brauche, um ein Dichter oder sonst ein Original zu sein, kommen täglich neue Arten von Geschöpfen zum Vorschein, die darum nichts desto besser organisirt sind, weil sie gar nichts gleich sehen. Man muß jedoch gestehen, daß die Classe der Nachäffer, wie natürlich, immer die zahlreichste bleibt. Jeder von unsern

---

[1] In Shakespeare's Sommernachtstraum. — A. d. H.

Dichtern, der sich in seiner eignen Manier hervorgethan oder irgend einen Ton zuerst und glücklich angegeben hat, schleppt wider Willen einen größern oder kleinern Schweif von servis pecoribus hinter sich nach, die auch in dieser Manier — sudeln, auch aus diesem Tone — pfeifen oder yanen wollen, und denen der ehrliche Magister Hilarius den lehrreichen Spruch: Cacatum non est pictum,[1]) vergebens zur Beherzigung empfohlen hat.

Daher ist es bereits so weit gediehen, daß auch in den kleinsten Landstädtchen fast durch alle Provinzen Deutschlands wenig andre Hochzeits-, Geburts- und Leichen-Carmina mehr gemacht werden als im Ossian'schen Ton, und das Lustigste dabei ist, wenn man Gelegenheit hat, zu sehen, wie ganz sinnlose Producte dieses Gelichters in dem Zirkelchen, für welches sie gemacht sind, wirken und immer mit desto größrer Bewundrung aufgenommen werden, je weniger die Leute von dem Schwall harter Worte und durcheinandergeworfner Bilder begreifen, die der kleine sich besessen stellende poetische Bettler in seiner affectirten Begeisterung heraussprudelt. Es ist heutiges Tages die Mode so, denkt das Volk und läßt's damit gut sein. Andre, denen die launische Versart des Neuen Amadis oder des Wintermärchens[2]) eine große Bequemlichkeit mit sich zu führen schien, glauben nun auch gar mächtig Laune zu haben, wenn sie — in dem scherzhaft sein sollenden Ton der schlechten Gesellschaft, in der sie aufgekommen sind — in einer Sprache, die vor lauter Plattheit und Licenz gar keine Sprache mehr ist — und in Versen, die bald ellenlang, bald des kleinen Fingers breit sind und aus Mangel alles Ebenmaßes und Tacts sich ganz und gar nicht lesen lassen — quicquid in buccam venit,[3]) von sich geben. Uns sind sogar verschiedne Belletristen sowol von dieser Classe als von den Hudlern im Barden- und Volksliedston vorgekommen, die sich noch recht viel darauf zu gut thaten, daß sie nicht wüßten, was ein Jambus oder Trochäus sei u. s. w. Wie viel bei diesem täglich zunehmenden lächerlichen oder kläglichen Verfall der sogenannten schönen Literatur das Publicum überhaupt an Geschmack und selbst an Unterhaltung und Ver-

[1]) Vgl. oben S. 205 f. — A. d. H.
[2]) Beide von Wieland selbst. — A. d. H.
[3]) Nach Cicero. — A. d. H.

gnügen gewinne und ob die unvermerkt epidemisch werdende Sucht, Originalen, die gar nicht nachgeahmt werden wollen noch sollen, nachzuäffen, verbunden mit der offenbarsten Unwissenheit in der Sprache und Gelehrsamkeit der Alten und mit der zügellosesten Verachtung aller Gesetze, die den besten Schriftstellern sonst immer heilig waren, aller Regeln der Sprache, der Politur und Urbanität und des gesunden Denkens und guten Schreibens überhaupt — bei derjenigen Classe von Scribenten, die eben darum, weil sie in dem popularsten Fache der Gelehrsamkeit arbeitet, den meisten momentanen Einfluß auf die Nation hat — ob, sage ich, diese Affectation, Unwissenheit und Ungebundenheit und überhaupt die ganze Wendung, welche die Schöngeisterei seit Kurzem bei uns genommen, als eine so unbedeutende Sache anzusehen sei, daß es nicht vielmehr hohe Zeit wäre, wenn alle wahre Gelehrten und ächte Liebhaber der Musenkünste mit zusammengesetzten Kräften diesem Unwesen Einhalt zu thun suchten — geben wir allen Denen zu bedenken, welche etwas bedenken können. Gewiß ist, daß, wenn's noch eine Weile so fortgeht, unsre Nation dadurch den Ausländern verächtlich werden und zuletzt der bloße Anblick eines deutschen Gedichts dem feinern Theil unsers eignen Publicums selbst Ekel und Bewegung zum Erbrechen geben muß — und dies gerade zu einer Zeit, wo wir eine Anzahl vortrefflicher Schriftsteller in allen Arten aufzuzeigen haben, welche unter jeder andern Nation als der unsrigen hinlänglich wäre, für Aufklärung, Geschmack, Sitten und Ruhm der Nation die glänzendste Revolution zu bewirken.

Man vergebe uns (wofern es anders Vergebung nöthig hat) diese zufällige Ejaculation, die uns durch die fast allgemeinen Klagen des polirtern und gelehrtern Publicums abgedrungen worden ist. In einem Journal dieser Art steht keine Wahrheit am unrechten Orte. Wir haben indessen nur einen Theil und gleichsam nur den äußersten Rand des Geschwürs berührt und behalten uns auf andre Zeit und Gelegenheit vor, den Schaden tiefer und genauer zu untersuchen. Das Zufriedensein mit dem gegenwärtigen Zustande der Republik ist nicht allemal ein Zeichen eines guten Bürgers. Nichts ist uns angenehmer, als wahren Talenten und Werken, die in ihrer Art vortrefflich sind, die verdiente Ehre zu erweisen. Aber wiewol es dem Herausgeber eines Journals vortheilhafter sein mag, mit dem Strome zu schwimmen und Alles

zu loben, was gerne gelobt sein möchte, so wollen wir uns doch lieber den gewöhnlichen unangenehmen Folgen der kritischen Freimüthigkeit unterwerfen, als gegen unsre Ueberzeugung reden — oder schweigen.[1])

---

[1]) Eine „Bilanz der schönen Literatur in Teutschland im Jahr 1779" von anderer Hand, „S." unterzeichnet, brachte der Teutsche Merkur 1780, II. S. 151—168, 233—256. In einem Zusatze, daselbst S. 257 f., bemerkt Wieland, der Verfasser sei, eingedenk des Xenophontischen Dicti, daß „sich loben hören, der angenehmste Ohrenschmaus sei", mit Lob und Beifall nicht sparsam gewesen. „Den Aristarchen liegt die Pflicht der Wahrheit ob, heißt es irgendwo; aber unsre Aristarchen, Quintiliane und Longine sollen noch geboren werden. Mittlerweile ist's ganz in der Ordnung, daß die Sonne über Gerechte und Ungerechte scheine; daß Jeder producire, was er kann, und so gut er's kann, und von dem, was da ist, Jeder genieße, was er mag, und was er nicht genießen kann, Andern überlasse, die es können. Das Schlechte ist noch immer gut genug, bis was Bessers kommt; aber auch das Beste ist nur für die Besten gemacht; und von Lesern wie von Schriftstellern gilt der Spruch: Viele berufen, Wenige auserwählt!" — A. d. H.

Die Musenalmanache
für das Jahr 1789.[1])

Eine Anzahl Worte, die zusammengenommen etwas mehr Sinn haben, als wenn sie zusammengewürfelt worden wären, in Silbenmaß und Reime zu zwingen, ist, wenn man es ja eine Kunst nennen will, eine so leichte Kunst, daß unter zehn Menschen, die in ihrer Kindheit zur Schule gegangen sind, kaum Einer ist, der sie nicht ziemlich bald weghaben würde, wenn er hoffen könnte, sein Brod ebenso sicher damit zu verdienen als mit einem andern ehrlichen Handwerke.

Aber auch die Kunst, ganz leidliche und sogar artige Verse zu machen, wenn man mit einem glücklichen Gedächtniß und etwas Witz begabt ist und von früher Jugend an die Dichter seiner Muttersprache, besonders die Musenalmanache fleißig gelesen und gesungen hat, ist so gar groß nicht, daß von zwanzig Personen, die eine Art von gelehrter Erziehung genossen haben, nicht wenigstens zwei bis drei sein sollten, denen es in ihrem Leben mehr als einmal gelungen wäre oder, sobald sie es versuchen wollen, gelingen wird, irgend ein Hochzeitcarmen, einen Neujahrswunsch oder ein Bouquet zum Geburts- oder Namenstag einer guten Freundin — ein Lied auf Frühling, Sommer, Herbst oder Winter oder an ein Mädchen oder an den lieben Gott — eine Romanze, wo der Geist eines in Verzweiflung gestorbenen Jünglings oder Mädchens erscheint

[1]) Teutscher Merkur 1789, I. S. 88—112, 220—223, 321-336. — A. d. H.

und ein Ungetreuer oder eine Grausame sieht, seufzt und stirbt — oder ein Epigramm auf dies oder jenes, mit oder ohne Honig und Stachel — oder so etwas, das einer Fabel oder Erzählung oder poetischen Epistel oder wenigstens einem launenhaften Einfall aus dem Stegreife gleich sieht, zu Stande zu bringen, das sich im Nothfall in jedem Journale und in jedem poetischen Taschenbuche unter seinesgleichen kecklich sehen lassen darf.

Ich bin also Keiner von Denen, die sich darüber verwundern, daß — wenn man alle die Genannten und Ungenannten, die in irgend einer Monatschrift oder jährlichen Blumenlese etwas Poetisches haben drucken lassen, Dichter nennen will — unter den fünf- bis sechstausend Schriftstellern, die jetzt in Deutschland leben sollen, leicht ein paar Hundert Dichter zusammengebracht werden könnten (ohne die zu rechnen, die ihre Schale noch nicht durchbrochen haben oder nur erst mit Gauchhaaren befiedert sind) — im Gegentheil, ich sehe nicht, warum ihrer nicht zwei- und dreimal so viel sein könnten, oder was man — insofern sie dem gemeinen Wesen nicht lästiger fallen als bisher — für Ursache hätte, ein großes Aufsehen darüber zu machen. Warum sollten nicht auch in der Poesie so gut als in der Kunst zu geigen oder Clavier zu spielen gegen einen wirklichen Virtuosen hundert Dilettanten mit mehr oder weniger Anlage Fertigkeit und Geschmack im Vortrage sich hören lassen dürfen?

Vorausgesetzt, daß ein Versemann noch etwas Anders gelernt hat, womit er sich und dem gemeinen Wesen dienen kann, oder daß er mit hinlänglichen Renten versehen ist, um sich (mit Horaz zu reden) so viel Erbsenbrei und schwarzes Brod[1]) schaffen zu können, als wir Dichter ungefähr nöthig haben, um unser tägliches Ambrosia mit einer etwas festern Kost zu versetzen — diese kleine Bedingung vorausgesetzt, giebt es — wie besagter Horaz in seiner Epistel an den großen Cäsar Augustus I. sehr einleuchtend bewiesen hat — schwerlich ein unschädlicheres Geschöpf in der Welt als einen Dichter oder Dichterling; und rechnet man noch alle die kleinen Vortheile hinzu, welche die bürgerliche Gesellschaft nebenher von ihnen zieht, so wäre es in der That höchst ungütig (um nicht unbillig zu sagen), wenn unsere Könige und Cäsar Auguste weniger als bisher für diese harmlose Autorclasse thun und die

[1]) Nach Wieland's Uebersetzung der „Briefe", II. 1. 123. — A. d. H.

Poesie und Versemacherkunst, ich sage nicht aufmuntern, ehren und belohnen — wer wollte Ihnen so etwas zumuthen? —, sondern nur fernerhin, wie so manche andre brodlose Künste, deren die Menschheit ebenso gut entbehren könnte, nicht gnädigst dulden und einem Jeden so schlechte oder so gute Verse zu machen erlauben wollten, als er kann und will.

Diese kleine Vorrede, die Niemanden zu Lieb' noch zu Leid geschrieben ist und wenigstens vor jedes Vierteljubeljahr eines jeden Musenalmanachs mehr oder weniger paßt, steht hier nur deswegen voran, um von der Versicherung begleitet zu werden, daß ein Parnassischer Blumensammler, der zu bestimmter Zeit sein Körbchen oder seinen Blumentopf ungefähr voll haben muß, glücklich genug ist, wenn sich unter so vielen Blumen aller Arten auch nur eine und die andere von ungemeiner Schönheit befindet, und unter den übrigen die meisten sich entweder durch ihren lieblichen und herzstärkenden Geruch oder durch die Anmuth ihrer Gestalt und das Spiel ihrer Farben empfehlen. Sollte sich auch hier und da ein unscheinbares oder geruchloses oder gar zu stark riechendes Grasblümchen mit eingeschlichen haben — nun, darüber wollen wir uns nicht formalisiren; wer weiß, wozu es gut ist, oder wem es gefällt?

Ich will indessen damit nicht gesagt haben, als ob es nicht erlaubt sei, ja vielleicht zu merklichem Nutzen und Frommen des gemeinen poetischen Wesens gereichen könnte, wenn eine etwas scharfe Revision und kritische Sichtung über diese Producte des deutschen Parnasses erginge. Der Name Blumen ist freilich ein ebenso bequemer als lieblicher und einladender Name; aber man muß nicht vergessen, daß die Blumen, die man uns hier anbietet, nur figürliche oder, eigentlicher zu reden, nur gemachte Blumen sind, wobei Alles darauf ankommt, wie gut oder schlecht sie gemacht sind. Ich will ja wol, wenn man es schlechterdings so haben will, glauben, daß zuweilen in einer wundervollen Begeisterung oder in einem Augenblick von glücklicher Laune auch eine Blume des Geistes ohne alles Zuthun der Kunst hervorsprossen könne, und ich sehe eine solche Blume, wenn sie schön ist, mit ebenso viel Respect vor der Natur an als ein jedes anderes Werk, das aus ihren Händen kommt; nur muß Derjenige, der sich dabei als bloßes Werkzeug verhalten hat, der Natur auch die Ehre davon allein überlassen und nicht ernten wollen, wo er nicht gesäet hat. Denn es ist doch wol eine ausgemachte Sache, daß

der Mensch bei Allem, was er hervorbringt, nur insofern an einiges Verdienst Anspruch machen kann, insofern das Hervorgebrachte ein Werk seines Nachdenkens, Geschmacks und Fleißes, d. i. seiner *Kunst* ist, wozu ihm die Natur nichts als Anlage, Materialien und Modelle geben konnte.

Wenn also, wie ich vermuthe, unsere Blumendichter, um nicht allem gerechten Anspruch an Verdienst und Beifall entsagen zu müssen, lieber eingestehen werden, daß ihre Blumen nur *künstliche* sind, so würden sie es auch, denke ich, nicht übel nehmen können noch wollen, wenn die Kritik sie dieser ihrer Producte wegen zu ebenso strenger Verantwortung ziehen würde als einen Andern, der sein Werk geradezu für Composition oder Kunstwerk giebt und seinem Genius (wenn er einen hat) und dem begeisternden Hauch der Musen (die wir ohnehin nur mit den *Augen des Glaubens* sehen) nicht mehr Einfluß dabei zuschreibt, als irgend eine äußere Ursache haben kann, die seine Arbeit begünstigt, seinen Kopf erheitert, seine Lebensgeister erfreut, mit *einem* Wort, ihn aufgelegter macht, gut zu arbeiten. Die *Duldung*, deren ich oben erwähnt habe, benimmt der Kritik nichts von ihren Rechten; und wenn es einem Jeden erlaubt sein muß, zu machen, was er kann, und sein Werk, wie groß oder klein, wie wohl oder übel gerathen es sein mag, öffentlich auszustellen, so muß es nicht weniger einem Jeden (selbst einem Schuhflicker, sofern er nicht ultra crepidam urtheilt) frei stehen, daran zu loben oder zu tadeln, was ihm lobens- oder tadelswerth scheint. Hätten wir *Aristarche* in unserm Mittel, die, mit allen Eigenschaften des ächten Kunstrichters begabt, zu Gerichte säßen und auch nicht die kleinsten Flecken, die

„Des Dichters Fleiß entwischt sind, oder weil
Er doch nur Mensch ist, nicht verhütet wurden",[1])

nicht ungerügt ließen, wie sehr sie auch *Verzeihung* verdienten, so würde sich die Kunst in jeder Betrachtung nur desto besser dabei befinden. Mich dünkt, der Mangel eines solchen *kritischen Areopagus* habe sich seit geraumer Zeit sehr merklich spüren lassen.

Ich möchte wol wünschen, unserm poetischen Wesen, was diesen Punkt betrifft, mit etwas mehr als meinen guten Wünschen

[1]) Wieland's Uebersetzung der Horazischen Verse Ars Poet., 352. 353. — A. d. H.

dienen zu können. Aber non omnia possumus omnes.[1]) Ich erkenne nur allzu deutlich, wie viel daran fehlt, daß ich mich zu einem Kunstrichter von Profession aufwerfen könnte, ohne sehr unbescheiden zu sein. In der That bin ich nichts als ein bloßer Dilettant im eigentlichen Verstande, der aus wahrer Liebhaberei und einem gewissen verführerischen Instincte, der stärker war als alle Vernunftschlüsse, die ihn hätten abschrecken sollen, die Kunst, wovon hier die Rede ist, von ziemlich frühen Jahren an selbst getrieben hat. Ich muß es geschehen lassen, wenn man mich, indem ich dies sage, lachend an den Vater des Bürgerlichen Edelmanns erinnert, der die Tuche und Zeuge, wovon er aus Liebhaberei immer einen großen Vorrath in seinem Gewölbe hatte, nur für seine guten Freunde ausschnitt; aber es ist darum nicht anders, als ich gesagt habe. Freilich, wie man bei dem, was man liebt, sich leicht vergißt und ihm oft mehr Zeit aufopfert, als recht ist, so begab es sich denn auch, daß der Liebhaber, indem er blos eine unschuldige Neigung zu befriedigen dachte, sich unvermerkt lange genug mit besagter Kunst abgab, daß Manche vielleicht denken könnten, er sollte in so langer Zeit (es sind in der That leider über vierzig volle Jahre) durch so mancherlei Uebungen es endlich doch wol wenigstens bis zum dritten Grade der poetischen Maurerei gebracht haben. Aber ach! was der große und weise Hippokrates von seiner eigenen divinatorischen Kunst sagt, gilt von jeder andern und von der schönsten und schwersten der Musenkünste, die gewissermaßen alle übrigen in sich begreift, vielleicht mehr als von jeder andern — „die Kunst ist eine lange Laufbahn, das Leben kurz, der Schwierigkeiten viel".[2]) Wer wagt es zu sagen, daß er die Bahn durchlaufen habe und gekrönt am Ziele sitze?

Wie viel oder wenig Recht, über poetische Dinge zu urtheilen, Einem also auch eine gewisse durch Erfahrung erlangte Sicherheit des Geschmacks (die uns doch nicht immer gegen alle Täuschung sichert) geben mag, so wiederhole ich doch, daß ich von den Neuigkeiten, womit uns die Musenalmanache für 1789 beschenkt haben, nur als bloßer Liebhaber der Kunst reden werde, der die Wirkung, welche die Virtuosen, die sich hier hören lassen, auf sein Ohr und seine innern Sinne machen, zur Regel seines Urtheils nimmt, ohne daß er sich anmaßt, den

[1]) Virg., Buc., VIII. 63. — A. d. H.
[2]) Hippocr., Aphor. — A. d. H.

wahren Gehalt und Werth eines jeden Stücks bei Aessen und Gränen abzuwägen, ohne daß er sich dadurch anheischig gemacht haben will, mit irgend einem Meister oder seinen Freunden und Jüngern sich über die Aussprüche seines Gefühls in ein kritisch-rechtliches Verfahren einlassen zu müssen. So viel zum Voraus, um wo möglich einander recht zu verstehen und allen Mißdeutungen zuvorzukommen. Und nun erstens zu dem

Vossischen Musenalmanach für 1788.

Hätte ich einen Preis zu geben, so würde ich versucht, vor allen den 105 Stücken,*) woraus die Sammlung diesmal besteht, ihn dem Elysium (S. 107) zu geben, einer kleinen Composition, die mir den seltnen Genuß dieser fast ununterbrochenen Melodie der Empfindung und dieses reinen Zusammenklangs der Bilder, der Sprache, des Rhythmus und des Reims, worin, däucht mich, die wahre poetische Musik besteht, gewährt hat. Es ist ein leichter, lieblicher Morgentraum, aus den anmuthigsten Bildern wie aus Elysischen Blumendüften gewebt, eine magische Vision, so geistig-sinnlich, so transparent, so unwesentlich, so süß täuschend — wie Elysium selbst. Wie glücklich hat der Dichter in den vier letzten Stanzen die schönsten Formen und Ideale, die für eine empfängliche und an das dichterische Ambrosia gewöhnte Phantasie den meisten Reiz haben, zusammengezaubert und wie meisterhaft sie durch den Ton, der das so lebhaft und doch nicht zu bunt colorirte Ganze zusammenhält, zu verschmelzen gewußt! Auch die Wahl des trochäischen Rhythmus beweiset sein zartes Gefühl des Schicklichen, ohne welches alle andern Gaben, womit die Feen des Helikon's einen neugebornen Dichter beschenken können, an ihm verloren sind. Man transponire es in Jamben, Daktyle oder irgend eine gemischte Versart, und der ganze Effect dieses Zauberliedes wird auf einmal verschwunden sein.

Hier sollte ich vielleicht aufhören und würde es auch gewiß thun, wenn ich dreißig Jahre jünger wäre. Wie viel hat nicht ein junger Liebhaber in Absicht des Genusses vor einem alten voraus, der mitten in der Wonne, die ihm das Anschauen eines schönen Werkes giebt, jeden kleinen Fehler zu sehen genöthigt ist, den jener Glückliche in dem süßen Taumel, worin seine von vielen Schönheiten und angenehmen Gefühlen

*) Die Vossischen Uebersetzungen, da sie in ein ander Fach gehören, abgerechnet.

überraschte Seele schwimmt, gar nicht wahrgenommen hat! Doch dieser Vortheil ist vielleicht nur anscheinend; oder wenigstens wird der Andere durch den ruhigern und innigern Genuß des wirklich Schönen für die Fleckchen oder Närbchen, die er ungern wahrnimmt, reichlich entschädiget. Also noch ein paar Worte, mein poetisches Gewissen zu befriedigen!

Il est sans doute permis à un jeune écolier d'employer *l'hyperbole; sans elle il n'existeroit point de louange*, schreibt der große König an den alten Philosophen vel quasi d'Alembert.*) Es ist kein Lob ohne Uebertreibung möglich; und allerdings ist dies insofern wahr, als es nicht möglich oder schicklich ist, das Gute und das Mangelhafte einer Sache in einem Athemzuge zu sagen. Die Mängel oder Flecken, von denen das Lob schweigt, machen zusammen gerade das aus, was daran zu viel ist.

Die Könige haben das vor uns andern Erdensöhnen, ihren demüthigen Brüdern in Adam, voraus, daß ihnen nicht leicht Jemand ihre Fehler ins Gesicht sagt. Dies war auch ordentlicherweise der Fall des großen Königs gewesen, und es war also ganz natürlich, daß er die Hyperbole für die eigene wesentliche Form des Lobes hielt.

Da der Dichter Elysium's kein König, sondern mein guter Freund und ein sehr bescheidener, die Musen (wie ich glaube) über Alles liebender Mann ist, so wird er gewiß nicht übel finden, wenn ich — um das Lob, das ich seinem schönen Emaillegemälde aus vollem Herzen ertheilt habe, von aller Hyperbole zu reinigen — einiger sehr kleiner Mängel erwähne, die mich verhindern, es geradezu für das zu halten, was Horaz ein novem Musis caelatum opus nennt.[1]) Es sind freilich nur Kleinigkeiten, denen man, nach dem feinsten und billigsten aller Kunstverständigen, um so mehr Verzeihung schuldig ist, weil der Fehler nicht sowol an dem Dichter als an dem Instrumente liegt, worauf er spielt.

„Denn immer giebt
Die Saite nicht den Ton, den Seel' und Hand
Verlangte, giebt nur allzu oft
Für einen tiefern einen höhern an.“[2])

*) Oeuvres de Frédéric II., Vol. XI. p. 324.

[1]) Vgl. oben S. 218. — A. d. H.

[2]) Wieland's Uebersetzung von Ars Poet., 348. 349. — A. d. H.

Gewiß hat der Verfasser Elysium's die unsäglichen und vermuthlich von wenigen allemannischen sowol als ober- und niedersächsischen Versemännern aus guten Ursachen recht gefühlten Schwierigkeiten auch hier erfahren, die unsre ungeschmeidige Sprache — die von der Muttersprache der Musen und ihrer jüngern Nebenbuhlerin in Absicht der musicalischen Eurhythmie so sehr absticht, einem armen Dichter entgegensetzt, wenn er dieser letztern mit einiger Leidenschaft nachstrebt. Darf ich es heraussagen? Die Zumuthung, mit Sackpfeifen, Strohfideln Maultrommeln, Kühhörnern und Nachtwächterschnurren ein liebliches Concert zu Stande zu bringen, wäre kaum eine schwerere Aufgabe (wiewol sie nichts schlechterdings Unmögliches sein mag), als diese wäre, in einer so rauhen und zugleich so langsam sich fortschleppenden Sprache wie die unsrige einige Dutzend so harmoniöse Stanzen zu machen,*) ich will nicht

*) Ich kann mir nicht helfen — die teutsche oder deutsche Sprache, die durch dies **D** in ihrem Namen nicht viel an Lieblichkeit gewinnen wird, mag eine Menge anderer Tugenden haben, die ich ihr nicht streitig mache und anderswo überflüssig angepriesen habe [1]) — aber so weit geht mein Patriotismus nicht, daß ich den ungeheuren Nachtheil nicht in seiner ganzen Größe fühlen sollte, den ein deutscher Dichter in Rücksicht auf Alles, was die musicalische Schönheit eines Gedichtes ausmacht, nicht nur gegen die italienischen, französischen und spanischen, sondern sogar gegen die polnischen, lettischen, und Gott weiß welche andre barbarische nordöstliche Sänger sich gefallen lassen muß. Experto credite! Ich habe einige Versuche gemacht, die mir wegen der zehen Jahre wenigstens, um die ich ihrentwegen früher als sonst in den Zustand, worin D. Swift vor seinem Tode vegetirte, zu kommen Hoffnung habe, das Recht geben, unangeschnarcht über diesen Punkt die Wahrheit zu sagen. Man kann sie vor der Hand um zweier Absichten willen nicht zu oft wiederholen. Die eine ist, um den Herren und Damen, die sich zarterer Ohren zu erfreuen haben als der große Haufe, wo möglich einleuchtend zu machen, daß es dem Messer Lodovico leichter wurde, alle 46 Gesänge seines *Orlando* in ottave rime zu setzen, als irgend einem deutschen Dichter, sechsundvierzig schöne Stanzen in unsrer „tüdesken" Sprache ganz tadellos herauszubringen, und daß also der Titel eines deutschen Ariost kein so großes Compliment und Gnadengeschenk ist, als die Herren und Damen glauben. Die andre Absicht ist: damit alle und jede Dichter, die in unsrer Sprache, sie sei nun, wie sie wolle, keine wohlklingenden Verse zu machen wissen, sich endlich einmal überzeugen möchten, daß sogenannte Verse (in welchem Metro, gilt gleichviel), die einem musicalischen Ohre die Tortur geben, schlechterdings nichts Verdienstliches haben, und daß nach so vortrefflichen Mustern unsrer Vorgänger und Zeitgenossen, eines Hagedorn, Gleim, Uz, Ramler, Voß, Götz, J. G. Jacobi, Gotter, Hölty u. A. m. und vor Allen des großen Mannes, der unsre Sprache zuerst in den Homerischen und Virgilischen Vers und in die schönsten lyrischen Rhythmen der Alten sich schmiegen gelehrt und in diesem Allem (einige vielleicht zu subtile Eigenheiten abgerechnet) die vollkommensten Modelle aufgestellt hat — daß, sage ich, nach solchen Mustern die Rauhheit und Ungeschmeidigkeit unsrer Sprache als keine Entschuldigung für Verse ohne Harmonie und Anmuth angenommen werden kann.

---

[1]) Vgl. oben S. 100 ff. — A. d. H.

sagen, wie Tasso oder Metastasio, sondern wie der gemeinste arkadische Hirt auf einem Beine stehend schockweise von sich geben kann. Aber am Allerschwersten ist es, etwas dergleichen in bimetrischen Trochäen mit alternirenden Reimen zu Stande zu bringen, einem Rhythmus, der in unsrer zum Jamben ungleich geschicktern Sprache nur mit großer Mühe den Gesetzen des schönen poetischen Perioden zu unterwerfen ist. Denn wiewol sie gerade bei dieser Versart weniger streng als bei andern sind, so sind sie es noch immer genug, um dem Dichter (der an so viel Anderes zu denken, so vielerlei Fehler zu vermeiden und so vielerlei Schönheiten mit dem Wohlklang des Numerus und Reims zu verbinden hat) lästig zu fallen und ihn in Verlegenheiten zu setzen, woraus er sich oft nicht anders als mit irgend einer Aufopferung helfen kann, die ihm selbst gewiß ungleich mehr Unlust macht als dem Leser.

Ich müßte mich sehr irren, oder Herr Matthisson hat in einer beträchtlichen Stelle dieses Gedichtes mit Schwierigkeiten dieser Art nicht ohne einigen Verlust zu kämpfen gehabt. Sie fängt mit der zweiten Stanze an und endet sich mit der ersten Hälfte der vierten. Die Bemerkungen, die ich über sie zu machen habe, nöthigen mich, sie dem Leser ganz vor Augen zu stellen.

„Freudig schauernd in der Fülle
  Hoher Götterseligkeit,
Grüßt, entflohn der Erdenhülle,
  Psyche Deine Dunkelheit.
Wonne! wo kein Nebelschleier
  Ihres Urstoffs Reine trübt;
Wo sie geistiger und freier
  Den entbundnen Fittig übt;

Zur Unsterblichkeit erhoben,
  In verherrlichter Gestalt,
Wie aus Aetherlicht gewoben,
  Unter Geisterchören wallt;
Dir sich naht mit süßem Beben,
  Heil'ges Thal, wo, rein wie Gold,
Ueberhüllt von Laubgeweben,
  Die verschwiegne Lethe rollt;

Schöpfet, trinkt, und nicht vergebens,
  Schnell in seiner Fluthen Grab

Sinkt das Nachtstück ihres Lebens
Wie ein Traumgesicht hinab."

Es ist etwas in dieser Stelle, das mich die Schönheit des Bildes, das sie darstellt, nicht ganz rein genießen läßt; und dies Etwas liegt nicht in der Sache, nicht in den Bildern, nicht in der Wahl der Worte u. s. w., sondern in der Construction der ganzen Periode. Um mich so viel möglich meinen Lesern verständlich zu machen, muß ich damit anfangen, den Inhalt derselben, von Silbenmaß und Reim entfesselt, in der natürlichsten Ideenfolge vorzutragen.

Der Dichter, vermöge seiner unbeschränkten Sehkraft, sieht Psychen oder die Seele im Elysischen Haine, der das Thal der Seligen, das eigentliche Elysium, umgiebt, ankommen. Mit frohem Schauer, voll göttlicher Seligkeit, grüßt sie diese neue Welt, wo sie, der irdischen Hülle entflohen und befreit von dem trüben Nebel, der ihren reinen Urstoff einschleierte, ihre entbundnen Flügel freier und geistiger gebrauchen kann. Unsterblich und in einer ätherischen Lichtgestalt schwebt sie unter Chören von Geistern daher. Jetzt naht sie sich mit süßem Beben dem heiligen Thale, wo der Fluß der ewigen Vergessenheit, die stille Lethe, unter Geweben von Laub dahinfließt; sie schöpft, sie trinkt, und plötzlich ist ihr, als sinke die ganze Erinnerung ihres Erdelebens wie ein Traumgesicht in Lethe's Fluthen hinab.

Meines Bedünkens hätte dieses Gemälde, immerhin noch etwas lebhafter (wie der Dichter auch gethan hat) colorirt, aber ungefähr in der angegebenen Construction, d. i. in zwei oder drei verschieden gebildeten Perioden, wenn die Versification und der Reim, ohne diese Construction merklich zu stören, hinzugekommen wäre, einen sehr guten Effect gethan. Aber dies ist eben die Schwierigkeit, womit der Dichter zu kämpfen hatte! Und nun laßt uns sehen, wie er sich herausgezogen.

Er bringt das ganze Gemälde in eine einzige Periode von zwanzig Zeilen; denn wir müssen uns die nicht ganz richtige Punctuation des Originals nicht irre machen lassen. Es gehört im vierten Verse der zweiten Stanze nach dem Worte Dunkelheit kein Punkt, da das darauf folgende „wo kein Nebelschleier" ꝛc. sich unmittelbar auf diese Dunkelheit, d. i. den Elysischen Hain, bezieht. Indessen möchte diese Länge der Periode immer hingehen, wenn ihre Glieder in einem schönen, ebenmäßigen Verhältnisse stünden oder der Fluß der Rede leicht und unaufgehalten in seinen Ufern, dem Rhythmus und dem

Reim, dahinwallte. Aber da die Construction mit „wo sie" durch diese ganze lange Periode herrscht und dieses „wo sie" bei jedem Gliede in Gedanken wiederholt werden muß — wo sie ihren Fittig übt — wo sie unter Geisterchören wallt, — wo sie dem Thale sich naht, — wo die verschwiegne Lethe rollt — wo sie schöpfet — wo sie trinkt u. s. w., und da überdies die eiserne Nothwendigkeit des Reims (die der Dichter freilich unter angenehme malerische Züge geschickt zu verstecken weiß), zumal bei einer solchen Construction, das mehrere Ausmalen einiger Bilder unvermeidlich machte: so konnte es nicht wohl anders sein, als es mußte ein Mißverhältniß der Glieder und dadurch eine Arhythmie im Ganzen entstehen, die, wie mich däucht, auch von Denen gefühlt werden muß, die sich nicht deutlich machen, woran es eigentlich liegt. Natürlicherweise sollte die Succession der Bilder, die uns dargestellt werden, ebenso rasch ausgedrückt sein, wie sie selbst ist; wir sollten mit Psyche fortwallen: aber das unglückliche „wo sie" fesselt uns an die Dunkelheit, wo wir sie zuerst erblickten; und sogar indem sie aus der Lethe schöpft und trinkt, werden wir durch diese Construction vom Rande dieses Flusses in den Elysischen Hain, wo Alles das vorgeht, zurückgezogen. Ueberdies kann ich mir, wie gern ich auch wollte, nicht verbergen, daß der Vers, „wie aus Aetherlicht gewoben", und das Ausmalen der Lethe durch „rein wie Gold" und „überhüllt von Laubgeweben", bloße Ausfüllungen sind, die zwar dem Reim forthelfen, aber die Phantasie aufhalten; nichts davon zu sagen, daß die „verschwiegene" Lethe nicht „rollen", und daß Psyche, die sich dem Thale, wo Lethe rollt, erst naht, nicht so plötzlich schöpfen und trinken sollte, ehe sie noch am Ufer des Lethe angekommen ist. Auch weiß ich nicht, ob ein Pomeranzenhain, den ein rosenfarber Aether ewig unbewölkt umfleußt, und der von so viel tausend Lichtgestalten, wie Psyche ist, durchschwebt wird, dunkel genug sein kann, um seine Dunkelheit, wie der Dichter in der zweiten Stanze gethan hat, zu einer Localfarbe zu machen.

Nur noch ein Wort, und ich bin fertig. Ich finde das Bild, das uns die unmittelbare Wirkung des Lethäischen Trunks schildert, so schön, daß ich es auch untadelig zu sehen wünschte.

„Schnell in seiner Fluthen Grab
Sinkt das Nachtstück ihres Lebens
Wie ein Traumgesicht hinab."

Ist „seiner Fluthen" hier ein Schreibfehler, oder was ist es? Wenn das Vorwort auf Lethe gehen soll, so muß es „ihrer" heißen, und dann entstünde durch die unmittelbare Wiederholung dieses nämlichen Vorworts im folgenden Verse eine kleine Kakophonie, die zum Ueberfluß mit einer Art von Doppelsinn*) begleitet wäre, der zwar den Sinn nicht zweideutig machen kann, aber doch immer so viel möglich vermieden werden muß. Geht das Vorwort seiner aber auf das Thal, wo Lethe rollt, so fürchte ich, es möchte fast zu hart sein, den Lethe seine (des Thales) Fluthen zu heißen; und überdies wäre es auch schon zu weit von diesem relativen Vorwort entfernt.

Man wird mich für einen mächtigen Mikrologen halten, aber ich habe diese Mikrologie (Niemand zu Leide gesprochen) von den großen Meistern der Kunst unter den Alten und Neuern gelernt, und blos in der Beobachtung einer unendlichen Menge solcher kleiner Kleinigkeiten, die einem guten Dichter endlich zur andern Natur wird, liegt der vermeintliche Zauber, den so viele Leser an schönen Gedichten finden.

Noch muß ich bemerken, daß der Mangel an Eurhythmie, der mir in der dritten Stanze etwas auffallend war, es kaum anders als bei lautem Lesen des Gedichtes werden kann. Hundert stille geneigte Leser schlüpfen über so etwas hin, ohne das Geringste zu finden, das sie aufhält, und wohl bekomme es ihnen! Aber ich besorge, solche Leser schlüpfen ebenso leicht auch über die feinsten Schönheiten hin.

Ich wäre nicht so umständlich gewesen, an einem so schönen Gedichte alle kleinen Flecken zu rügen, die ich wahrzunehmen glaubte, wenn es mir nicht so wohl gefallen hätte, daß ich seine erste Hälfte ebenso untadelig sehen möchte als die zweite, die nach meinem Sinne lauter Musik und bei der schönsten Harmonie der Bilder und Farben ein Muster der lieblichsten Versification in bimetrischen Trochäen ist.

Noch ein Gedicht von eben diesem Verfasser, die Elegie am Genfersee, verdient ausgehoben und als ein würdiges Seitenstück zu seinem Elysium aufgestellt zu werden. Wer den Genfersee gesehen hat, wird die schöne Fiction sehr natürlich finden, die das Wesen dieses Gedichts ist und dem Wunsche

*) Eine ähnliche Amphibolie hat die dritte Zeile der dritten Stanze, wo man einen Augenblick ansteht, ob dies „gewoben" auf die Gestalt in der zweiten oder auf Psyche in der ersten Zeile gehe.

des Dichters, sich hier eine Hütte bauen zu können — als dem eigentlichen elegischen Theile dieser Elegie — zur Haltung dient; aber so natürlich sie ist, so mochte sie doch manchen Mitbrüdern des Dichters nicht eingefallen sein. Dieses doppelte, so schön contrastirende Gemälde der herrlichen Gegend von Genf, wie man sie sich in ihrer uralten Wildheit denken kann, und wie man sie jetzt in der prächtigen und reizenden Gestalt, die ihr der Genius der Künste, lange Cultur, Reichthum und Geschmack gegeben haben, vor Augen sieht, ist der Gesichtspunkt, aus welchem sich ein solcher Anblick dem Dichter darstellt, dessen Blick, durch eine immer zugleich mit seinem körperlichen Auge sehende Imagination gestärkt und erweitert, ihm im Gegenwärtigen zugleich die Vergangenheit und die Zukunft, wär' es diese auch nur durch Wünsche, darstellt. Alles an diesem schönen Gemälde, Erfindung und Zusammensetzung, Ausdruck und Ton der Farben, hat meinen vollen Beifall; Alles ist kräftig und warm, alle Bilder stehen in einem natürlichen, wohl vertheilten Lichte, das Colorit ist (wie es die Sache erforderte) nicht so bunt und schimmernd als im Elysium; aber der Antheil, den das wirkliche Gefühl des Dichters an dem ganzen Product hatte, giebt ihm dafür eine Art von Interesse, das jene Zaubervision nicht hat, aber entbehren kann. Auch der Sprache und Versification gebührt vieles Lob, und der alternirende zehn- und elfsilbige Jambus, den Herr Matthisson, nach dieser Probe zu urtheilen, sehr gut zu behandeln weiß, scheint für die Seelenstimmung, die in diesem Gedichte herrscht, für die Gattung der Elegie, worin Traurigkeit und Melancholie nicht der herrschende Ton ist, das angemessenste Metrum zu sein.

Wie froh bin ich, daß ich den Preis, den ich zu vergeben haben möchte, wenigstens in Gedanken nicht schon zu voreilig weggegeben habe! Wäre es auch nur ein Kränzchen von Jelängerjelieber oder Vergißmeinnicht, so würde ihn, wie ich hoffe, die liebenswürdige junge Mutter nicht verschmähen, deren schöne Seele die reinsten und heiligsten Mutterempfindungen für ihr noch ungebornes Kind (S. 104) in einer so zarten Sprache mit der glücklichsten Leichtigkeit in den lieblichsten Trochäen ausgeathmet hat. Die Dichterin, mit F. B. g. M.[1]) unterzeichnet, die das Zarteste, was eine junge Mutter mit einer jungfräulichen Seele zu empfinden fähig ist, so schön zu singen weiß,

[1]) Friederike Brun, geborne Münter. — A. d. H.

kann nicht erst in einem begeisternden Augenblick zur Dichterin geworden sein; das Vollendete dieses Liedes zeugt von einem frühen und vertrauten Umgang mit den Musen und verspricht uns in ihr eine deutsche Deshoulières und noch mehr.

Herr von Salis, einer von den Dichtern, die uns unvermerkt das Herz abgewinnen, indem sie Empfindung und Imagination durch die süßeste Harmonie naiver Gefühle, wahrer Bilder und schöner Gedanken bezaubern, hat diese an guten Stücken so reiche Sammlung mit vier Liedern beschenkt, von denen immer das, so man singt, das schönste scheint. Denn auch blos lesend muß man sie, wenn ich so sagen kann, inwendig singen, wie Cicero[1]) von dem Bilde des Flötenspielers zu Aspendus sagt. Die Natur selbst scheint sie der Grazie vorgesungen zu haben, die sie in die Laute ihres geliebten Dichters wieder singt. Auch der glücklichste Günstling der Musen kann, däucht mich, nur in einem graubündtischen Sabinum zu solchen Liedern begeistert werden, wie die Einsiedelei (S. 179), das Lied beim Rundtanz (S. 151) und das Minnelied für Mädchen (S. 133). Die Abendsehnsucht (S. 198), im schönsten Horazischen Metro, ist ein Muster von Wohlklang in dieser lyrischen Versart, so wie die Ode selbst das schönste Abendstück, unmittelbar nach der Natur gemalt; vielleicht das einzige seiner Art in unsrer Sprache, das durch seine Wahrheit einnimmt, das Bild Alles dessen, was er selbst gesehen und empfunden hat, wieder beinahe ebenso rein und lebhaft, wie es sich in die Seele des Dichters eindrückte, in der Imagination des Lesers widerscheinen macht und durch die erste und letzte Strophe über das Ganze ein Interesse des Herzens, eine süße Melancholie der Sehnsucht verbreitet, die sich auch dem Leser mittheilt und den Zauber dieser Art von Gedichten vollkommen macht.

Alles, was von unserm Vater Gleim kommt, der nun nach Bodmern von dem patriarchalischen Stuhl in der heiligen Synode der deutschen Musenpriester Besitz genommen hat, ist uns schon darum willkommen und interessant, weil es von ihm kommt. Er hat vierzehn kleine Stücke in diese Sammlung gegeben, unter welchen sich meinem Gefühle nach die Stanzen an den Herrn Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg (S. 42), das Madrigal an Herder's Zerstreute Blätter (S. 161 —

[1]) Verr., II. 1. 20. — A. d. H.

mit dem ich aus vollem Herzen einstimme), das an den seligen Rolle, den Tonkünstler (S. 139), und besonders durch frohe Laune und Leichtigkeit die Verschen zum neuen Jahr 1788 an Herrn Grafen Christian zu Stolberg (S. 206) vorzüglich ausnehmen. Ob das treffliche Recept zu einem neuen Buche (wie es, däucht mich, heißen sollte — S. 196), wodurch der Dichter das Geheimniß der meisten Buchmacher verräth, ihm Dank bei ihnen erwerben werde, ist wol das Wenigste, warum er sich kümmert. Möge Lachesis das Versprechen halten, das Herr Clamer Schmidt sie dem Amor im Elysium thun hörte (S. 114), und Vater Gleim seinen Schwanengesang — erst den Söhnen des künftigen Jahrhunderts singen!

Herr Pfeffel hat die Freunde seiner naiven und freimüthigen Muse mit fünf kleinen Stücken beschenkt, mit einer Fabel, Der Phönix und das Rebhuhn (S. 12), einer kleinen, aber an Inhalt schweren Erzählung, Trasimund und sein Pudel (S. 145), einer noch kleinern (S. 55) über die bekannte Anekdote von Mahommed und dem Berge, einem Epigramm (S. 92) und einer Romanze, Gretchen genannt (S. 79).

Die Fabel würde, däucht mich, sich sehr leicht in eine menschliche Erzählung haben verwandeln lassen und würde vielleicht dadurch gewonnen haben; denn des Rebhuhns zartes Gefühl für die edle Art, wie der Phönix seiner Dürftigkeit zu Hilfe kommt:

„Das Geschenk ist groß,
Noch edler ist die Art zu geben,"

scheint zu viel moralische Verfeinerung für ein Rebhuhn vorauszusetzen. Wenn ich nicht irre, sollte die Fabel den Thieren nur die Sprache leihen, nicht auch menschliche Vorstellungsarten, noch eine Feinheit des Gefühls, die selbst unter Menschen selten ist.

Die Anekdote von Mahommed und dem Berge hat schon Hagedorn besser und schlechter erzählt (Poet. Werke, I. Th. S. 141 Hamb. Ausg. von 1769). Herrn Pfeffel's Erzählung ist darin besser, daß sie nicht so wortreich ist wie die Hagedornische; aber dafür geht bei ihm der Hauptzug verloren, den Hagedorn deutlich auszudrücken nicht vergessen hat:

„Nun stell' ich Euch, Ihr Frommen,
Ein sittlich Wunder dar, wie demuthsvoll ich bin:

Will nicht zum Mahommed der träge Hügel kommen,
So geht jetzt Mahommed zum trägen Hügel hin."

Der Fehler ist nur, daß er das nicht in zwei Alexandrinern oder in drei oder vier kleinen Versen sagen konnte.

Die Romanze Krethgen (soll vermuthlich Gretchen heißen) ist das Geschichtchen eines trauten Liebchens, die einem alten Pilgrim die Leiden ihres Herzchens klagt.

„Ich liebte. Schön war Leonhard,
Ein Fürst an Wuchs und Gange,
Stark wie ein Bär *) und dennoch zart
Und weiß und roth von Wange.

So war er, und sein Herz dabei
So gut, so ganz mein eigen,
So ganz . . . O lieber Greis, verzeih,
Ich muß ein Wenig schweigen."

Der Greis nimmt großen Antheil an den Thränen, die Gretchen's Erzählung unterbrechen. „Ah," sagt er, „mir ahnt schon, Dein Bräutigam wurde Dir mit Gewalt entrissen." „Ja wohl," schluchzt Gretchen, „von Werbern, Gott weiß aus welchen Landen.

„Nun sieht der zweite Lenz mich hier
Ihm jeden Sonntag weinen;
Denn todt ist er. Ach, wehe mir!
Wann wird uns Gott vereinen?"

Man erräth leicht, daß der alte Pilgrim rufen wird: „Heut, Gretchen, heut!" und daß er sein Pilgerkleid und seinen falschen Bart (die ihm aus seinen Banden geholfen hatten) wegwerfen und als der leibhafte Leonhard in Gretchen's Arme fallen wird. Doch dies läßt ihn der Dichter nicht thun; sondern Gretchen endigt den Dialog mit dieser Stanze:

„Du bist's! . . . Ich hör', ich sehe kaum,
Doch ruft in tausend Sprachen
Mein Herz: Du bist's! — Gott! ist's ein Traum,
So laß mich nie erwachen!"

*) Ob diese Phrase im Munde einer sittigen Jungfrau so ganz ziemlich sei, will ich dahingestellt sein lassen.

Sehr poetisch, wie man's nennt; und doch wollt' ich wetten, daß Gretchen das nicht gesagt hat! Ueberhaupt ist an dieser Romanze der Name des Verfassers wol das Interessanteste.

Mit der Pfeffel'schen Romanze (Krethchen oder Gretchen) ungefähr in einer Linie steht die Ballade von Herrn Sander, Ida betitelt (S. 44), die sich, wiewol sie ihren Platz in dieser Sammlung nicht verunziert, doch kaum über die nicht goldne Mittelmäßigkeit in dieser Gattung erhebt. Bürger und Herder, Jener durch Originalstücke, Dieser durch vortreffliche Uebersetzungen einiger altenglischer, schottischer und spanischer Volkslieder und Romanzen, haben es den Nachkommenden gar zu schwer gemacht, in diesem Fache zu glänzen. Indessen müßte ich ungerecht sein, wenn ich den Werth der zweiten Ballade von Herrn Sander — unter dem Titel Frau Clara's Erscheinung, von Rahbeck, nach einem alten dänischen Volksliede (S. 88) — verkennen könnte, die alles Interesse, das man von einem guten Volksliede verlangen kann, viel Natur und eine ziemlich lebendige Darstellung hat. Da ich das Original, wovon diese Copie genommen ist, nicht kenne, so kann ich nicht sagen, wie viel von diesem Allem auf eigene Rechnung des deutschen Dichters kommt; genug, eine Uebersetzung, die sich wie ein gutes Original liest, ist immer verdienstlich. Indessen dünkt mich, der Verfasser habe der Wirkung seines Stücks durch die Wahl der Versart Schaden gethan. Der hüpfende, leichtsinnige, fröhliche amphibrachische Rhythmus oder die steigenden Daktylen (wie sie der erste Führer meiner poetischen Kindheit, Herr Johannes Hübner, weiland Rector des Johanneums zu Hamburg und allgemeiner Lehrer des protestantischen Deutschlandes seiner Zeit, nicht ganz unschicklich benennt), diese steigenden Daktylen schicken sich zu dem Inhalt der Ballade nicht besser als ein Dreiachteltact mit *Allegro molto* zu einem Trauergesang. Dieser rasch und sorglos daher hüpfende Silbentanz setzt den Leser in eine Stimmung, die ihn für alle ernsthaften Eindrücke verderbt, und arbeitet also unaufhörlich dem Zwecke des Dichters, der uns rühren will, entgegen. Ein Anders wäre, wenn es darum zu thun gewesen wäre, irgend eine komische Wundergeschichte, z. B. die Austreibung von zehn Millionen Teufel aus einer besessenen jungen Nonne durch einen alten Kapuziner oder so eine hübsche Legende aus diesem Fache, in einem ironisch-ernsthaften Ton zu erzählen, um

uns lachen zu machen; da würde ein solches Metrum an seiner rechten Stelle gewesen sein. Aber hier, wo es auf wirkliche Rührung der innigsten und zartesten Gefühle des menschlichen Herzens abgesehen ist, wie konnte Herr Sander das Unschickliche einer solchen Versart nicht schon bei der ersten Strophe sehen? Was das Schlimmste dabei ist, dieses beständige Entgegenwirken des Rhythmus macht es nicht nur dem Leser unmöglich, von den affectvollsten Scenen gehörig bewegt zu werden; der Poet selbst, den die Daktylen einmal in ihren Wirbel hineingezogen haben, bleibt nicht mehr Meister von sich selbst, kann sich nicht zusammenziehen, nicht ernsthaft, nicht pathetisch sein, wo er es sein will und sein sollte. Ich gestehe, daß ich nicht begreife, wie man in einer so simpeln Sache irren und die Wahl der Versart, von welcher die Modulation und Bewegung des poetischen Gesanges so sehr abhängt, für gleichgiltig ansehen kann, da sie bei einem Gedichte, das eine gewisse Wirkung thun soll, gerade eines der wesentlichsten Stücke ist.

Gesänge und Lieder — wovon einige der besten mit angemessenen Melodien von Schulz und Reichardt versehen sind — machen den größten Theil dieser Blumenlese aus. Unter diesen hebt sich vorzüglich ein schönes Lied für die Töchter Zürch's, aus einem noch ungedruckten Schauspiel Wilhelm Tell, von dem Herrn Grafen Christian von Stolberg, das in einem zum Süjet sehr glücklich gestimmten Ton eine Heldenthat der Zürchischen Frauen und Jungfrauen bei dem Zug König Albert's gegen ihre Vaterstadt erzählend besingt. Zum Nichtnachahmen muß ich daran empfehlen, daß unter 15 vierzeiligen Strophen, woraus dieses weibliche Siegeslied besteht, 6 sich mit einem Bei- oder Nebenwort anfangen,

1. Sanft im Schooß des Thalgefildes,
3. Zahllos stürmten Albrecht's Ritter
4. Höhnend schauen sie
7. Leis' im Frauenkreise —
10. Sträubend drängt —
11. Schimmernd in der Morgenröthe.

Es entsteht aus dieser zu oft wiederkommenden Einförmigkeit der ersten Zeilen ein freilich nur sehr kleines Mißbehagen, das indessen doch bei 3 und 4, 10 und 11 merklicher auffällt. Wo Alles schön sein soll (wie in jedem großen oder kleinen Ge-

dichte), sind auch die geringsten Kleinigkeiten, die der Vollkommenheit des Werks und dem reinen Vergnügen des Lesers Abbruch thun, nicht unter der Kritik.

Von eben diesem liebenswürdigen Dichter ist eine kleine Epistel an die junge Gräfin Henriette von Baudissin, ein Impromptü, das mir durch den warmen Abdruck einer sanften Seele voll Unschuld, Güte und Freundschaft in einem Augenblick der glücklichsten Stimmung werth ist und fast durchaus auch das Naive und Leichte in Sprache und Versification hat, das zum Wesen solcher kleinen kunstlosen Ergießungen einer Dichterseele gehört.

Die Muse des Herrn Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg hat diesmal (außer einem Epigramm, dessen hernach noch gedacht werden soll, und einer schönen Sapphischen Ode, Größe der Erde, S. 217) drei Lieder, die in das Fach der sogenannten geistlichen Gesänge gehören (Danklied S. 7, Das Gewitter S. 51 und Wechselgesang S. 156) beigetragen, welche nach einer kleinen Veränderung in der ersten Strophe des Gewitters in einer Sammlung neuer Erbauungslieder ihren Platz und als solche unsern Dank verdienen.

Von Herrn Bürde finde ich drei Stücke, die meinen ganzen Beifall haben. Sie zeichnen sich durch Schönheit der Sprache und reine Harmonie der Versification, durch eine freie, leichte und grazienvolle Bewegung des Gedankens in den unmerklichen Fesseln des Rhythmus und Reims, kurz, durch Schönheiten aus, die immer seltner auf unserm Parnasse werden, durch das totum teres atque rotundum, worauf Horaz einen so hohen Werth legt.[1]) Um dies Urtheil zu rechtfertigen, sei mir erlaubt, nur das erste dieser Lieder, Gespräch zwischen mir und ihr genannt (S. 11), hieher zu versetzen.

„Das traurige Novemberwetter
Bricht nun herein,
Das grüne Schattendach der Blätter
Stürzt kläglich ein;
Der Wind pfeift durch die nackten Aeste
Von Norden her,
Die Vögel, unsre Sommergäste,
Ziehn über Meer:

[1]) Vgl. oben S. 87. — A. d. H.

Sprich, Liebe, hätt'st Du Lust zur Reise
Ins bessre Land?
Wo man nichts weiß von Schnee und Eise,
Nie Frost empfand;
Wo Früchte reifen, Blumen blühen
Jahr aus Jahr ein,
Sprich, wollen wir gen Süden ziehen?
Ich denke, nein!

Ein stäter Frühling würd' ermüden,
Und glücklich sein,
Lehrt doch im Norden wie im Süden
Das Herz allein.
Ja, Theure, jeden Strich auf Erden
Macht Liebe schön,
Siberiens Gefilde werden
Arkadien."

Dieser letzte Reim (Arkadien auf schön) ist das einzige Fleckchen an dieser niedlichen Kleinigkeit.

Eine eigene Manier zu haben, ist nicht nur erlaubt; wenn die Manier schön ist oder groß oder reizend und gefällig, kurz, wenn sie sich durch irgend eine Vollkommenheit auszeichnet, so ist sie sogar ein Verdienst. Gefährlich ist es immer, die Manier eines Andern zu seiner eigenen zu machen, und die gefährlichste aller Manieren ist die drollichte und launicht-naive. Es giebt eine gute Laune, worin man sich selbst nichts übel nimmt; und da sollte man freilich darauf rechnen können, daß auch Andere in einer so gefälligen Laune gegen uns wären. Auf so gutlaunige Leser scheint der Verfasser des Frühlingsliedes (S. 49) gerechnet zu haben; ihm wenigstens war recht wohl in seiner Haut, wie er's machte, und daher theilt sich auch dem Leser, je nachdem er mehr oder weniger Empfänglichkeit dafür hat, etwas von dem jubilirenden und juchheienden Frühlingsgeiste des Verfassers mit. Aber „ohne Grazien", sagt Pindar,[1]) „ist nichts angenehm noch schön", und die Grazien sind Göttinnen von einem sehr zarten Gefühl; ich müßte mich sehr irren, oder sie haben auch ihre fröhlichsten Tänze mit keinem Juchheisa! begleitet. Kurz, weder die Sprache noch das Anständige müssen der Laune aufgeopfert werden. Doch — nichts vor ungut!

[1]) Olymp., XIV. 6—8 (5. 6). — A. d. H.

„Es guckt sich so gülden
Ins Frühjahr hinein —
— — —

In Lauben und Hecken,
In Dickicht und Gras
Spielt Zephyr Verstecken
Und schaukelt sich was.

Herr Mai, wie so selig,
Hier Hütten zu baun! —

O, hätt' ich im Freien
Mein Mädchen auch hier,
Wie wollt' ich juchheien,
Juchheien mit ihr!"

Ich kann nichts davor, daß mir Voltairens David hier einfällt: Je danserai, oui je danserai! je danserai devant des servantes; je monterai tout ce que je porte, et ce me sera gloire devant les filles. Für diesmal wird es auch Amor nicht übel nehmen dürfen, wenn er in folgender etwas anti-Anakreontischen Manier apostrophirt wird:

„Freund Amor, das bitt' ich,
Sei heute kein Bär,
Auf lustigem Fittig
Hol Aennchen mir her!"

In einer so fröhlichen Maienlaune thut man ja wol auch einen Sprung zu hoch — aber zu viel ist zu viel! Doch wir wollen nicht vergessen, daß der Verfasser diesen kleinen excès de gaillardise in einem andern herzlichen und andächtigen Maienliede (S. 140), das sich anfängt:

„In Gottes frischem Morgenstrahl
Tret' ich und lass' ins grüne Thal
Das hohe Mailied tönen
Und preise Dich zehntausendmal,
Du Vater alles Schönen!"

wieder gut gemacht hat. Aber was der Geschmack schwerlich daran gut heißen kann, sind gewisse mit Fleiß affectirte alt-

fränkische Wörter, Constructionen und Redensarten, die er sich — gegen die weise Regel: daß man keinen neuen Wein in alte Schläuche fassen und keinen neuen Rock mit alten Tressen verbrämen soll — zur Manier gemacht zu haben scheint, wie z. B.

„Dir Lob und Preis für jeden Freund,
Der mich auf Tod und Leben meint (liebt).

Dir Lob und Preis, wenn dann vielleicht
Mein Mädchen da so heim sich däucht,
Wo sie mich hin begraben."

Geist und Fleisch (S. 131), von einem mit W. bezeichneten Ungenannten, ist eine drollichte Plaisanterie, die, wenn ich nicht sehr irre, Funken eines wahren Talents von sich wirft. So scherzt eine mit Sokratischer Philosophie genährte Lucianische Muse. Blumauer in einer seiner besten Stunden könnte kaum etwas Sinnreicheres in dieser witzig-bürlesken Art gemacht haben.

Der Tausch (S. 215), von einem Ungenannten B., hat so viel Leichtigkeit und einen so guten Ton von feiner Schalkhaftigkeit, daß man an seiner deutschen Herkunft zweifeln könnte. Auch die sittliche Leichtigkeit, womit das doppelte Paar tauscht und einander in flagranti erwischt, ohne einen Augenblick darüber verlegen zu sein, hat eine sehr französische Miene.

Das Wiegenlied von Psyche (S. 197) ist ein artiges Seitenstück zum Lied einer jungen Mutter (S. 104), dessen ich schon erwähnt habe.

Der Herausgeber selbst hat uns mit drei Liedern beschenkt, die den unverkennbaren Stempel seines Geistes und Talentes tragen und künftig eine Stelle in der Sammlung seiner Gedichte verdienen. Das erste ist ein trefflicher Rundgesang beim Punsch (S. 26), dem ein andrer Rundgesang im Winter (wobei auch Punsch getrunken wird — S. 75) zur Folie dient; die beiden andern, ein Drescherlied (S. 82, nach dem Dreschen zu singen, versteht sich) und Die Spinnerin, ein neuer musterhafter Beweis, daß ein Mann von Genie und Geschmack, der beide von Jugend an im vertrauten Umgang mit den Griechen gebildet hat, das Naive der simpelsten Natur mit attischer Grazie zu verbinden und der Rusticität selbst diese Nüance von ungekünstelter Eleganz zu geben weiß, ohne

welche sie nicht in guter Gesellschaft erscheinen kann, oder (mich richtiger auszudrücken) ohne welche sie nicht poetisch schön ist und also von keinem wahren Dichter gedacht werden kann.

Eines schönen Kranzes von Rosen und Myrten aus der Hand der Freundschaft werth — ist die Epistel von Herrn Tiedge an seinen Freund Stammfort, um ihn über den Tod einer geliebten Gattin zu trösten. In der Lage seines Freundes ist die Seele, für die der gegenwärtige Augenblick Qual ist, gezwungen, in der Erinnerung ihres ehmals genossnen Glücks und in dem Glauben, es künftig wieder zu finden, zu leben; sie ist keines Trostes fähig, als der aus diesen beiden Quellen fließet. Herr Tiedge schöpft also aus beiden die Vorstellungen, womit er den Schmerz seines Freundes zu bezaubern sucht, und so entsteht aus lieblichen Bildern der Vergangenheit und entzückenden Visionen der Zukunft ein Gemälde, das einer von der leichtbewölkten Luft eines schönen Abendhimmels erwärmten Landschaft gleicht und dem Pinsel des Verfassers Ehre macht. Hier und da fehlt vielleicht noch die letzte Hand, z. B. in der Stelle:

„Wo sind sie hingeschwunden,
Die liedervollen Stunden,
Wann (wenn) Alles um Dich schwand",

und in folgender:

„Welch Laubdach goß, entblüht,
Auf sie die Blüthen nieder",

wo das Wort entblüht augenscheinlich blos da steht, um auf das vorgehende geglüht zu reimen. Auch weiß ich nicht, ob die Schuld an mir oder an dem Verfasser liegt, daß in den drei letzten Versen folgender Strophe:

„Wo funkelt in dem fernen
Gebiet der Nacht die Spur,
Als sie vor allen Sternen
Dir ewig (ew'ge) Liebe schwur,
Und hell aus ihren Blicken
Ein weinendes Entzücken
Durch ihre Rosen fuhr",

das weinende Entzücken, das aus den Blicken der Geliebten hell durch die Rosen der Liebe (oder der Ge-

liebten, oder der Nacht? denn worauf bezieht sich ihre?) fährt, kein Bild in meiner Imagination hervorbringt. Dieser und ähnlicher Kleinigkeiten ungeachtet, die ein Aristarch an der Epistel des Herrn Tiedge tadeln könnte, bleibt ihm das Verdienst, die Sprache der Musen fertig und mit einer Leichtigkeit zu sprechen, die vielleicht gerade das ist, wobei er sich am Meisten in Acht zu nehmen hat.

. Um die guten Seelen, die sich gern in seine Unschuldswelt versetzen lassen, hat Herr P. Brückner sich wieder mit zwei Idyllen, Die Reisenden (S. 18) und Das Gewitter (S. 70), verdient gemacht. Ich meines Orts habe nichts dabei zu erinnern, als daß die einem deutschen Ohr unerträglichen Constructionen, Sie aßen des Obstes, Er trank des Quelles (die durch Vossens Beispiel in seinem Homer nicht gerechtfertigt werden)[1]) weder zu Darstellung der Unschuld seiner antediluvianischen Sethiten, noch zur Erbauung oder zum Vergnügen seiner Leser das Geringste beizutragen scheinen.

Unter etwa vierzig Stück Sinngedichten, Madrigalen und dergleichen sind verschiedene, die in einer Sammlung des Besten, was wir in dieser Gattung haben, eine Stelle behaupten können. Z. B. Nachbar Hans von Gleim (S. 100); Geprüfte Tugend (S. 177) von Ebendemselben; Vernunft und Glaube (S. 144) von Herrn von Salis; Ausbildung (S. 81) von Klamer Schmidt; Der sterbende Landjunker (S. 113) von X. Ungern habe ich (S. 73) einen Namen, den ich ehre und liebe, unter einem Madrigal gefunden, das Der Dichter und der Kritiker überschrieben ist. Hier ist es:

„Ein Dichter, den in kühnem Flug
Der Pegasus gen Himmel trug,
Erhob sich mit des Adlers Eile;
Da schrie mit ungestümem Ruf
Ein Kritikaster: Weile! weile!
Daß ich am linken Hinterhuf
Dir noch den letzten Nagel feile!"

Daß der Kritiker (wie er auf der Ueberschrift dieser kleinen allegorischen Erzählung betitelt ist) im Gedicht selbst zum

---

[1]) Vgl. Th. XXXVII. S. 113. — A. d. H.

Kritikaster wird, muß uns nicht irre machen. Denn da die Rede vom Feilen ist — wovon die Aristarche, Horaze, Quintiliane u. s. w. keinen Dichter, seine Eile möchte auch noch so groß sein, dispensiren, so gilt es hier wol den Kritikern selbst. Aber, aufrichtig zu reden, kein Dichter, wie eilig ihn auch sein Pegasus gen Himmel trägt — eine Reise, die man freilich Keinem, der Lust dazu hat, verbieten kann — kein Dichter ist zu entschuldigen, wenn er sich durch diese Bilder von Pegasus und himmelan fliegen und ungefeilten Hufnägeln und dergl. für gerechtfertigt hält, wenn er seine Werke nicht ebenso polirt, als er sich zu thun verbunden erkennen wird, sobald er ein anderes Bild wählt und seine Muse, anstatt zu einem Flügelpferde, zu einer Malerin oder Bildnerin macht. Die poetische Begeisterung (denn die ist doch wol unter dem Pegasus gemeint) weiß allerdings von keiner Feile und kann sie zu nichts brauchen. Auch läge dem Reiter, der sich auf einem wirklichen Flügelpferde zu den blauen und purpurfarben Ziegen, welche Sancho am Himmel grasen sah, erhübe, nichts daran, ob der letzte Nagel am linken Hinterhufe glatt gefeilt wäre oder nicht; oder vielmehr auch der ärmste Kritikaster weiß, daß Pegasus, der keine andre als Luftreisen macht, gar nicht beschlagen ist; und der Herr Verfasser kann es daher Niemand übel nehmen, wenn er das ungestüme Geschrei des Kritikasters und die ganze Erzählung für ein sehr apokryphisches Geschichtchen hält. Aber wie dem auch sein mag, der begeisterte Dichter schreibt in einer Sprache, die nicht er erfunden oder regulirt hat, sondern worin er sich nach den Gesetzen und dem Gebrauch, die schon lange vor ihm da waren, richten muß; er schreibt in Versen, die, aller seiner Begeisterung ungeachtet, alle Vollkommenheiten der Eurhythmie, des Wohlklangs, des schönen Flusses und der übrigen dem Gegenstande besonders anpassenden Eigenschaften der Versification haben müssen oder detestabel sind — und, was noch mehr ist, er bleibt, wie rasch auch sein Pegasus mit ihm davonfliegen mag, den Gesetzen des gesunden Denkens und richtigen Zusammensetzens seiner Gedanken, d. i. der Logik, so gut unterworfen, als ob er zu Fuße ginge. Die Moral dieses Sinngedichts, wenn es anders eine haben soll, ist also auf alle Fälle Ketzerei. Daraus, daß auch das größte und vollkommenste Menschenwerk selten ganz ohne Flecken ist, folgt nicht, daß es ohne Flecken nicht noch vollkommner wäre; und wiewol wir

geringe Fehler verzeihen können und sollen, so ist doch des Dichters Ruhm, daß man ihm nichts zu verzeihen habe; und wofür wollte ein selbst vortrefflicher Dichter durch Epigramme gegen Kritiker und Kritikaster den Verdacht gegen sich erwecken, als ob er einen Freibrief gegen die Kritik zu haben wünsche?

Vorzüglich angenehm sind den Freunden ächter Literatur die Vossischen Fragmente aus Homer's Ilias und Hesiodus' Theogonie gewesen, die dieser Sammlung zur Zierde gereichen, und wovon die drei Bruchstücke aus dem dritten, zwölften und achtzehnten Buche der Iliade (Odysseus und Menelaos, der Mauerkampf und der Schild des Achilleus) zur Probe dienen, was man sich von der Vossischen Uebersetzung des herrlichsten und interessantesten aller Werke des Alterthums zu versprechen habe. Eine Vergleichung derselben sowol mit den Versuchen seiner Vorgänger als mit dem Original wird Jeden, der sie anstellen kann, überzeugen, daß wir noch keine verdeutschte Ilias haben, aber daß wir sie aus der Hand dieses gelehrten Dichters erhalten werden, der seinen Beruf durch seine vortreffliche Uebersetzung der Odyssee bereits legitimiret hat und sich durch diese mit ebenso viel Genie als Sprachkenntniß, Gelehrsamkeit und Fleiß ausgearbeitete Uebersetzung Homer's — eine Unternehmung, von deren Größe und Schwierigkeiten selbst unter den Gelehrten die Wenigsten den gehörigen Begriff haben — sich ein Verdienst um die Nation machen wird, welches von ihrer Seite durch die möglichste Aufmunterung erkannt zu werden verdient; denn belohnen muß sich auch hier die Tugend selbst.

Daß Herr Hofrath Voß mitten unter dieser ebenso mühvollen als glücklich machenden Beschäftigung noch Zeit gefunden, eine Uebersetzung von Virgil's Landbau oder Georgicis zu Stande zu bringen, die mit Ehre an der Seite des Originals erscheinen darf, ist bereits allgemein bekannt, und wir bringen es hier nur in Anerinnerung, um zu sagen, daß dieses Werk, das seine eigene Empfehlung zu sehr mit sich führt, um der unsrigen zu bedürfen, mit einem lehrreichen und unentbehrlichen Commentar versehen, in nächster Ostermesse auf Subscription (die bis dahin offen bleibt) um 1 Rthlr. 4 Gr. in Louisd. zu 5 Rthlr. auf schönes Schreibpapier gedruckt erscheinen werde.[1])

---

[1]) Die Anzeige der übrigen Musenalmanache unterblieb. — A. d. H.

Der deutsche Parnaß.

[1790.][1])

Unter dieser Rubrik werden wir von Zeit zu Zeit von den merkwürdigsten poetischen Producten, womit unsre Sprache seit Kurzem bereichert worden ist und fernerhin bereichert werden wird, nach Beschaffenheit der Sache mehr oder weniger ausführliche Nachricht geben. Da der Verfasser dieses Artikels — wenn er sich auch aus hoher Meinung von der Kunst nicht erdreisten möchte, so geradezu neben die großen Meister hinzustehen und zu sagen, er sei auch ein Maler — wenigstens schon vierzig Jahre auch mitgemalt hat, so wird es ihm wol zu gut gehalten werden, wenn er, ohne den strengen Kunstrichter machen zu wollen, mitunter auch mit bescheidener Offenherzigkeit sagt, was ihm vorzüglich gefallen oder auch nicht gefallen habe, welches übrigens selten geschehen wird, ohne sich selbst und den Lesern von seinen Gefühlen Rechenschaft zu geben. Seine Liebe zu den Musen ist (wenn er einem alten gekrönten Dichter[2]) diesen Ausdruck abborgen darf) stärker als Frauenliebe und also gewiß auch stärker als die Furcht, sich durch freimüthige Urtheile vielleicht den Unwillen der Getadelten zuzuziehen; hingegen werden ihm auch Alle, die ihn kennen, zutrauen, daß Jeder, wer er auch sei, vor Neid, Tadelsucht und Begierde, den Glanz entschiedener Verdienste zu verdunkeln oder aufkeimende Talente abzuschrecken, bei ihm gesichert ist. Sein Auge kann ihn täuschen und hat ihn wol schon manchmal

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1790, I. S. 104—112, 204—216, 439—445. Die Jahreszahl ist von uns beigefügt. — A. d. H.

[2]) Petrarca. — A. d. H.

(vielleicht öfter, wenn er lobte, als wenn er tadelte) getäuscht; aber daß sein Auge nie ein Schalk ist, davon ist er so gewiß, als ein Sterblicher es nur immer von Etwas, das zu seinem Selbst gehöret, sein kann.

Es geht uns zuweilen mit gewissen Gedichten oder — was unter dieser Rubrik so mitläuft, wie mit gewissen Gesichtern: man kann sie nicht leiden, ohne recht sagen zu können, warum — oder vielmehr, man könnte es am Ende ja wol sagen, aber das Gefühl des ersten Anblicks ist uns schon so widerlich, daß wir nicht gern zweimal hinsehen mögen, um uns von der Gerechtigkeit unsers Widerwillens genauer zu überzeugen. Von Producten dieser Art ist am Besten gar nichts zu sagen. Eben dies gilt von solchen, worin, das Böse, das von Rechtswegen von ihnen gesagt werden müßte, von dem Guten, dessen kein existirendes Ding gänzlich ermangeln kann, abgezogen, nichts oder beinahe nichts übrig bleibt. Es giebt noch einen dritten Fall, wo gänzliches Stillschweigen die einzige Partie ist, die man, um die Achseln nicht zu zücken, ergreifen kann; aber dies ist ein so melancholischer Fall und erregt so traurige Betrachtungen über die Hinfälligkeit der menschlichen Dinge, daß man die Augen nicht schnell genug davon abwenden kann.

Da die Musenalmanache für das laufende Jahr eine Art von Vorgangsrecht behaupten, so machen wir den Anfang mit dem Vossischen, der um die gewöhnliche Zeit zu Hamburg bei C. E. Bohn herausgekommen ist.

Wenn er dem von 1789 an Zahl der Contribuenten weicht (welches vielleicht nicht desto schlimmer ist), so wird dieser Abgang durch die vorzügliche Güte der meisten oder doch der beträchtlichsten Stücke der gegenwärtigen Sammlung ersetzt. Unter den genannten Dichtern lesen wir 1 von Klopstock, 15 von Gleim, 3 von dem Herrn Grafen F. L. zu Stolberg, 3 von Pfeffel, 2 von Herrn von Salis, 5 von Matthisson, 5 von Herrn von Nicolay, 1 von Herrn von Halem, 3 von Klamer Schmidt, 2 von Miller, 3 von Hinze, 3 von Overbeck, 1 von Bürde, 1 von Spalding und 1 von F. W. A. Schmidt. Beinahe den vierten Theil des Ganzen hat der Herausgeber, Herr Hofrath Voß selbst, beigetragen.

Die Ode von Klopstock, Die deutsche Bibel überschrieben, straft die unberufenen Bibeldolmetscher, denen Luther's ebenso kräftige, edle und erhabene als schöne, liebliche und geschmeidige Sprache nicht gut oder wenigstens nicht modern genug

ist, und die es blos darum besser machen zu können sich dünken lassen, weil sie keinen Sinn für die Schönheiten der Sprache Luther's haben und den Werth des wichtigen Verdienstes nicht zu schätzen wissen, das dieser große Mann (der als deutscher Patriot, als Mann des Vaterlandes wenigstens ebenso groß als im Charakter eines Reformators war) sich um unsre Sprache erworben hat. Es versteht sich von selbst, daß in fünf Sapphischen Strophen Alles, was Luther durch seine Bibelübersetzung (das vornehmste und ihm selbst so ganz vorzüglich am Herzen liegende seiner Werke) an der deutschen Sprache und für sie gethan hat, nur mit wenigen, aber desto stärkern und treffendern Grundzügen bezeichnet werden konnte, und es ist daher ein sehr natürlicher und verzeihlicher Wunsch, daß der erhabene Dichter, dem unsre Sprache in mancherlei Rücksicht selbst so viel zu danken hat, den reichhaltigen Gegenstand dieser kleinen Strafode zum Stoff eines größern Gesanges gemacht haben möchte, der sich über alle Vorzüge und Schönheiten der Lutherischen Bibelsprache (besonders in Rücksicht auf die so große Mannichfaltigkeit des Stils der Bücher, woraus die Bibel besteht) ausgebreitet hätte und dadurch zu einem ewigen Ehrendenkmal für diesen großen Bildner der deutschen Sprache geworden wäre. Wer könnte dies besser thun als Klopstock? Und wem geziemt es besser?

Gleim hat für diesesmal eine Art von Romanze (Daphnis und Belinde, S. 130), ein Lied (Der schöne Baum, S. 105) und eine Anzahl Madrigale und kleiner Sinngedichte, welche größtentheils Kinder des Augenblicks scheinen, beigetragen. Sie sind seinen von ihm entfernten Freunden ein angenehmer Beweis, daß die Musen, deren Tempel auf unserm Parnaß er gründen und ausschmücken half, ihm zur verdienten Belohnung gewährt haben, was sein Horaz (den er so sehr liebt, daß er lieber Horaz in einem kleinen Bande als Voltaire in siebzig großen sein möchte) sich von Latonens Sohn erbat: integra cum mente nec turpem senectam degere, nec cithara carentem.[1]) Es wäre albern an uns, solche kleine, flüchtig aufs Papier geworfene Empfindungen oder Einfälle eines heitern und genialischen oder auch mitunter eines ältlichen Augenblicks, die gleichsam von sich selbst zu Reimen werden, mit Aristarchischer Nase beschnuppern zu wollen; aber die Kunst-

[1]) Hor., Carm., I. 31. 18—20. — A. d. H.

jüngerlein muß man doch warnen, sich nicht einzubilden, daß ihnen nun Alles erlaubt sei, weil Vater Gleim in seiner freien und naiven Manier sich auch wol zuweilen eine kleine Nachlässigkeit erlaubt — wie z. B. in Daphnis und Belinde das so und so in der Strophe:

„Sah er sie, so ward er froh;
Allen andern Freuden
War er todt, und so und so!
Ihr entbrannt' er lichterloh,
Konnte sie nur leiden"

(auch dies Konnte sie nur leiden, unmittelbar auf lichterloh brennen, ist nicht zur Nachahmung geschrieben) — oder das Herzchen, das in die Läng' und in die Quer' in Klagen bricht, in der folgenden Stanze:

„Und Belinde war wie er,
Durft's ihm nur nicht sagen;
Auf dem Herzchen lag's ihr schwer;
In die Läng' und in die Quer'
Brach's in bittre Klagen."

Man übersieht solche Kleinigkeiten gern in einem Liede wie dieses, das eine so naive, so unschuldige und so sittige Art von Liebe in einem ebenso naiven und gefälligen Tone singt; aber man übersieht sie nur dem einundsiebzigjährigen — Dichter der Grazien. Und auch dieser (höre ich nur gar zu laut um mich her sagen) kann nicht erwarten, daß man ihm Alles übersehe, sogar ein Epigramm wie dieses (S. 55):

„Was sahn doch neuerlich am alten Tiberstrom
In unserm neuen Rom
Auf seinem Capitol die Heinsen und die Goethen?
Sie sahn das Capitol, den Vater Papst und Kröten."

Nun ja! auch so etwas kann ja wol einem alten Freunde Virgil's und Horazens, der Rom nie gesehen hat und es lieber unter August oder Trajan als unter Pius VI. gesehen haben möchte, in einem apophradischen[1]) Augenblick entfahren! Aber, lieber Freund Voß, per omnes te Deos oro, Sybarim cur properas *amando* perdere?[2]) — warum mußte es gedruckt

[1]) ἀποφράς, unglücklich, wie nefastus. — A. d. H.

[2]) Hor., Carm., I. 8. 1—3. — A. d. H.

werden? Wer, dem in einem Augenblick der Crudität ein solcher Einfall entwischt ist, hört sich gerne sagen: Sie würden also in dem neuen Rom nichts sehen als das Capitol, den Vater Papst und Kröten?

Von Herrn Pfeffel finde ich eine Erzählung, Die zween Patriarchen (S. 34), und eine poetische Epistel an den Herrn von Salis-Seewis, Der Rubin betitelt (S. 68). Die erste, welche von seiner eigenen Erfindung zu sein scheint, ist lauter Gold von Inhalt und so schön erzählt, als man nur erzählen kann. Theophilus, ein frommer und stark orthodoxer Patriarch von Constantinopel, stirbt am Altar, indem er dem Volke den Segen giebt. Sein Engel trägt ihn zum Paradies empor.

„Dein Fasten,*) Dein Gebet,
Dein reiner Wandel, Deine milden Gaben
Stehn an dem Thron der Majestät
In ehrne Tafeln eingegraben,"

sprach der Genius und setzte ihn auf einem blumichten Rasen im Paradies ab. Nach einer Weile wallt ihm aus einem Bogengang unter himmlischer Musik ein königlicher Mann entgegen.

„Wie Silberfaden zitterte sein Haar
Um seine Scheitel her; aus seinen sanften Blicken
Sprach heitrer Ernst; ein purpurner Talar
Floß wie ein lichter Dunst von seinem Rücken."

Theophilus neigt sich voll Ehrfurcht vor ihm, und der ältere Bewohner des Paradieses fragt ihn: „Wer warst Du, neuer Freund?" „Ein Patriarch," versetzt der Gast. „So waren wir ja Brüder." Bei diesem Wort erwacht in Theophilus der ganze Priester wieder. Er erkundigt sich, wie die Kirche des alten Herrn geheißen, und wo er die Tiare, das Kreuz und den Bischofsstab gelassen habe. — „Die Dinge kenn' ich nicht," versetzt der silberhaarige Greis. Theophilus erstaunt.

„Ist's möglich, daß der Christen Ordenszeichen,
Das Kreuz, Dir fremde war?"

„Ich war kein Christ," antwortet Jener. Nun fällt Theo-

*) Vermuthlich, weil es bei Erzbischöfen selten sein soll.

philus aus den Wolken; er segnet sich, er will entfliehen und kann nicht. „So sage, wer Du bist", lallt er (vor Entsetzen), indem er ihn mit seinem Stab berührt (aus gerechter Furcht, es möchte wol der leidige — Gottseibeiuns selber sein, der in Gestalt eines Engels des Lichts gekommen, ihn noch im Paradiese zu versuchen). „So sage, wer Du bist!" — Die Antwort überrascht den Leser beinahe ebenso stark als den hochwürdigsten Hierarchen von Constantinopel:

„Ich, sprach der Greis, der lächelnd näher kam,
Bin Henoch, den, weil er ein göttlich Leben führte,
Jehovah zu sich nahm."

Seit dem, was Christus (Matth. 25) und St. Peter (Apostelgesch. 10, 34. 35) zu Belehrung und Beschämung der orthodoxen Eiferer gesagt haben, ist schwerlich etwas Zweckmäßigeres und Unwidersprechlicheres zu diesem Ende geschrieben worden als diese kleine Erzählung, und bei wem diese nicht wirkt, der wird sicherlich nicht bekehrt werden, und wenn ein Engel vom Himmel stiege und ihm die Wahrheit predigte.

Die Epistel an den Herrn von Salis macht ein würdiges Seitenstück zu dieser Erzählung aus, zumal da sie sich auch in einen kleinen morgenländischen Apolog endiget. Gedanken und Gesinnungen, Schwung und Ausdruck, Sprache und Versification ist Harmonie in diesem trefflichen Gedichte, das dem edeln Dichter, an den es gerichtet ist, und Demjenigen, von dem es kommt, gleich viel Ehre macht. Das Interesse, welches Herr Pfeffel durch das Ganze zu verbreiten gewußt hat, wird dadurch verdoppelt, daß es uns einen Mann schildert, der uns durch die reizenden Lieder, die wir seit mehrern Jahren in den Musenalmanachen von ihm gelesen haben, selbst interessant geworden ist. Dieses Bild ist eigentlich die Hauptfigur des Stücks, und was demselben vorgeht und folget, blos Rahmen und Verzierung desselben, aber mit großem poetischen Sinn erfunden, um die Wirkung desselben zu erhöhen. Hierzu dient hauptsächlich die Charakterisirung des zweiten Babylon's (Paris) durch Züge, die schon im Jahre 1787, worin dieses Gedicht geschrieben worden ist, den Geist athmen, der seit der zweiten Hälfte des Jahrs 1789 den bessern Theil der ganzen Nation beseelt.

Da ich nicht das ganze Gedicht abschreiben kann, so sei

mir wenigstens erlaubt, das schöne Bild hieher zu versetzen, das Herr Pfeffel von seinem würdigen Freunde macht.

„Hier lebst Du, Freund, in Dich verloren,
Der Weisheit und den Musen treu,
Und wie die Mutter Dich geboren,
So gut, so heiter und so frei.
Ja, frei! des großen Königs Krone
Verblendete Dein Auge nie;
Du stehest zwar vor seinem Throne,
Allein mit ungebognem Knie.
Du leihst, gleich Deinen tapfern Ahnen,
Ihm Deinen Arm; allein, wie sie,
Reist unter des Monarchen Fahnen
Blos für die Republik der Held;
Und ruft die gellende Trompete
Dich aus der Hofburg in das Feld,
So nimmst Du nebst dem Schwert die Flöte,
Wie Vater Kleist, mit in Dein Zelt:
Und trägt Dich Dein getreuer Schimmel
In Deiner Alpen Schooß zurück,
So singst Du, fern vom Kriegsgetümmel,
Wie er, doch unter freierm Himmel,
Des Frühlings Pracht, des Landmanns Glück."

Mit einer wehmüthigen Empfindung erwähne ich, indem ich fortfahre, den Vossischen Musenalmanach 1790 zu durchgehen, zweier herzrührender Sapphischer Oden (Die Bitte, S. 37, und Die Warnung, S. 88) von dem Herrn Grafen Friedr. Leop. zu Stolberg. Die Begebenheit, durch welche sie entstanden sind, ist für einen Freund des edeln Dichters, der einst die Freude hatte, ein Augenzeuge seines Glückes und der Liebenswürdigkeit seiner so ganz für ihn geschaffnen Agnes zu sein,[1]) zu traurig; die Empfindungen, die darin wie von selbst in süß klagende Harmonien hinschmelzen, sind zu zart, und ihr in eine höhere Ordnung der Dinge übergegangner Gegenstand ist mir zu heilig, als daß ich etwas darüber sagen könnte, das meinem eigenen Herzen genug thäte. Auch Leser, die Alles dessen ermangeln, was diese Oden für Diejenigen, die sich mit mir in gleichem Falle befinden, so interessant macht, werden

[1]) Stolberg war mit ihr im Mai 1784 in Weimar gewesen. — A. d. H.

durch die Wahrheit und Innigkeit des Gefühls, aus dessen Fülle sie strömten, und durch die Schönheit einer unter dem Monde so seltnen Liebe gerührt werden und zugleich darin ein neues Beispiel finden, von welcher Kraft der Glaube der Christen in Augenblicken sei, worin die sich selbst überlassene Natur ohne diese Stütze in Trostlosigkeit und Verzweiflung zusammensinken würde.

Die lieblichen Verschen von eben diesem Verfasser an die damals elfjährige Gräfin Henriette von Baudissin (im Sommer 1788 geschrieben) gehören (wie mehrere in dieser Sammlung) in eine Classe von Gedichten, die als zufällige, in einem Augenblick entstandene und nur für einen Augenblick bestimmte Ergießungen der Empfindung oder Laune so wenig als die Grazien, unter deren Einfluß sie stehen, dem Gerichtszwang der Kritik unterworfen sind. Und so wäre es dann wol nicht artig, in folgender Stelle, die das Glück der ersten Jugend in einem ebenso anmuthigen als sinnreichen allegorischen Bilde darstellt,

„Gutes Mädchen, hingeschwunden
Sind schon viele schöne Stunden,
Und fast jede Stunde trug
Dir auf leichtem Bienenflug
Honig aus den bunten Auen,
Wo noch immer Deine blauen
Augen nichts als Rosen schauen,
Schöne Rosen ohne Dorn,
Die der Jugend lautrer Born
Dir mit seinen spiegelhellen
Sanftgeschlungnen Silberwellen
Neben Deinem Bilde webt
Und mit sanfter Wallung hebt" —

es wäre, sage ich, nicht artig, uns in dieser Stelle das Wort Bienenflug verdrießen zu lassen, welches hier aus Schuld des Reims ohne Zweifel anstatt Bienenflügel steht. „Flug wird zwar auch für das Werkzeug des Fliegens, den Flügel, gebraucht," sagt Herr Adelung in seinem Wörterbuche, „doch nur in der Wappenkunst, wo ein Paar Adlersflügel ein Flug genannt werden." Warum also nicht auch ein Paar Bienenflügel ein Bienenflug? Sollte denn der Dichtkunst — deren Gerichtsbarkeit über die Sprache nach Horazens Meinung

sich ziemlich weit und besonders auf den Fall erstreckt, ubi notum callida verbum reddiderit junctura novum[1]) — nicht wenigstens so viel erlaubt sein als der Wappenkunst?

Zwei schöne Stücke von dem Herrn von Salis (an welchen die neulich erwähnte kleine Epistel von Pfeffel gerichtet ist) sind, nach meinem Gefühl, eine vorzügliche Zierde dieser Sammlung. Das erste ist die Ermunterung (zum weisen und unschuldigen Lebensgenuß) S. 49, in achtzeiligen daktylischen Stanzen, einer zu dem Inhalt und Tone dieses Gesangs sehr glücklich gewählten Versart, da sie durch ihr fröhliches Allegretto nicht wenig dazu beiträgt, den Leser fühlen zu machen, daß die Moral des Dichters warme, lebendige Empfindung seines Herzens ist — wie man an folgenden Beispielen sehen kann:

„Den uns umschließenden Zirkel beglücken,
Nützen so viel, als ein Jeder vermag,
O, das erfüllet mit stillem Entzücken!
O, das entwölket den düstersten Tag!
Muthig! Auch Leiden, sind einst sie vergangen,
Laben die Seele wie Regen die Au'.
Gräber,*) von Trauercypressen umhangen,
Malen bald stille Vergißmeinnicht blau.
Freunde, wir sollen, wir sollen uns freuen!
Freud' ist des Vaters erhabnes Gebot" u. s. w.

Um nicht zu wiederholen, was ich vor einem Jahre zum Lobe der schönen Sprache und Versification des Herrn von Salis gesagt habe, setze ich nichts weiter hinzu; aber unmöglich kann ich mich enthalten, das Gedicht An die Erinnerung (S. 119) ganz hieherzusetzen, theils seiner beinahe untadeligen Schönheit wegen, theils um die Anmerkung, womit ich es begleite, verständlicher zu machen.

„Süßer Wehmuth Gefährtin, Erinnrung!
Wenn jene die Wimper sinnend senkt,

*) An dem Zweideutigen in der Construction dieser zwei Zeilen (da nämlich grammatisch ungewiß ist, ob das Wort Gräber im Nominativ oder Accusativ steht) ist leider unsre Sprache Schuld; und ich sehe nicht, wie der Dichter es hier hätte vermeiden können. Doch möge darum kein angehender Kunstjünger sich auf dieses Beispiel steifen und sich deswegen von dem Gesetze dispensirt halten, das diese Art von Construction für unerlaubt erklärt.

[1]) Hor., Ars Poet., 47. 48. — A. d. H.

Hebst Du den Schleier und lächelst
Mit rückwärts gewandtem Gesicht.

Still und hehr, wie der schweigende Vollmond
Die Gräber bescheint, betrachtest Du
Das Vergangne, weilendes Blickes,
Wie Bräute des Bräutigams Bild.

Deine dämmernden Bilder sind lieblich
Wie Abendroth; Deine Stimm' ist sanft
Wie der Flöte schwindender Nachhall,
Verrieselnder Quellen Geräusch.

Oftmals zeigst Du in duftiger Ferne
Mir freundlich der Jugend Lenzgefild
Oder reihst in Kränze die Veilchen,
Die Liebe*) so sparsam mir las.

Oft erscheinst Du mir lächelnd durch Thränen
Und kosest mit mir vertraut und lang
Von den todten Lieben im Grabe,
Die höheres Gras schon umwallt.

Mir willkommen im Schleier der Trauer,
Willkommen im heitern Silberflor!
Rasch entschwebt**) der Gegenwart Freude,
Du, sinnende Trösterin, weilst.

Weile und röthe mir einst auch den Abend
Des Lebens mit Deinem Widerschein,
Unumwölkt von trübender Reue
Und nie vom Vergessen gelöscht!"

Ich brauche keinen Leser, den die Natur mit Sinnen für die feinern Schönheiten der Musenwerke begabt hat, auf die schöne Wahl und Harmonie der Bilder, woraus dieses kleine Gemälde gewebt ist, und den lieblich-melancholischen Ton, der sie in ein so schönes und sanft rührendes Ganzes verschmelzt, aufmerksam zu machen. Aber, ist es Laune meines Gefühls in diesem Augenblicke (denn auch das Gefühl hat zuweilen seine Launen),

*) Ist die hier der Artikel oder das Pronomen? Der Verstand läßt uns nicht einen Augenblick ungewiß, und doch fällt die grammatische Zweideutigkeit im Lesen auf.

**) Rasch und entschweben scheinen mir nicht recht zusammen zu passen; sie heben einander eher auf.

oder habe ich Recht, wenn ich mir einbilde, daß dieses Gedicht in einem freiern Metro, ich meine zwar in diesen ähnlichen, aber nicht ganz gleichen und an das Schema der ersten Stanze nicht gebundenen Rhythmen, noch mehr Effect gethan hätte. Das Schema ist folgendes:

— ⏑	— ⏑ ⏑	— ⏑ ⏑	— ⏑
⏑ —	⏑ ⏑ —	⏑ —	⏑ —
— ⏑	— ⏑	— ⏑ ⏑	— ⏑
⏑ —	⏑ ⏑ —	⏑ ⏑ —	

Ich weiß nicht, warum gerade dieses Metrum bei siebenmaliger Wiederholung meinem Ohre nicht so wohl thut, als ich wünschte; oder vielmehr, ich merke zwar sehr wohl, daß die alternirenden Trochäen und Jamben zu Anfang jeder Zeile und die wechselsweise Umkehrung der Daktylen in Anapästen Schuld daran sind; aber ich kann mir jetzt nicht erklären, warum gerade dieses alternirende Umkehren der Rhythmen durch achtundzwanzig Zeilen etwas Unbehagliches für mein Ohr hat. Vielleicht ließe sich das Problem vermittelst der Moritzischen Theorie des Rhythmus und der Versification auflösen — aber es ist mir jetzt unmöglich, den Versuch zu machen, wie gern ich mich auch in manchen Stunden mit diesen zwar für die meisten Leser, aber gewiß nicht für den wahren Liebhaber der Musenkunst gleichgiltigen Subtilitäten beschäftige. Kurz, ich glaube, daß ein freierer Gang der Versification diesem Gedichte eine der Gemüthsstimmung des Dichters noch angemessnere Melodie gegeben hätte. Vielleicht hätte er dann auch ein bedeutenderes Beiwort als schweigend für den Vollmond, der auf Gräber scheint, gefunden, und ein milderes für die Lieben in Gräbern als das verhaßte Beiwort todte; denn mir wenigstens ist nichts Abscheulicheres, als mir Diejenigen, die ich liebe oder je geliebt habe, als todt zu denken; und gewiß hätte auch Herr von Salis die Seinigen lieber in ihren Gräbern schlummern lassen, wenn das einmal gewählte Metrum ihm nicht die Freiheit dazu benommen hätte.

Herr von Nicolay hat diesesmal drei Erzählungen, eine Elegie und etwas, für dessen Gattung ich keinen schicklichern Namen weiß als Launen, beigetragen.

Die erste Erzählung ist Das Testament des Esels (S. 28). Ihr Erfinder oder wenigstens der erste bekannte Verse-

mann, der diese Schnurre (dies ist doch wol ihr rechter Name?) erzählt hat, ist ein französischer Fableor aus dem dreizehnten Jahrhundert, Rutebeuf genannt. Sie ist seiner Zeit würdig genug; ob sie in die unsrige verpflanzt zu werden verdiente, ist eine andere Frage. Die Pfarrer und Bischöfe jener barbarischen Jahrhunderte — wo die Klerisei zu große Vortheile voraus hatte, um nicht endlich übermüthig zu werden, und wo manche in ihrem Uebermuth so weit gingen, daß die Geduld der stupidsten Laien endlich mürbe werden mußte — diese mochten immerhin eine so impertinente Züchtigung verdienen; aber in unsern Tagen, dünkt mich, kann eine Erzählung von einem Pfarrer, der seinen Esel auf dem Kirchhofe begräbt, und von einem Bischof, der sich durch zwanzig Thaler, die ihm der Esel in seinem Testament vermacht hat, um ihn durch sein Gebet aus dem Fegefeuer zu ziehen, so kirre machen läßt, daß er gleich die hohle Rechte darstreckt und lächelnd sagt:

„Nun, ich dächte,
Dein Esel, wie Du sagst, war wol ein frommes Thier.
So laß ihn dann in Gottes Namen
Bei den von ihm beschämten Christen ruhn,
Die oft der Kirche minder Gutes thun;
Der Herr verleih' ihm seinen Frieden, Amen!" —

eine solche Erzählung, dächte ich, sollte in unsern Tagen auch von der leichtsinnigsten Classe von Lesern nicht anders als mit Achselzucken aufgenommen werden können. Doch Herr von Nicolay hat die Sache, wie es scheint, in einem andern Lichte gesehen und kann sich wenigstens mit dem Beispiele vieler andrer Ehrenmänner decken, die dieses erbauliche Histörchen dem alten Fabelhansen Rutebeuf nacherzählt haben. Denn es findet sich in den Facetiis des Poggii und unsers Frischlin's, in der Arcadia di Brenta, in den Novelle de Malespini, im Dictionnaire d'Anecdotes, in den Contes de Mr. Sedaine und andern von Herrn Le Franc angeführten Sammlungen.*) Wie dem indessen auch sein möchte, wenn das Märchen nur gut erzählt ist, so möchte der Dichter das Uebrige unserthalben mit der Klerisei ausmachen, ohne daß wir uns eben verbunden glaubten, für die letztere Partei gegen ihn zu nehmen. In dieser Rücksicht wüßte ich nichts dagegen zu erinnern, vorausgesetzt, daß man

*) Fabliaux et Contes du XII. et XIII. Siècle, Vol. II. p. 251.

dem Herrn von Nicolay, wie billig, das Recht zugesteht, in seiner eigenen Manier zu erzählen, welche lebhaft genug ist, aber eher bequem für den Dichter als leicht genannt zu werden verdient. Woran es ihr meinem Gefühle nach fehlt, ist ein Wenig mehr attisches Salz und eine gewisse Grazie, die sich besser empfinden als definiren läßt. Doch einen Wink kann ich vielleicht geben, den sich wenigstens Anfänger in unsrer Kunst zu Nutze machen könnten. Wenn ich nicht irre, so liegt der Fehler größtentheils in zu weniger Aufmerksamkeit des Herrn von Nicolay auf Eurhythmie und Symmetrie seiner Perioden, besonders in der Angewohnheit, den Alexandrinischen Vers (oder auch den zehn- und elfsilbigen) ohne den Abschnitt, den dieser Vers einem alten und bis auf unsre neuesten Zeiten für unverletzlich gehaltnen Gesetze zufolge nach dem dritten Fuße haben soll,*) in einem Athem fortlaufen zu lassen, wie z. B.:

„Das seh' ich gern,
Wenn meine Pfaffen Streiche dieser Art beginnen" —
„Es mag
Der Böse leicht dem Guten durch Verleumdung schaden" —
„Daß ich mir ohne Wasserprobe Recht verschaffe."

Solche Freiheiten — aber wohl gemerkt! nur wenn sie durch irgend eine beträchtliche Schönheit vergütet werden (denn der Bequemlichkeit eines Dichters sind wir keine Nachsicht schuldig), unter dieser Bedingung also möchten solche Freiheiten hingehen; ja, es giebt Fälle, wo das Forteilende oder Dahinstürzende eines solchen Alexandriners durch die nachahmende Harmonie mit dem Inhalt sogar selbst zur Schönheit wird; aber wenn wir ohne alle andere Ursache, als weil es dem Poeten nicht gelegen war, sich etwas mehr Mühe zu geben, ohne Athem holen zu können, wol gar durch zwei oder drei Verse fortgeschleppt werden, wie in folgendem Beispiel aus dem Goldnen Apfel von ebendemselben Verfasser:

„Im Ernste zürnend, hat Dione
Indessen dem bestürzten Sohne
Sein unachtsames Wesen vorgerückt,"

*) Bei dem elfsilbigen jambischen Verse kann und soll sogar der Abschnitt verschiedentlich abgewechselt werden, aber auch er soll ordentlicherweise nicht ohne Pause sein.

so sträubt sich Ohr und Lunge gegen eine solche poetische Gewaltthätigkeit, und wer würde nicht eine numerose Prose solchen Versen vorziehen?

Wenn sich Herr von Nicolay ja durch die Uebersetzung des Testament de l'Asne ein Wenig versündiget haben sollte, so hätte er, mit meiner Stimme, sich von aller etwa verdienten Buße durch den Ritterorden (S. 180) losgekauft; eine Erzählung, die unter die besten Stücke der Barbasanischen und Lefrankischen Sammlung der alten Fabliaux et Contes gehört und die Ehre, von Herrn von Nicolay in unsre Sprache übergetragen und sowol durch Weglassung der Unfüglichkeiten des Originals als durch viele ihm eigene Züge, die den Charakter des edeln Saladin und des christlichen Ritters stärker zeichnen, verschönert zu werden, um so mehr verdiente, da sie auf eine wirkliche Begebenheit zwischen dem berühmten Seladaddin oder Saladin und einem französischen Ritter, Namens Humfroy von Thoron, gegründet ist. Unglücklicherweise fängt die Erzählung gleich mit einem neuen Beispiele zu meiner vorigen Rüge an:

„Schon hatte Saladin durch Glück und Tapferkeit
Des Orientes größten Theil der Christenheit
Entrissen."

Solche Verse laden nicht zum Fortlesen ein; aber sie sind auch die schlechtesten im ganzen Stücke. Warum der Dichter die hunderttausend Besans, welche Saladin im Original für die Freilassung des Ritters fordert, in tausend Seckel verwandelt hat, sehe ich nicht. Wenn jüdische Seckel damit gemeint sind, so müßte der Ritter ein armer Wicht gewesen sein, wenn,

„Was ihm in Gallien im Oste zugehörte,"

kaum die Hälfte, d. i. etwa 250 Thaler, werth gewesen wäre. Meint er aber türkische Beutel, so begeht er einen größern Anachronismus, als wenn er den Sultan von Aegypten im dreizehnten Jahrhunderte von einem damaligen Ritter so und so viel Pfund Sterling hätte fordern lassen. Ein Besan war damals eine im Oriente gangbare und durch die Kreuzzüge auch nach Europa gebrachte Goldmünze, die in unserm Gelde ungefähr, was jetzt zwei Ducaten, gelten mochte. Hunderttausend Besans waren also selbst für den reichsten Ritter und edeln Herrn eine unermeßliche Summe.

Die dritte Erzählung von Herrn von Nicolay, Der goldne Apfel an Phyllis (S. 163), ist in einem andern Geschmacke. Sie erzählt uns eine Anekdote zwischen Venus und Amor, dem Dichter und seiner Phyllis, wovon die Scene halb im poetischen Himmel und halb auf der Erde liegt, und ist eine glückliche Nachahmung der Manier, worin Prior einige Gedichtchen voller Witz und Grazie, als *Cloe hunting*, *Cupid and Ganymed*, *Cupid mistaken* u. s. w., geschrieben hat, und wobei es eigentlich blos darum zu thun ist, irgend einer Phyllis oder Chloë mit einer sinnreichen Wendung etwas Artiges zu sagen.

Die Elegie nach Ziskens Tode ist nach meinem Geschmack unter diesen fünf Stücken das, was dem Herrn von Nicolay am Besten gelungen ist. Diese Dichtart scheint mir sein eigentliches Fach zu sein, und gewiß werden sich weder Muret, Lotich, Beza, Sannazar und Dousa, noch selbst Tibull und Properz weigern, ihn für ihren Verwandten zu erkennen, und in vollem Maße wahr zu machen, was er mit Bescheidenheit und Delicatesse in der Stelle zu verstehen giebt, die mit den Versen anfängt:

„Und häufig kamen jetzt die Schatten, mich zu grüßen,
Kaum fühlbar war ihr leichter Druck der Hand;
Und Zisken übergoß mit schwesterlichen Küssen
Der Schönen Chor, der um sie stand.“ *)

Dieses sinnreiche und anmuthige Gedicht ist wie alle mir bekannten Elegien des Verfassers der letzten und feinsten Feile würdig. Vermuthlich dürfte, wenn mein Wunsch stattfände, vornehmlich auch an folgenden vier Versen zu feilen sein, wenn es nicht besser ist, sie ganz umzuschmelzen:

„Die Wang' an ihren Arm gelehnet,
Hing fest Eurydice, den Leib umfaßt ihr tief
Aufblickend Delia, und sanft gedehnet
Floß Ziskens Linke hin, die Laurens Hals umlief.“

*) Stand ist wol hier nicht das rechte Wort, wiewol es der allmächtige Reim in seinen Schutz nimmt. Auch finde ich in einem so schönen Gedichte nicht gern so harte Reime wie Küssen und grüßen, Kusse und Fuße; wiewol ich immer ungern zu dem Geständniß zurückkommen muß, daß man das Reimen in unsrer Sprache nicht durch gar zu strenge Gesetze noch schwerer machen darf, als es ohnehin schon ist.

Das Bild ist schön, aber es ist nicht schön dargestellt; man fühlt, daß Vers und Reim den Dichter zu viel oder zu wenig geplagt haben, und das muß der Leser nie merken!

Das kleine Stück, das Schwermuth überschrieben ist (S. 61), könnte füglicher Hypochondrische Laune heißen. Denn wahrlich, man muß in einer wunderlichen Laune sein, um aus einer Aufzählung der Ingredienzien des menschlichen Lebens das Resultat herauszubringen,

„Und wäre nicht der Kuß, so machte morgen
Ein Degen oder Strick mich von dem Joche frei.
Nur er hält mich an diese Welt gebunden," u. s. w.

Doch ich will nicht vergessen, daß, so wie es eine Laune giebt, worin man so etwas macht, es vermuthlich auch eine giebt, worin man so etwas mit Vergnügen liest, und da ich gerade nicht in dieser Stimmung bin, so ist wol das Weiseste, nichts weiter darüber zu sagen. Uebrigens hoffe ich nicht, daß die Freimüthigkeit, womit ich von diesen kleinen Stücken eines Mitbruders im Apollo, den ich schon lange vorzüglich schätze, gesprochen habe, weder bei ihm noch Andern einer Entschuldigung bedürfe; und ich werde mir das Reciprocum recht gerne gefallen lassen.

Es wird vielleicht kaum verzeihlich scheinen, daß ich die Leser dieses Artikels (wenn er deren anders einige finden sollte) so lange mit Beschauung eines einzigen Blumenkörbchens aufhalte, während so manche seltnere Gewächse oder mit goldnen Früchten beladene Bäume, womit unser Parnaß in vergangnem Jahre bereichert wurde, unsre Aufmerksamkeit reizen und uns zu ihrem nähern Anschauen und Genuß einladen. Aber da ich ohne anscheinende Ungerechtigkeit die angefangene Beaugenscheinigung des Vossischen Musenalmanachs nicht unvollendet lassen kann, so muß ich, ehe in den folgenden Monaten von wichtigern Erscheinungen die Rede sein wird, um Erlaubniß bitten, noch einige Minuten bei dem, was uns die besagte Sammlung geliefert hat, verweilen zu dürfen.

Herr Bürde hat diesmal nur ein einziges, aber desto vorzüglicheres Stück geliefert (S. 52), Karl's V. Reflexion im Kloster, auf eine wahre Anekdote der Lebensgeschichte dieses stolzen Monarchen gegründet, der dem deutschen Reiche vorsätzlich so viel Böses und unfreiwillig so viel Gutes gethan hat.

Diese Reflexion des Kaisers, der sich in seiner klösterlichen Abgeschiedenheit von der Welt mit Uhrmachen die Zeit vertrieb und es mit aller möglichen Sorgfalt nicht dahin bringen konnte, daß auch nur eine seiner Uhren mit einer andern völlig gleich ging — eine Reflexion, die leider für das Glück seiner Völker zu spät kam —, enthält eine unendlich wichtige Lehre für die Hirten der Völker, die aus allzu guter Meinung, alle ihre Untergebenen in Glaubenssachen recht zu meinen nöthigen möchten. Nur Schade, daß sie wahrscheinlich weder Musenalmanache noch Teutsche Merkure lesen! Doch, wofern auch nur unter den kleinen subalternen Usurpatoren einer tyrannischen Herrschaft über Vernunft und Gewissen der eine oder andere zur Besinnung gebracht würde, wenn ihm die Reflexion des kaiserlichen Uhrmachers hier unvermuthet in die Augen fiele, so wäre es der Mühe immer werth, sie abgeschrieben zu haben.

„O, ruft er endlich aus, die Hand des Künstlers kann
Sein eignes Werk nicht ganz, wie er es wünschte, lenken,
Und ich, ich maßte mir aus eitlem stolzem Wahn
Die Herrschaft über Geister an!
Es sollten Millionen denken,
Wie ich befahl!" u. s. w.

Hoffentlich werden, seitdem Millionen diese Reflexion zu machen anfangen, auch wol die einzelnen gekrönten und ungekrönten, infulirten und nicht infulirten, gesalbten und ungesalbten Häupter sich allmählich gefallen lassen, den von einer so respectabeln Majorität unterstützten Decreten der Vernunft ihre Sanction zu ertheilen.

Sowol das erwähnte Gedicht des Herrn Bürde als die fünf lyrischen Stücke von Herrn Matthisson bestätigen in vollem Maße Alles, was ich im Jänner und März des vorigen Jahrgangs zum verdienten Lobe des Einen und des Andern gesagt habe.[1]) Auf eine ganz vorzügliche Art hat die Natur und die Muse den Letztern mit der glücklichsten aller Feengaben beschenkt, mit der Gabe, seine Situationen und die individuellen Empfindungen, Gedanken, Träumereien und Wünsche, welche sie in ihm erregen, auch seinen Lesern interessant zu machen, was ihm selbst so warm aus dem Herzen fließt, in den

[1]) Vgl. oben S. 230 ff. — A. d. H.

lieblichsten Tönen auch ins Herz seiner Zuhörer hineinzusingen und dadurch unfehlbar gerade so viele Freunde zu gewinnen, als er Leser hat. Auch die nicht weniger (unter uns) seltne Gabe, mit dem zartesten Gefühl eine lieblich spielende Phantasie so geschickt zu verweben, daß beide fast unmerklich ineinanderfließen, kenne ich außer dem seligen Hölty keinen unsrer zahlreichen Liedersänger, der ihm den Preis so leicht streitig machen könnte. Zum Beweise wäre ich versucht, das kleine Lied an Adelaide (S. 65) ganz hieherzusetzen, wenn der Raum es gestattete.

Vollen, unvermischten Beifall, wie das Vergnügen war, womit ich sie las, rufe ich den Hendekasyllaben des Herrn Klamer Schmidt auf unsers Gleim's einundsiebzigsten Geburtstag (S. 171) zu. In den Erinnerungen (S. 73) und dem Liede, an Geburtstagen der Freunde zu singen (S. 112), herrscht die diesem Dichter eigene Laune wieder, von welcher in vorigem Jahre die Rede war; aber so, daß man von sehr böser Laune sein müßte, um nur einen Augenblick dazu sauer zu sehen.

Ich muß noch manches Bemerkenswerthe, z. B. die ebenso rührend als wahr ausgedrückten Empfindungen eines Vaters bei der Inoculation seiner kleinen Tochter von dem Herrn von Halem (S. 102) und das kleine Lied An die Gesundheit von Dt. (S. 137) übergehen, um ein paar Worte von den Stücken zu sagen, womit der Herr Herausgeber selbst seine Sammlung bereichert hat. Sein Beitrag ist der Anzahl und zum Theil auch dem Gehalt nach der beträchtlichste; vornehmlich durch die Uebersetzung der zwei Idyllen des Theokrit's, welche die tragikomische Liebe des Cyklopen Polyphemus zu der Nymphe Galatea zum Gegenstand haben, und des Schilds des Herakles (Hercules) von Hesiodus. Da es weder nöthig noch hier der Ort ist, in eine umständliche Beurtheilung dieser meisterhaften Uebersetzungen einzugehen, so begnüge ich mich, Denjenigen, welche die antike Manier und Diction, wodurch die Vossischen Uebersetzungen der Griechen so getreue Copeien ihrer Originale werden, nicht modern genug finden, zu sagen: daß meines Bedünkens nur zwei Wege sind, die Werke eines Homer's, Hesiodus, Theokritus u. s. w. in unsre Sprache überzutragen — entweder so, daß man von dem eigenen Charakter und Stil des alten Dichters, der sich ebenso sehr in seiner Diction als in seiner Vorstellungsart ausdrückt, so viel zu erfassen und

nachzubilden suche, als nur immer mit den wesentlichsten Regeln der lebenden Sprache, in welche übersetzt wird, bestehen kann; oder so, wie zu vermuthen ist, daß der alte Grieche gesprochen haben würde, wenn er (alles Uebrige gleich) unser Zeitgenosse gewesen und in unsrer modernen Sprache gedichtet hätte. Das Letztere that Pope in seiner Uebersetzung Homer's und erreichte dadurch seinen Zweck, dem Hofe und dem großen Haufen der *Elegants* und Dilettanten seiner Nation und Zeit zu Gefallen und zugleich seine Mühe auf eine beispiellose Art bezahlt zu bekommen, sogar über seine eigene Erwartung. Der gute alte Homer verlor freilich nichts dabei als die reine Hälfte dessen, was ihn zum Homer machte; aber sein Uebersetzer tröstete sich darüber mit dem soliden Gewinn an Ruhm und klingender Münze, der ihm selbst auf diesem Wege zu Theil wurde. Herr Hofrath Voß hat dem Publico schon lange Proben genug gegeben, daß es ihm nicht nur sehr möglich, sondern gewiß ohne alle Vergleichung leichter sein würde, uns einen modernisirten Homer und so weiter zu geben, als eine Uebersetzung, in welcher so wenig als nur immer möglich von Allem dem, was z. B. die Homerität des alten griechischen Barden ausmacht, verloren gehen soll; und da er diesen letzten Weg gewählt hat, so konnte er keine andere als die sehr verdienstliche Absicht haben, Diejenigen, die das Original nicht ebenso fertig lesen können als irgend einen deutschen Dichter (und deren giebt es doch wol nicht viele in Germanien?) für diese Entbehrung möglichst zu entschädigen und sie, auch durch das Medium unsrer Sprache, trotz aller sich entgegenthürmenden Schwierigkeiten so viel von des alten Dichters eigenem Stil und Charakter sehen zu lassen, daß ihnen z. B. bei Lesung seiner Ilias und Odyssee so zu Muthe sei, als ob sie den alten Vater Homer selbst, nicht ein glattgeschornes, nach der neuesten Mode frisirtes, gekleidetes und herausgeputztes, kurz, in einen modernen *Elegant* travestirtes Homerchen vor sich sähen. Aber um dieses möglich machen zu können, müssen wir ihm, däucht mich, nothwendig die Freiheit zugestehen, sich so viel, als es die Natur unsrer Sprache nur immer zuläßt, eine eigene Homerische Sprache aus ihr zu bilden; eine Sprache, die freilich in Deutschland nirgends so gesprochen, aber doch von jedem Deutschen verstanden wird; eine Sprache, worin es lächerlich wäre, einen Doolin oder Ahdim in Stanzen zu besingen oder Tasso's Jerusalem übersetzen zu wollen; die aber

ganz dazu gemacht ist, uns den alten Homer u. s. w., wie er ist, mit dem möglichst mindesten Verlust zu genießen zu geben. Was wir ihm zu diesem Zwecke eingestehen, setzt freilich ein großes Zutrauen in seinen Geschmack, seine Beurtheilungskraft, seine gründliche Bekanntschaft mit beiden Sprachen, kurz, in alle Talente, Geschicklichkeiten und Kenntnisse voraus, die zu einem Uebersetzer Homer's, der so viel leisten soll, erfordert werden; aber die Proben, die er uns davon schon gegeben hat, berechtigen ihn auch zu diesem Vertrauen; und ich bin versichert, daß er, weit entfernt, es zu mißbrauchen, strenger gegen sich selbst sein wird, als irgend ein billiger Aristarch es gegen ihn zu sein wagen dürfte. Ob wir aber durch dieses Zutrauen auf unsrer Seite schon Alles gethan hätten, und ob es nicht eine Art von edler Pflicht sei, dem Manne, der ein so großes, so viele Anstrengung, so hartnäckigen Fleiß, so viele Aufopferung von Zeit und Kräften erforderndes Werk unternimmt, wenigstens so viel Aufmunterung dazu zu geben, als in unsrer Macht steht — ist eine andre Frage, die ich hier nur beiläufig anrege, und deren Bejahung hoffentlich mit einer großen Mehrheit der Stimmen durchgehen wird.

Unter den eigenen Gedichten, welche Herr Voß zu diesem Musenalmanach beigesteuert hat, ragen ein paar Seitenstücke zu zwei bekannten englischen hervor, nämlich ein Allegro (S. 75) zu Milton's seinem, und zu D. Swift's Happy life of a Country Parson die getreue Darstellung eines ächten niedersächsischen Dorfpfaffen (S. 107), dergleichen es (zur Schmach eines Standes, dessen würdige Glieder dieser Name so wenig als das Gemälde selbst angeht) nur noch zu viele auch in den übrigen fettern Kreisen und Gauen Germaniens geben soll, und welchen diesen Spiegel vorzuhalten, ein nicht unverdienstliches Werk ist. Ein trefflicher Ostade in seiner Art, der dem Besten, was Butler und Swift in dieser Manier gemalt haben, mit Ehre zur Seite stehen kann. — Und so viel für diesmal.[1])

---

[1]) Die Besprechung der übrigen Musenalmanache von 1790 und sonstigen Spenden des deutschen Parnasses unterblieb. — A. d. H.

Vossischer Musenalmanach für 1791.[1])

Der Vossische Musenalmanach behauptet (wofern ich meinem Gefühl trauen darf) noch immer die Oberstelle unter ähnlichen Sammlungen, für welche ihm der Geschmack des Herausgebers, die Beiträge einiger Günstlinge der lyrischen und erzählenden Muse und vornehmlich seine eigenen bürgen. Daß die Anzahl der Contribuenten eher ab- als zuzunehmen scheint, ist in meinen Augen kein ungünstiger Umstand, zumal da wir dafür, was die Güte der gelieferten Stücke betrifft, merklich gewonnen haben. Ich finde in dieser ganzen Sammlung von 74 Stücken (die Epigrammen und andere Kleinigkeiten, an der Zahl 23, abgerechnet, wiewol auch diese größtentheils ihrem kleinen Platze keine Unehre machen) nur wenige, die in einer Auswahl des Schönsten und Eleganteſten, was der deutsche Parnaß ausländischen Meisterstücken gleicher Art entgegenzustellen hat, nicht glänzen würden; und selbst die wenigen Stücke, die hier im Schatten stehen, verlieren vielleicht nur dadurch, weil sie in gar zu guter Gesellschaft erscheinen, und würden in mancher andern Sammlung keine schlechte Figur gemacht haben.

Den ersten Platz hat der Herausgeber, wie es Pflicht gegen das Andenken des Sängers und des Besungenen erforderte — einer herrlichen Ode des verewigten Joh. Andreas Cramer's, Bernstorff's Jugend überschrieben, eingeräumt. Sie ist des großen Mannes würdig, dessen Jugend der Dichter darin mit ebenso viel Wahrheit als Wärme und mit der Hoheit des Gedankenschwungs, Kräftigkeit der Sprache und Schönheit der Versification, die alle seine Gedichte charakterisirt, zu einem un-

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1791, I. S. 211—222 u. S. 436—444. — A. d. H.

übertrefflichen Muster für alle durch Geburt und Umstände zu den ersten Rollen in der bürgerlichen Gesellschaft bestimmten Jünglinge idealisirt hat. Der Herausgeber macht uns Hoffnung, daß wir in Kurzem eine ganze Sammlung solcher noch unbekannter Gedichte des sel. Herrn Vicekanzlers Cramer's aus den Händen seines, den Namen eines solchen Vaters rühmlich behauptenden Sohnes erhalten werden.

Herr Matthisson hat diesesmal zehn Stücke beigetragen, die ihm seine eigene Stelle unter den anmuthigsten Sängern unsers Parnasses auf immer versichern. Ich sage, seine eigene Stelle; denn ich wenigstens kenne Keinen, weder in unsrer noch in einer andern Sprache, der ihm in der Manier, worin seine vorzüglichsten Lieder, z. B. Die Kinderjahre (im November des Neuen Teutschen Merkur's 1790) oder das Mondscheinlied in gegenwärtiger Sammlung (S. 10), gedichtet sind, zum Muster gedient hätte. Dieses letztere verdient eher den Namen eines Mondscheingemäldes; denn ein Pölenburg könnte es ihm Zug vor Zug nachmalen. Herr Matthisson besitzt ein sonderbar glückliches Talent, aus einer Menge kleiner, der Natur abgemerkter einzelner Erscheinungen und charakteristischer Züge Gemälde zusammenzusetzen, die durch Bestimmtheit der Formen, täuschende Wahrheit des Colorits und Harmonie aller Theile zu einem schönen Ganzen bezaubern, so wie sie durch die anscheinende Leichtigkeit der Ausführung in kleinen Versen, worin jedes Wort, jeder Reim sich auf den Wink des Dichters an seinen Platz gestellt zu haben scheint, selbst einen Kunstverwandten in Verwunderung setzen. Ich möchte alle Stanzen dieses reizenden Landschaftsgemäldes abschreiben dürfen, um Diejenigen, die es etwa noch nicht kennen sollten, zu überzeugen, daß ich es ohne Parteilichkeit angesehen habe. Folgende drei mögen zur Probe dienen, wiewol jede der übrigen mit gleichem Rechte hätte gewählt werden können:

„Wie schön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen,
Dort unter Blumen schäumt,
Als lodernde Cascade
Des Dorfes Mühle treibt
Und wild vom lauten Rade
In Silberfunken stäubt.

Durch Fichten senkt der Schimmer
So bleich und schauerlich
Auf die bebüschten*) Trümmer
Der Wasserleitung sich,
Bestrahlt die düstern Eiben
Der kleinen Meierei
Und hellt die bunten Scheiben
Der gothischen Abtei.

Wie sanft verschmilzt der blassen
Beleuchtung Zauberschein
Die ungeheuern Massen
Gezackter Felsenreihn,
Dort, wo in milder Helle,
Von Immergrün umwebt,
Die Eremitenzelle
An grauer Klippe schwebt."

Man sieht augenscheinlich, daß dies Alles nach der Natur copirt, daß das ganze Gemälde die Darstellung einer wirklichen Landschaft ist, wie sie sich dem poetischen Maler in einer schönen Vollmondsnacht zeigte; aber der Maler ist auch Dichter; das, was er sah, schloß auch seinen innern Sinn auf, und dieser gab durch Erscheinungen der Phantasie seinem Gemälde das Idealische, wodurch jedes kleine oder große Product der poetischen Kunst erst zum Gedicht im eigentlichen Verstande erhoben wird. Für den Dichter giebt es (sowie für den Philosophen) keine todte Natur; sie schlummert im Mondschein, aber ihr Athem regt das ganze Gemälde, warmes Leben glüht in allen seinen Theilen, und da die Gegend um diese Zeit gewöhnlich menschenleer ist, so zeigt er uns einen Sylphen, der in Lunens Glanz an der Linde dahin streift, läßt Irrwische im dunkeln Uferschilfe leichte Tänze weben und Elfenheere durch Felder und Wiesen schweifen. Die ganze Stanze, womit sich dieses poetische Nachtstück schließt, ist von dieser Art und zerfließt, so zu sagen, in Luft und unbestimmten Duftgestalten:

*) Unsere an harten Wörtern ohnehin nur allzu reiche Sprache hat einige so unsingbare, daß die Musen selbst eine Grimasse machen müssen, um sie herauszuwürgen. Das Wort bebüscht ist aus dieser Zahl. Könnte und sollte es nicht gänzlich aus unserer Dichtersprache verbannt werden?

„Bald bergen, bald entfalten
In lieblicher Magie
Sich wechselnd die Gestalten
Der regen Phantasie;
Die zarten Blüthen keimen,
O Mond, an Deinem Licht,
Die sie in Feenträumen
Um unsre Schläfe flicht.“

Ich gestehe, das allegorische Bild in diesen vier letzten Zeilen hat für mich bei aller seiner Zartheit etwas zu Gespieltes und Frostiges; und wenn ich an diesem schönen Gedichtchen etwas ausstellen müßte, so wäre es dies. Doch so etwas, das einem kleinen Frostschauer gleicht, gehört vielleicht zum ganzen Effect eines Nachtstücks.

Das Gegenstück zu diesem von ebendemselben Dichter, in der nämlichen Versart, aber nach meinem Gefühle noch vollkommener als dieses, ist das Todtenopfer überschrieben (S. 162). Auch dies beginnt in den drei ersten Stanzen mit einem aus lauter düstern, sanfte Trauer ahnenden Bildern zusammengesetzten Gemälde einer Alpengegend in der letzten Abenddämmerung; aber schon die erste Strophe verräth, daß nicht sowol in den Gegenständen selbst als in der Gemüthsstimmung des Dichters die Ursache liegt, warum ihm jene in einem so melancholischen Colorit erscheinen; kurz, diese ganze Schilderung macht, so zu sagen, nur den dunkeln Grund zu dem Bilde des zärtlichen Gefühls aus, welches in diesen Augenblicken die Seele des Dichters erfüllt. Unvermerkt entfaltet sich in ihr (in der vierten Stanze), wie eine leichte Luftgestalt sich sanft von einem schwarzgrauen Nebel ablöst, die Erinnerung an seine Geliebten, die nicht mehr sind, und mit einer rührenden Apostrophe an diese schließt und ründet das ganze Gedicht sich in sich selbst mit einer Schönheit und Grazie, die Dem, der zu stumpfsinnig ist, sie zu fühlen, nicht beschrieben werden kann.

„Des Trauernden Gedanken
Entschweifen bang dem Schooß
Der Alpenwelt und wanken
Um ferner Gräber Moos.
Tief ist die Ruh' der Grüfte!
Der Morgensonne Licht,

Das Wehn der Frühlingslüfte
Weckt ihre Schlummrer nicht.

O Freunde, deren holde
Gestalten, mild umstrahlt
Von blassem Abendgolde,
Mir die Erinnrung malt,
Fünf Kränze von Platanen
Bringt hier am Felsaltar
Die Sehnsucht Euern Manen
Zum Todtenopfer dar!"

Sollen wir den Dichter beklagen oder beneiden, der schon im Sommer seines Lebens fünf Freunde zu betrauern hat?

Zunächst an diese beiden setze ich Die Wandrer, ein aus zwei prächtig contrastirenden Gemälden zusammengesetztes Alpenstück, in ebenderselben Art von Stanzen, die Herrn Matthisson vorzüglich geläufig, aber zu der grausenvollen Schilderung der furchtbar-wilden Natur nicht so passend ist als zu den anmuthigen Zauberscenen, die zu jenen führen, wiewol sie dem Dichter im einen Fall nicht schwerer zu werden scheinen als im andern. Ich habe diese drei ausgehoben, weil mir der Raum nicht erlaubt, aller übrigen besonders zu erwähnen, wiewol Herr Matthisson für jedes derselben einen Kranz verdient hat.

Von seinem und (wie ich mir schmeichle, ihn nennen zu können) meinem Freunde von Salis — dessen geringstes Verdienst die Gabe ist, Lieder zu singen, die von den Musen und Grazien nachgesungen werden — finde ich diesmal nur drei, die den Wunsch nach mehrern erwecken und das sympathetische Verhältniß, in welches der liebenswürdige Dichter sich durch seine Lieder mit allen schönen Seelen gesetzt hat, auf eine nur zu rührende Art unterhalten. Denn ach! der Edle, der des reinen Lebensgenusses so würdig wäre, den er uns in so lieblichen Bildern geschildert und uns dadurch so manchen süßen Augenblick wonnevoller Täuschungen geschenkt hat — ist selbst nicht glücklich! Sein Gesang An Matthisson (S. 28) athmet eine Melancholie, die, wiewol sie ihren Kummer in den anmuthigsten Accenten verhallen läßt, seine Freunde nur desto mehr für den Mann interessiret, welcher klagen muß:

„Erguß des Herzens ist das, was mir fehlt,
Des öden Herzens, von Sehnsucht gequält,
Dem die Natur, die es inniglich liebt,
Genüge nicht giebt.

Was weilst Du, Trauter? Schon grünt uns ein Baum,
Der Baum zum Sarge! Schon grünet ein Raum,
Der Raum, wo künftig, von Graswuchs*) umlebt,
Mein Hügel sich hebt."

Wer, der den Dichter persönlich kennt, wird ihm, der so viel zu fordern berechtigt wäre und mit so wenig zufrieden ist, nicht wünschen, daß er recht bald des Letzten Wunsches (S. 175) gewährt werden möge, dessen Bestandtheile, wiewol sie dem Anschein nach aus lauter leicht zu habenden Dingen bestehen, das Herz und die Phantasie des Dichters unvermerkt zum Ideal stiller, sich selbst genügender und keinen Neid erweckender Glückseligkeit verschönert. Von den neun Stanzen, woraus dieses Idyllion besteht, gebe ich zur Probe nur die erste und die letzte:

„Wann, o Schicksal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunsch gewährt?
Nur ein Hüttchen, still und ländlich,
Nur ein kleiner eigner Herd;
Und ein Freund, bewährt und weise,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh',
Ach! und sie — das seufz' ich leise,
Zur Gefährtin sie dazu! —

Vieles wünscht' ich sonst vergebens,
Jetzo nur zum letzten Mal
Für den Abend meines Lebens
Irgendwo ein Friedensthal,
Edle Muß' in eigner Wohnung
Und ein Weib voll Zärtlichkeit,
Das der Treue zur Belohnung
Auf mein Grab ein Veilchen streut."

*) Wieder eines von den unsingbaren Wörtern, die ich meo calculo aus den Grenzen unsrer poetischen Republik verbanne.

In dem Liede, Die Kinderzeit überschrieben (S. 135), scheint Herr von Salis sich mit seinem Freunde Matthisson in einen Wettstreit eingelassen zu haben, welcher wol schwerlich anders als durch das Virgilianische Et vitula tu dignus et hic[1]) entschieden werden dürfte.

Unter den Gesängen im engern und eigentlichen Verstande, d. i. die ausdrücklich dazu gemacht sind, gesungen zu werden, zeichnen sich der Lobgesang auf die Harmonie von Ebeling, das Lied des Wehes am Parrowstrand von Halem und Cupido's Macht von Haug ganz vorzüglich aus; das erste original, die beiden andern freie, aber treffliche Nachbildungen bekannter schottischer und englischer Balladen; Nachbildungen, deren Schönheit durch glücklich besiegte Schwierigkeit nicht wenig erhöht wird. Den Lobgesang auf die Harmonie, der einem geschickten Tonkünstler viele Gelegenheit, alle Arten von Wunder der Musik zu wirken, an die Hand giebt, hat Herr Schwenke bereits in Musik gesetzt; und gewiß würde selbst ein Haydn mit Vergnügen die Reichthümer seines unerschöpflichen Genius an diesen Hymnus verschwendet haben! Aber ach! warum ist unser Seckendorf nicht mehr,[2]) um die beiden andern mit den so einfachen und doch so rührenden Accenten seiner zauberischen Melodie zu begleiten? Gleichwol zweifle ich, ob ihm die regelmäßigere und gefeiltere Versification der Haugischen Uebersetzung einen anmuthigern Gesang eingeben könnte, als ihm die ältere eingab,*) die gerade durch ihren so naiv spielenden Ausdruck und durch ihre nur dem Anschein nach kunstlose, in der That aber mit dem zartesten Gefühl gewählte Versification nur um so geschickter ist, dem Componisten Modulationen anzugeben, die sich dem Text so natürlich anschmiegen, daß es uns ist, als ob das Lied und die Melodie nur ein Ganzes ausmachten und zugleich mit einander entstanden wären.

Von einem liebenswürdigen Dichter, den alle Leser, die mit dem deutschen Parnasse schon länger bekannt sind, auch unter dem bloßen Buchstaben P. leicht errathen werden, sind wir diesmal mit vier Stücken beschenkt worden: einem sehr

*) In der Sammlung der Seckendorfischen Lieder.

[1]) Virg., Buc., III. 109. — A. d. H.

[2]) Der Liederdichter Sigmund von Seckendorf (1776—1784), Kammerherr in Weimar, war als preußischer Gesandter 1785 in Ansbach gestorben. — A. d. H.

schönen Freiheits- und Bundesliede, Alsa überschrieben (S. 54), und drei allegorischen Fabeln, Der Apfelbaum (S. 17), Zeus und die Tiger (S. 68) und Die Vögel, welche letztern mit jenem Tyrtäischen freiheitathmenden Liede einen auffallenden Contrast zu machen scheinen — aber auch nur scheinen. Denn warum sollte der Dichter, der am 14. Julius aus vollem Herzen sang:

„Sieh, der Pflanzer Deines Strands,
Der im Staube lag,
Feiert heut des Vaterlands
Auferstehungstag.

Horch, wie der Posaune Klang
Es zum Leben weckt!
Wie der Freiheit Hochgesang
Die Despoten schreckt!

Längst vernahm das Volk nicht mehr
Ihn am Vogesus;
Eine Kette zentnerschwer
Hing an seinem Fuß;

Aber nun zermalmt es sie,
Stürzt mit ernstem Spott
Seine Götzen, und sein Knie
Beugt sich nur vor Gott" u. s. w. —

warum, sage ich, sollte nicht eben dieser Dichter mit dem wärmsten Enthusiasmus für eine freie Constitution zugleich die Begriffe und Ueberzeugungen eines Mounier verbinden können und dürfen? und warum sollte ihn nicht gerade der Charakter eines freien Bürgers berechtigen, seine Mitbürger, wie ehmals Stesichorus und Menenius Agrippa die ihrigen, durch sinnreiche Fabeln vor gefährlichen politischen Uebereilungen und vor gesetzwidriger Ausdehnung ihrer Rechte zu warnen, zumal wenn wir annehmen, daß Unruhen, wovon er selbst unmittelbarer Zeuge war, die nächste Aufforderung dazu an ihn gethan haben mochten? Indessen gehört vermuthlich zu den Vögeln ein mir unbekannter Schlüssel, um dieser Fabel einen Anschein von Satire zu benehmen, der sie einer Stelle in

den Actes des Apôtres würdig zu machen scheinen könnte. Unsere Leser mögen selbst urtheilen!

„Der Adler war zu jeder Zeit
Der Vögel Oberherr; allein die große Charte
Des Reichs entzog das Volk dem Joch der Dienstbarkeit.
Einst bracht' ein alter Kauz mit einem langen Barte
Den großen Vorschlag auf die Bahn,
Die Staatsverfassung umzuschmelzen.
Der Papagei, der Staar, die Gans, der wälsche Hahn,
Die Spatzen und die Wasserstelzen
Bejauchzten den Entwurf der Reformation,
Der jedes Glied der Nation
Mit vollem Recht zum Mitregenten machte.
Der Schwan allein blieb stumm. Er überdachte
Den neuen Schöpfungsplan und fand das Werk nicht leicht.
„Nicht wahr?“ rief Meister Kauz, „das heißt man reformiren?
Was sagest Du dazu?“ „Hm!“ spricht der Schwan, „mich däucht,
Das Volk soll frei sein, aber nicht regieren.““

Daß dies nicht der Nationalversammlung, sondern irgend einer mir unbekannten Faction von demokratischen Thoren gelten müsse, scheint der ganze Inhalt der Fabel klar zu machen, wiewol weniger aufmerksame Leser es vielleicht zweideutig finden könnten. Die neue Reformation, die von Truthähnen, Gänsen, Staarmatzen, Spatzen und anderm befiederten Pöbel bejauchzt wird, kann unmöglich die neue Constitution sein, welche Frankreich durch die Decrete der Nationalversammlung erhalten hat; denn vor dem Jahre 1789 gab es da noch keine große Charte, die das Volk der Dienstbarkeit entzog. Der Dichter muß also unter dieser großen Charte die neue Constitution selbst verstehen; folglich muß auch mit dem Vorschlage des Kauzen, die Staatsverfassung umzuschmelzen, etwas ganz Anders gemeint sein als die Constitution, kraft welcher Frankreich blos zu einer durch gehörige Vertheilung der dreifachen höchsten Gewalt des Staats weislich eingeschränkten Monarchie organisirt wird. Soll das Volk frei sein, so muß dem Despotismus und der Aristokratie (den natürlichen und ewigen Feinden der Freiheit in jeder Staatsverfassung) auf alle nur mögliche Art gesteuert und vorgebaut sein; und wie wäre dies anders zu bewerkstelligen als dadurch, daß einerseits die dem Volke zukommende gesetzgebende Macht durch Re-

präsentanten, welche es selbst gewählt hat, ausgeübt, andrerseits der Strom der höchsten Gewalt, welche die Gesetze zur Vollziehung bringt, in so viele kleinere Canäle als nur immer möglich abgeleitet, d. i. stufenweise unter eine Menge Unterobrigkeiten vertheilt werde? Insoferne nun das Volk (oder, welches hier einerlei ist, die Nation) seine Repräsentanten sowol als seine Unterobrigkeiten, Municipal-, Districts- und Departementsofficianten u. s. w. nach einer durchs Gesetz vorgeschriebenen Ordnung selbst erwählt, und insoferne alle diese obrigkeitlichen Personen aus dem Volke erwählt werden, kann man zwar sagen, das Volk habe an der Regierung Antheil; aber man kann darum nicht sagen, jedes Glied der Nation werde dadurch zum Mitregenten des Königs gemacht. Denn jedes Glied der Nation, das vornehmste wie das geringste, hat seine Obrigkeit und die Gesetze über sich und wird also regiert; und wenn man Diejenigen, welchen die Constitution an ihrem Orte oder in ihrem Bezirke einen gewissen genau bestimmten Antheil an der Administration giebt, Mitregenten schelten will, so sind sie es doch nicht mehr als jeder Dorf-Alcalde in dem despotisch regierten Spanien. Ich gestehe also, daß ich mir nicht recht deutlich zu machen weiß, was der Schwan mit seinem weisen Spruche: „Das Volk soll frei sein, aber nicht regieren", sagen wolle, da des Fabeldichters Absicht doch ebenso wenig sein konnte, ihn etwas damit sagen zu lassen, was selbst dem tollsten Mitgliede des Jacobinerklubbs nie in den Sinn gekommen ist, als leugnen zu wollen, daß ein freies Volk theils unmittelbar (insofern es einen großen Theil der öffentlichen Fonctionnaires zu erwählen berechtigt ist), theils mittelbar durch seine Repräsentanten oder durch die aus seinem Mittel erwählten Staats- und Kirchendiener an Ausübung der höchsten Macht des Staats wirklich Antheil nehmen könne, ohne darum weniger den Gesetzen und den gesetzmäßigen Vollziehern derselben unterthan zu sein.

Das poetische Talent des Herrn von Nicolay, besonders für die erzählende und moralisirende Dichtart, ist zu allgemein anerkannt, als daß ich nöthig hätte, von den sieben Stücken, die er diesmal beigetragen hat, mehr zu sagen, als — man werde sie mit Vergnügen lesen. Das beträchtlichste darunter, An Phyllis überschrieben und schon im Jahre 1758 aufgesetzt (S. 69), ist eine besonders für junge Leserinnen interessante Unterhaltung

des damals selbst noch jugendlichen Dichters mit einer gefühlvollen jungen Freundin über die Vortheile und Nachtheile eines empfindsamen Herzens und über die Mittel, sich gegen die Gefahren zu verwahren, welchen man mit einem solchen Herzen ausgesetzt ist. Die Vereinigung eines zarten, wohlwollenden Gefühls mit Leichtigkeit und Eleganz der Diction und Versification und die schön (wiewol etwas kalt) erzählte Liebesgeschichte zwischen Paris und Oenone, wodurch der Dichter seine moralischen Lehren anschaulicher und unterhaltender macht, erhöhen den Werth dieses Gedichtes in Rücksicht auf die Zeit seiner Entstehung; denn im Jahre 1758 gab es außer einigen Erzählungen in den Bremischen Beiträgen noch nichts, das ihm zum Muster in dieser sokratisirenden Dichtart hätte dienen können. Auch macht die damalige Jugend des Dichters für die Weitschweifigkeit, die ein Zoilus allenfalls daran aussetzen könnte, eine vollgiltige Apologie. Die übrigen sechs kleinen Fabeln und Erzählungen von eben diesem Verfasser können an Zierlichkeit, Leichtigkeit und Kürze für Muster in ihrer Art gelten. Uebrigens möchte zu wünschen sein, daß künftig bei nicht selbst erfundenen Stücken allemal die ausländischen Originale, deren Copien sie sind, genannt wären.

Unter den schönsten Blumen, womit dieses poetische Körbchen angefüllt ist, zeichnen sich in meinen Augen diejenigen am Meisten aus, die der Herausgeber selbst beigetragen hat; er, dem das seltne Lob gebührt, unter den besten Dichtern unsrer Nation und unter den gelehrtesten, scharfsinnigsten und geschmackvollsten Philologen unsrer Zeit einen der ersten Plätze errungen zu haben. Jedes der von ihm gelieferten acht Stücke hat seinen eigenen Charakter und Ton; aber classischer Geschmack mit Genialität und Laune, Leichtigkeit des Schwungs mit Festigkeit der Hand (wenn ich so sagen kann) in der Art, jedem Gegenstande in Umriß, Farbe und Ausdruck die täuschendste Wahrheit zu geben — eine Diction voll Kraft und Wärme, wobei ihm immer der ganze Reichthum der Sprache zu Gebot steht, und immer gleiche Schönheit der Verse, in alten oder neuen Silbenmaßen, mit und ohne Reime — sind Eigenschaften, die allen seinen Gedichten gemein sind. Mit vorzüglichem Vergnügen habe ich unter diesen den Flausrock und die Dorfjugend gelesen; aber was mich auf eine sehr angenehme Art überraschte, war — etwas, was ich selbst einmal gern bewerkstelliget hätte, aber seiner unsäglichen Schwierigkeit wegen immer auf-

schob und zuletzt gänzlich fallen ließ, von Herrn Voß auf eine unübertreffliche Art ausgeführt zu sehen — und dies ist das Märchen von den drei Dieben, eine sehr getreue und gleichwol ein Original scheinende Uebersetzung eines der drolligsten unter den alten Fabliaux et Contes aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, welche Herr Barbasan in drei kleinen Bändchen vor 34 Jahren bekannt gemacht hat. Die Manier, worin Herr Voß dieses bäurische Märchen dem alten französischen Minstrel nacherzählt hat, ist meines Erachtens so schwer, als auf einem Seile zu tanzen; denn sie ist gerade der niedrigste spaßhafte Ton, zu welchem sich die gute Laune eines Dichters von Genie und Geschmack herablassen kann, ohne gegen den letztern zu verstoßen, wiewol er alle Augenblicke Gefahr läuft, über die beinahe mathematische Linie des für diese Manier Anständigen und Schicklichen hinaus zu gerathen. Endlich hat Herr Voß seine Verdienste um den Virgil noch durch die hier mitgetheilte Uebersetzung der Copa und des Meliboeus dieses liebenswürdigen Dichters vermehrt, dem meines Wissens noch Niemand so volle Gerechtigkeit hat widerfahren lassen als er, weil ihn vermuthlich noch Niemand so gefühlt und so studirt hat wie er. Besser und strenger konnte Virgil wol nicht an dem berühmten Philologen — der sich (wie nicht zu leugnen ist) durch sein Urtheil von diesen beiden Stücken nicht läßlich an dem römischen Dichter vergangen hat[1]) — gerochen werden als durch diese trefflichen Uebersetzungen. Freilich, errare humanum est — aber gleichwol — ungebüßt (wie dort St. Kathrine sagt)[2]) wird Sünde nicht verziehen. Hievon und auch (endlich einmal) von der classischen Uebersetzung der Georgica — von welcher ich blos aus gerechter Bescheidenheit öffentlich zu sprechen so lange aufgeschoben habe — in einem der nächsten Stücke ausführlicher![3])

---

[1]) Heyne. — A. d. H.

[2]) In Wieland's „Clelia und Sinibald“, VII. 157 (Werke, Th. XII. S. 185). — A. d. H.

[3]) Dies Versprechen wurde nicht erfüllt. — A. d. H.

Die Musenalmanache für das Jahr 1796.[1])

In einer durch den Reichsanzeiger 1796, Nr. 9 mitgetheilten Nachricht von der Lesebibliothek ꝛc. des Herrn Beygang in Leipzig (welche bereits gegen 90,000 Bände enthalten soll) sagt uns der mit — **er** — bezeichnete Verfasser: „Die Theilnehmer an derselben sind in und außer Kursachsen sehr zahlreich. Romanen, Geschichte, neuere Philosophie und Politik werden am Meisten gelesen. Nach Dichtern fragt man itzt selten." „Gedichte müssen einen sehr berühmten Namen haben, wenn sie gedeihen sollen", heißt es in den Bemerkungen über Leserei im Decemberstück des Genius der Zeit, einem Journal, welches wegen seiner durchaus edeln gemeinnützigen Tendenz und einer Menge vortrefflicher und den Bedürfnissen unsrer Zeit besonders angemessner Aufsätze allgemein gelesen zu werden verdient. Bestätigungen dieser Aussprüche kann, wer will, aus dem Munde jedes Verlegers und Buchhändlers hören.

Ist etwa Sättigung und Ueberfüllung, wodurch auch himmlisches Manna zur losen Speise werden kann, die Ursache dieses Unwerths, in welchen die Tafeln der poetischen Restaurateurs unter uns gefallen sind? Ist etwa des Gesangs und Geleiers in einer Zeit, wo Jedermann singt und leiert, der sonst auf der Gotteswelt nichts zu thun Lust, Kraft und Geschicklichkeit hat, so viel geworden, daß die lesende Welt sogar dem Velinpapier, dem zierlichsten Druck und den niedlichsten Vignetten, womit sie nicht selten zum Einkauf neuer poetischer Waare eingeladen wird, nicht mehr trauen will und eines Namens nöthig hat, um sich vor der Nachreue über Zeit und Geldverlust sicher zu halten? Kurz, liegt die Schuld an den Versemännern oder an

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1796, I. S. 108—112, 215—229 u. 436—451. — A. d. H.

den Lesern? an dem abgestumpften Gefühl und verdorbnen Geschmack des Publicums oder an der Seltenheit vortrefflicher Gedichte? Und im letztern Fall, ist diese Seltenheit dem Mangel an Dichtern zuzuschreiben? Sollte Vater Gleim die wahre Ursache errathen haben, und „werfen unsre Dichter ihre Leyern ins Feuer, weil kein Fürst Phöbus sein will?" (Voss. Mus.-Alm., S. 177.) Oder muß man vielleicht, um die obige Thatsache vollständig zu erklären, alle diese Hypothesen zusammennehmen?

Wie es damit auch beschaffen sein mag, so viel liegt wenigstens am Tage, daß die poetischen Blumenlesen, die uns in den Musenalmanachen und ähnlichen Sammlungen unter allerlei Titeln alljährlich angetragen werden, noch immer ihre Liebhaber und Abnehmer finden, und daß es uns, wenn auch an größern und wichtigern poetischen Werken, doch nicht an Dichtern fehlt, welche wenigstens durch kleine, den Musen nicht ungefällige Opfer das Ihrige dazu beitragen, daß der Altar dieser holden Göttinnen, der vor 50 bis 60 Jahren mit so allgemeinem Jubel unter uns errichtet wurde, nicht endlich gar mit Gras und Unkraut überwachse. In der That hat in den vor uns liegenden Sammlungen mehr als einer von jenen hinlängliche Proben gegeben, daß die Schuld nicht an ihm, sondern wahrscheinlich blos an äußern Umständen liege, wenn er nicht Hekatomben statt einzelner Feld- oder Gartenblumen opfern kann.

Mir, der seinen Lauf hienieden begann, als eben die Morgenröthe unsrer Literatur sich im Glanz der aufgehenden Sonne zu verlieren anfing, und der, durch manche Zeichen von böser Vorbedeutung erschreckt, ihn mit ihrem Untergang zu beschließen fürchtete,[1]) gereicht es zu keinem geringen Trost und Vergnügen, mich durch so viele kleinere und größere Producte des Talents und Geschmacks und selbst durch manche — mit dem unvergänglichen Stempel des Genius der Natur und der Kunst ausgezeichnete Meisterwerke, die ich in den verschiedenen Musenalmanachen von 1796 zerstreut finde, dieser voreiligen Furcht entbunden zu sehen. Die Wiederkehr des Friedens — um welchen alle Völker Europens ihre Gewalthaber doch wol nicht lange mehr unerhört anflehen werden? — und die allmähliche Erholung von den schrecklichen Stürmen, die seit einigen

[1]) Wieland hatte diese Aeußerung 1794 in der Vorrede zu der Gesammtausgabe seiner Werke gethan. — A. d. H.

Jahren einen so großen und schönen Theil desselben zu Grunde gerichtet haben, bringt vielleicht auch den Musen halcyonische Tage wieder; und was hindert uns, zu hoffen, daß alsdann manches entschiedene Dichtertalent, das seine Kräfte bisher im Kleinen geprüft und geübt hat, unter günstigern Einflüssen den Ruhm unsrer Literatur im neunzehnten Jahrhundert durch unvergängliche Werke, zumal in den Fächern, worin wir noch immer arm geblieben sind, behaupten werde?

Genießen wir inzwischen mit Dank, was da ist, und freuen uns, daß weder die Verachtung des großen Haufens, dem nur das Nützliche, das sich in klingender Münze berechnen läßt, schön ist, noch die politische Epidemie, womit die französische Revolution fast alle deutschen Köpfe angesteckt hat, noch so viele andre in gegenwärtigem Zeitpunkt zusammentreffende Ursachen des allgemeinen Verfalls der Literatur Diejenigen, die in den vergangenen Jahren für den Dienst unsers Musentempels gesorgt haben, und ihre Nachfolger abschrecken konnte, ihres Amtes noch ferner mit gleichem Eifer zu warten und zu versuchen, ob sich nicht etwa die Wuth der übellaunigen Geister, von welchen wir zeither fürbaß geplagt werden, durch die süße Macht des Gesangs besänftigen und beschwören lasse, dem milden Geist der Humanität wieder Raum zu geben, von welchem allein die Heilung der unendlichen Uebel, die uns drücken, zu erwarten ist. Dieser in den Gedichten, von welchen hier die Rede ist, durchgängig athmende Geist ist es, was in meinen Augen ihren vorzüglichsten Werth ausmacht; ohne ihn würden auch die reizendsten Spiele der Phantasie nur kindischer Tand oder verführerische Lockspeise, die zierlichsten Verse nur schaler Singsang sein, und ich würde sie, wenn sie nichts als das wären, auch des kleinsten Theils meiner Aufmerksamkeit und Zeit unwerth gehalten haben.

Zu dem Vossischen Musenalmanach für dieses Jahr (Hamburg, bei Karl Ernst Bohn) haben ein mit B. bezeichneter Ungenannter, Gleim und der Herausgeber selbst die meisten Stücke beigetragen. Erfreulich ist es für die Freunde unsers ehrwürdigen Gleim's, besonders für Diejenigen, die ihm an Jahren die Nächsten sind und besser als die jüngere Generation wissen, wie viel unsre Literatur ihm und seinen edeln Jugendfreunden, Kleist und Uz, zu verdanken hat; es ist, sag' ich, erfreulich für sie, zu sehen, daß Phöbus Apollo, dem er seit mehr als einem halben Jahrhundert so viele schöne Opfer

brachte, ihn dafür durch die Erfüllung eines Wunsches belohnte, die seinem Horaz nur halb zu Theil wurde:

Frui paratis et valido mihi,
Latoë, dones, et (precor) integra
Cum mente, nec turpem *senectam*
Degere, nec cithara carentem. [1])

Mit vorzüglichem Vergnügen und Wohlgefallen habe ich von der Hand oder vielmehr aus dem immer sich selbst gleich bleibenden Geist und Herzen dieses liebenswürdigen Greises die beiden Lieder S. 79 und 148 und besonders das an Die Hausschwalbe (S. 101) und An mein Gärtchen (S. 35) gelesen, welches des Hüttchens,[2]) woran alle guten Menschen sich zu ihm anbauen möchten, so würdig ist.

Es ist in diesen anspruchlosen kleinen Stücken, worin zufällige Gedanken oder Gefühle einer zu allem Schönen und Guten rein gestimmten Seele, mit Innigkeit gefühlt und in den naiven Ausdruck der Empfindung leicht gekleidet, ohne Zwang und Mühe von selbst zu Versen und Reimen werden, eine eigene Art von Anmuth, die sich Dem, der keinen Sinn dafür hat, weder mittheilen noch beschreiben läßt.

Die mit **B.** unterzeichneten kleinen Stücke betrachte ich größtentheils als flüchtig hingeworfne Skizzen und Vorübungen eines jungen Mannes von noch nicht ganz entschiedenem, aber viel versprechendem Talente. Daß ich selbst hierdurch nicht zu viel von ihm verspreche, scheint mir die Elfenburg zu verbürgen, eine Romanze in 33 Stanzen, welcher, um sehr schön erzählt zu sein, vielleicht nichts fehlt als ein leichter und freier sich bewegendes Silbenmaß. Das von dem Dichter gewählte scheint mir für diese Art von Gedichten einen zu schweren Tritt zu haben und der Laune des Erzählers einige Gewalt anzuthun. Man kann jungen Dichtern nicht genug empfehlen, in der Wahl der Silbenmaße und Sangweisen sorgfältig zu sein; denn es hängt weit mehr von ihr ab, als die Meisten sich vorstellen.

Die Erinnerungen von dem Herrn Grafen Leopold Stolberg, die Elegie von Ebendemselben, nach einem altfranzösischen Liede der Barbe de Verrue, einer wenig bekannten Dichterin aus dem dreizehnten Jahrhundert, die Liebes-

---

[1]) Hor., Carm., I. 31. 17—20. — A. d. H.

[2]) So hieß eine 1795 erschienene Sammlung neuester Gedichte Gleim's. — A. d. H.

götter auf dem Markte von Goethe, Allegorie und Zeit von Halem und das Gedichtchen an eine Primel von Overbeck zeichnen sich unter vielen andern aus.

An Umfang das größte, an Inhalt und Ausführung eines der vorzüglichsten und reichlich begabt mit Allem, was den Charakter und die eigenthümliche Schönheit der poetischen Epistel ausmacht, ist die Epistel an Ramler vom Herrn von Nicolay, worin gerechte Klagen über den Verfall des Geschmacks und der poetischen Kunst unter uns eine Reihe von lehrreichen Betrachtungen und heilsamen Erinnerungen für Dichter, Kunstrichter und Leser herbeiführen, die dem dermaligen Bedürfniß der Zeit besonders angemessen sind, und wenn sie gleich, wie zu besorgen ist, dem Uebel (aus einem von ihm selbst sehr wohl ausgeführten Grunde) nicht gänzlich abhelfen werden, doch vielleicht Manchen, der sie gehörig beherziget, im Guten bestärken oder von Abwegen noch in Zeiten zurückrufen können. Es sei mir erlaubt, aus dieser Epistel (welche, wenn der Verfasser dem Plane einen etwas größern Umfang geben und über Einiges noch mehr ins Besondere gehen wollte, ein unserer Literatur noch fehlendes Gegenstück zu Horazens Epistel an die Pisonen werden könnte) ein paar Stellen auszuheben, weil sie mir wie aus der Seele geschrieben sind. Die erste steht gleich im Eingang des Gedichtes.

„Oft, wenn ich mit gesammter Geistesmacht
Ein Werkchen reiflich überdacht,
Mit warmem Herzen es vollbracht,
Es klug geschmückt, es rein gefeilt zu haben denke
Und ihm zur Reise nun den Vatersegen schenke,
Werf' ich, erschöpft an Kräften und Geduld,
Den Blick von meinem Schreibepult
Aufs weite Reich der deutschen Lettern.
Gott, was erblick' ich da für eine Schriftenbrut,
Die hier die Kritiker, die Klubben dort vergöttern!
Dann, Freund, entfällt mir aller Muth,
Dann schließ' ich gleich, von innrer Angst gequälet:
Wenn dieses Schönheit ist, so hast Du sie verfehlet."

Die innre Angst ist übrigens doch wol ein Wenig übertrieben; denn so gar groß kann sie schwerlich sein. Ein solcher Gedanke wie der im letzten dieser Verse ausgedrückte kann wol einen Dichter, der sich von der Ansteckung des falschen Ge-

schmacks immer rein erhalten hat, bei mancher neuern und neuesten hochgepriesenen Dichterei auf einen Augenblick anwandeln; aber daß die Seelenruhe des Verfassers dieser Epistel durch diesen Gedanken nicht sehr gestört worden, davon ist ihr ganzer Inhalt der sprechendste Beweis. Die andere Stelle befindet sich S. 115:

„Gleich Zwillingen entstehn in einem Volk und wallen
Geschmack und Kunst. Als Kind, als Jüngling, Mann und Greis
Gehn sie vereint und bilden wechselsweis
Einander, lieben und gefallen
Einander stets. Doch beider Wunsch und Fleiß,
Noch immer Neueres, noch Schöners aufzutreiben,
Macht, daß sie nie, auch selbst beim Schönsten, stehen bleiben,
Stets weiter gehn und endlich übertreiben.
Der kränkelnde Geschmack setzt, edler Einfalt satt,
Verzerrung, Künstelei und Schwulst an ihre Statt;
Athen und Rom pries in verschiednen Zeiten
Gleich warm den reinsten Witz, die plattsten Albernheiten."

Beide können zugleich als Proben der Manier, womit der Dichter seinen Stoff behandelt, dienen und sind hinlänglich, Leser von Geschmack nach dem Ganzen lüstern zu machen.

Der Zahl und dem innern Werth nach hat der Herausgeber selbst zu seinem diesjährigen Musenalmanach das Meiste beigetragen. Außer einigen kleinen Stücken und Epigrammen besteht seine Gabe diesmal aus Gesängen und Liedern, theils von der erhabensten, theils von der zarten und naiven, theils von der fröhlichen und geselligen Gattung. Unter den ersten nimmt billig das kleine Gedicht oder vielleicht Bruchstück aus einem größern, in reinen achtzeiligen Stanzen (ottave rime), Der Geist Gottes überschrieben, die Oberstelle ein. Es ist nach meinem Gefühl das schönste Stück dieser ganzen Sammlung und ein treffliches Beispiel und Muster, wie die tiefsinnigsten Gedanken in der warmen und zarten Seele eines Dichters (im engsten Sinne des Wortes) sich versinnlichen, und wie die Vernunft reden muß, wenn sie die begeisterte Sprache der Musen reden will. Dem Leser, dem hier nichts geoffenbaret wird, oder der einen Commentar dazu braucht, habe ich nichts zu sagen, als ihn, wofern er zu unsern Dichtern in Prosa oder Versen gehört, zu versichern, daß der Geist, der ihn treibt, nicht der

ist, der hier von sich selbst zeuget. Zur Probe nur die letzte Stanze, worin der Dichter von einer sehr erhabenen und tiefen Sinnes vollen Stelle der Mosaischen Schriften die glücklichste Deutung und Anwendung macht oder vielmehr den Leser selbst machen läßt, da er ihn durch das Vorhergehende dazu in den Stand gesetzt hat:

„‚Mir nachschaun wirst Du dort im Felsenspalte,‘
So sprach der Geist; ‚verhülle Dein Gesicht!‘
Schnell braust' ein Sturm, Erdbeben kracht', es hallte
Der Donnerstrahl, doch Gottes Geist war's nicht.
In sanft durchschauerndem Gesäusel wallte
Der Geist einher. Der Seher trat ans Licht
Und sah, wie fern die Herrlichkeit entschwebend
Verschimmerte; stumm sah er nach und bebend.“

Ein großes Gedicht, zu welchem diese vier Stanzen das Portal wären, welch ein Werk müßte das sein, und wie gewiß würd' es einst als einer der hellsten Sterne unsers Jahrhunderts der Nachwelt funkeln!

Unter dem Anwehen dieses Geistes ist auch in der Sapphischen Odenweise Die erneute Menschheit (S. 12) gesungen, und blos dieser Versart und der Behandlung derselben, wovon in der Folge noch die Rede sein soll, ist es wahrscheinlich zuzuschreiben, wenn dieser erhabne Hymnus nicht auf die meisten Leser oder Hörer eine ebenso schöne Wirkung im Vorlesen thut als jene Stanzen. In einer andern unsrer Sprache angemessnern Modulation der Verse und (was vielleicht schon eine natürliche Folge hievon wäre) mit einem sich freier bewegenden Ausdruck der Gedanken und Gefühle, die hier von den mühsam gesuchten Spondeen öfters zu eng (wie mich däucht) zusammengedrückt werden, würde diesem trefflichen Gesange gewiß allgemeiner Beifall entgegenschallen.

Eine Sammlung, welche von allen Arten der Gesänge, Lieder und Liedchen, die man unter die allgemeine Benennung der Volkslieder bringen kann, und welche seit Hagedorn's Zeiten bis auf diesen Tag in unsrer Sprache gedichtet worden sind, die besten enthielte, würde an Reichthum, Mannichfaltigkeit und innerm Werth jeder andern, in welcher Sprache es sei, den Vorzug streitig machen können, was um so sonderbarer ist, da vielleicht unter keinem Volke in Europa weniger gesungen

wird als dermalen unter uns. Ich begreife unter dem Wort Volk zwei Hauptclassen, eine mehr und eine weniger gebildete, und so müßte auch eine solche Liedersammlung in zwei Haupttheile gesondert oder vielmehr für jede der beiden Hauptclassen ein eigenes Gesangbuch zur eigenen sowol als zur geselligen Unterhaltung, Ermunterung und Ergetzung, mit den gehörigen Melodien versehen, gesammelt werden. Ein Unternehmen, welches zu Beförderung der Humanität (dem wahren Eins ist Noth) und derjenigen Art von Bildung, die besonders den untern Volksclassen die angemessenste und zuträglichste ist, mehr beitragen würde als der größte Theil der unzähligen Volksschriften, womit unsre Buchläden überschwemmt sind, und die Köpfe unsers Volks nicht wenig verwirrt werden müßten, wenn sie (was der Himmel verhüten wolle) so häufig gelesen würden, als die Buchmacher und ihre Verleger es wünschen mögen. Herr Voß, von welchem wir in jeder lyrischen Dichtart Meisterstücke haben, hat besonders zu den Volksliedern im engern Sinne des Wortes in seinen Musenalmanachen seit mehrern Jahren einen ansehnlichen Beitrag geliefert, und ich zweifle sehr, ob er in diesem Fache übertroffen werden könne. Auch der gegenwärtige hat einige schöne Chorgesänge, Tisch- und Trinklieder (S. 37, 75, 126, 140, 173) und ein niedliches Spinnliedchen (S. 99) mit einer Melodie von Reichardt, wo der launige Einfall, das Schnurren der Räder durch ein immer gleichtönendes Arpeggio des Basses zu begleiten, sehr glücklich ist. In allen Vossischen Liedern athmet jener gute Geist (bona mens), durch den die Singenden sich zugleich fröhlicher, geselliger und besser fühlen, der uns zur unverdorbenen Natur und ihren reinsten Empfindungen zurückführt, uns Gefühl des Adels unsrer Natur, richtige Würdigung des wahren Glücks, Zufriedenheit mit unserm Zustand, Heiterkeit und unschuldige, durch Mittheilung und Mitgefühl erhöhte Freude in die Seele haucht und uns dadurch den reinsten und süßesten Genuß des Lebens verschafft. Freilich setzt Alles dies bei den Lesern oder Mitsingern eine gewisse Empfänglichkeit voraus, die weder allgemein ist, noch am Wenigsten bei Personen von gewissen Classen und Lebensarten vorausgesetzt werden kann. Aber alles Gute, was aus der Fülle einer selbst von schönen Gefühlen begeisterten und überfließenden Seele Andern mitgetheilt wird, kann nur an gleichgestimmten Seelen haften, nur von ihnen mitempfunden werden. Die meisten Vossischen Lieder haben

dies Eigene, daß sie in einem glücklichen Moment von Begeisterung, bei einer besondern Gelegenheit und für einen auserlesenen Zirkel gedichtet sind. Je individueller der Moment, der Ort und die Veranlassung, und je enger der Kreis der unmittelbar Theil Nehmenden, desto schöner, lieblicher und inniger sind die durch diesen Moment eingegebenen oder für ihn gesungenen Lieder. Daher finde ich den Gesang an der Quelle (S. 37), die Rosenfeier (67), Ernestinens Geburtstag (59), den Guten Wirth (193) und vor allen den Agneswerder (24) und die Abgeschiedenheit (81) so schön, daß sie nur mitempfunden werden müssen und es Sünde wäre, davon zu schwatzen.

Der hassenswürdigste und schändlichste Gebrauch, den ein Dichter oder irgend ein Schriftsteller überhaupt von seinem Talent oder von seinem Gänsekiel in unsern Tagen machen kann, ist gewiß, wenn er den Parteigeist, der seit einigen Jahren nicht nur die Ruhe des geselligen Lebens, sondern den Grund der bürgerlichen Ordnung selbst untergräbt, zu unterhalten sucht und immer noch mehr brennbaren Stoff zu dem Feuer trägt, zu dessen Löschung alle guten Menschen geschäftig sein sollten. Desto löblicher ist es hingegen, wenn in Schriften, die ein weit ausgebreitetes Publicum haben, und vornehmlich in Gedichten dieser Art, zwar auf den Geist der Zeit und ihre besondern Bedürfnisse Rücksicht genommen wird, aber nur um dem wohlthätigen Geist der Humanität den Sieg über jenen verschaffen zu helfen. Ein Dichter, der die Würde seines Berufs kennt, wird die heilige Kunst der Musen nie so tief herabsetzen, sie zur Unterhändlerin menschenfeindlicher Factionen, zur Sclavin der Ungerechtigkeit und der Unterdrückung auf der einen oder wilder, aufrührischer und gewaltthätiger Anmaßungen auf der andern Seite zu machen. Er wird weder den Großen noch dem Volke schmeicheln; und wenn auch bei andern Nationen die Dichtkunst noch immer entweiht und mißbraucht wird, um die moralischen Gefühle der Menschen verwirren und verfälschen zu helfen, so sei unserm guten Genius Dank, daß unter unsern Dichtern, so viel ihrer dieses Namens nicht ganz unwerth sind, keiner ist, der nicht von der Ueberzeugung durchdrungen wäre, daß, wenngleich die Muse einen von der heiligen Liebe des Vaterlandes zu dessen Vertheidigung aufgeforderten Tyrtäus zu den feurigsten Schlachtgesängen begeistern kann, dennoch ihr eigenstes und liebstes Geschäfte sei,

die Menschen zum Frieden, zur Eintracht und zum Gehorsam gegen die ewigen Gesetze der Vernunft sowol als der bürgerlichen Ordnung einzuladen. So wie ihre Lyra das Sinnbild der ewigen Harmonie der Natur und des Weltalls ist, so ist ihr eigentlicher Beruf, die Menschen von Allem, was sie in den Stand der Verwilderung und Thierheit zurückzustürzen droht, zu entfernen, ihre Denkart billiger, ihre Leidenschaften zahmer, ihre Sitten milder, ihre Gesinnungen edler, ihre Freuden reiner und geselliger zu machen und sie auf diesem Wege (so viel an ihr ist) von einer Generation zur andern dem großen Ziele aller Bestrebungen der Guten, dem Triumph der Vernunft und Humanität über Wildheit, Barbarei und Egoisterei, immer näher zu bringen.

Mit innigem Vergnügen habe ich in diesem Musenalmanach viele Stücke gefunden, die, bei ihrer nähern oder fernern Beziehung auf die dermaligen merkwürdigen und mit einer wichtigen Zukunft schwangern Zeitumstände, durchaus rein von Parteilichkeit und Fanatismus aller Art der Wahrheit allein huldigen. Dies gilt auf eine ganz vorzügliche Art von denen, welche den Herausgeber des Almanachs selbst zum Verfasser haben. Seine Rüge wird nie beleidigend, seine Satire nie bitter, und auch da, wo er die schmerzendsten Wunden der Menschheit berührt, wie z. B. in der herrlichen Ode Die erneute Menschheit, geschieht es nur, um einen heilenden Balsam in sie träufeln zu lassen. Und was für ein wilder Musenfeind müßte Der sein, der sich durch den sanften, gutlaunigen Ton beleidigt finden könnte, auf welchen seine von unverfälschten Gefühlen überströmende Seele durch jeden reinen geselligen Lebensgenuß im Schooß der kunstlosen Natur gestimmt wird, und worin er wie unabsichtlich (z. B. im Chorgesang an der Quelle) goldne und eiserne Zeit, was ist und was sein sollte, contrastiren läßt!

Unter den kleinen Stücken, die in diese Rubrik gehören, zeichnen sich aus Pfeffel's drolliges Epigramm auf Robespierre's Staatsbericht über das höchste Wesen:

„Darfst, lieber Gott, nun wieder sein,
So will's der Schach der Franken!
Laß flugs durch ein paar Engelein
Dich schön bei ihm bedanken!"

und die Fabel vom Ochsen und vom Schlächter. Verzeih-

licher ist's gewiß Keinem als diesem liebenswürdigen Fabeldichter, wenn ihm in einem kleinen Anstoß von böser Laune (die durch so vielfache Täuschungen jeder sanguinischen Erwartung eines patriotischen Dichters und dichterischen französischen Patrioten nur zu sehr und zu lange gereizt wurde) ein Epigramm wie folgendes entfährt:

„Das goldne Alter war ein Traum,
Des silbernen erwähnte kaum
Im ehernen der Ahnen Leyer;
Im eisernen begann mein Lauf,
Bald folgte das papierne drauf.
Behüt uns, lieber Gott, vor Feuer!"

Dies Epigramm scheint aber auch zu einer Zeit geschrieben zu sein, da man noch nicht hoffen durfte, daß das Feuer eine so wohlthätige Wirkung, wie es dermalen thut, auf das papierne Alter thun würde. Sehr charakteristisch, aber zugleich ein schönes Muster, wie gute Menschen bei diametral entgegengesetzten politischen Grundsätzen dennoch eines Sinnes sein könnten, sind unsers Gleim's Verse an einen Ungenannten (S. 48), der, wie es scheint, die republikanische Verfassung der monarchischen vorzieht und das Gegentheil zu behaupten, für großen Irrthum hält. Gleim ist hierin Homer's und Ulyssens Meinung:

„Vielherrscherei taugt nichts, nur Einer sei König,"
u. s. w.,

und er bittet so schön, ihm seinen Irrthum (wenn es einer wäre) zu lassen, erklärt sich (wie billig), da ihm sein Irrthum schon so lange Wahrheit war, so rund heraus, er könne ihn sich nicht nehmen lassen, daß es mehr als barbarisch wäre, ihm seinen lieben Fetisch rauben oder ihm gar beweisen zu wollen, daß eben darum, weil nur ein Gott ist, auch nur eine Vernunft sei, die aus dem Chaos der Dinge eine Welt macht, daß also die Vernunft allein regieren müsse; daß also — und also — Doch wozu sollte ich diese Periode ausfüllen? — Daß in jeder Regierungsform nicht rohe Willkür, nicht Vorurtheile, nicht zügellose Leidenschaften, nicht politische Egoisterei, nicht das Recht des Stärkern, sondern das Gesetz Gottes im Menschen, die Vernunft, regieren müsse, wenn wohl regiert

werden soll: dies kann kein Irrthum sein; und dabei wollen wir stehen bleiben, weil wir hierin gewiß Alle eines Glaubens sind.

[1])Mit dem besten Willen von der Welt kann man nicht immer, was man will. Die Richtung unserer Thätigkeit sowie ihre Unterbrechung hängt von tausend äußern Umständen ab, über welche man nicht immer Herr werden kann. Die Zeit, die dem Müssigen so lange däucht, ist dem Vielbeschäftigten immer zu kurz. Das minder Erhebliche muß so oft dem Wichtigern, das Unaufschiebliche dem weniger Dringenden, das, was wir gerade jetzt aus Neigung thun möchten, oder wozu wir uns gerade jetzt aufgelegt fühlen, den Forderungen der Pflicht oder den Ansprüchen der gesellschaftlichen Verhältnisse, die eine so reiche Quelle von Quasi-Pflichten sind, nachgesetzt werden. Dieser verlorne Moment kommt oft lange nicht wieder — wir finden uns in einen ganz andern Kreis von Vorstellungen fortgerückt, andere Gegenstände sind uns indessen interessanter geworden, und wenn wir zu denen, von welchen wir durch irgend eine dieser zufälligen Ursachen abgerufen wurden, nach Wochen oder Monaten wieder zurückkehren, fehlt es uns ebenso sehr an der innerlichen Stimmung, die zur Vollendung des Angefangenen nöthig wäre, als an Zeit, uns wieder in diese Stimmung zu setzen.

Ich habe mich im ganzen Lauf meines schriftstellerischen Lebens so oft in allen diesen Fällen befunden, daß ich es mir kaum selbst verzeihen kann, wenn ich die Maxime, mich zu keiner Art von literarischen Arbeiten auf irgend eine bestimmte Zeit anheischig zu machen — die das Resultat so vielfältiger Erfahrungen ist — jemals wieder aus den Augen verliere; was wol kein Mensch weniger thun sollte als Einer, der in Beschäftigungen dieser Art so sehr von Stimmung, Laune, Zufall, und der Himmel weiß welchen Einflüssen guter und böser Dämonen, abhängt, als — *hic homo.* Ich schäme mich, daß ich meine Leser und mich selbst schon vier bis fünf Monate mit einer Recension oder vielmehr dem Versprechen einer Recension der diesjährigen Musenalmanache herumschleppe und doch bis auf diesen vierzehnten Tag des Aprils nicht weiter als bis zum Vossischen gekommen, ja sogar mit diesem nicht einmal fertig bin. Es ist wahrlich Zeit, dieser Ungebühr endlich ein Ende zu machen und diesen Artikel lieber abzubrechen, als vielleicht

[1]) Hier begann der Schlußartikel. — A. d. H.

Schuld daran zu sein, daß die Unlust der Leser an einer so oft weggelegten und wieder aufgenommenen Recension sich endlich auch über die inzwischen meist verdufteten und schon wieder von neuen verdrängten Blumen selbst ergieße. Was kann am Ende auch dem Publicum an meinem Urtheil liegen? Zumal da ich mich selbst nicht von der Schwachheit freisprechen kann, daß der erste Eindruck von Wohlgefallen oder Mißfallen, den jedes kleine oder große poetische Natur- oder Kunstproduct in mir erregt, mein Urtheil zu bestechen pflegt und mich, sonderlich im ersten Fall, wider Willen geneigt macht, die Flecken und Mängel eines solchen Werkes oder Werkleins entweder gar zu übersehen oder nachsichtlicher, als einem strengen Kunstrichter zukommt, zu behandeln, ja wol gar (was doch ziemlich selten sein mag), wie Cicero von dem Dichter Alkaios sagt,[1]) den *naevum in puero* für ein *lumen* anzusehen.[1]) Ich hoffe also aus allen diesen Betrachtungen leicht Verzeihung zu erhalten, wenn ich mich in dem, was ich noch über den Vossischen und zwei oder drei andere poetische Almanache zu sagen habe, so kurz als möglich fasse und von andern, die ich nicht kenne, weil ich keine Gelegenheit oder Zeit dazu gehabt habe, wie billig, gar nichts sage.

Es mag wol eine ganz richtige Maxime sein, daß, wer nicht zu tadeln verstehe, auch nicht loben könne; aber ich denke nicht, daß man daraus die Folge ziehen dürfe: wer etwas lobt oder gut heißt, müsse nun, um seine Unparteilichkeit und Kennerschaft zu documentiren, auch immer dies und das daran zu tadeln finden. Mich dünkt schon mehr als einmal bemerkt zu haben, daß es Recensenten von Profession mit dieser Maxime zuweilen geht wie dem Matthiastag im Kalender, von welchem die alte Bauernregel sagt: „Mattheis bricht Eis; findt er keins, so macht er eins.“ Indessen hat mich die Besorgniß, ein kritischer Mattheis dieses Schlages zu sein oder zu scheinen, selten abgehalten, an lobenswürdigen Werken zu tadeln, was mir tadelnswürdig vorkam — und wenn mein Tadel meistens mikrologisch ist und Kleinigkeiten betrifft, die einem schönen Werk an seinem Werthe wenig oder nichts benehmen, so kommt es blos daher, weil ich an einem solchen nichts Wichtigeres auszusetzen finde, aber eben darum, weil mir das Ganze gefällt oder lieb ist, es auch von den kleinsten Flecken frei zu sehen

[1]) Cic., De nat. deor., I. 27. — A. d. H.

wünsche. Von Werken, worin mir zwar einzelne Stücke oder Stellen lobenswerth, vielleicht gar bewundernswürdig scheinen, die mir aber im Ganzen mißfallen, d. i. deren Ganzes sich mit meinem Ideal von dem, was ein vortreffliches Werk in dieser Art sein soll, nicht vertragen will, von solchen schweige ich lieber gar; denn ich schließe in diesem Falle, daß ich mit dem Schöpfer eines solchen Werkes zu wenig gemein habe, um auf das Recht, öffentlich über ihn oder sein Werk zu stimmen, Anspruch machen zu können. Denn entweder ist das Verdammungsurtheil, das mein ästhetischer Sinn (als der Richter in mir) in der Stille über sein Werk ausspricht, richtig oder nicht. Ist es unrichtig, so kann dessen Bekanntmachung zu nichts dienen, als mich selbst ohne Noth und Nutzen in der Meinung der richtig Urtheilenden herabzusetzen; ist es richtig, so ist es dem Getadelten unnütz. Denn ein Dichter, der sich selbst über einen so wesentlichen Punkt, als die Frage ist, ob das Werk seines Geistes ein wahres und schönes Ganzes sei oder nicht, betrügen kann, ist meistens ein verschrobener und sehr wahrscheinlich ein unheilbarer Kopf. Daß es mit bestellten und besoldeten Kunstrichtern, denen es von Amtswegen obliegt, die kritische Justiz auf unserm Parnaß zu handhaben, eine andere Bewandniß habe, bescheide ich mich sehr gern. Diese mögen immer berechtigt sein oder sich gar verpflichtet glauben, einen unheilbaren Sünder, wiewol die Strafe ihm selbst nichts helfen kann, Andern zum warnenden Beispiel abzuthun. Aber wer blos gelegenheitlich, zwar als ein Kunstverwandter, aber zugleich als Freiwilliger über andrer Leute Werke urtheilt, kann sich wol so enge Schranken setzen, als ihm beliebt.

Also nur noch etliche Worte zum Vossischen Musenalmanach. Ich ehre jeden neuen Versuch, den ein Mann von Genie, Geschmack und ächter Gelehrsamkeit macht, um gegen Schwierigkeiten, von welcher Art sie sein mögen, anzukämpfen, durch deren Hebung die Vollkommenheit unsrer Sprache und ihre möglichste Tauglichkeit zu jedem Gebrauch, welchen Beredsamkeit, Dichtkunst und Gesang von einer Sprache nur immer zu machen verlangen können, gewinnet. Ich rechne hieher Versuche in schweren und in unserer Sprache noch wenig oder gar nicht gewagten lyrischen Versarten, dergleichen die Vossische Ode Die erneute Menschheit (S. 12) aufstellt, wo der in jeder Strophe in drei auf einander folgenden Zeilen dem Daktylus vorgehende Spondeus in unsrer an Spondeen sehr armen Sprache in der

That dem Dichter nicht wenig zu schaffen gemacht haben mag, aber auch zu einem Beispiel dient, wie man durch eine geschickte Stellung der Worte und gehörigen Gebrauch einsilbiger langer Wörter den Mangel an eigentlichen Spondeen ersetzen könne. Indessen möchte ich doch fragen, ob es nicht bei dieser Versart nöthig wäre, sich vor solchen Wörtern zu hüten, bei welchen die Scansion (wenn sie nämlich als Spondeen scandirt werden) mit der gewöhnlichen Accentuation in einen dem Ohr auffallenden Conflict geräth. Ich habe dies in dieser aus 15 Strophen bestehenden Ode neunmal wahrgenommen. Wenn ich z. B. den Vers

— ⏑ | — — | — ⏑ ⏑ | — ⏑ |
Stille | herrsch', An | dacht und der | Seel' Er | hebung

scandire, so wird es jedem Ohre so tönen, als ob der Accent im Worte Andacht auf der zweiten Silbe stehe, da er doch auf der ersten ruht, und daher kein Dichter Bedenken tragen wird, das Wort Andacht (wiewol es nach den Gesetzen der griechischen Prosodie ein Spondeus ist) für einen Trochäen zu gebrauchen. Eben dies gilt von Abglanz in der fünften Str.

— ⏑ | — — | — ⏑ ⏑ |
Dich al | lein, Ab | glanz von der | Gottheit Urlicht.

Füllte das Wort Abglanz eine ganze spondeische Region aus, so hätte das Ohr nichts dagegen einzuwenden; da aber die erste Silbe die Hälfte des Spondeus und die zweite die lange Silbe des Daktylus ausmachen muß, so fällt der durch die Scansion auf Glanz gelegte Druck nothwendig auf. Mit aufwärts in der sechsten, mit abwehrt in der neunten, wahrnimmt in der zehnten, siegreich in der elften, fortglimmt, roth wird und ausgießt in der vierzehnten und Schönheit in der funfzehnten Strophe ist eben das der Fall, da alle diese Wörter von je her in trochäischen Gedichten als Trochäen gebraucht worden sind, ohne daß ein deutsches Ohr (weil es daran gewöhnt ist, in jedem zweisilbigen Worte, wie vollgepfropft es auch mit Consonanten sein mag, die zweite Silbe für kurz gelten zu lassen, wenn die erste den Accent hat,

und umgekehrt) im Geringsten dadurch beleidiget würde. „Desto schlimmer für die deutschen Ohren!" wird man sagen. Aber es ist nun einmal so und ist immer so gewesen: der Sprachgebrauch entscheidet, und ich sehe nicht, wie man hoffen könnte, Wörter, die vermöge desselben für Trochäen gelten, zu Spondeen zu machen, weil sie nach der griechischen und lateinischen Prosodie Spondeen sind.

Wer in Reimen dichtet, soll sich billig befleißen, so rein als möglich zu reimen. Ich verstehe unter möglich nicht bequem, sondern was sich in einer so reimarmen Sprache wie die unsrige erreichen läßt, ohne daß man genöthigt wird, dem Reim Alles aufzuopfern. Auch hierin entscheidet, denke ich, der allgemeine Gebrauch unsrer correctesten reimenden Dichter, z. B. eines Hagedorn, Gellert, Uz, J. A. Cramer, Schlegel, Zachariä u. A., sicherer als Regeln, woran es uns ohnehin noch fehlt. Haupt und belaubt, nützen und besitzen, kann und an, ein und erfreun und eine Menge ähnlicher Reime haben durch lange und allgemeine Gewohnheit ein unverlierbares Recht erhalten, den reinsten Reimen gleich gehalten zu werden. Der Analogie gemäß werden wir auch wol Gärtchen und Oertchen, auch und Brauch, Fleiß und Schweiß und dergleichen gelten lassen müssen. Aber ch, g und k für reimende Consonanten gelten zu lassen und Buch mit schlug, oder Druck mit genug, Burg mit durch zusammenzureimen, ist ebenso fehlerhaft, als wenn ein Wiener Sonne auf Bohne reimt, weil er Sonne beinahe wie Sohne ausspricht. Ebenso wenig kann große auf lose, Greul auf Heil, Noth auf Gott, Gesang (weil man in einigen niedersächsischen Provinzen Gesank ausspricht) auf Trank, Dank auf Drang, schimpfen auf Nymphen, Pfad auf Statt, Kritiker auf vorher, voll auf Wohl, Fuß auf Entschluß u. dergl. in schönen, zumal in kleinen Gedichten, wo das fas est obrepere somnum[1]) nicht gelten kann,*) geduldet werden. Ich wünschte daher keine Reime dieser Art in dem Vossischen Musenalmanach gefunden zu haben.

Ein Triolet ist freilich nur eine Tändelei; aber wenn man nun einmal auf diese Art tändeln will, so sollte das, was man für

*) Es kann und soll aber auch in großen nicht gelten.

[1]) Hor., Ars Poet., 360. — A. d. H.

ein Triolet giebt, auch ein Triolet sein. Der König aller Triolets, welchen Hagedorn einst ziemlich glücklich übersetzt hat, ist das Muster, wie ein wohlgemachtes Triolet organisirt sein muß.

> *Le premier jour du mois de Mai*
> Fut le plus beau jour de ma vie,
> Le beau dessein que je formai
> *Le premier jour du mois de Mai!*
> Je vous vis et je vous aimai.
> Si ce dessein vous plut, Silvie,
> *Le premier jour du mois de Mai*
> Fut le plus beau jour de ma vie.

In einem Triolet muß der erste Vers in der vierten und in der achten oder letzten Zeile sowie der zweite in der achten ohne Veränderung wiederkommen; auch muß man ihm, wenn es schön sein soll, nicht den geringsten Zwang anmerken, und die Refrains müssen sich wie von selbst in einander schlingen. Ob dies Alles von dem Triolet an Elisen (S. 11) gelte, entscheide der Verfasser selbst.

Ebendasselbe ist gegen das sogenannte Sonett an Amalia M** (S. 200) zu erinnern. Es ist Alles, was man will, nur kein Sonett. Es besteht zwar auch aus vierzehn Zeilen und ist, wie ein Sonett, in vier und vier, drei und drei einander zusagende Zeilen abgetheilt; aber es hat nur zwei Reime, deren also jeder siebenmal vorkommt. Ein ächtes Sonett aber muß bekanntermaßen in den ersten vier und vier Zeilen zwei Reime (deren jeder viermal in einer gewissen regelmäßigen Versetzung vorkommen muß) und in den letzten drei und drei Zeilen entweder drei zweimal oder zwei dreimal wiederkommende und von jenen zweien der acht ersten Zeilen verschiedene ebenfalls mit Kunst und gleichförmig durch einander geflochtne Reime haben. S. die Sonette des Petrarca, die allen spätern zu Modellen gedient haben. Das Sonett ist, wenn es schön sein und allen Regeln, die ihm die italienischen Kunstrichter vorgeschrieben, ein Genüge thun soll, das schwerste aller poetischen Spielwerke und noch Wenigen in unsrer Sprache gelungen, wiewol es im vorigen Jahrhundert von den Nachahmern des Marino und Loredano häufig versucht wurde.

2. Göttingischer Musenalmanach von 1796, herausgegeben von Herrn D. Karl Reinhard.

Aus einer Menge kleiner Stücke, Lieder, Balladen, Elegien, Madrigale, Sinnschriften und dergleichen, wo sich unter vielem Schönen und Gefälligen (wie in solchen Sammlungen fast unvermeidlich ist) auch manches Mittelmäßige und Unbedeutende eingeschlichen hat, ragen hier einige Gedichte von größerm Umfang und Gehalt hervor, welche dem Göttingischen Musenalmanach von diesem Jahre einen vorzüglichen Werth ertheilen — die Nachtfeier der Venus von unserm verewigten Bürger, umgearbeitet und vollendet; der Eremit von Melito von Engelschall (S. 150—172) und die Gebete von Falk (S. 91—115). Das erste gehört unstreitig unter das Schönste und Vollkommenste, was die Dichtkunst in Deutschland aufzuweisen hat. Es ist im eigentlichsten Sinne novem Musis caelatum opus, und es wäre wol der Mühe werth, durch eine ausführliche Vergleichung dieser Ausgabe von der letzten Hand mit der vorigen jungen Dichtern (und warum nicht auch manchen alten?) zu zeigen, wie genau ein Mann von Bürger's Genie und feinem Gefühl es mit sich selbst nimmt, wie manchen Flecken er noch wegzuwischen, wie manche zu stark aufgetragene Farbe zu mildern, wie manche kleine Unfüglichkeit im Ausdruck, wie manchen kleinen Mißklang in der Harmonie der Verse, kurz, wie viel er in mancherlei Rücksichten auch an einem Werke, womit tausend Andere völlig zufrieden sind, noch zu verbessern findet, und wie viel dazu gehört, bis er sich selbst nur einigermaßen genug thut und dem unerreichbaren Ideal, das seinem Geiste vorschwebt, so nahe, als ihm möglich ist, gekommen zu sein glaubt. Eine ähnliche Vergleichung mit sich selbst verdient auch die in diesem Musenalmanach unter dem Titel Lob der Stadt Berlin (S. 68) eingerückte Ramlerische Ode auf einen Granatapfel 2c., an welcher der Dichter, der, anstatt limae impatiens[1]) zu sein, eher in den entgegengesetzten Fehler zu fallen scheint, noch so viel verändert und gefeilt hat, daß es meinem Gefühl nach sehr problematisch ist und von unparteiischen Aristarchen (was kein Dichter sich selbst ist) genau

---

[1]) „Der die Feile scheut", frei gebildet nach Hor., Ars Poet., 290. 291. — A. d. H.

untersucht zu werden verdiente, ob die ältere Lesart nicht der neuen an manchen Stellen vorzuziehen sei.

Die den Titel Die Gebete an der Stirne führende Satire von Falk ist mir nicht zu lang vorgekommen, wenn der Beurtheiler der neuesten Musenalmanache im Berliner Archiv der Zeit durch die Bemerkung, daß sie lang sei, etwa sagen wollte, daß er sie langweilig gefunden — was doch kaum möglich zu sein scheint, falls sie einem Leser nicht zur bösen Stunde und in einer sehr übellaunigen Stimmung in die Hände fällt. Möchten uns doch unsre Musenalmanache und andre Zeitschriften mit vielen solchen langen Gedichten regaliren! Für mich ist dieser neue Dichter, der sich mit so viel Genie und Feuer, einer so reichen Ader von Witz und Laune, einem so warmen Herzen, so vielen Kenntnissen und einem so entschiednen Dichtertalent der poetischen Satire gewidmet hat, eine desto interessantere Erscheinung, da dieses Fach noch wenig und meines Wissens von keinem besonders dazu ausgerüsteten und durch zweckmäßige Studien dazu bestimmten Dichter bearbeitet worden ist. Auf diesen sind — oder ich müßte mich mächtig irren — die Geister des Aristophanes, Horaz, Lucian's, Juvenal's und Swift's zugleich mit dem Geiste des Satirenmalers Hogarth herabgestiegen, um ihn zum Satirendichter einzuweihen. Seiner Tugenden in dieser Rücksicht sind viel — und sein größter Fehler (ein Fehler, den ich jedem jungen Dichter wünschen möchte) besteht meines Erachtens darin, daß er im Drang der ihm zuströmenden Bilder und Vorstellungen nicht immer ganz Herr über seine Einbildungskraft zu sein scheint und vom Feuer der Begeisterung sich zuweilen (wie in den Helden[1]) mehr als einmal der Fall sein dürfte) über die Grenzen des Schicklichen fortreißen läßt oder seinen Hauptgegenstand ganz aus den Augen verliert. Dies Letztere ist in gegenwärtiger Satire so auffallend, daß man beinahe glauben möchte, sie sei aus zwei verschiedenen Satiren zusammengeschmolzen worden, wovon die erste, die Thorheit der Menschen in ihren Gebeten, bis zu den Versen:

„Bet um ein frommes Herz! das Uebrige ist wenig,
Ist Seid' und Lumpen nur, nur Bettler oder König,"

geht, und die andere mit dem Verse:

---

[1]) Im Neuen Teutschen Merkur 1796, I. S. 362—382. Wieland's Bemerkungen darüber geben wir weiter unten. — A. d. H.

„Wem gnügt dies? Alt und Jung fröhnt schnöder Eitelkeit",

sich anfängt und die Eitelkeit, Blindheit und Thorheit der menschlichen Leidenschaften und Bestrebungen zum Gegenstand hat. Aber auch hier wird man bei der an sich selbst meisterhaften Darstellung des kranken und sterbenden Schwelgers Veit wider Willen an das Horazische Amphora coepit institui, currente rota cur urceus exit?[1]) erinnert. Ueberhaupt wird man in diesem Gedichte mehr als einmal von episodischen Schilderungen (z. B. von König Lear in der stürmischen Nacht und von Robespierre) überrascht, die man hier nicht erwarten konnte, wiewol man sich, da sie nun einmal da sind, gern so überraschen läßt. Diesen allzu raschen Sprung zu einem neuen, nur durch dem Leser unsichtbare Fäden in der Imagination des Dichters mit dem Vorhergehenden lose zusammenhangenden Bilde, welches sich aber auf einmal seiner so ganz bemächtigt, daß er Mühe hat, sich von ihm loszureißen — diese lyrische Unordnung und dieses dithyrambische Feuer, welche mehr oder weniger in allen Stücken, die ich bisher von diesem so viel versprechenden und bereits so viel leistenden jungen Dichter gesehen habe, herrschen — wird er wahrscheinlich selbst in kurzer Zeit für das erkennen, was sie in der Satire und vielleicht in jeder andern Gattung von Gedichten außer der Pindarischen Ode und dem Dithyramben sind; und ein immer vertrauterer Umgang mit Horaz, Juvenal und Lucian wird ihn sein zu großes Feuer mäßigen, seine Einbildungskraft bändigen und ohne Nachtheil ihrer Fruchtbarkeit und Lebhaftigkeit mehr Haltung und Einheit in seine Composition bringen lehren.

Der Eremit von Melito, eine Erzählung von Engelschall (S. 150—172) ist größtentheils mit Leichtigkeit und Anmuth erzählt, und die Versification ist besonders gut. Die mancherlei Zweifel, die beim ersten Lesen dieses Gedichts über Erfindung, Charakter der Personen, Zusammenhang, Wahrscheinlichkeit, Schicklichkeit u. s. w. vermuthlich jedem Leser aufsteigen müssen, verschwinden auf eine sehr unerwartete Art auf einmal, da sich's aus den vier letzten Versen ergiebt, daß der einsiedlerische Ritter Fernando (den der Dichter mit Recht für einen sehr seltsamen Sonderling giebt) alle diese schönen Abenteuer — nur geträumt hat.

---

[1]) Hor., Ars Poet., 21. 22. — A. d. H.

Unter den kleinen Gedichten zeichnen sich nach meinem Geschmack die von L. Fernow, Göckingk's Elegie auf Bürger's Tod, Der Eisgang von Conz, Das Mädlein im italischen Land von Pape, Der Traum auf dem Frauenberge von Justi und einige Stücke von Klamor Schmidt, Tiedge und dem Herausgeber selbst vorzüglich aus.

Die sogenannten Sinngedichte machen die schwache Seite dieser Sammlung aus.

„Den Einfall, den zwei Reime sagen,
Nennt Despréaux ein Sinngedicht;
Wer wird was nach den Reimen fragen,
Vermißt man nur den Einfall nicht?"

sagt Kästner S. 172. Ich setze hinzu: „Wenn der Einfall gut ist"; was ich von diesen nicht immer rühmen kann. Die mit Haug unterzeichneten und Der Entschluß der Nachtvögel (S. 42) machen eine Ausnahme. Das Triolet von Reinhard (S. 126) ist unverbesserlich; aber das Kolon nach der sechsten Zeile muß in ein Komma verwandelt werden, wenn nicht falsch gelesen werden soll; denn die siebente Zeile muß ohne den geringsten merklichen Absatz auf die fünfte und sechste folgen, oder das Triolet verliert von seiner Rundung und Leichtigkeit.

3. Der Kalender der Musen und Grazien,

bei Haude und Spener zu Berlin.[1])

Der Verleger hat nichts gespart, um uns das niedlichste und eleganteste kleine Taschenbuch zu liefern, das jemals in Deutschland erschienen ist. Die vier Landschäftchen von Lütke sind Alles, was man Anmuthiges in dieser Art sehen kann; und die zu den Gedichten gehörigen, auf darin geschilderte Situationen sich beziehenden elf Kupfer, von Chodowiecki gezeichnet und von Meil, Schadow und Bolt gestochen, machen ihren berühmten Meistern Ehre. Nichts kann zierlicher

[1]) Es ist derselbe, den Goethe's Spottgedicht „Musen und Grazien in der Mark" unbarmherzig geißelt. — A. d. H.

sein als der Druck der 91 Gedichte des Herrn Prediger F. W. A. Schmidt, welche (außer dem eigentlichen Kalender) das Wesentliche dieses kleinen Buchs ausmachen. Das, worin meinem Gefühl nach der größte Werth und der charakteristische Vorzug dieser Gedichte besteht, ist, daß sie bloße Kinder der Natur und, so wie sie da sind, ohne alle Kunst, aus dem Herzen des Dichters und den Gefühlen des Augenblicks geflossen zu sein scheinen. Selbst die Leichtigkeit, womit sie größtentheils wie eine klare Quelle über Blumen dahinrieseln, hat das Ansehen, nicht die geringste Anstrengung gekostet zu haben und so wie die ganze individuelle Gemüthsstimmung und Sinnesart des Dichters ein bloßes Geschenk der Natur zu sein. Ein Dichter dieser Art wird so selten geboren und ist für empfängliche, unverkünstelte, auf die reinen, einfältigen Genüsse und Freuden der ländlichen Natur und des häuslichen Lebens (zu ihrem Glück!) beschränkte Seelen so wohlthätig, daß es mich unbillig dünkt, ihm zum Vorwurf zu machen, die Natur so, wie er sie fand und sah, geschildert zu haben. Warum sollte er sie nicht gerade so darstellen dürfen, wie sie sich in seiner Seele abspiegelt? Ueberhaupt ist meines Bedünkens die Beurtheilung dieser Gedichte im Berlinischen Archiv der Zeit (März 1796, S. 219 f.) gar zu streng und einseitig; sie hat die Miene, in einer übellaunigen Stimmung geschrieben zu sein, und zum Beweise brauche ich nur anzuführen, daß der Kunstrichter diesem Dichter, dem (wofern ich anders nicht seit Kurzem mit auriculis asini begabt worden bin) es Wenige an Leichtigkeit des Versebaues zuvorthun, das Gegentheil zur Last legt und nach Anführung zweier Stanzen, worin zwei „der" hinter einander wol das einzige dem Ohre wirklich Anstößige sind, ausruft: „Haben Sie je härtere Verse gelesen?" Ich will damit keineswegs gesagt haben, die strenge Kritik des Ungenannten sei durchaus ungegründet und viele Gedichte des Herrn Schmidt's könnten nicht noch weit schöner sein, als sie sind, wofern er z. B. die Natur mit Thomson's Augen gesehen und mit Thomson's Geiste geschildert hätte. Aber wenn eine Amsel oder Grasmücke in ihrer Art lieblich singen, warum sollt' ich mich verdrießen lassen, daß sie keine Nachtigallen sind? Indessen wird doch Herr Schmidt selbst hoffentlich in einiger Zeit noch viel an seinen Gesängen zu verbessern und zu poliren finden, und zu diesem Behuf kann ihm ein scharfer Aristarch von gutem Nutzen sein. In dieser Hoffnung unterschreibe ich beinahe ohne

Einschränkung Alles, was in der Nachschrift von einer andern Hand in dem angeführten Archiv über diesen sechsjährigen poetischen Lebenslauf des Herrn Schmidt gesagt wird, welchem unstreitig blos die Musen und Grazien auf dem Titel und (wie es zu gehen pflegt) gar zu hoch getriebenes Lob bei vielen Lesern von Geschmack nachtheilig gewesen sind.

Musenalmanach von Schiller.

Er erschien unter allen zuletzt; aber von ihm gilt, was geschrieben steht: „Die Letzten sollen die Ersten sein". Eine noch strengere Auswahl hätte vielleicht einigen Stücken, die meines Bedünkens die Nachbarschaft der übrigen kaum aushalten können, die Aufnahme versagen sollen. Aber wie sehr verlieren sich diese weniger geruchvollen Blumen unter so vielen schönen und geistvollen! Da mir der Mangel an Raum keine Ausführlichkeit mehr erlaubt, so begnüge ich mich zu sagen, daß auch mir wie dem Aristarch im Berlinischen Archiv (a. a. O. S. 227) die mit D. unterzeichneten Stücke, die Parthenope von P. und Conzens Hain der Eumeniden vorzüglich gefallen. Ich setze hinzu die mit E. unterzeichneten,[1]) den Frühling und das Lieblingsörtchen von einer liebenswürdigen Dichterin,[2]) den Weltgeist und Biondina von Meyer, die Verheißung von Woltmann, An Ruhheim's Fluren von Kosegarten, und den Metaphysiker, den Spruch des Confucius[3]) und eine Menge kleiner Lieder und Sinngedichte von Schiller und von Goethe. Von dem Frauenlob[4]) des Erstern und den Römischen Epigrammen des Andern zu einer andern Zeit ausführlicher. Haug's Laura, nach Petrarch, macht mich lüstern nach einer mit diesem Geist und dieser Zierlichkeit übersetzten Auswahl der Petrarchischen Sonette und Canzonen und A. W. Schlegel's Lieder aus einem ungedruckten Roman nach dem Roman selbst.[5])

---

[1]) Die mit D., E. und P. unterzeichneten Gedichte sind von Herder. — A. d. H.

[2]) Sophie Mereau, mit ihrem Namen unterzeichnet. — A. d. H.

[3]) Beide unter Schiller's Namen. — A. d. H.

[4]) Würde der Frauen. — A. d. H.

[5]) Wieland übergeht die Beiträge von Hölderlin, Langbein, Neuffer, Pfeffel u. A. — A. d. H.

Die Musenalmanache für das Jahr 1797.[1])

Ein Gespräch zwischen einem Freunde und mir.

Der Freund. Werden Sie uns nicht auch wieder zum neuen Jahr eine Recension der Musenalmanache und poetischen Blumenlesen, wenigstens der vorzüglichsten, zum Besten geben?

Ich. Warum? zu welchem Ende?

Er. Was das für Fragen sind! Gewiß wird kein Leser solche Fragen an Sie thun.

Ich. Das wäre sehr höflich von den Lesern; aber es dürfte mich nicht abhalten, sie an mich selbst zu thun; und wenn ich dieses Orakel frage, so ist, däucht mich, die Antwort nicht zweifelhaft. Warum eine Arbeit unternehmen, die zu nichts mehr helfen kann? Denn ich kann mir doch nicht verbergen, daß meine Recension um drei oder vier Monate zu spät käme,[2]) wenn die Absicht wäre, das Dasein dieser poetischen Vademecum anzuzeigen. Sie sind schon längst in Jedermanns Händen; wer lesen mag, hat sie gelesen; ohne Zweifel ist auch ihre Wirkung auf das Publicum, das Wohlgefallen oder Mißfallen, so die Leser aus objectiven oder subjectiven Ursachen an dem Gelesenen gefunden, ohne mich bereits entschieden.

Er. Daß das Dasein der poetischen Taschenbüchlein quaestionis keiner Anzeige bedürfe, gebe ich Ihnen zu; denn von Allem, was uns die Herbstmessen Neues zu bringen pflegen,

---

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1797, I. S. 64—100, 167—204. —A. d. H.
[2]) Unsere Anzeige erschien im Januarhefte. — A. d. H.

sind sie immer das Erste, wornach von Jedermann gefragt und getrachtet wird. Leider enthalten sie auch (die Horen und etliche andere Monatsschriften etwa ausgenommen) schon seit geraumer Zeit beinahe die ganze Ausbeute, die unser Parnaß an Blumen und Früchten jedes Jahr gegeben hat, und die Einrückung in einen Musenalmanach scheint, wo nicht der einzige, doch der sicherste Weg zu sein, unser ekles, übersättigtes Publicum zum Lesen gereimter und nicht gereimter Verse zu verführen. Die Anschaffung der gangbarsten und durch die Firma der Herausgeber garantirten jährlichen Anthologien ist daher bei den Meisten eine bequeme Art, sich mit unsern Musen für das ganze Jahr abzufinden; und da bei Lesern dieses Schlages die Neuheit den größten Reiz solcher Näschereien ausmacht, so ist natürlich, daß, sobald sie uns in dem herbstlichen Meßkatalog angekündigt werden, Jeder der Erste sein will, der sie gelesen hat. Bei Vielen ist es in der That bloße Gewohnheit und Mode; die Musenalmanache gehören zur Jahrszeit; man kauft sie um die Zeit der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche, wie die Nürnberger Pfefferkuchen um Weihnachten; man durchblättert sie, nascht oder berührt (wie Horazens Stadtmaus) dente superbo[1]) dies und jenes, schwatzt davon, lobt und tadelt, wie Geschmack oder Laune oder irgend eine andere zufällige Stimmung es mit sich bringt, und wenn die Spieldinge aufgehört haben, was Neues zu sein, legt man sie auf die Seite, und die Rede ist nicht weiter davon.

Ich. Sehr wahr! Aber Sie hoffen doch nicht, mich durch diese angenehme Betrachtung zu einer Arbeit aufzumuntern, die der ungleich größten Mehrheit des lesenden Publicums sehr gleichgiltig sein muß?

Er. Bedenken Sie aber auch, daß, ungeachtet der überhand genommenen Kälte gegen Alles, was wie Verse aussieht — woran wahrscheinlich die Versefabrikanten selber mehr Schuld haben als das Publicum — es dann doch auch noch eine beträchtliche Anzahl eigentlicher Liebhaber der Musenkunst oder doch der Producte dieser schönen Kunst giebt, die sich an einem flüchtigen Anblick der Blumen und Früchte, die ihnen von den Kanephoren[2]) unsers Parnasses angeboten werden, nicht begnügen. Glauben Sie mir, es fehlt noch immer nicht an Lesern

[1]) Hor., Sat., II. 6. 87. — A. d. H.

[2]) Korbträgerinnen bei den heiligen Umzügen, deren Darstellungen durch Polyklet und Skopas berühmt waren. Vgl. Cic., Verr., II. 4. 3. — A. d. H.

und Leserinnen, die eine sehr interessante Unterhaltung darin finden, sich bei diesen Gaben länger zu verweilen und sie (vorausgesetzt, daß sie wirklich genießbar sind) mit Geschmack und Reflexion zu genießen. Manche gehen noch weiter: sie wollen sehen, ob und was für Fortschritte zur Vollkommenheit wir in diesem Fache gemacht haben, wollen auf den Einfluß merken, den der Geist der Zeit auch auf die Werke ber Einbildungskraft und des Witzes zu haben pflegt, wünschen sich gewiß zu machen, ob uns das, was wir von Jahr zu Jahr an Menge und Mannichfaltigkeit poetischer Werke verlieren, durch die Schönheit und innere Güte dessen, was uns noch gereicht wird, nicht vielleicht mit Gewinn vergütet werde. Aber sie sind zu bescheiden, um in Allem diesem ihrem eigenen Gefühl und Urtheil zu trauen; sie wünschen es durch Männer von bewährtem Geschmack, zumal solche, die selbst für Meister in der Kunst gelten, entweder bestätiget oder berichtiget zu sehen und auf manche feinere Schönheiten, die ihnen entgangen wären, oder auch auf Fehler, welche sie selbst nicht bemerkt hätten, aufmerksam gemacht zu werden.

Ich. Mit dem Letztern, Freund, geschieht nicht nur den Schriftstellern, die für unser Vergnügen arbeiten, sondern auch uns andern geneigten Lesern ein schlechter Dienst. Ich wenigstens weiß es den dienstfertigen Herren keinen Dank, die mir mein Vergnügen an einem schönen Werke dadurch zu verkümmern suchen, daß sie mich mit der Nase auf kleine Mängel und Flecken stoßen, die ich ohne sie nicht wahrgenommen hätte (vielleicht mit gutem Vorbedacht nicht wahrnehmen wollte), oder mir beweisen, daß mir das, was mir gefällt, nicht gefallen sollte, weil es so oder anders besser sein könnte, und weil sie selbst es anders gemacht haben würden. Was aber den andern Punkt betrifft, so gestehe ich Ihnen — verzeihen Sie mir einen Seitenblick auf meine eigenen Machwerke, womit ich mich seit einigen Jahren aus Pflicht zu sehr beschäftigen muß, um vergessen zu können, daß ich auch in die productive Classe gehöre[1]) — ich gestehe Ihnen also, ich wünsche mir keine Leser von so schwachsinniger Bescheidenheit, daß sie sich nicht eher getrauen, ihrem eigenen Gefühl zu glauben, bis sie von irgend einer constituirten Autorität berechtigt worden sind, sich das, was ihnen gefällt, gefallen zu lassen oder, um es noch

---

[1]) Wieland war damals mit der großen Prachtausgabe seiner Werke beschäftigt. — A. d. H.

deutscher herauszusagen, ich glaube nicht an die Wahrheit eines Gefühls, das sich selbst nicht glaubt. Ich erinnere mich noch aus der Zeit, als des vor 50 bis 60 Jahren so berühmten und allgemein gelesenen Brockes Irdisches Vergnügen in Gott eine Quelle oder vielmehr ein Ocean des unbeschreiblichsten Vergnügens und Genusses für meine junge Seele war, daß ich endlich doch des beständigen Aufforderns, die Rosen und Lilien schön, den Himmel blau und die Bäume grün zu finden, von Herzen überdrüssig wurde und in der That ziemlich bald zu merken anfing, daß ein einziger Blick auf einen in der Morgen- oder Abendsonne flammenden Rosenbusch mir unendlichmal mehr war und mehr sagte als des gutherzigen prosaischen Schwärmers ganzes versificirtes Rosarium zusammengenommen. Ich kann mich nicht erwehren, zu denken, es müsse jedem Leser von Gefühl, der sich die Mühe genommen hat, meine Recensionen, z. B. des Vossischen Musenalmanachs, in einigen der letzten Jahre zu überlesen, ungefähr ebenso ergangen sein, wenn ich von den Liedern oder andern Gedichten eines Voß, von Salis, Matthisson u. A. nach dem ersten angenehmen Eindruck, den sie auf mich machten, sprach. Wie glücklich ich auch zufälligerweise hier und da im Ausdruck meines Gefühls gewesen sein möchte (wiewol ich mir selbst hierin selten ein Genüge thun kann), was konnte ich einem Leser, der Augen zum Sehen und ein Herz zum Fühlen hat, anders sagen, als was er ebenso gut sah und fühlte als ich? „Das gefällt mir, ergetzt oder rührt oder entzückt mich, befriedigt meine strengsten Forderungen, ist schön, vortrefflich, groß, sublim, oder neu, zierlich, zart, lieblich u. s. w., kurz, es ist — was es sein soll, wahre Eingebung der Muse, wahre Grazie, wahr gedacht und gefühlt, rein aufgefaßt, glücklich ausgedrückt — so schicklich und leicht, ut sibi quivis speret idem, so rein, so abgeründet, so vollendet, ut frustra laboret ausus idem,“ [1]) u. s. w. Wozu nun das Alles bei Werken von ähnlicher Art und gleichem Werth von ebendenselben Meistern alle Jahre wiederholen, wie mein alter ehrlicher Brockes, so oft die Rosen wieder in seinem Garten blühten, seine Beschreibungen und Päane auf die Königin der Blumen in ellenlangen Reimzeilen immer wieder mit der nämlichen Nutzanwendung erneuerte? Und was für eine Nutzanwendung könnte ich etwa

[1]) Hor., Ars Poet., 240—242. — A. d. H.

zum Behuf der Nachahmer und angehenden Dichterlein beifügen, als die Vermahnung: „Gehet hin und thut desgleichen!" — die ihnen nichts helfen kann, weil es nicht von ihrem Willen abhängt, desgleichen zu thun; oder den Horazischen Elenchus: „Vesanum tetigisse timent fugiuntque poetam, qui sapiunt",[1]) den Keiner, dem er gilt, auf sich selbst anzuwenden Verstand genug hat.

Er. Wir haben also, wie ich sehe, für dieses Jahr nichts von Ihnen zu erwarten?

Ich. Das Beste ist, daß Sie nichts dabei verlieren.

Er. Das zu entscheiden, ist unser Recht; Sie haben, mit Erlaubniß, keine Stimme dabei.

Ich. Nun, so gebe ich Ihnen noch einen Punkt zu bedenken, der für mich wenigstens entscheidend ist. Die Dichter, die ich beurtheilen, d. i. loben oder tadeln soll, sind entweder solche, über deren Rang und Werth die öffentliche Stimme schon definitiv geurtheilt hat, oder junge Künstler, die ihre ersten Versuche ausstellen, oder eine Art von Dilettanten, die (was dermalen beinahe Jedermann kann) gelegentlich zu ihrer eigenen und guter Freunde Belustigung ein Madrigal, ein Epigramm, ein Liedchen an irgend eine wirkliche oder phantasirte Lina, Mina, Nina, Tina oder Wina, auch wol gar, von der Begeisterung symposischer Hochgefühle ergriffen, einen Rundgesang oder so etwas hervorgebracht haben und nun aus einem sehr verzeihlichen Naturtrieb, diese flüchtigen kleinen Erzeugnisse ihres Geistes so lange als möglich bei Leben zu erhalten wünschen oder ihnen wenigstens eine ehrenvolle Grab- und Ruhestätte verschaffen möchten. Die Ersten sind größtentheils, wo nicht Alle, meine Freunde, zum Theil von vielen Jahren her; sie selbst sowol als alle Andere, die es wissen wollen, wissen schon lange, was ich von ihnen und ihren Werken halte. Meinem Gefühle nach ist etwas — wie soll ich es nennen? — Ungeziemendes möchte ich beinahe sagen, darin, wenn Freunde einander öffentlich lobpreisen — wiewol dies in ganz besondern Fällen seine Ausnahme leiden mag. Dafür scheint es mir aber auch nicht viel schicklicher zu sein, wenn Einer seine Freunde und Familiares öffentlich nach der Strenge würdigen oder Fehler an ihnen aufsuchen wollte, die das Publicum vielleicht übersehen haben

[1]) Hor., Ars Poet., 455. — A. d. H.

würde. Ueber diesen Punkt finde ich mein Gefühl in folgendem Epigramm (Xenien, S. 258)[1]) sehr gut ausgedrückt:

„Warum tadelst Du Manchen nicht öffentlich? Weil er ein Freund ist;
Wie mein eigenes Herz tadl' ich im Stillen den Freund."

Ein Gesetz, welchem man gleichwol, sobald man vor dem ganzen Volke urtheilt, nicht immer getreu bleiben kann, ohne sich gegen die Welt und sich selbst verantwortlich zu machen — was gerade diesmal der Fall wäre, wenn ich mich bewegen ließe, Ihrer Aufforderung nachzugeben. Und dennoch, wenn es ja getadelt sein muß, wollte ich lieber einen Dichter, dessen Verdienste allgemein anerkannt sind, mit der Strenge eines Höllenrichters beurtheilen, als die Mängel und Gebrechen eines angehenden Kunstjüngers öffentlich rügen, wenn er entschiedene Anlagen, einst vortrefflich zu werden, zeigt! Ja, ich gestehe, daß ich sogar ein noch unentschiedenes Talent nicht anders als mit Schonung behandeln möchte, da man doch in allen Gattungen und Fächern der Kunst und der Wissenschaft Beispiele hat, daß große Talente sich erst spät entwickelt und gute Köpfe erst nach manchem mißlungenen Versuch in andern Fächern dasjenige ausfindig gemacht haben, worin sie glänzen konnten. Was die dritte Gattung von Contribuenten zu unsern poetischen Taschenbüchern betrifft, so sehen Sie selbst, mein Freund, daß es hart wäre, solchen blos von der großen Verführerin alles Fleisches, der Gelegenheit, verleiteten oder von einem ephemerischen Fieberanfall zum reimenden Zähnklappen oder zur Alcäischen, choriambischen und dithyrambischen Raserei hingerissnen Liebhabern nur ein unfreundliches Wörtchen zu sagen. Dafür können und sollen sie aber auch zufrieden sein, wenn man gar nichts von ihnen und ihren opusculis sagt. Denn die armen Herausgeber an ihrer Statt zu züchtigen, wäre (däucht mich) sehr hart, da es in der That nicht immer in eines Ehrenmannes Macht steht, sein Haus von ungebetenen und beschwerlichen Gästen rein zu halten.

Er. Das Resultat von allen diesen Erklärungen und Herzenserleichterungen ist also, wie ich sehe, daß ich auf das

[1]) In Schiller's Musenalmanach. Im Merkur steht irrig S. 133. — A. d. H.

Vergnügen, eine beurtheilende Anzeige des Vossischen, Schiller'schen und Reinhardischen Musenalmanachs von Ihnen zu lesen, ohne Weiteres Verzicht thun muß? Sei es denn darum, wenn es nicht anders sein kann! Aber dafür werden Sie mir auch erlauben, daß ich, um mich wenigstens für meinen Antheil zu entschädigen, die Rechte eines alten Freundes geltend mache, indem ich Sie bitte, wenigstens mir unter vier Augen und sub sigillo confessionis zu entdecken, wie Ihnen die besagten neuen Anthologien gefallen haben.

Ich. Wenn ich Ihnen nun sagte, sie hätten mir gefallen wie — eine große vermischte Gesellschaft oder wie eine Galerie von Gemälden oder wie eine Bude voll allerlei schöner Raritäten und Novitäten, zu allerlei Gebrauch in Ehren und Unehren, zum Nutzen, zum Zeitvertreib, zum Lachen und Lächeln, mitunter auch zum Stirnerümpfen und Achselzucken?

Er. Da hätten Sie mir im Grunde wenig, aber doch immer genug gesagt, um zu wünschen, daß Sie Sich etwas näher herauslassen möchten.

Ich. Bevor ich das thue, erlauben Sie mir wol auch, jure reciproci eine kleine Frage zu thun?

Er. Versteht sich.

Ich. Haben Sie selbst die neuen Musenalmanache schon gelesen?

Er. Die Wahrheit zu sagen, ja und nein, wie Unsereiner, der wenig Zeit zu verspielen hat, dergleichen literarisches Naschwerk zu lesen pflegt; im Göttingischen dies und jenes, im Vossischen Alles, was Herr Voß (der nun einmal mein Lieblingsdichter, wiewol, unter uns gesagt, nicht mein Uebersetzer ist) selbst beigesteuert hat, und die wenigen Stücke von Salis, Pfeffel, Tiedge und einem paar Andern, die nach mehr dergleichen gelüstig machen; im Schiller'schen — freilich aus seinen eigenen Ursachen, Alles, vom ersten bis zum letzten Blatt — das, was etwa nur flüchtig beschnüffelt wurde, mit eingerechnet.

Ich. Da hätten Sie mir ja gleich, vielleicht ohne es selbst zu wissen, in wenig Worten eine ziemlich offenherzige Recension dieser Musenalmanache gegeben! Der erste kommt, wie ich sehe, am Schlimmsten weg.

Er. Ohne dem Herausgeber deswegen eine böse Miene zu machen, dessen Schuld es nicht ist, wenn ihm von der Ernte der Uebrigen nur das Aehrenlesen übrig bleibt, und an dessen

gutem Willen es gewiß nicht liegt, wenn er nicht, wie Voß und Schiller, für sich selbst und einen Theil seiner Gesellschaft zugleich bezahlen kann, so wie Schröder oder Iffland in einem Stücke, worin sie die Hauptrolle spielen, die ganze mitspielende Truppe, wie mittelmäßig auch jedes Subject an sich selbst sein mag, gut zu machen scheinen. Aber das alte Hesiodische καδδύναμιν ἔρδειν,[1]) womit Sokrates sich mit den Göttern abzufinden pflegte,[2]) kann, dächte ich, dem Herausgeber einer poetischen Blumenlese nicht zu Statten kommen. Wir wollen nicht, daß er uns nach Vermögen, sondern lieber gar nichts gebe, wenn er uns nicht lauter Vortreffliches geben kann; und da sich schwerlich irgend eine Nothwendigkeit ersinnen läßt, warum wir uns mit mittelmäßigen Versen beköstigen lassen sollten, so wird es wol ein für allemal bei dem Fluche, den unser Horaz über die mittelmäßigen Poeten ausgesprochen hat,[3]) sein Verbleiben haben müssen.

Ich. Wissen Sie auch, mein gestrenger Herr, daß ich große Lust hätte, mich der poetischen Mittelmäßigkeit und der mittelmäßigen Poeten gegen Sie und Ihren Horaz anzunehmen?

Er. Das würde sehr großmüthig von Ihnen sein.

Ich. Keine Complimente! In der That, ich weiß nicht, warum die goldene Mittelmäßigkeit,[4]) die in Ansehung aller andern menschlichen Dinge und der Tugend selbst bei Dichtern und Weisen in so gutem Rufe steht, gerade nur in der Poeterei einem Ehrenmann eine Art von Makel anschmitzen soll. Wenn es wahr ist, was Horaz dem Stagiriten nachspricht: Virtus est vitium fugere,[5]) warum sollte nicht auch ein Gedicht schon darum, weil es von allen Fehlern frei ist, wiewol es eben keine blendenden Schönheiten hat, Achtung verdienen? Ich meines Orts leugne nicht, daß in diesen unsern Tagen ein Gedicht, worin mein Ohr durch keine harten, hinkenden oder (wie sich neulich Jemand ausdrückte) über seine eigenen Füße hinstolpernden Verse, keine weder aus Unachtsamkeit begangenen noch aus wunderlichem Eigensinn sogar gesuchten Solöcismen beleidigt und mein innerer Sinn durch kein Zaubergastmahl

---

[1]) Op. et Dies, 334. — A. d. H.

[2]) Vgl. Xen., Mem., III. 1. 3. — A. d. H.

[3]) Hor., Ars Poet., 372—373:

Mediocribus esse poetis
Non homines, non dî, non concessere columnae. — A. d. H.

[4]) Hor., Carm., II. 10. 5. — A. d. H.

[5]) Hor., Epist., I. 1. 41. — A. d. H.

von neu, subtil und geheimnißvoll scheinenden gemeinen, falschen, halbwahren oder gar nichts sagenden Gedanken getäuscht wird, daß, sage ich, ein solches Gedicht blos durch Alles, was es nicht ist, schon etwas sehr Verdienstliches in meinen Augen ist. Lieber will ich mir an Gedanken und Empfindungen, die jeder Andere auch denken und empfinden kann, in einer allgemein verständlichen Sprache, ohne Schminke, Ziererei und Anmaßung, klar, leicht und nett vorgetragen, genügen lassen, als delusorischer Weise gereizt werden, den Mund weit aufzuthun, um nach Seifenblasen und Schatten zu schnappen. Immerhin nenne man dergleichen Gedichte in Vergleichung mit solchen, welche die Begeisterung (die *μανία ἀπὸ τῶν Μουσῶν*,[1]) wie sie Plato nennt) aus einer über sich selbst erhöhten Dichterphantasie hervortreibt, mittelmäßig! Sei es, daß sie ihren Verfassern die Unsterblichkeit nicht verschaffen können; genug für sie, wenn sie einem großen Theil ihrer Zeitgenossen gefallen und durch eine Art von Verdienst, welches ein zartes, durch Fleiß und Uebung gebildetes Gefühl auch einem mittelmäßigen Talent verschaffen kann, durch eine angemessene Einkleidung wahrer und schöner Gedanken oder Gefühle in eine edle Sprache und harmonische Verse Denjenigen einiges Vergnügen machen, die für diese Art von Gemüthsergetzung Sinn haben. Ueberdies ist es, däucht mich, billig, daß man, um den Werth der mittelmäßigen Dichter zu bestimmen, sie nicht gerade neben die größten stelle. In einem prächtigen Blumengarten macht ein Grasblümchen freilich keine Figur, aber unter Seinesgleichen hat es oft mehr Anziehendes, Gefälliges und zu unserm Herzen Sprechendes als die stolzeste ausländische Blume.

Er. Sie scheinen — wenn ich es sagen darf — vor lauter menschenfreundlichem Eifer, den armen Mittelmäßigen aus der Noth zu helfen, dieses Wort in einem von dem gemeinen Sprachgebrauch ziemlich weit abgehenden Sinne zu nehmen. Ein Dichter kann in einer mittelmäßigen Gattung dichten und vortrefflich sein. So werden Sie mir zugeben, daß z. B. Anakreon in seinen kleinen Skolien und Voß in seinen Schnitter- und Spinnerliedchen ein ebenso großer Meister ist als Pindar oder Horaz in ihren heroischen Oden; daß Lucrez in seinem Lehrgedicht, Horaz in seinen Satiren, Properz in seinen Elegien, Jeder in seiner Art und in seinem Fach ein

[1]) Vgl. oben S. 79. — A. d. H.

eminenter Dichter ist, wiewol zwischen dem Lucrezischen Lehrgedicht, der Horazischen Satire, der Properzischen Elegie und der Ilias und Odyssee oder dem Agamemnon des Aeschylus, dem Oedipus des Sophokles, der Phädra des Euripides eigentlich keine Vergleichung stattfindet. Kurz, ich würde mir selbst lächerlich vorkommen, Ihnen, wenn Sie mich nicht ein Wenig dazu genöthiget hätten, zu sagen, daß ich unter einem mittelmäßigen Dichter keinen andern verstehe als einen solchen, dessen Producte weder kalt noch warm, weder gut noch schlecht sind, sondern in einer Art von schwankender Bewegung zwischen beiden bald nahe am Schönen, bald wieder ebenso nah am Elenden hinstreifen und einen Leser von Geschmack dadurch in eine Art von Zustand versetzen, der demjenigen nicht unähnlich ist, worin wir uns befinden, wenn ein Reiz zum Niesen in uns erregt worden ist, ohne daß er zum wirklichen Ausbruch kommen kann.

Ich (lachend). Ernsthaft zu reden, ich glaube, wir verstehen uns. Meine Apologie für die mittelmäßigen Poeten sollte, wie Sie wol gemerkt haben müssen, eine bloße Warnung sein, im Urtheilen über die kleinen, flüchtigen, meistens aus zufälligen Veranlassungen entstandenen Producte des poetischen Talents nicht zu rasch und streng zu verfahren. Freilich gilt dermalen auch von uns, was Horaz von den Römern seiner Zeit sagt,[1] Scribimus indocti doctique poemata passim, und es versteht sich von selbst, daß es unter Personen, die zu leben wissen, auch mit dieser Art von Virtù wie mit allen andern gehalten wird. Ein Ehrenmann, der, ohne ein Dichter von Profession zu sein, aus Liebhaberei oder Langerweile, oder quia minxit in patrios cineres[2]) Verse macht, kann (zumal wenn er etwa ein Edelmann, Graf oder gar ein Prinz ist) ebenso sicher sein, daß ihm Niemand etwas Unhöfliches über seine Verse sagen wird, als eine Dame, die sich in einer Gesellschaft auf dem Pianoforte oder mit einer großen Arie hören läßt, auf Complimente über ihr schönes Spiel oder ihre schöne Stimme rechnen kann. In beiden Fällen beweisen die Complimente nichts, wiewol sie verdient sein können. Man kann, ohne Anspruch an einen der ersten Plätze unter den großen Meistern der Kunst zu machen, Vater von sehr artigen und lieblichen Geisteskindern sein, die

---

1) Hor., Epist., II. 1. 117. — A. d. H.

2) Hor., Ars Poet., 471. — A. d. H.

dadurch, daß sie, in irgend ein buntes poetisches Gewand gekleidet, in gefälligen Rhythmen leicht und zierlich einhertanzen, nur desto angenehmer werden. Ich zweifle nicht, mein Freund, daß Ihnen, wenn sie einmal mit heitrer Seele und zur guten Stunde wieder über den Reinhardischen Musenalmanach kommen, mehrere solche wohlgebildete und liebliche Kinder einer schönen Seelenstimmung oder einer glücklichen genialischen Laune in die Hände laufen werden. Unser Geschmack müßte sehr verschieden sein, wenn Ihnen z. B. die drei kleinen Stücke von Tiedge, An Acidalia, Die Entsagung und Die Erinnerung, nicht ebenso wohl gefallen sollten als mir. Mehr als einem fehlt, um ein schönes Ganzes zu sein, nichts als das Corrige sodes hoc et hoc[1]) eines freundlich strengen Quintil's; andern, z. B. den Hesperiden, scheint (außer einigen Ausdrücken, die ein Quintil schwerlich gebilligt hätte*)) zu fehlen, daß der Dichter sich den allegorischen Sinn der Fabel nicht deutlich und bestimmt genug gedacht hat und daher auch in seinen Lesern nur verworrene, schwankende, kein wahres Anschauen bewirkende Vorstellungen erweckt. Die Moral dieser allegorischen Fabel ist schön, aber die Fabel selbst müßte meines Erachtens wieder unter den Amboß,[2]) um das zu werden, was sie sein sollte. Doch da es jetzt nicht darum zu thun ist, ins Besondere zu gehen, manum de tabula! Uebrigens, lieber Herr und Freund, kann ich nicht umhin, Ihnen, von meinem Gewissen gedrungen, zu gestehen, daß Mancher, der sich hier und anderswo getrost unter die viros Mercuriales[3]) mischt und wie Correggio sich wundert, auch ein Maler zu sein, auch mir die Miene nicht hat, als ob er, falls er vierzig oder funfzig Jahre früher zur Welt gekommen wäre, sich schon damals unter seinen Mitbewerbern sonderlich ausgezeichnet hätte. Wie viel wird heut zu Tage aus Nachahmung und Reminiscenz poetisirt! und wie leicht wird es jetzt einem jungen Manne, ohne große Mühe ein sehr ergiebiges Florilegium oder Cornu copiae

*) Z. B. „In dunkeln Laubengängen bespricht sich Luft mit Luft", „von ihren (der drei schönen Mädchen) Lippen rinnet", „dem guten Labewein", „Der Güte Sold, Ersatz für Leiden, würzt jede seiner Lebensfreuden" u. d. m.

---

[1]) Hor., Ars Poet., 438. — A. d. H.
[2]) Hor., Ars Poet., 441. — A. d. H.
[3]) Hor., Carm., II. 17. 29f. — A. d. H.

aus den Dichtern der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts in sein Gedächtniß einzutragen und mit Hilfe der ebenso leicht gewordenen Reimkunst so viel und mancherlei Kränze und Sträußchen daraus zusammenzubinden, als ihm beliebt! Der Orden jenes Horazischen Celsus wird täglich zahlreicher,

monitus semperque monendus,
Privatas ut quaerat opes et tangere vitet
Scripta Palatinus quaecunque recepit Apollo;
Ne, si forte suas repetitum venerit olim
Grex avium plumas, moveat cornicula risum.[1])

Zwar vergleicht Horaz auch einen guten Dichter mit der Biene (quae circumvolitas agilis thyma,[2]) die ihren Honig freilich nicht aus Nichts erschaffen kann, sondern zuvor aus Blüthen und Blumen einsaugen muß, was sich in ihr selbst in Honig verwandelt; aber welch ein Unterschied zwischen dieser Biene und der Krähe, die sich mit den erborgten oder gestohlnen Federn der ganzen Vögelschaar, als ob sie ihr selbst gewachsen wären, herausputzt!

Er. Tausend Dank für dieses dem Apollo und allen Musen wohlgefällige Opfer, so Sie auf Unkosten Ihrer (absit blasphemia!) zuweilen bis zur — menschlichen Schwachheit getriebenen Lindigkeit der heiligen Wahrheit und der dreimal heiligen Kunst gebracht haben! Warum sollten wir's nicht frei heraussagen: Es ist nicht länger erlaubt, weniger zu sein als vortrefflich, und nur die untadeligste Schönheit, nur die höchste Kunstvollendung könnte in unsern Tagen, wo es so leicht ist, auch sein Liedlein mitzusingen, Gedichte wie Die Hesperiden, wie Die Insel der Seligen und andere ihresgleichen, die sich mit einer so sichtbaren Prätension an das Favete linguis![3]) ankündigen, wirklich sacro digna silentio[4]) und eines Platzes unter den Schätzen unsrer Literatur würdig machen. Aber wie weit sind diese Versuche entfernt, alle die Schönheiten in sich zu vereinigen, die man von solchen Miniaturgedichten mit eben dem Recht wie von einem Miniatur-

---

[1]) Hor., Epist., I. 3. 15—19. — A. d. H.
[2]) Hor., Epist., I. 3. 21. — A. d. H.
[3]) Hor., Carm., III. 1. 2. — A. d. H.
[4]) Hor., Carm., II. 13. 29. — A. d. H.

gemälde fordern kann! Wie viel fehlt, daß z. B. der Verfasser der Insel der Seligen den glücklichen Gedanken, den er durch diese allegorische Erzählung ausführen wollte, auch so ausgeführt hätte, daß es als ein Seitenstück neben Matthisson's Elysium[1]) stehen könnte! Wie wahr, wie lebendig, wie anschaulich ist Alles in diesem! Welch ein schöner Strom von Begeisterung! welcher lieblicher Fluß der Rede! welche feine Wahl der Bilder und Farben! wie leicht und melodisch die Rhythmen! welche schöne Haltung, welch ein Ton des Ganzen! In jenem hingegen, welch ein Mangel an diesem Allen! welch ein Frost! welche Nüchternheit! welch eine flache Art zu malen! Mit welcher kraftlosen Geschwätzigkeit gleich die beiden ersten Stanzen und in der That die meisten folgenden herabgeorgelt sind! Welch ein armer Ueberfluß an Worten! bald gemein, wässrig und prosaisch, wie z. B.

„Land der Ruhe, Land der Liebe,
Heimath der Zufriedenheit,
— — — —
Wo mit jedem neuen Morgen
Neue Freude Raum gewinnt,
Wo die Herzen ohne Sorgen
Heiter wie Dein Himmel sind."

Oder:

„Psyche hatte unverschuldet
Durch Cytherens Grausamkeit
Viel gelitten, viel geduldet
Und das Schicksal oft bedräut" u. s. w.

Dann geziert und kostbar, als z. B.

„Nein, Du (nämlich das in den ersten Stanzen beschriebene Land) fandest in dem Traume
Der Begeistrung nicht Dein Grab;
Lächelnd sieht vom Sternenraume
Treue noch auf Dich herab."

Oft Beides zugleich; z. B.

---

[1]) Vgl. oben S. 230 ff. — A. d. H.

„Und balsamisch gießt der Schlummer
Rieselnd sich durch ihr Gebein,
Und nach jahrelangem Kummer
Kehrt ein holdes Traumbild ein“ u. s. w.

Und wenn ich erst von der Composition —

Ich. Halten Sie ein, ich bitte Sie! Ich kenne das Gedicht, das sich diese scharfe Censur von Ihnen zugezogen hat. Es schien auch mir fabula nullius Veneris, sine pondere et arte[1]) zu sein, wiewol vielleicht nach dem ersten Lesen —

Er. Wie? Sie haben das Ding zweimal lesen können?

Ich. Ich hab' es wol dreimal gelesen, um den eigentlichen Sitz des Uebels ausfindig zu machen. Wahrscheinlich ist es die Kälte, womit der Verfasser arbeitete; denn es ist, als ob sie nicht nur aus dem Werke, sondern zugleich aus dem Meister selbst in die Leser überginge. Viel scheint auch das Metrum zu dieser frostigen Wirkung des Ganzen beizutragen. Diese vierfüßigen Trochäen in acht Wechselzeilen mögen etwas schwer zu behandeln sein, wenn sie so schön sein sollen wie im Elysium von unserm Matthisson, der durch viele feine dichterische und rhythmische Kunstgriffe ihren zu schnell und zu eintönig hinrollenden Lauf unvermerkt zu hemmen, in seine Gewalt zu bekommen und dem Inhalt jeder Stanze besonders und auf die gefälligste Weise anzupassen gewußt hat. Diese hingegen mahnen mich (die Leerheit ausgenommen) an die großen physicalischen Lehrgedichte meines alten Brockes, in dieser nämlichen Art von trochäischen Strophen, der schwersten und unbequemsten aller Versarten, um Naturgeschichte und physicalische Lehrsätze und Hypothesen darin vorzutragen. Ich bewunderte oft und bewundere noch jetzt die Gewandtheit, den hartnäckigen Fleiß und die ungemeine Sprachfertigkeit, die dieser in der Geschichte unsrer Literatur so merkwürdige Mann in den besagten Bruchstücken eines großen, aber nicht ganz zu Stande gekommenen physicalischen Stanzenwerks bewiesen hat. Seine Trochäen rieseln freilich nicht so leicht, aber auch selten so wässricht und langweilig dahin wie die Mansoischen; er macht sich in der fatalen Versart (die er vermuthlich in der wohlmeinenden Absicht, der Jugend das Auswendiglernen seiner gereimten Physik zu erleichtern, gewählt haben mochte) auch über die schwersten Materien

[1]) Hor., Ars Poet., 320. — A. d. H.

verständlich, findet immer Mittel, die Schwierigkeiten, so sie ihm unaufhörlich entgegensetzt, zu überwältigen, und hierin sowol als besonders in seinen großen Schilderungen, z. B. einer Wasserfluth, der in Feuer vergehenden Erde, des Innern der Erde u. A., steht ihm immer unsre ganze Sprache mit allen ihren damals bekannten und von ihm selbst ansehnlich vermehrten Schätzen zu Gebot. Doch verzeihen Sie diese Abschweifung, die in der That seltsam genug ist — denn was hat (die leidigen trochäischen Reimstollen ausgenommen) Brockes mit Manso oder Manso mit Brockes gemein? Indessen, wenn Sie dadurch veranlaßt würden, selbst in Hagedorn's Auszügen der vornehmsten Brockes'schen Gedichte (Hamburg, bei C. Herold's Wittwe 1763) herumzublättern und Sich dadurch mit den für seine Zeit gewiß nicht geringen Vorzügen und Verdiensten meines frühesten Meisters in der Dichtkunst bekannter zu machen, so wäre meine Abschweifung mehr werth als der Gegenstand, der uns länger, als recht ist, aufgehalten hat.

Er. Ich habe große Lust, Ihrer Aufforderung zu gehorchen, und das um so mehr, da ich Manchen kenne, dem es ganz unbegreiflich ist, was Sie an dem alten Hamburgischen Rathsherrn, der in seinen Augen nichts als ein wasserreicher und langweiliger Reimer ist, so Preiswürdiges finden können.

Ich. Komm und siehe es! Aber jetzt auf was Anders zu kommen, Sie geben also dem Vossischen Blumenkorbe den Vorzug vor dem Reinhardischen?

Er. Allerdings — wenn Sie nichts dagegen haben — und das ungeachtet eines abscheulichen Distelkopfes, der sich, weiß der Himmel wie, mit unter die schönen Blumen gemengt hat.

Ich. Meinen Sie vielleicht die Kassandra des Grafen Fr. L. Stolberg, die sich unmittelbar hinter Baggesen's gesammter Trinklehre sonderbar genug ausnimmt? Sie müssen dem wackern Enkel Hermann's diese kleine Herzenserleichterung nicht so übel aufnehmen! zumal da nicht zu vermuthen ist, daß, wofern irgend einem guten Menschen sein heller Kopf zum Nachtheil gereichen sollte, diese Kassandra Schuld daran haben werde.

Er. Und doch kann ich es Vossen kaum verzeihen, daß er ein Stück aufgenommen hat, worin ein wahrer Dominicanergeist mit brennender Fackel sich ungeduldig nach den Schlachtopfern umsieht, die sein heiliger Eifer der Sache Gottes aufzuopfern dürstet.

Ich. Sie nehmen das Ding auch gar zu tragisch! So feindselig ist es doch wol nicht gemeint! Wer weiß, ob der fromme Dichter nicht wirklich diesen oder jenen, nach Jacobinischer oder Anacharsis-Clootsischer Art und Kunst Erleuchteten kennt, dem durch die abscheulichen Vorwürfe, die er ihm macht, nicht zu viel geschieht? Auf allen Fall hat Herr Voß (däucht mich) recht wohl daran gethan, daß er den gutlaunigen und zur Lustigkeit stimmenden Zechergesang voran und unsers lieben alten Vaters Gleim Beruhigung hinterdrein gehen lässet und, falls etwa diese beiden specifica das Fieber, so Kassandra's Fackel in schwachen, mit brennbarem Stoff überladenen Köpfen entzünden könnte, nicht völlig niederschlagen sollten, noch sein eigenes Lied, Die Kirche, zum Succurs nachgeschickt hat, dessen Inhalt hoffentlich wirken und — aller Fehd' ein Ende machen wird.

Er. Amen! Sind Sie nicht auch der Meinung, daß unser Voß sich durch Lieder in diesem Geist, wie z. B. in diesem neuen Almanach Die Duldsamkeit, Die Bewegung, Die Kirche, worin die reinsten Begriffe, Maximen und Gesinnungen so einleuchtend und ins Herz greifend popularisirt werden, wahres Verdienst um die Beförderung der Humanität mache?

Ich. Daß sie gut an sich sind, ist immer genug; ob sie viel nützen werden, soll weder uns noch ihn kümmern. Um Volkslieder zu werden, sind sie, däucht mich, nicht popular genug; und wenn sie es auch würden? Die Welt wird durch Lieder so wenig besser als durch — Märchen — oder Systeme. Lieder der Freude, ländliche Lieder für alle Jahrzeiten, für alle Arbeiten des Landlebens, Tanz- und Trinklieder und Rundgesänge, deren eigentlicher Zweck blos ist, die Singenden fröhlicher zu machen, verfehlen ihren Zweck schon weniger. Herr Voß hat uns, wie ich finde, diesmal reichlich mit solchem Singstoff versehen. Von seinem und meinem Freunde Baggesen finde ich sogar ein Theelied, eine Galanterie, wofür ihm die Damen ihre Erkenntlichkeit zu bezeugen wissen werden; zumal da es sowol die Leichtigkeit als den feinen flüchtigen Geist und (wie sich für ein Theelied ziemt) auch etwas von der Nüchternheit ihres Lieblingsgetränkes hat.

Er. Bewundern Sie nicht auch mit mir die erstaunliche Fertigkeit dieses dänischen Dichters, in unserer Sprache, die ihm doch so fremd ist, als uns die seinige, so frei und lebhaft zu singen, und sie so ganz seiner Laune anzupassen, als ob er

nie in keiner andern gedacht, gesprochen, gescherzt und gesungen hätte?

Ich. Ich zweifle sehr, ob sich in irgend einer Sprache noch so ein Beispiel findet.

Er. Und wie gefallen Ihnen seine Rundgesänge?

Ich. Alle diese Vossischen und Baggesischen Rundgesänge und Trinklieder bei Wein, Punsch und Bischof sind ihrer Bestimmung nach gut, um in einem fröhlichen Zirkel von Freunden gesungen zu werden, die sich durch diese Lieder nicht erst in den Geist, der darin sprudelt, hineinsingen müssen, sondern, wofern sie Alle ebenso viele Improvisatoren wären, in ihrer momentanen Stimmung sie aus dem Stegreif gedichtet und gesungen haben würden. Einige, besonders die von Baggesen, scheinen mir so ganz dem geselligen Kreise, für den sie zuerst gemacht waren, analog, daß sie billig ein Eigenthum desselben bleiben und wenigstens nicht durch den Druck hätten gemein gemacht werden sollen. Sie scheinen mir viel von der Natur der geistigen Getränke zu haben, bei deren Genuß sie nicht gelesen, sondern gesungen zu werden bestimmt sind.

Er. So meinten es ohne Zweifel die Dichter dieser Gesänge selbst, und darum beschenkten sie uns mit den dazu gehörigen Melodien, wie hier bei Vossens Frauentanz sogar in duplo geschehen ist. Aber damit sie auch in andern Kreisen und von so Vielen als möglich gesungen werden können, müssen sie doch durch den Druck mitgetheilt werden.

Ich. Die Herren sind sehr großmüthig, dem Vergnügen der bei Weitem kleinern Zahl, welche sie sich durch diese Mittheilung verbinden, die Betrachtung aufzuopfern, daß sie einer weit größern Zahl von nicht mitzechenden und mitjuchheienden Lesern wahrscheinlich die Zeit schlecht vertreiben. Dies gilt besonders von solchen Rundgesängen, wie z. B. Die gesammte Trinklehre (S. 182) des Vossischen Almanachs, ein in der That launichtes und witziges Persiflage der neuesten Modephilosophie, worin aber Alles, bis auf den Studententon, der im Ganzen herrscht, augenscheinlich auf eine individuelle Gesellschaft akademischer Freunde berechnet ist, in welcher oder für welche dieser Gesang (wahrscheinlich das Kind eines muthwillig-fröhlichen Augenblicks) gedichtet wurde. Oder was meinen Sie, daß man außerhalb jener Gesellschaft, die vermuthlich in ganz Deutschland nicht drei filias hat, mit einem Witz wie dieser anfangen könnte:

„Die Dichter singen zwar weit und breit:
‚Ich klinge, Du klingest, er klingt!‘
Und ahneten etwas von Göttlichkeit
Im ‚Trinkt, Ihr Brüderchen, trinkt!‘
Sie gaben dem Denker den Wink,
Doch Keiner benutzt ihn, um's Eine, was noth ist, zu
finden drin,
Den großen Sinn
Im ‚Trink, mein Brüderchen, trink!‘“

Der Vorsänger, den man sich wie etwa den Bacchus unter einem Chor metaphysischer Faunen mit gespitzten Ohren denken muß, fährt nun fort zu singen: er hab' ihn gefaßt, den göttlichen Sinn, und wolle ihnen nun seine Lehre vortragen. Das Erste, was hier Noth thue, sei, daß die Herren vor allen Dingen sich setzen, und dann, wenn Alle gesetzt sind, Jeder (Ich) das volle Glas (sein Nicht-Ich) entgegensetze. Aber „nun“, spricht er, „kommt das Beste zuletzt!“ „Das bloße Setzen ist Theorie; die Praxis ist die wahre Sophie in unsrer Philosophei.“ Das Ende davon ist natürlich: „Ein Jeder leere sein Glas!“ „Nun“, sagt er, „merkt Ihr, Freunde, schon beim ersten Trunk, die Lehre führe zu was.“ Und wozu? Natürlich zum Wiederfüllen, und so „allmählich durch Füllen und Leeren zum höchsten Zweck, wenn Jeder keck erfüllet die zechende Pflicht“. Und so folgt endlich die Summa aller dieser neuesten Zechphilosophei:

„Drum mach' ein Jeder so oft als ich
Den Wein im Glase capott!
Am Ende findet er sich, wie mich,
Den wahren sophischen Gott!
Dann ist verschlungen der Wein,
Und gleichsam ein Ich, der das Nicht-Ich verschlang,
sitzt man trunken da,
Hallelujah!
Drum heißa! Juchheißa! schenkt ein!

Chor.

Ja, gleichsam ein Ich, der das Nicht-Ich verschlang,
sitzt man trunken da,
Hallelujah!
Das wahre Nicht-Ich ist Wein!“

Nun, mein Herr und Freund, wie finden Sie das?

Er (zückt die Achseln). Ein drollichtes Ding, dem Anschein nach im Rausch und doch vielleicht bei einer nüchternen Tasse Thee gemacht.

Ich. Ich gebe Ihnen gern zu, daß es lächerlich wäre, wenn man einen solchen gesellschaftlichen Scherz (wiewol ihn das etwas zur Unzeit angebrachte Hallelujah nicht erbaulicher macht) streng beurtheilen wollte. Nur gestehen wir einander unverhohlen, daß er nicht in einen Musenalmanach gehörte. Es ist im Grunde weder mehr noch weniger als ein Jenaisches Studentenlied, allenfalls, so lange noch die Rede von Ich- und Nicht-Ich-setzen sein wird, bei einem metaphysischen Bacchanal oder Commerz (wie es die Herren nennen) abzusingen. Aber was soll es in einer Sammlung von Gedichten — deren Auswahl nicht einer parteiischen Freundschaft (die uns oft gegen unsre Absicht zum Nachtheil des Freundes selbst verblendet), sondern den Musen und Grazien überlassen sein sollte?

Er. Ich besinne mich auf eine Antwort, womit Sie zufrieden sein könnten — und finde keine.

Ich. Ueberhaupt kann man, denke ich, nicht leicht zu viel Strenge zeigen, wenn die Frage ist, was von den Scherzen und Schäkereien einer fröhlichen, mit aufgelöstem Gürtel unter losen Nymphen und weinbegeisterten Faunen herumtanzenden Laune dem öffentlichen Auge vorgelegt werden dürfe oder nicht. In einer solchen Stimmung und in solcher Gesellschaft (sie sei nun wirklich oder blos phantasirt) pflegt Göttin Laune sich gern über das Urtheil der Welt hinwegzusetzen; und wie wäre da von ihr zu erwarten, daß sie nie über die zarte Linie hinausschweifen sollte, die zwischen dem poco più und poco meno dessen, was anständig und schicklich ist, wellenförmig hinläuft und auch wol von dem feinsten Zartgefühl verfehlt werden kann? Ich will Ihnen nicht bergen, daß ich diese Linie — welche doch (man sage, was man wolle) jedem Günstling der Muse heilig sein muß, selbst in einigen Vossischen Liedern dieses Jahrgangs nicht immer respectirt finde. Ich rede nicht von dem, was man Schlüpfrigkeit zu nennen pflegt, als wovon sie ganz frei sind, sondern von einer gewissen sanscülottischen Schlottrigkeit, wenn ich dem Kinde seinen rechten Namen geben soll, die darin besteht, daß man in seiner fröhlichen Laune sich selbst nichts übel nimmt, Alles heraussprudelt, was sie uns eingiebt, und vor den Augen und Ohren der ganzen Welt sich

ebenso beträgt, als ob man allein oder unter lauter vertrauten Herzensfreunden sei, vor denen man sich ohne alle Scheu in puris naturalibus sehen lassen dürfe, wie dort König David, da er vor der Bundeslade her tanzte und in der Freude seines Herzens so ungezogene Sprünge machte, daß er, zu großem Scandal seiner Gemahlin Michal und des Herrn von Voltaire, nach dem eleganten Ausdruck des Letztern Alles, was er hatte, sehen ließ.

Er (lachend). Ich erinnere mich der Stelle im Saul des alten Sünders von Ferney und auch der im zweiten Buch Samuel's, worauf sich jene bezieht; aber ich erinnere mich der Vossischen Lieder nicht, die Ihnen zu dieser vornehmen Vergleichung Anlaß geben.

Ich. Nun, so schlagen Sie z. B. auf der 51. Seite den Frohen Geburtstag auf:

„Sonderbar!
Vierundvierzig Jahr,
Und noch immer lustig!
Schenkte mir ein Mädchen ein,
Und, versteht sich, guten Wein,
Auszutrinken wußt' ich!

Sonderbar!
Vierundvierzig Jahr,
Und verliebt noch immer!" u. s. w.

Ich sehe in dem Allen nichts Sonderbares, als es in Reime zu setzen und im Almanach drucken zu lassen.

Er. Es ist das unschuldigste Ding von der Welt, und in einer andern Laune würde es auch Ihnen so vorkommen.

Ich. Die Grazien sollen mich bewahren, Jemanden seine Freude zu verkümmern, der an dergleichen vertraulichen Confessionen gegen das große Publicum Belieben findet. Gewiß hat Niemand etwas dagegen, wenn es einem wackern Manne, zumal einem Dichter, an seinem vierundvierzigsten Geburtstage noch so wohl in seiner Haut ist. Nur die Welt muß er nicht zur Confidentin davon machen und sich einbilden, daß es so etwas Sonderbares sei. Sie können das Nämliche von der Melkerin in rother Frühe sagen, die gewiß auch ein sehr unschuldiges

Ding ist, ungeachtet der jungfräulichen Reflexion der Melkerin in der vierten Strophe:

„In rother Frühe,
Da baut des Nachbars Sohn das Feld
Und nöthigt, daß ich halb verstellt
Am Dorn verziehe.
Die ganze Gegend ist so still,
Da kann man machen, was man will,
In rother Frühe."

Er. Es versteht sich, daß man nichts machen will, als was sich ziemt.

Ich. O, gewiß! Und so ist's auch mit den Mädchen und den Weibern im Frauentanz. Wenn die Weiber sagen:

„Unsre Hauben,
Mögt Ihr glauben,
Sind so gut als Euer Kranz!"

und die Mädchen mit jungfräulichem Trotz und vor lauter Unschuldsgefühl frech, antworten:

„Ins Gesicht uns geschaut,
O Ihr Tänzer, ob die Braut,
Wie im Kranz, in der Haub' Euch gefalle!"

und die Weiber sich nun an die lieben Männer als Kenner wenden und ihnen abzuschmeicheln suchen, „daß sie doch den Schnitt ihrer Hauben rühmen" sollen, und dann hinzusetzen:

„Laßt die Tollen
Drehn und rollen!
Tanzt bedachtsam, Schritt vor Schritt!"

und die Mädchen nun wirklich den Weibern zum Possen ganz toll werden und rufen:

„Ja, gedreht! ja, gerollt!
Wie die Regel es gewollt!

Mit hinauf! Mit hinab! In die Runde!
Uns gefaßt in den Arm,
Daß der Athem, o, so warm!
Sich begegn' an der Wang' und dem Munde!"

und die **Weiber** darauf sich selbst tröstend erwidern:

„Wir auch schreiten,
Gleich den Bräuten,
Noch verliebt und ehlich treu!" u. s. w.

und die **Mädchen**, die Näschen spöttisch rümpfend, antworten:

„O, verliebt und getreu,
Ungekettet noch und frei,
Sind die Jungen so gut wie die Alten.
Wo Du, Bursch, mir entgehst
Und nach Anderen Dich drehst!
Ich versteh' in dem Garn Dich zu halten!"

und die armen **Weiber** sich nun nicht weiter zu helfen wissen, als den Spott zu erwidern und sich auf ihr **letztes Vorrecht** zu berufen:

„Mit Gelächter,
Liebe Töchter,
Hören wir das Liebeln an!
Unsre Kette
Führt zu Bette
Unsern wackern Herzensmann!"

und die **Mädchen**, als ächte Töchter der goldenen Saturnischen Zeit, antworten:

„Nur Geduld! mit der Zeit
Ist das Bettchen auch bereit,
Und die Braut wird geraubt aus dem Tanze!" —

so ist freilich in Allem diesem nichts gerade gegen den **Dekalogus**, aber viel, däucht mich, gegen Etwas, das auch der genialische Dichter in seinem losesten Muthe respectiren sollte. Mir wenigstens sagt ein unübertäubliches Gefühl, daß Mütter

und Töchter nicht so mit einander spaßen sollten; und da mir das Mädchen, das zu einem Jüngling spräche: „Wo Du, Bursch, mir entgehst!“ und die Mutter, die den Uebermuth ihrer Tochter durch die Betrachtung, daß sie ihren Burschen doch nicht mit zu Bette nehmen dürfe, demüthigen wollte — da mir Beide in der Natur ekelhaft wären, wie sollten sie mir in der poetischen Darstellung gefallen können?

Er. Sie sind ein strenger Censor, aber — Sie haben Recht, sogar ästhetisch Recht!

Ich. Sie wissen, ob ich Vossen liebe und hochachte! Aber eben darum kann ich es kaum ertragen, daß er in solchen Dingen sich so ganz gehen läßt, wohin ihn der Geist Capriccio führt. Der Grund des Uebels liegt wol in der unbegreiflichen Leichtigkeit, womit er dergleichen Lieder macht. Ich zweifle, ob irgend etwas in der Welt ist, worüber er nicht stans pede in uno[1]) sein Liedchen herableiern könnte. Gewiß ist dies ein beneidenswürdiges Talent, womit Einer sich selbst und seinen vertrauteren Freunden manchen frohen Augenblick machen kann. Aber nicht Alles, was in einem engen traulichen Zirkel gut oder wenigstens unverfänglich ist, taugt für die Welt. Wir sollten, däucht mich, immer auch etwas für uns behalten und zu viel Achtung vor uns selbst haben, um uns so, wie Dame Michal sagt, „vor den Töchtern unsrer Knechte zu entblößen, wie sich die losen Leute entblößen“.

Er. Nun freilich, wenn Sie es diesmal durchaus so scharf nehmen wollten, so thun Sie wirklich nicht übel, die Musenalmanache lieber gar nicht zu recensiren. Bei mir haben Sie das Alles tutis auribus[2]) vertraut; aber verhüte es Phoibos Apollon, daß etwas davon in die Welt erschalle!

Ich. Ich sollte nicht denken, daß ich mehr gesagt hätte, als ich mir auf alle Fälle vor der ganzen Sokratischen Schule und vor den Grazien, denen Plato opferte, selbst zu verantworten getraue.[3])

Ich. Nichts weiter von den Liedern im Vossischen Musenalmanach, oder ich laufe Gefahr, zuletzt noch gar von dem Kuckuk ausgelacht zu werden, der in der Naturfreude (S. 181) dem Mucker zuruft: „Was, Mucker, muckest Du?“

[1]) Hor., Sat., I. 4. 10. — A. d. H.
[2]) Hor., Carm., I. 27. 18. — A. d. H.
[3]) Die hier im Merkur folgende Fortsetzung beginnt wieder mit Ich. — A. d. H.

Also nur noch ein paar Worte von den Idyllen aus dem Theokrit.

Er. Sie kennen doch Bindemann's Uebersetzung, die vor vier Jahren zu Berlin herauskam?

Ich. Ich kenne und schätze sie. Sie ist mit Fleiß und Geschmack gearbeitet. Aber wer wird sich rühmen, den Theokrit so gut übersetzt zu haben, daß einem Manne wie Voß nicht noch Manches besser zu machen übrig geblieben wäre?

Er. Gewiß Niemand weniger als Herr Bindemann. Er ist ein sehr bescheidener Mann und so weit entfernt, mit seinem ersten Versuche zufrieden und gegen die Erinnerungen, die ihm über seine Uebersetzung gemacht worden, ungelehrig zu sein, daß wir vielmehr eine neue durchaus aufs Sorgfältigste umgearbeitete Ausgabe von ihm zu erwarten haben, die, nach der davon in das Novemberstück des Berlinischen Archiv's der Zeit 1796 eingerückten Probe zu urtheilen, wenig zu wünschen übrig lassen und wenigstens angenehmer zu lesen sein wird als die Vossische.

Ich. Sie haben Sich vorhin schon erklärt, daß Voß als Uebersetzer nicht Ihr Mann sei.

Er. Und habe wenigstens den Trost, daß meine Meinung über diesen Punkt so ziemlich die öffentliche Meinung der ganzen deutschen Nation ist.

Ich. Gestehen Sie mir, Freund, daß man sich nichts Seltsamers denken kann als Vossens Schicksal als Uebersetzer. Er ist selbst ein Dichter; er ist der Sprachen, aus welchen er übersetzt, beinahe ebenso mächtig als derjenigen, in welche er übersetzt; Niemand versteht die Schriftsteller, die er bearbeitet, besser und hat sie tiefer studirt als er; Niemand giebt sich mehr Mühe als er, das ihm vorschwebende Ideal von Vollkommenheit zu erreichen: und mit Allem dem ist seine Uebersetzung von Tausendundeiner Nacht die einzige, wofür ihm das Publicum Dank weiß, und die es mit Vergnügen gelesen hat.

Er. Verzeihen Sie mir! da thun Sie dem Publicum Unrecht. Es hat seine erste Uebersetzung der Odyssee mit allgemeinem Jubel aufgenommen. Gelehrte und Ungelehrte hatten Freude daran, und die Letztern wünschten sich nichts Bessers, als daß er uns nun auch die Ilias in eben diesem Stil geben möchte. Statt dessen hat er sein Ideal von dem, was die Uebersetzung eines alten griechischen und römischen Dichters sein müsse, so hoch über alle Erwartungen und Wünsche

der Liebhaber hinaufgespannt, daß seine demselben gemäß ausgearbeitete Ilias außer ihm selbst (und vermuthlich dem Grafen Leopold Stolberg, der den Plato ungefähr nach ebendemselben Kanon übersetzt) schwerlich von irgend einem Deutschen anders als mit einem bald vermischten, bald abwechselnden Gefühl von Beifall und Mißfallen, Vergnügen und Verdruß gelesen werden kann — welches, wie Sie mir gestehen werden, eine sehr unangenehme Art von Leserei ist. Das unendlich schwere Problem, das er sich selbst aufgab, den Homer Zeile für Zeile zu übersetzen und so viel immer möglich uns auch den Gang und Schwung des Homerischen Hexameters und die ganze Musik der Homerischen Perioden in seinen Versen und Perioden hören zu lassen —

Ich. Nun, Sie werden ihm dieses Bestreben doch nicht übel nehmen wollen?

Er. Keineswegs! aber wenn er, um das Alles zu erreichen, alle Augenblicke der Sprache Gewalt anthut, sich Freiheiten über sie herausnimmt, die kein deutsches Ohr vertragen kann, kurz, wenn er den Homer in eine neue Art von Zwittersprache verkleidet, die weder Deutsch noch Griechisch, sondern eine Art von griechenzendem Deutsch ist, wodurch sein Homer ungenießbar und oft ganz unerträglich wird: so können wir ihm dafür, daß er uns Homer's Hexameter auch im Deutschen zu hören giebt und mit seinem Original immer gleichen Schritt hält, ebenso wenig verbunden sein, als wir es einem Dichter Dank wissen würden, wenn er sein Werk mit Solöcismen, Flickwörtern, harten Versen und falschen Reimen anfüllte und sich damit zu rechtfertigen vermeinte, es wäre ihm auf andere Weise nicht möglich gewesen, seinem Gedichte die wesentlichen Vollkommenheiten, die ihm zukämen, und die es nun wirklich hätte, zu geben. Wer würde eine solche Entschuldigung gelten lassen? „Wenn Ihr", würde man ihm sagen, „die schönen Sachen, die Ihr in Euerm Kopfe habt, uns nicht in andern als unlesbaren Versen vortragen könnt, so sagt sie uns lieber in reiner Prose." Mich dünkt, wir können mit gleichem Rechte sagen: „Warum in aller Welt sollen wir, um den Homer und Theokrit deutsch zu lesen, uns mit einer Sprache und Schreibart quälen lassen, die einem deutschen Ohre noch zehnmal barbarischer klingt als die wörtlichen lateinischen Uebersetzungen dieser Dichter einem Ohr, das an die Sprache des Cicero und Virgil gewöhnt ist?"

Ich. Sie reden von der Sache, als ob Ihre Meinung wäre,

Voß **könnte** nicht anders übersetzen. Aber daß er es anders und (nach unserm Urtheil) besser kann, hat er ja zum Ueberfluß durch seine erste Odyssee bewiesen. Alles Wehklagen, Tadeln und Kritisiren kann also hier zu nichts helfen; denn, kurz und gut, wenn Herr Voß den Homer und Theokrit in einer Manier übersetzt, die einem großen Theil seiner Leser widerlich und unleidlich ist, so geschieht es lediglich darum, weil er so und nicht anders will.

Er. Das nenne ich, mit seiner Erlaubniß, eine wunderliche Grille, für die ihm sein Verleger wenigstens schlechten Dank wissen wird. Es kommt nicht viel klüger heraus, als wenn eine schöne Person sich alle mögliche Mühe gäbe, durch Verzerrung ihrer Gesichtszüge, linkische Bewegungen und alberne Unmanieren zu verhindern, daß sie nicht gefallen möchte. Wer wird denn absichtlich ein Buch schreiben, das Niemand lesen mag?

Ich. Herr Voß sieht die Sache in einem ganz andern Lichte. Er übersetzt so und nicht anders, weil er innigst überzeugt ist, das sei die beste Art zu übersetzen, und nur auf diese Weise gebe er uns den wirklichen Homer, den wirklichen Theokrit zu genießen. Von diesem Glauben, für den er sich selbst sehr feine und scheinbare Gründe zu geben weiß, wird er sich schwerlich durch irgend etwas, was Sie oder ich ihm dagegen einwenden können, abbringen lassen; und ich bin versichert, daß er fähig wäre, ihn, wenn die Guillotine darauf stünde, mit seinem Blute zu versiegeln. Daß diese Manier, die Alten zu übersetzen, dem größten Theil seiner Leser mißfallen würde, wußte er recht gut vorher; aber er kehrte sich nicht daran. Non, si male nunc, et olim sic erit.[1]) Die Zeit (dies glaubt er oder ist dessen vielmehr ganz gewiß), die Zeit wird kommen, da Jedermann mit ihm über das, was er zu einer ächten Uebersetzung der griechischen und römischen Dichter fordert, einverstanden sein und seinen Homer, seinen Theokrit mit eben dem Geschmack wie die Originale, die er uns mit dem wenigsten Disconto umgewechselt zu haben glaubt, also mit dem größten Vergnügen lesen wird. Seine Phantasie ist so gefällig, ihm diese bessere Zukunft schon jetzt als gegenwärtig darzustellen, und in diesem prophetischen Vorgefühl findet er die reichste Vergütung für den Tadel, Spott und Unwillen, womit ein Theil seiner Zeitgenossen ihm seine mühevollen Arbeiten lohnt; eine Vergütung, deren er nicht

[1]) Hor., Carm., II. 10, 17. 18. — A. d. H.

einmal bedarf, da die Tugend ihr eigener Lohn ist und das Bewußtsein, seine Uebersetzerpflichten aufs Sorgfältigste und Getreueste erfüllt zu haben, sein Herz mit einer Zufriedenheit erfüllt, die ihn gegen allen Tadel um so gleichgiltiger machen muß, da dieser ihn nicht einmal treffen kann. Denn er will ihn ja verdienen und ist stolz darauf, ihn verdient zu haben.

Er. Immer seltsamer! Wie, per omnes Deos Deasque![1]) kann sich denn Herr Voß schmeicheln, es werde eine Zeit kommen, wo man in Deutschland die Sprache, worin er seine Homerischen Helden und Theokritischen Hirten reden läßt, deutsch finden werde? Wie mag ein einzelner Mann sich zutrauen, daß er eine schon so viele Jahrhunderte bestehende Sprache wie die unsrige allein nach seinem Dünkel umzuschaffen vermögend sein könne?

Ich. Das kann er, däucht mir, allerdings hoffen, ohne den Vorwurf einer übertriebenen Eitelkeit zu verdienen. Er kennt die Deutschen, und wir kennen sie hoffentlich auch. Was kann man sich von der unsäglichen Dumpfheit in Sachen des Geschmacks, die unsrer Nation eigen zu sein scheint, und von der Neigung zum Neuen, die sie mit allen andern gemein hat, nicht erwarten? Die Personen, denen Herrn Vossens Manier — insofern sie in Solöcismen, seltsamen Wortfügungen und Constructionen, harten widerlichen Versetzungen u. dergl. besteht — ein Gräuel ist, sind größtentheils Leute, die zu Hagedorn's und Gellert's Zeiten jung waren. Mit diesen ist freilich nichts mehr zu machen; bei diesen ist Ohr und Auge nun einmal für den ganzen Rest ihres Lebens so gewöhnt oder verwöhnt, daß es das Unmögliche von ihnen fordern hieße, wenn man ihnen zumuthen wollte, Herrn Vossens Neuerungen nur erträglich, geschweige schön zu finden. Aber mit den jungen Leuten unter 25, und folglich um so gewisser mit allen Denen, die erst in 10, 20, 30 Jahren nach und nach unter die Zahl der Erwachsenen treten werden, ist es ganz was Anders. Diese sind noch unverwöhnt, noch bildsam, noch gelehrig, und, was hier ein entscheidender Umstand ist, eben weil sie noch jung sind, erklärte Liebhaber und Nachahmer alles Neuen, Ungewöhnlichen und Abenteuerlichen. Nehmen Sie noch dazu den beinah allgemeinen Hang unsrer Zeit zu einer gewissen sanscülottischen Ungebundenheit in allen Dingen, einen aus der Zornschale

---

[1]) Frei nach Hor., Carm., I. 8, 1. 2. — A. d. H.

irgend eines apokalyptischen Engels ausgegossenen Revolutionsgeist, der alle Anhänglichkeit an alte Formen und an das, was man sonst Wohlstand, Geschmack, Zierlichkeit, Grazie (in welchem Fach es auch sein mag) nannte, für Philisterei, Ziererei und Schwachherzigkeit erklärt; bedenken Sie ferner, daß eine lebende Sprache gerade alsdann, wenn sie eine große Anzahl gleichzeitiger, guter und beliebter, folglich fleißig und endlich bis zur Sättigung gelesener Schriftsteller gehabt hat, welche die Sprache sowol als den Geschmack fixirt zu haben schienen, daß, sage ich, diese Sprache alsdann einer großen Veränderung schon aus der einzigen Ursache nahe ist, weil die nachfolgenden guten Köpfe, um nicht für Nachahmer gehalten zu werden, sondern einen eigenen und von ihren Vorgängern abstechenden Charakter zu behaupten, nicht nur von selbst geneigt, sondern, wenn sie Sensation machen wollen, sogar genöthigt sind, auch im Stil und in der Sprache selbst sich merklich von jenen zu unterscheiden; bringen Sie hiebei, wie billig, noch in den Anschlag, daß Herr Voß von Zeit zu Zeit geschickte Schüler zieht, die in alle Welt ausgehen und seine Lehre durch Wort und That auszubreiten suchen: so sollten, dächte ich, alle diese Betrachtungen zusammengenommen Sie an der Möglichkeit, ja selbst an der Wahrscheinlichkeit seiner Hoffnung, daß seine Uebersetzungen den Beifall, den ihnen die gegenwärtige Generation versagt, bei den künftigen desto gewisser finden werden, nicht länger zweifeln lassen.

Er. Sollte man doch beinahe glauben, Sie sagten das im Ernste! Aber es kann unmöglich Ihre wahre Meinung sein.

Ich. Warum nicht? Sehen wir denn nicht jetzt schon mehr als zu viel Anscheinungen, daß eine solche Umgestaltung unsrer Sprache bevorsteht? Fand nicht der weiland Ritter Zimmermann sogleich eine Menge Nachahmer, da er in seiner dickbäuchigen olla potrida Ueber die Einsamkeit[1]) sich einfallen ließ, nach Art der Franzosen das Zeitwort, das wir seit so manchem Jahrhundert gewöhnlich hinter das Hauptwort oder Fürwort, worauf es sich bezieht, stellen, zuweilen voranzusetzen und z. B. anstatt: „daß ich mich von der Welt ganz absondern werde", zu sagen: „daß ich mich ganz absondern werde von der Welt"? Sehen Sie nicht, daß sogar ein Dichter, dessen Ansehen

---

[1]) Die Schrift erschien in der neuen Ausgabe (1784. 1785) in vier Bänden. Zimmermann war 1795 gestorben. — A. d. H.

und Beispiel das ganze Schriftstellervolk sündigen zu machen fähig ist, kein Bedenken trägt, den Schluß eines geistvollen kleinen Gedichts (Der Chinese in Rom)[1] durch einen Pentameter zu entstellen, worin die zusammengehörenden Worte durch eine doppelte Versetzung auseinandergereckt werden?*)

*) Ich habe mich schon in dem kleinen Briefwechsel über Vossens Homer (im zwölften Stück des Neuen Teutschen Merkur's 1795[2]) erklärt, daß ich weit entfernt bin, den Dichtern den Gebrauch aller nicht im täglichen gemeinen Leben oder im Stil der gelassnen kunst- und schmucklosen Rede oder Erzählung wohlhergebrachten Wortstellungen untersagen zu wollen. Zu oft habe ich das Gegentheil durch mein eigenes Beispiel bewiesen, um eines solchen Eigensinns beschuldigt zu werden. Was ich an Zimmermann's Prose tadelte, weil es (wenige Fälle ausgenommen) bloße Ziererei ist, finde ich in Versen, zumal in den Silbenmaßen, die wir den Alten abgeborgt haben, sehr zulässig. In Distichen ist die Erlaubniß, das Zeitwort vor das Hauptwort zu stellen, sogar eine Bedingung, ohne welche, wenigstens in einem Gedichte von einigem Umfang, wie z. B. im Schiller'schen Musenalmanach Alexis und Dora (einem der vollkommensten Gedichte, die ich in irgend einer Sprache kenne), es kaum möglich wäre, den Pentameter der Alten im Deutschen nachzubilden. Es giebt noch mehrere Arten von Wortversetzungen, die ich dem Dichter aus gleichem Grunde an solchen Stellen gern erlaube, wo er dem Leser gar keine Zeit läßt, das Bedürfniß, das ihn dazu nöthiget, gewahr zu werden, oder die durch die Art des Gebrauchs zu wirklichen Schönheiten werden. Eben das gilt von den Beiwörtern, die, anstatt unmittelbar vor dem Hauptworte zu stehen, mit Wiederholung des Artikels gleich nach demselben gesetzt werden, wie z. B.:

„Außerdem schaff' ich noch Schmuck, den mannichfaltigsten",[3])

wo diese Versetzung (aus einem Grunde, den ich nicht angebe, weil ihn jeder Leser von Geschmack sogleich fühlen muß) zur Schönheit wird. Meine Meinung ist blos, daß dies eigentlich immer der Fall sein sollte, so oft ein Dichter von der gewöhnlichen Wortstellung abweicht, und daß die Erlaubniß, sich diese Freiheit aus Noth zu nehmen, so selten als möglich, und auch dann immer mit der von Horaz empfohlnen Bescheidenheit genommen, nicht alle Augenblicke, entweder aus Bequemlichkeit und Nachlässigkeit oder gar aus Affectation usurpirt werden sollte. Nur mit solchen Versetzungen wie die oben angeführte oder folgende:

„Die Thüre steht wirklich des Gartens noch auf",[4])

wird mein altes Ohr sich schwerlich mehr versöhnen lernen.

---

[1]) In Schiller's Musenalmanach, S. 110 f., von Goethe. Es ist hier im Grunde nur eine durch den contrastirenden Gegensatz genug entschuldigte Versetzung. — A. d. H.

[2]) Wieland's Werke, Th. XXXVII. S. 114 ff. — A. d. H.

[3]) In Goethe's „Alexis und Dora". — A. d. H.

[4]) Gleichfalls in „Alexis und Dora". Goethe änderte auch später hier so wenig wie im Schlußverse des Chinesen in Rom. — A. d. H.

„Siehe, da glaubt' ich im Bilde so manchen Schwärmer zu schauen,
Der sein luftig Gespinnst mit der soliden Natur
Ewigem Teppich vergleicht, den ächten, reinen Gesunden
Krank nennt, daß ja nur er heiße, der Kranke, gesund."

Glauben Sie mir, dies sind böse Vorbedeutungen! Denn hier gilt die Horazische Frage umgekehrt: Quid fures facient, domini cum talia peccant?[1]) Der Nachahmertroß und das junge, allem Zwang überhaupt gehässige Volk geht schon ohne Erlaubniß und Aufmunterung immer weiter, und große Dichter dürfen sich selbst nur ein Wenig mehr nachsehen, als recht ist, so werden es Jene für einen stillschweigenden Freibrief ansehen, so ungezogen zu sein, als ihnen beliebt. Sie sehen also, mein lieber Herr, daß wir der Sprachepoche, auf welche unser guter Voß seine Hoffnung setzt, immer näher rücken.

Er. Sie könnten mich mit der verzweifelten Gelassenheit, womit Sie mir das Alles vordemonstriren, ordentlich traurig machen. Ich wenigstens mag die Zeit nicht sehen, wo die Sprache meiner Lieblingsdichter, wo auch die Ihrige, ja Klopstock's Dichtersprache selbst obsolescirt oder gar zu gemeiner Prose herabgesunken sein wird und die Musen und Grazien, wenn sie anders noch etwas mit unsern Nachkömmlingen zu schaffen haben wollen, aus Vossens Homer Deutsch reden lernen werden! Ich bitte Sie, lassen Sie uns auf ein anderes Capitel kommen.

Ich. Sehr gern! Hier ist Schiller's Musenalmanach! da werden Sie Stoff und Formen genug finden, um Ihren Gedanken eine angenehmere Richtung zu geben.

Er. Wahrlich, mehr als eine große, schöne, herzerfreuende Götter- und Menschengestalt! aber des Stoffs so viel, daß auch ein gutes Theil Plunder und Auskehricht den Raum mit ausfüllen hilft.

Ich. Das möchte ich nicht sagen, und vermuthlich haben Sie selbst zu dem, was Sie sagen wollten, nur nicht gleich das rechte Bild gefunden. Ich finde hier eher des Lebens als des Stoffs zu viel, und das Erste, was ich an diesem Taschenbuche auszusetzen habe, ist, daß ein Theil des Stoffs in eine zu große

[1]) Nicht aus Horaz. Vgl. Herder's Werke, XIX. S. 144. — A. d. H.

Menge lebendiger Geschöpfe von der kleinsten und zum Theil von der beschwerlichsten Art ausgebildet ist. Die hier und da einzeln stehenden großen lieblichen Götter- und Menschengestalten werden von einem so großen Gewimmel von Schmetterlingen, Bienen, Hummeln, Wespen, Hornissen, Schrötern und Laubkäfern umschwirrt und umsummset, daß man sich kaum Platz vor ihnen machen kann, um des Anschauens jener herrlichen Gebilde recht froh werden zu können.

Er. Sie treffen sogleich auf das rechte Fleck. Ohne Gleichniß zu reden, es ist mir ärgerlich, ein so liebliches Götterkind des Genius und der Kunst wie Goethe's Idylle Alexis und Dora, von der ich Horazens decies repetita placebit[1]) bereits an mir selbst erfahren habe — und so auserlesen schöne Stücke wie Schiller's Klage der Ceres, das vollendetste Muster von Harmonie, das ich kenne, oder wie das novem Musis caelatum opus, sein Pompeji und Herculanum, mit einer solchen rhyparographischen Rhapsodie wie die Xenien in einem und demselben Bande zu sehen.

Ich. Und ich gestehe Ihnen offenherzig, so wenig ich mich auch darüber beklagen kann, daß mir diese Xenien, die so viel Lärms und Scandals — um nichts erregt haben, Langeweile gemacht hätten, ich wünschte sie lieber gar nicht gesehen zu haben.

Er. Wer ein Freund der Verfasser ist, kann sich dieses Wunsches schwerlich enthalten.

Ich. Sie sagen das ja mit einem Tone, als ob Sie gewiß wären, die Verfasser zu kennen?

Er. Wie sollte ich nicht? Ganz Deutschland nennt sie laut und öffentlich. Es ist beinahe unmöglich, sie nicht zu kennen, so gut haben sie selbst dafür gesorgt, daß sie, ihrer Anonymität ungeachtet, beim ersten Anblick entdeckt werden müssen, wiewol das digito monstrari et dicier: hic est,[2]) hier leider weder mehr noch weniger sagen will als:

Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto![3])

Schon allein die vornehme, aristokratische oder vielmehr duumviralische Miene, die sie sich geben, indem sie mit einer Leichtfertigkeit und einem Uebermuth, wovon schwerlich ein Bei-

---

[1]) Hor., Ars Poet., 365. — A. d. H.
[2]) Pers., I. 18. — A. d. H.
[3]) Hor., Sat., I. 4. 85. — A. d. H.

spiel in irgend einer Sprache existirt, über alles Fleisch herfallen, läßt sich nur von einem Paar poetischer Titanen präsumiren, die im stolzen Gefühl ihrer höhern Natur und überwiegenden Kraft, bei einer starken Dosis Verachtung gegen uns andere Menschlein sich in Augenblicken einer wilden Bacchischen Geistestrunkenheit Alles erlauben, weil sie nichts respectiren noch scheuen und überdies, falls etwa das gewöhnlich so geduldige und Alles zum Besten kehrende deutsche Publicum wider Vermuthen muckisch würde, sich damit trösten, daß es nur auf sie ankomme, uns, wenn sie es einmal gar zu arg getrieben haben, durch irgend eine zierliche goldne Schale voll Nepenthe,[1]) die sie uns freundlich darreichen, wieder unter den unwiderstehlichen Zauber ihres Genius zu setzen; eines Alles wagenden und vermögenden Dämons, der uns (wie sie zum Theil aus Erfahrung wissen) dahin bringen kann, nicht nur seine naevos für lumina,[2]) sondern sogar seine Unarten für Grazien anzusehen und Ungebühren, die wir keinem Andern verzeihen würden, als genialische Ergießungen einer fröhlichen Laune zu entschuldigen, ja wol gar unsere Freude daran zu haben.

Ich. Ei, ei, mein Freund! Sie werden ja vor lauter Eifer so poetisch, daß der schönen Tirade, in welche Sie Sich da ergossen haben, nichts als der hexametrisch-pentametrische Rhythmus fehlt, um als ein würdiger Epilog auf dem letzten Blatt der Xenien figuriren zu können.

Er. Was ich Ihnen sehr positiv versichern kann, ist, daß ich meinen Aerger noch viel stärker ausdrücken könnte und Sie doch nur den Widerhall der vereinigten Stimmen des ganzen deutschen Publicums hören ließe. Der Unwille, den das widerliche Gemisch von Witz, Laune, Galle, Gift und Unrath, womit die Verfasser dieser Distichen so manche im Besitz der öffentlichen Achtung stehende oder doch wenigstens eine öffentliche Züchtigung keineswegs verdienende Männer übergießen, bei allen Arten von Lesern erregt hat, ist allgemein und spricht nur gar zu laut. Wer kann es ertragen, so manchen Gelehrten, der an seinem Platze und in seinem Fache schon lange anerkannte Verdienste aufzuweisen hat, so manche Zeitschrift, an welcher wenigstens ebenso viel zu loben als zu tadeln ist, auf die gröbste Art mißhandelt, gestäupt, gebrandmarkt oder mit wegwerfender Verachtung in den Koth getreten zu sehen, blos weil jene Männer in diesen Zeitschriften sich die Freiheit

[1]) Odyssee, IV. 221. — A. d. H. [2]) Vgl. oben S. 295. — A. d. H.

genommen haben, ihren Mund gegen die Horen aufzuthun? Wer muß nicht über den losen Muthwillen ungehalten werden, womit man hier ganze Städte und Provinzen Deutschlands um eines einzigen Vorwurfs willen, der etwa dem großen Haufen ihrer Einwohner gemacht werden kann, dem öffentlichen Spotte preisgegeben sieht? Wer kann gleichgiltig dabei bleiben, wenn zwei edle Brüder,[1]) die selbst da, wo sie Tadel verdienen oder auch nur zu verdienen scheinen, mit Achtung und Schonung getadelt zu werden fordern können, blos deswegen, weil sie Christen sind, lächerlich gemacht werden? Und wem muß nicht vollends alle Geduld ausgehen, wenn die Distichenmacher, nachdem sie sich auf mehr als sechs Bogen allen diesen Unfug erlaubt haben, am Ende noch einen bloßen Spaß aus der Sache machen und quasi re bene gesta uns mit dem witzigen Einfall gar stattlich abgefertigt zu haben glauben:

„Alles war nur ein Spiel! Ihr Freier lebt ja noch alle;
Hier ist der Bogen, und hier ist zu den Ringen der Platz.“

Was indessen mich und alle ehrlichen Leute, denen die Ehre der Nation und die Achtung, die dem gelehrten Stande von den übrigen gebührt, nicht ganz gleichgiltig ist, am Meisten schmerzt, ist der Eindruck, den diese Xenien auf den größten Theil der Leser aus den obersten Classen gemacht haben und machen mußten. Sagen Sie mir, mit welcher Stirne können die Gelehrten noch einige Achtung von andern Leuten fordern, wenn sie sich selbst unter einander so schmählich mißhandeln? Was können wir von den Großen anders als die tiefste Verachtung gegen den ganzen Orden der Schriftsteller, Dichter und sogenannten schönen Geister erwarten, wenn Männer aus unserm Mittel, die in der öffentlichen Meinung bisher auf der höchsten Stufe standen, ihrer eignen Würde so sehr vergessen, daß sie mit einem Muthwillen, der trunknen Studenten kaum verzeihlich wäre, jeden halbwitzigen Einfall, der ihnen vor den Mund kommt, in einem wohl oder übel klingenden Distichon von sich geben — Wahres und Schiefes, Sinnreiches und Plattes, Feines und Grobes durch einander ihren Lesern ins Gesicht sprudeln — Diejenigen, die vielleicht einer leichten kleinen Züchtigung bedurften, mit Knütteln zu Boden schlagen, und indem sie sogar Leute, mit denen kein Mensch, der sich selbst

[1]) Die Grafen Stolberg. — A. d. H.

achtet, gern handgemein werden möchte, mit Koth und faulen Eiern werfen, sich natürlicherweise in den Fall setzen, von ihnen eine gleiche und, wie leicht vorauszusehen war, noch pöbelhaftere Begegnung zu erfahren? Was muß von einem so unanständigen Benehmen Derjenigen, die man bisher auf dem Gipfel unsers Parnasses gesehen hat, der Einzigen beinahe, deren Werke in die Hände unsrer Großen kamen, die natürliche Folge sein? Wahrlich, wenn wir am Ende Alle sammt und sonders als ein Pack ungezogener, unruhiger, aufgeblasener, abgeschmackter Witzlinge, Pritschmeister, Pedanten und Salbader von ihnen behandelt und, nachdem man sich allenfalls ein paar Minuten an dem possierlichen Schauspiel, wie wir uns gleich den Affen unter einander herumbeißen und einander mit den Excrementen unsers Witzes besudeln, erlustiget, mit gebührender Verachtung aus jeder guten Gesellschaft mit den Absätzen hinausgestoßen würden — was für Ursache hätten wir, uns über großes Unrecht zu beklagen? Gewiß keine, wofern wir nicht Alle mit gesammter Hand gegen Diejenigen aufstehen, die uns durch einen so ungeheuern Mißbrauch ihres Ansehens, ihres Witzes und ihres Talents, Distichen zu drechseln, diese Schmach zugezogen haben. Verzeihen Sie mir, wenn ich zu warm worden bin! Aber die Sache, wiewol die Herren nur ein Spiel daraus gemacht wissen möchten, ist zu wichtig und hat zu ernsthafte Folgen, als daß sich darüber scherzen ließe. Ueberdies sollt' ich denken, wer vor keinem Andern Respect hat und sich, sobald ihn die Laune dazu anwandelt, von allen Regeln der Anständigkeit und guten Sitte dispensirt, habe kein Recht, zu erwarten, daß ein Biedermann aus Schonung und Respect gegen ihn Bedenken trage, ihm — die bloße Wahrheit zu sagen.

Ich. Ich habe Sie ausreden lassen, lieber Herr, wiewol ich die Hitze, in welche Sie aus einem übrigens sehr gerechten Eifer gerathen sind, weder liebe noch billige. Auch ich sehe zwar die Sache, wovon wir reden, für wichtiger an als manche Leser und vermuthlich auch als die jovialischen Herren selbst, die Ihnen zu diesem heißen Ausfall Gelegenheit gegeben haben. Aber eben darum lassen Sie uns, so viel möglich, gelassen bleiben, damit wir nicht, indem wir über Andere urtheilen, uns selbst irgend eines verdienten Vorwurfs von Uebereilung oder leidenschaftlicher Einseitigkeit schuldig machen. Sie glauben die Verfasser der Xenien zu kennen, und der Eifer, womit Sie Sich über diese Sammlung von kritischen und antikritischen, scherz-

haften und satirischen, gesalznen, ungesalznen und übersalznen Epigrammen erklärt haben, wurde gerade durch diese Voraussetzung, daß der Unfug von Männern vom ersten Rang in der literarischen Welt ausgeübt worden sei, in Ihnen angezündet. Ich glaube, oder vielmehr ich bin völlig überzeugt, daß Sie Sich hierin irren, und ich hoffe auch Sie, mein Freund, in der Folge hievon hinlänglich zu überzeugen. Aber vor allen Dingen lassen Sie uns vorher den Xenien selbst, so wie sie hier vor uns liegen, ohne uns jetzt um das Personale der Verfasser zu bekümmern, etwas schärfer unter die Augen schauen. Ich habe sie, wie Sie sehen, zu meiner eigenen Bequemlichkeit numerirt und dadurch gefunden, daß ihrer 422 Stück sind! Vierhundertzweiundzwanzig Epigrammen in lauter einzelnen Distichen, in einem Zug, ist sehr viel, wenn Sie bedenken, was zu einem guten Epigramm und zu einem untadeligen Distichon erfordert wird. Vermuthlich war es gerade die ungemeine Schwierigkeit dieser Art von Spielwerken des Witzes und der Laune, was die beiden Dichter, denen wir überhaupt das Beste in diesem Musenalmanach zu danken haben, auf den Einfall gebracht haben mag, in einigen heitern Stunden sich gleichsam in die Wette damit zu beschäftigen oder zu erlustigen. Auch würden die Distichen, welche zwischen S. 28 und 196 des Schiller'schen Musenalmanachs theils einzeln verstreut, theils in größern und kleinern Gruppen zusammengestellt sind, die Hand der Meister unfehlbar errathen lassen, wenngleich die Namen Goethe und Schiller oder die Anfangsbuchstaben G. und S. weggelassen worden wären. Das Wenigste, aber auch das Unnachläßlichste, was von einem nach griechischer und lateinischer Versart modellirten zweizeiligen Epigramm gefordert wird, ist, daß es ohne Fehler gegen die Prosodie sei; und gerade dies ist eine Hauptursache, warum es unsrer Sprache so schwer ist, gute Distichen zu machen. Die Distichen, zu welchen Goethe und Schiller sich namentlich bekannt haben, sind auch in dieser Rücksicht größtentheils musterhaft. In den Epigrammen auf der 28.—33. Seite, wovon die sechzehn ersten von Goethe und die übrigen von Schiller sind, habe ich nur ein paar kleine Fehler gegen die Prosodie gefunden,*) die kaum bemerkt zu

*) Der eine findet sich im Pentameter des 31. Distichons auf der 28. Seite. Die Partikel so ist gewöhnlich kurz, wird aber lang, wenn es die Bedeutung eines demonstrativen Nebenworts und dadurch einen Accent bekommt, welches gerade hier der Fall ist:

werden verdienten, wenn Licenzen dieser Art, zumal in einem so kleinen Product, als ein Distichon ist, den Meistern der Kunst übersehen werden dürften. Daß diese Epigrammen (mehr als 220 an der Zahl), welche, theils unter andere Gedichte verstreut, theils unter besondere Titel, als Die Eisbahn, Tabulae votivae, Vielen, Einer, gebracht, und von welchen die drei letzten Rubriken mit G. und S. zugleich unterzeichnet sind, einen Schatz von reichhaltigen Gedanken, scharfsinnigen Bemerkungen, zarten Empfindungen oder leichten und feinen Scherzen, von Lebensweisheit, Lebensklugheit und Kritik der Kunst enthalten, mit welchem meines Wissens keine ähnliche Sammlung von Gnomologen und Epigrammendichtern weder unter den Alten noch den Neuern die Vergleichung aushält, ist nicht mehr, als man von ihren Verfassern zu erwarten berechtigt ist; und wer wird es nicht ganz natürlich finden, daß sie zusammengenommen alle Schönheiten und Grazien, deren die verschiedenen Gattungen des Sinngedichts fähig sind, in sich vereinigen? Viele sind wahre goldne Sprüche und so schweren und tiefen Inhalts, daß die Entwicklung ihres ganzen Sinnes zu einem kleinen Buche werden könnte.

„Wißt Ihr, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine
Recht; der Große begehrt just so das Große zu thun."

Vielleicht könnte ein Versuch, diesen kleinen Fehler wegzubringen, zum Vortheil des ganzen Verses ausschlagen. Richtig ist diese Partikel im 4. Distichon S. 29 kurz und im dritten S. 31 lang gebraucht. Der andere fällt vielleicht nur darum am letzten Pentameter des Epigramms Majestas populi (S. 33) auf, weil Schiller's Distichen gewöhnlich unverbesserlich schön versificirt sind.

„Die übrigen alle sind blinde
Nummern, ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer blos ein."

Das Wörtchen blos ist gewöhnlich eine lange Silbe und wird schwerlich jemals von einem Dichter, dem vitium fugere virtus ist, in einem Trochäen als kurz gebraucht werden. Goethe nimmt es (leider! denn seine Autorität macht das servum pecus sündigen) mit der Prosodie nicht immer so scharf wie sein Freund. So finde ich z. B. in der geistvollen, in sechzehn Distichen ausgewebten Allegorie Die Eisbahn (S. 145) den mehr als harten Pentameter,

„Wie man bei Bier und Tabak sich über Feldherrn erhebt." [1])

Wenn man solche Daktylen gelten lassen wollte, so sähe ich nicht, mit welchem Rechte wir an die Silbenmaße der Alten Anspruch machen dürften oder uns auf unsre Nachahmung derselben als auf einen Vorzug unsrer Sprache und Poeterei etwas zu Gute thun könnten.

[1]) Goethe schrieb später „über Besiegte sich hebt". — A. d. H.

Manchen könnte vielleicht ein kleiner Commentar nicht schaden; mehrere, besonders unter den metaphysischen, ästhetischen und kritischen, die den größten Theil der Tabulae votivae ausmachen, fordern zur Prüfung auf; von einigen gestehe ich, daß sie für mich Räthsel sind, und ich bin leider kein Oedipus. Unter diese Rubrik gehören wol auch für die meisten Leser, die Distichen Vielen gewidmet (S. 187—191), worin, wie es scheint, individuelle, meistens mit Anfangsbuchstaben bezeichnete Damen unter dem Bilde von Blumen charakterisirt oder complimentirt oder satirisirt werden. Da die meisten dieser kleinen Miniaturbildchen nur für Den, der das Gesicht kennt, Interesse haben, so ist die Zierlichkeit und Zartheit des Pinsels Alles, was uns Uebrigen daran behagen kann. Aber desto reichlicher werden wir durch den größten Theil der niedlichen Distichen für Eine entschädigt; zumal da sich Jedermann eine solche Eine träumen lassen kann, wofern er nicht etwa selbst so glücklich ist oder zu sein glaubt, Eine zu haben, die ihn durch Empfindung überzeugt, daß „Raum und Zeit nur bloße Formen des Denkens sind", weil ihm „das Eckchen" mit seinem „Liebchen unendlich scheint".[1]) Auch könnten sie das Gute stiften, unsere Schönen zur Kantischen Philosophie zu bekehren, wenn sie sehen, daß die Kritik der reinen Vernunft auch zum Tändeln mit einem Liebchen nütze ist. Kurz, diese ganze Lieferung von Sinngedichten, die von den ersten zwei Dritteln des Schiller'schen Musenalmanachs beinahe wieder den dritten Theil ausmacht, gewährt entweder dem Verstande oder dem Witz und Geschmack des Lesers eine so angenehme Unterhaltung, daß nicht leicht etwas Anderes an ihre Stelle hätte gesetzt werden können, das zu diesem Zwecke tauglicher wäre. Ueberdies würde sie allein zureichend sein, Denjenigen, der eine Theorie des Epigramms schreiben wollte, mit allen nöthigen Beispielen und Mustern zu versehen; und wenn sich auch unter so viele einige wenige eingeschlichen hätten, die auf einer scharfen Wage zu leicht befunden würden, so glaube ich doch behaupten zu können, daß auch nicht eines darunter ist, dessen sein Verfasser sich zu schämen hätte.

Dies ist nun freilich der Fall keineswegs bei den Xenien, die diesem Musenalmanach gleichsam als eine Zugabe beige-

---

[1]) „Raum und Zeit, ich empfind' es, sind bloße Formen des Denkens.
Da das Eckchen mit Dir, Liebchen, unendlich mir scheint." — A. d. H.

fügt sind, und zu welcher Niemand, auch nicht einmal mit dem ersten Buchstaben seines Namens, sich bekennen mochte. Dieses seltsame Gemengsel von den ungleichartigsten Witzspielwerken, die wol jemals der Lesewelt auf einmal in Form einer Olla potrida vorgesetzt worden sind, verräth, däucht mich, schon beim ersten Anblick auch sehr ungleichartige Urheber.

Daß viele dieser Xenien ächten Witz und feines, wiewol scharfes Salz in sich haben, wird wol Niemand leugnen wollen; aber ebenso wenig ist zu leugnen, daß die falsch witzelnden, platten, schiefen, leichtfertigen, unartigen, pöbelhaft groben und boshaften zusammengenommen die große Majorität ausmachen — und daß auch nur eines von diesen letztern einen Mann von Verstand, Lebensart und achtungswürdigem Charakter, geschweige denn einen Mann von Ansehen und Namen, dem die öffentliche Meinung nichts weniger als gleichgiltig sein kann, zum Urheber haben könnte, credat Judaeus Apella![1]) Ein Mann, der das Alles und ein Dichter dazu ist, kann wol in einer Stunde, wo Witz und Laune die Oberhand haben, über die menschlichen Thorheiten in Prose oder Versen scherzen und lachen. Was immer erlaubt gewesen ist — einbildische Gecken, Pedanten, Witzlinge, Schwärmer, Hypokriten und Prätensionsmacher von allen Gattungen und Farben mit attischem Salze zu reiben — warum sollte das nicht auch ihm erlaubt sein? Oder von welchem Andern als von einem solchen Manne kann man gewiß erwarten, daß er sich dieser Freiheit mit Mäßigung, Unterscheidung, Anständigkeit und Achtung für Verhältnisse bedienen werde? Freilich wollen Witz und Laune einen etwas freien Spielraum haben; aber auch dem Witz und der Laune setzt — wo nicht Humanität und Güte des Herzens, doch Urbanität, Klugheit und Achtung für sich selbst Grenzen, über die ihnen nie auszuschweifen erlaubt wird. Nimmermehr wird ein solcher Mann sich anmaßen, vor das Publicum hinzutreten und ihm eine Impertinenz wie diese zu sagen:

„Viele Bücher genießt Ihr, die ungesalznen; verzeihet,
Daß dies Büchelchen **uns** überzusalzen **beliebt!**"

Nimmermehr wird ein solcher Mann die egoistische Prätension an uns machen:

[1]) Hor., Sat., I. 5. 100. — A. d. H.

„Lies uns nach Laune, nach Lust, in trüben, in fröhlichen Stunden,
Wie uns der gute Geist, wie uns der böse gezeugt.“[1])

Denn wofern ihm ja einmal das seltsame Unglück begegnete, daß seine Muse oder Laune hinter seinem Rücken mit dem bösen Feinde zugehalten hätte, und irgend ein Wechselbalg, den sie zur bösen Stunde geworfen, zum Verräther dieser Unthat würde, so wäre doch wol das Erste, was er thäte, daß er den kleinen Kielkropf eigenhändig ins Feuer wärfe, bevor er noch irgend einer ehrlichen Christenseele vor die Augen gekommen wäre. Aber am Allerwenigsten wird es jemals moralisch möglich sein, daß ein solcher Mann, selbst in seiner schlimmsten Stunde, andere wackere Männer, die ihrer persönlichen Eigenschaften, ihres Standes und Rangs in der Gesellschaft, ihrer Verdienste, ihres Alters oder anderer Rücksichten wegen Anspruch an Achtung für ihre Verdienste und Schonung ihrer Schwachheiten zu machen haben, um irgend einer verzeihlichen Menschlichkeit willen zu hohnnecken, dem öffentlichen Gelächter preiszugeben oder, wenigstens in den Augen der leichtsinnigen Jugend und des unverständigen Lesepöbels, verächtlich zu machen, fähig sein sollte. Personalsatire ist überhaupt etwas Verhaßtes und grenzt zu nahe ans Pasquill, als daß ein Mann von Ehre sich anders als mit der größten Behutsamkeit zu ihr herablassen sollte. Aber vollends in Distichen, deren Kürze selten erlaubt, einen Gegenstand durch mehr als einen Zug zu bezeichnen, ist diese Art von Satire, wenn sie auch im Grunde nichts mehr als Kritik oder Elenchus sein sollte, gefährlicher und verhaßter als unter irgend einer andern Form; denn es ist beinahe unmöglich, dem Getadelten oder Bespotteten in zwei Versen (zumal in solchen, worin selbst der leichteste und gewandteste Witz in unsrer Sprache sich selten frei genug bewegen kann) Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; und das Unrecht, wofern ihm welches geschieht, ist desto empfindlicher, weil sich nichts leichter verbreitet und im Gedächtniß erhält als ein schalkhaftes Distichon. Ein Grund, der allein schon mehr als hinlänglich ist, einen Mann von Verstand und Discretion, wie lästig ihm auch zu Zeiten seine Plethora von

[1]) Die beiden Epigrammen stehen in umgekehrter Folge nach einander. — A. d. H.

Witz und Laune sein möchte, abzuhalten, solche satirische Distichen über Flüsse, Städte und Länder in die Welt ausfliegen zu lassen, wie z. B. Nr. 99 und 100 (S. 223),[1]) die, was auch Wahres daran sein mag, doch so gesagt immer einseitig, ungerecht und beleidigend sind, wiewol sie am Ende Niemand schaden als ihrem Urheber.

Ich will mit Allem dem keineswegs behaupten, daß es nicht zulässig sein könne, einen Schriftsteller mit einem kritischen oder satirischen Distichon zu regaliren, wenn er den Tadel verdient oder dem Momus und Jocus, zwei zum Schonen wenig geneigten Göttern, eine gar zu große Blöße gegeben hat. Aber in diesem Falle muß der Tadel oder Spott wenigstens durch Urbanität gemildert sein und nicht mehr Salz gebraucht werden, als eben recht ist; wie etwan in Nr. 33, 34, 39, 41, 45, 81, 87, 152, 266, 269 und vielen andern. Denn kein Mann von Verstand wird sich berechtigt halten, die Scherze, die er dem Publicum zum Besten giebt, überzusalzen oder (was in den Xenien so häufig geschieht) mit ganzen Händen voll spanischem Pfeffer und Asa foetida zu würzen, und das blos darum, weil es ihm so beliebt, und weil das arme Publicum sich wol auch zuweilen mit ungesalznen Schüsseln bedienen lassen muß. Wenn uns denn aber gar Epigramme vorgesetzt werden, die selbst nur mit taubem Salz gewürzt sind, wie z. B. Nr. 72, 116,*) 117, 118, 125, 148, 149 u. a. m., oder wenn sie, anstatt witzig zu sein, blos grob, plump und hämisch sind, wie etwa Nr. 70, 77, 177, 190, 194, 197, 199, 253, 271 u. s. w., oder wenn die Wirkung der beleidigenden Grobheit durch einen Zusatz von ächtem oder falschem Witz noch verstärkt wird, wie beinahe in allen, worin N., C. und R.[2]) mißhandelt werden; oder wenn der Tadel geradezu schief und ungerecht ist, wie (unter vielen andern Beispielen) Nr. 35 (wo der Spott nicht Herrn Manso, sondern den Ovid, den man doch nicht treffen wollte, trifft), 64, 257, 282 und die beiden

*) Ich gestehe unverhohlen, daß mir Herr Graf Fr. zu Stolberg ein kleines Epigramm mit seiner Uebersetzung einiger Platonischen Dialogen verdient zu haben scheint; ein nicht allzu tiefer Bienenstich wäre für diese und einige kleine Versündigungen in seiner Reisebeschreibung nicht zu viel gewesen; aber was soll ein Spott, der ihn blos zum Märtyrer macht und dem Spötter die Miene eines profanen Sanscülotten giebt?

[1]) „Donau in B** (aiern)", „Donau in O** (estreich)". — A. d. H.

[2]) Nicolai, Campe und Reichardt. — A. d. H.

Geständnisse, die uns die Xenien aus der Unterwelt heraufgebracht haben wollen, Nr. 358*) und 360 u. s. w. — wer kann sich auch nur im Traum einfallen lassen, Männern, deren Namen die ganze Nation ehrt, solche Unfertigkeiten und Albernheiten aufzubürden?

Er. Sie müßten in der That zur Strafe irgend eines großen Piaculums unter ein schreckliches Gericht gegeben und von allen guten Geistern verlassen gewesen sein.

Ich. Es läßt sich gar nicht denken! Wenn etwas ist, das mich tief in der Seele schmerzt, so ist es die unedle und undankbare Geneigtheit eines großen Theils des Publicums, auf bloße leichte Vermuthungen oder auf das bloße Wort irgend eines namenlosen Denuncianten auch das Unwahrscheinlichste zu glauben, sobald es einem Manne von ungewöhnlichen Talenten und Verdiensten einen Flecken anschmitzt. Ich weiß recht gut, daß sich Niemand von dem Geständniß: „Wir fehlen Alle mannichfaltig", ausnehmen kann, und daß auch der Gerechte des Tags siebenmal fällt, wenn ihn sein guter Geist fallen läßt; aber dies wird mich nicht hindern, zu behaupten, daß es Dinge giebt, die ein verständiger, edler und guter Mann nicht thun kann; und bei Allem, was gut ist! es giebt Fälle, wo ich gegen einen solchen Mann meinen eignen Augen nicht glauben würde!

Er. Indessen stehen die Xenien in Schiller's Almanach. Jemand muß sie gemacht haben; und, wer sie auch gemacht haben mag, daß Herr Schiller sie herausgegeben hat, ist wenigstens notorisch. Wie wollen Sie das erklären?

Ich. Mir däucht, es erklärt sich von selbst. Wäre die Sache zweifelhaft, so würde ich es für Pflicht halten, sie mir so zu erklären, wie es dem Charakter der Beschuldigten am Gemäßesten wäre und der Achtung, die ihnen gebührt, am Wenigsten zu nahe träte. Sie ist es aber nicht; und ich brauche dazu keinen andern Beweis als den, der aus der Sache selbst hergenommen ist. Lesen Sie Alexis und Dora zum elften Male, denken Sie an Iphigenia und Tasso und sagen Sich dann, ohne daß sich Ihr ganzes Wesen dagegen empört, Iphigenia, Tasso, Alexis und die Xenien (a potiori fit deno-

*) Peregrin war ein Schwärmer, ein Narr (wenn die Herren wollen) bis an sein Ende; aber in seinem ganzen Leben ist auch nicht ein einziger Zug, der ihn zu dem pöbelhaften Ehrentitel Lump qualificirt; ein Wort, das ohnehin in der Sprache der Musen sowie das burschikose Wort Philister (das diesen Musenalmanach so oft verunziert) keine gute Wirkung thut.

minatio) sind aus demselben Geiste hervorgegangen! Mir würde nichts mehr unmöglich heißen, wenn dies möglich wäre!

Er. Sie sprechen so positiv, daß ich bald glauben möchte, das Publicum könnte zu einer sehr groben Ungerechtigkeit verleitet worden sein. Und doch — sind die Xenien da und stehen in Schiller's Musenalmanach. Wie kamen sie dahin?

Ich. Das weiß ich so wenig als Sie. Aber ich will Ihnen sagen, wie ich mir die Sache vorstelle. Sie werden nicht in Abrede sein, daß sich eine Anzahl Distichen aus den Xenien ausheben ließen, die denen, welche ausdrücklich mit G. und S. gezeichnet sind, an Materie und Form ähnlich genug sind, um für Kinder eines und ebendesselben Geistes gehalten zu werden. Z. B. will ich Ihnen unter vielen andern, die vielleicht noch besser sind, nur die Nummern 9, 11, 12, 14, 15, 17, 18, 19, 31, 32, 33, 34, 39, 41, 45, 46, 56, 57, 58, 93, 94, 95, 96, 136, 137, 141, 152, 158, 174, 182 nennen, wie sie mir gleich in die Augen fallen. Nicht, als ob ich bei dem einen und andern nichts zu erinnern hätte, sondern weil ich den Stempel der Meister zu kennen glaube und sogar mit ziemlicher Gewißheit sagen wollte, wem jedes davon angehöre. Noch mehr, ich gestehe Ihnen, es ist mir sehr wahrscheinlich, daß der Einfall, die bekanntesten Bewohner unsers Parnasses und seiner Hügel, Thäler und Sümpfe vor ein scherzhaft-kritisches Tribunal zu fordern und sich über uns Alle ein Wenig lustig zu machen, die beiden Freunde in einer genialischen Stunde angewandelt haben kann, und daß sie sich sogleich an die Ausführung machten und Alles, was Ihnen ihr Genius eingab, mit einer um so viel zwanglosern Freiheit in die beliebte Distichenform gossen, weil ihnen damals wol kein Sinn daran kam, daß das Publicum jemals eines dieser eilfertig gezeugten Kinder des Witzes und der Laune, geschweige etwas von den Bockssprüngen des muthwilligen Geistes Capriccio, zu sehen bekommen würde. Kurz (um von meinem Bekenntniß gar nichts auf dem Herzen zu behalten), ich glaube den beiden Freunden kein Unrecht zu thun, wenn ich alle diejenigen Distichen, so viele ihrer sind, ohne Bedenken auf ihre Rechnung schreibe, die (wie es guten Sinngedichten zukommt) Witz, Grazie und Urbanität mit einem Bienenstachel vereinigen, dessen Stich zwar mehr oder weniger schmerzt, aber wenigstens keine bedeutende Wunde macht. Aber sie auch für diejenigen verantwortlich zu machen, worin Männern, die nichts dergleichen um sie verdienten, übel mitge-

gespielt oder an den Unglücklichen, die gegen die Horen gesündiget haben, eine unedle und grausame, mit dem Verbrechen in keinem Ebenmaß stehende Rache genommen wird, oder worin Esel, Ochs, Nickel und andere solche elegantiae sermonis die Stelle des Witzes vertreten — dies halte ich für äußerst unbillig, da ich überzeugt bin, daß sie ihre eigene Würde zu sehr fühlen, um über gegründeten Tadel ungehalten zu werden oder durch unverständige Kritteleien sich beleidigt zu halten und bittere Rache auszuüben, wo Stillschweigen und Verzeihen das Einzige ist, was einem edeln Manne ziemt.

Er. ·Aber ich frage Sie nochmals, wer ist der Urheber dieser letztern? Und wie kam Herr Schiller zu der Ehre, Herausgeber derselben zu sein? Oder wie war es möglich, sie ohne sein Vorwissen in die Xenien einzuschwärzen?

Ich. Alle diese Fragen, Freund, würde ich so wenig beantworten können als Sie, wenn ich vor Gericht darum gefragt würde. Aber hören Sie, wenn Sie wollen, wie ich mir die Sache zu meiner eigenen Befriedigung vorstelle. Der Vorrath des Herausgebers reichte vermuthlich diesmal bei Weitem nicht zu, die Bogenzahl, die der Verleger erwartete, auszufüllen; denn die Verleger können sich, wie Sie wissen, nicht immer an Wenigem, wenn es gleich desto vortrefflicher ist, genügen lassen. Die Zeit, da der Almanach fertig sein sollte, rückte heran. Jetzt erinnerte sich Herr Schiller der Distichen, über deren zufällige und absichtlose Zeugung ich Ihnen meine Hypothese mitgetheilt habe, und an welche vielleicht weder er noch sein Freund ohne eine solche nothdringende Veranlassung wieder gedacht hätten. Ihrer war, wie es scheint, eine große Menge. Sie mußten abgeschrieben und in Ordnung gebracht werden; manche hätten auch wol der Feile, einige vielleicht des Amboßes nöthig gehabt.[1]) Aber es traf sich gerade (ein Unglück, das einem Herausgeber nur zu leicht begegnen kann), daß man zu dem Allen keine Zeit hatte. Das Geschäfte kam zur bösen Stunde in die Hände irgend eines jungen, lebhaften, von Witz und Muthwillen strotzenden, für Goethe und Schiller enthusiastisch eingenommenen Kunstjüngers, welcher der Versuchung nicht widerstehen konnte, diese Gelegenheit zu benutzen und — vielleicht weniger in der Absicht, sich ein Verdienst um seine magnos amicos zu machen, als um sie zu rächen und ein schreckliches Exempel an ihren Widersachern zu

[1]) Nach Hor., Ars Poet., 441. — A. d. H.

statuiren, in aller Stille eine gute Anzahl derber, handfester Distichen von seiner eignen Fabrik hinzuthat. Ich erinnere mich noch zu gut, was für eine Gemüthsstimmung und welche Beweggründe mich im Jahre 1752[1]) zum Verfasser der *Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen* machten,*) um nicht zu wissen, zu welchen Excessen die schwärmerische Verehrung und Liebe eines wirklich oder vermeintlich großen Mannes einen sonst gutartigen und edeln, aber feurigen und unbesonnenen Jüngling hinreißen kann. War, wie ich vermuthe, die Besorgung der Sache irgend einem jungen Menschen dieser Art überlassen, so erklärt sich auch ganz natürlich, wie es zugegangen, daß dieses und jenes, was den *Freunden* in jenen genialischen Stunden, wo *Alles wirklich nur ein Spiel* war, etwa entschlüpft sein mochte, und was sie selbst wol niemals dem öffentlichen Auge ausgesetzt haben würden, von dem *parvo amico* — der eine große Sünde zu begehen geglaubt hätte, wenn er der Welt irgend etwas von diesen *Delicien* vorenthielte — mit in die Sammlung aufgenommen wurde. Auch wird dadurch begreiflich, wie die leichtfertigsten und anstößigsten unter den *Xenien* entstanden sein mochten; denn natürlich wählte sich der junge Herr grade diejenigen zu seinen *Mustern*, die von den Verfassern selbst, wenn sie Zeit gehabt hätten, von der Sache Notiz zu nehmen, dem Vulcan würden aufgeopfert worden sein, und meinte es recht gut zu machen, wenn er — der ja keine Ursache zur Mäßigung und Schonung zu haben glaubte — in Schimpf und Ernst noch viel weiter ginge als Diejenigen, in deren Sache er seine Geißel und seinen cynischen Knüttel schwang. Das in den parvum amicum gesetzte allzu große Vertrauen wäre denn also, nach meiner Art, mir die Sache vorzustellen, das Einzige, was dem Herausgeber des Almanachs zur Last läge, und wofür er durch den häßlichen Spuk, den die *Xenien* machen, mehr als zu viel bestraft ist. Denn gerade diese Art von Sorglosigkeit ist eine von den Sünden, wegen deren ein Dichter billig nur von seinen Pairs gerichtet werden

*) Zur Steuer der Wahrheit muß ich jedoch hinzuthun, daß der Mann, den ich damals rächen wollte, nicht so unschuldig an der Sache war, als ich hier voraussetze, daß die Herren Goethe und Schiller an den Scurrilitäten des *Jünglings* waren, der in meiner Hypothese eine Rolle spielt, die ihm aus eben dem Grunde verzeihlich ist, warum sie *Männern* nicht zu verzeihen wäre — [*Bodmer* hatte ihn dazu veranlaßt. — A. d. H.]

[1]) Vielmehr 1775. — A. d. H.

sollte. Die Sache hatte freilich die Wichtigkeit nicht in seinen Augen, die sie in den Augen der Meisten hat. Aber das ist mediocribus illis ex vitiis unum,[1]) die man den Mercurialischen Männern verzeihen muß. Wer weiß, welches Meisterwerk, das uns Allen Freude machen wird, ihn damals beschäftigte, als er dem jungen Brausekopf die Sorge für seinen Musenalmanach überließ und sich dadurch unwissend manchen bittern Augenblick zubereitete.

Er. Ich muß gestehen, in Ihrer Hypothese erklärt sich Alles, was ohne sie gar nicht begreiflich ist, auf eine so ungezwungene Art, und sie wälzt die Last eines so unangenehmen Gefühls von mir ab, daß ich den Einwendungen, die vielleicht gegen sie zu machen wären, lieber gar kein Gehör geben mag.

Ich. Je mehr ich diese Art, mir die Sache zu erklären, mit den Xenien in der Hand, von allen Seiten betrachte, je mehr finde ich mich selbst überzeugt, daß sie der Wahrheit wenigstens sehr nahe kommen muß; und, wie gesagt, ich kann mir den ganzen Hergang nicht anders als möglich denken. Es freut mich, daß sie auch Ihnen einleuchtet. Lassen wir es nun dabei bewenden, und möge dies das letzte Mal sein, daß wir etwas von diesen unheilbringenden Geschenken zu hören oder zu lesen bekommen![2])

---

[1]) Hor., Sat., I. 4, 139. 140. — A. d. H.

[2]) Schiller schrieb an Goethe, es fehle nichts, als daß diese „Wielandische Oration gegen die Xenien" im „Reichsanzeiger" stünde. — A. d. H.

C. Anzeigen, Empfehlungen, Vorreden.

Der Nibelungen Lied. Ein Rittergedicht aus dem XIII. oder XIV. Jahrhundert.

Zum ersten Male aus der Handschrift ganz abgedruckt.[1])

Unsre Leser erinnern sich ohne Zweifel noch aus dem zweiten Stücke unsers Merkur's von diesem Jahre der daselbst S. 160 ff. an die Freunde der deutschen Literatur gerichteten Nachricht von dem Vorhaben des Herrn Professor Müller in Berlin, eine schätzbare Sammlung altschwäbischer Dichter — welche Herr Bodmer in dem Laufe seines verdienstvollen Lebens mit vielen Kosten zusammengebracht und nun dem Publico unentgeltlich zu überlassen geneigt sei — nach und nach herauszugeben, insoferne er nur der Druckkosten versichert werde.[2]) Sollte den Lesern der Plan und die ganz uneigennützigen Bedingungen, wie Herr Müller dieses Vorhaben ohne mindeste Belohnung seiner Mühe auszuführen sich erbot, entfallen sein, so wird es ihnen leichter sein, S. 160 ff. des Merkur's vom Februar d. J. nachzuschlagen, als uns, jene Anzeige hier wieder abzuschreiben.

Herr Müller hat, laut einer allen Exemplarien beigelegten gedruckten Rechnung, vorerst so viele Unterstützung erhalten,

---

[1]) Teutscher Merkur 1782, IV. S. 180—186. — A. d. H.

[2]) Der „Nachricht" Müller's vom 15. April 1781 war die Bemerkung, daß Rath Bertuch in Weimar Bestellungen annehme, und als „Vorschmack" die ersten 60 Verse „der Nibelungen" hinzugefügt. — A. d. H.

daß er mit dem Drucke des Lieds der Nibelungen, eines der schätzbarsten in der Bodmerischen Sammlung, den Anfang machen können. Die Vorschüsse, welche er dazu von verschiedenen edeln Beförderern erhielt (aus welchen uns nur erlaubt sei, S. K. H. den Prinzen von Preußen, S. H. D. den R. F. von Anhalt-Dessau und S. Excellenz den Hrn. Generallieutenant und Staatsminister von Schlieffen zu nennen), betragen nach der umständlichen und exacten Rechnung, die wir vor uns liegen haben, zusammen 258 Rthlr. 4 ggr., und die an den Herrn Christ. Siegmund Spener laut Quittung bezahlten Druckkosten für 500 Exemplarien (zu 20 Bogen, groß 4to Schreibpapier, die auf gespaltne Columnen 13,762 Verse enthalten) belaufen sich auf 189 Rthlr. für Druck und Papier. Hierzu noch 11 Rthlr. für verschiedene Nebenspesen gerechnet, betragen die sämmtlichen Kosten 200 Rthlr., und bleiben dem Herrn Herausgeber also zu Ausgabe der folgenden Gedichte noch 58 Rthlr. 4 ggr. Preuß. Courant baar in Cassa; womit freilich ohne fernern Zuschuß nicht viel anzufangen wäre. Da aber die öffentlich abgelegte Rechnung so augenscheinlich zeigt, daß keine Art von Eigennutz bei dieser Unternehmung stattfinde, und daß für die Sicherheit und zweckmäßige Verwendung*) der zusammengeschossnen Summe auf alle mögliche Weise gesorget werde, so hoffet der Herausgeber die Zahl der Theilnehmer beträchtlich vermehrt zu sehen — eine Hoffnung, in welcher er, wenn anders für unsere Großen und Begüterten das edle Vergnügen, zu vaterländischen und die Nationallitteratur befördernden Unternehmungen etwas beizutragen, noch einigen Reiz hat, sich nicht betrogen finden wird. Wir behalten uns auf ein andermal vor, von diesem Liede der Nibelungen unsern Lesern eine nähere Notiz zu geben, können aber nicht umhin, ihnen für jetzt eine Stelle aus dem Vorbericht des Herrn Herausgebers mitzutheilen, durch welche sie in den Stand gesetzt werden, sich von dem Werthe dieser altschwäbischen Gedichte**) einen deutlichern Begriff zu machen.

*) Herr Professor Müller treibt seine löbliche Pünktlichkeit in diesem Stücke so weit, daß er, sobald 100 Rthlr. Vorschuß beisammen sind, solche in die dasige Bank legt und also auch die Zinsen davon, wie nicht weniger das Agio von den eingegangenen Louisd'ors, mit in Rechnung bringt.

**) Damit sich Niemand an dieser Benennung stoße, erinnern wir nur, daß die schwäbische Mundart vom zwölften bis zum sechzehnten Jahrhundert das Hochdeutsch derselben Zeiten war; wie Herr Adelung noch neulich im ersten Stücke seines Magazin's der deutschen Sprache gezeigt hat. — [Vgl. oben S. 5. — A. d. H.]

„Die dichterischen Arbeiten unsrer Vorfahren im Mittelalter sind keine Werke, die mit den Meisterstücken der alten Griechen und Römer und der neuern Franzosen, Italiener, Engländer und Deutschen könnten verglichen werden. Dessenungeachtet haben diese alten Gedichte schätzbare dichterische und noch wichtigere historische Eigenschaften, um deren willen sie der Rettung würdig sind.

„Als Gedichte ist der Stoff merkwürdig, weil er in vaterländischen Geschichten besteht. Erfindung und Maschinen sind inländische Mythologie, die Charakter getreue Copien der Menschen damaliger Zeiten, ihre Sentiments Natur, nicht aus fremder Literatur entlehnt. Alle Schilderungen, Bilder und Gemälde sind wahr, nicht idealisirt; die Farben, die der Dichter braucht, sind oft schwach, doch nie falsch, nie affectirt, nie übertrieben. Die große Verschiedenheit der Charakter ist aus der getreuen Nachahmung der Natur entstanden. Das weniger gesellschaftliche Leben, der Mangel an Alles gleich machender Buchweisheit, die große Unabhängigkeit bei der Feudalregierung war einem starken eigenen Gepräge jedes Individuums beförderlich. Die Sprache scheint ein wirkliches Räthsel zu sein. Rohe, wilde Tapferkeit athmende Seelen reden hier eine Sprache, die in ihrem sanften, süßen Klange die eigne Sprache der Liebe scheint. Ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß die Sprache unsers Gedichtes und vieler andrer aus diesen Zeiten an Annehmlichkeit, Kürze, Klang und Ausdruck die gegenwärtige weit übertreffe.

„Als historische Ueberbleibsel macht diese Gedichte schon dies Einzige unschätzbar, daß sie Ueberbleibsel aus Zeiten sind, aus welchen so wenig übergeblieben. Ob diese Zeiten so verachtet zu werden verdienen, als man gewöhnlich thut, mögen selbst diese Gedichte entscheiden, in welchen uns eine zärtliche, ewig getreue Chriemhilde, ein weiser Dietrich von Berne, ein unerschüttert redlicher Menschenfreund Rüdiger, dessen Tod Thränen auspreßt — in welchen Unschuld der Sitten, Keuschheit und alle gesellschaftliche Tugenden nicht weniger lebhaft geschildert werden als ein wilder, eiserner Hagene und kriegerische Tapferkeit. Es fehlt zwar an philosophischen Ideen, an Weltbürgerkenntniß, allein nicht an gesundem Menschenverstand, an richtiger Beurtheilung der Lage der Dinge. Es fehlte an Homeren und Virgilen, aber nicht an besingungswürdigen Sachen. Im Privatleben übertreffen wir diese Menschen sehr

weit an Luxus und Mitteln zur Weichlichkeit, ebenso weit, als wir ihnen an öffentlichem Glanz und Pracht nachstehen. Alles dies lernen wir nirgends besser als aus ihren Gedichten, in welchen der Dichter um so mehr unterrichtet, je getreuer er der Natur ist, je sorgfältiger er copirt. Bedenkt man, daß die gegenwärtigen Besitzungen der deutschen Fürsten, die Rechte der adeligen Familien, die Privilegien der Städte aus diesen Zeiten Beweise und Erläuterungen bedürfen; daß man diese Dinge oft durch eine lange Reihe unvollkommner Schlüsse, aus wenigen einezln Worten oder Zeichen vermuthen muß; daß man hingegen in unsern Gedichten Alles dies von Augenzeugen dargestellt findet: so wird die Rettung dieser Gedichte selbst dem Publicisten, dem Staatsmann wichtig, und man muß sich nur verwundern, daß man nicht eher auf die Rettung derselben gedacht hat."

„Ich nähre mich also", setzt der gelehrte und edeldenkende Herausgeber hinzu, „mit der Hoffnung, dieses dem Publico vorgelegte Gedicht werde blos das erste von mehrern folgenden sein; ich werde unterstützt werden, alle, die ich erhalten kann, der Reihe nach dem Drucke übergeben zu können; ich werde im Stande sein, dieses Unternehmen mit einem Wörterbuch und kritischen Anmerkungen über die gedruckten Gedichte beschließen zu können."

Herr Müller kommt mit der Hoffnung, die er uns hier giebt, einer Bitte zuvor, die wir im Namen Aller, welche sich das Lesen solcher alter vaterländischer Denkmale möglichst erleichtert zu sehen wünschten, an ihn thun wollten. Ohne solche Hilfsmittel würde das Lied der Nibelungen für die Meisten ein versiegeltes Buch sein. Und um so mehr erdreisten wir uns, alle patriotisch denkenden Deutschen hiermit von Neuem aufzufordern, an einem Unternehmen Antheil zu nehmen, dessen Beförderung ihnen den Dank der Jetztlebenden verdienen und noch bei der Nachwelt Ehre machen wird.

Herr Professor Müller beschließt seinen Vorbericht mit einer Danksagung, die er im Namen des Publicums an alle die hohen und edeln Gönner, deren Liberalität wir die Ausgabe dieses Gedichtes schuldig sind, abstattet. Und billig schließt er in diesen Dank Denjenigen namentlich ein, der ihm seine durch kostbare Verwendungen erhaltne Copie dieses Gedichts (wovon ein pergamentner geschriebner Codex im Archiv zu Hohenems verwahrt liegt) zu gegenwärtigem Gebrauch überlassen hat.

„Ich meine“, sind seine eigenen Worte, „den Beförderer alles Edeln und Guten, den Herrn Bodmer, dessen Namen kein Deutscher ohne Rührung der Dankbarkeit nennen sollte. Möchte er bald Deutschlands alte Dichter gerettet sehen! und möchte er noch so lange leben, um alle seine langen ruhmwürdigen Bemühungen gekrönt zu sehen!“

Minnegesang auf Graf Ludwig von Oettingen.

Wallerstein 1775.[1])

Es ist ein kleines Loblied des jungen Mißner's auf einen alten Grafen von Oettingen, welches Herr Hofrath Lang aus der Manessischen Sammlung ausgehoben und mit einem kleinen Commentar versehen hat. Anstatt meinem gelehrten Landsmann über diese literarische Kleinigkeit ein schales Compliment zu machen, wünschte ich ihn aufmuntern zu können, daß er seine Nebenstunden auf einen Commentar über die sämmtlichen oder wenigstens über die auserlesensten Minnegesänge wenden möchte, in welchem er die darin zerstreuten Züge der Denkart, der Sitten und der Lebensart unsrer Vorfahren im zwölften und dreizehnten Jahrhundert sammelte und in ein Gemälde brächte, die Sprache aus andern ältern und jüngern deutschen Denkmälern und aus der noch heutiges Tages üblichen schwäbischen gemeinen Sprache erläuterte und noch mehr Anders thäte, was einem guten Commentator Ehre bringt, wenn man's auch nicht schlechterdings von ihm fordern kann. Was aber die Uebersetzung der Minnegesänge betrifft, wollt' ich rathen, sie nicht wörtlich zu machen — denn dadurch verlieren sie augenscheinlich allen Reiz —, sondern sich allenfalls lieber um einen Gehilfen umzusehn, den Apollo mit einer Pfeife belehnt hätte, um die warmen, kräftigen, naiven Lieder unsrer guten alten Schwaben in ähnlicher Versart und in dem wahren Minnesängerton, welchen Vater Gleim so schön zu treffen gewußt hat, den heutigen Deutschen vorzupfeifen.

---

[1]) Teutscher Merkur 1775, I. S. 285. — A. d. H.

Empfehlung einer Ausgabe der Werke des Hans Sachs.[1])

Als ich im April des Jahres 1776 (s. Teutscher Merkur von diesem Monat, S. 97) meines Vorsatzes, eine neue Ausgabe der auserlesensten Stücke von Hans Sachsen in einem oder zwei Octavbänden zu veranstalten, Erwähnung that,[2]) glaubte ich aus verschiedenen Ursachen die Liebespflicht, die ich diesem zu sehr vergessenen alten deutschen Dichter zu erweisen wünschte, auf einen bloßen Auszug beschränken zu müssen; doch gesteh' ich, daß meine geringe Hoffnung, einer neuen Ausgabe seiner sämmtlichen poetischen Werke in unsern Tagen den zu Bestreitung der Kosten nöthigen Absatz zu verschaffen, den meisten Theil daran hatte. Habe ich unserm Publico zu wenig zugetraut, so zeigt sich hier eine Gelegenheit, meinen Unglauben zu beschämen, indem einer meiner Freunde eine Ausgabe aller poetischen Werke des Fürsten der Meistersänger in acht Quartbänden auf Bedingungen ankündigt, die nicht billiger verlangt werden können. Ein Vorhaben, wodurch ich mich einer Art von Verbindlichkeit, deren ich mich in meiner Lage kaum und nie ohne Nachtheil andrer mir vielleicht angemessnerer Beschäftigungen hätte erledigen können, mit desto größerm Vergnügen entbunden sehe, da ich überzeugt bin, daß Hans Sachs schwerlich einen Herausgeber hätte finden können, der in jeder Betrachtung zu dieser Unternehmung geschickter gewesen wäre und solche entweder mit mehr Eifer betrieben oder mit mehr Sorg-

[1]) Teutscher Merkur 1778, II. S. 181 f. — A. d. H.
[2]) Th. XXXV. S. 297. — A. d. H.

falt ausgeführt hätte als Herr Bertuch. Den Beweggründen zu Unterstützung derselben, die allen patriotischen Deutschen in gegenwärtiger Anfrage ans Herz gelegt werden, noch ein Wort beizufügen, wäre Ueberfluß, da die Sache so stark für sich selbst spricht.[1])

---

[1]) Bertuch's „Frage an das teutsche Publicum über die Erhaltung der poetischen Werke des alten teutschen Meistersängers Hans Sachsens" (Teutscher Merkur 1778, I. S. 181—187) begann: „Hans Sachs! Wie Viele sind wol unter uns Deutschen, die mehr von diesem Manne wissen, als daß er Hans Sachs hieß? Aber seinen Geist, sein Herz, seinen hohen Dichtergenius, seine Art, Natur zu sehen und jeden ihrer Eindrücke auf ihn treu wie der reinste Spiegel wieder darzustellen — wer kennt dies, als vielleicht nur einige Wenige, denen es keine zu beschwerliche Mühe ist, nach versunknen Schätzen unsrer vaterländischen Literatur in alten staubigen Bibliotheken umzuwühlen? Hätten Goethe und Wieland ihm nicht im Teutschen Merkur (April 1776) das herrliche und verdiente Ehrendenkmal errichtet, noch immer schlummerte gewiß sein Andenken unter uns, und seine Werke, der reichste und herrlichste Schatz, den deutsche Dichtkunst aus dem Mittelalter aufzeigen kann, gingen ruhig unter. Ich verweise Alle, die mehr von ihm wissen, ihn näher kennen lernen wollen, vor der Hand noch dahin; denn seine vollständigere Lobrede verstattet mir hier weder Raum noch Zweck. Nur ein Fingerzeig soll's sein, was ich hier gebe: denn es ist lang genug, daß Deutschland seinen Dichter und wir Andern alle unsern Meister verkannt haben, sagte Wieland." Bertuch hatte dazu bereits acht Jahre gesammelt. — A. d. H.

Vorrede zur Geschichte des Fräuleins von Sternheim.

Von einer Freundin derselben aus Originalpapieren und andern zuverlässigen Quellen gezogen.

Leipzig 1771.[1])

Erschrecken Sie nicht, meine Freundin, anstatt der Handschrift von Ihrer Sternheim eine gedruckte Copei zu erhalten, welche Ihnen auf einmal die ganze Verrätherei entdeckt, die ich an Ihnen begangen habe. Die That scheint beim ersten Anblick unverantwortlich. Sie vertrauen mir unter den Rosen der Freundschaft ein Werk Ihrer Einbildungskraft und Ihres Herzens an, welches blos zu Ihrer eigenen Unterhaltung aufgesetzt worden war. „Ich sende es Ihnen," schreiben Sie mir, „damit Sie mir von meiner Art zu empfinden, von dem Gesichtspunkt, woraus ich mir angewöhnt habe, die Gegenstände des menschlichen Lebens zu beurtheilen, von den Betrachtungen, welche sich in meiner Seele, wenn sie lebhaft gerührt ist, zu entwickeln pflegen, Ihre Meinung sagen und mich tadeln, wo Sie finden, daß ich Unrecht habe. Sie wissen, was mich veranlaßt hat, einige Nebenstunden, die mir von der Erfüllung wesentlicher Pflichten übrig blieben, dieser Gemüthserholung zu widmen. Sie wissen, daß die Ideen, die ich in dem Charakter und in den Handlungen des Fräuleins von Sternheim und ihrer Eltern auszuführen gesucht habe, immer meine Lieblingsideen gewesen sind; und womit beschäftigt man seinen Geist lieber als mit dem, was

[1]) Vorrede Wieland's zu diesem von ihm herausgegebenen Roman seiner Freundin Sophie von La Roche. — A. d. H.

man liebt? Ich hatte Stunden, wo diese Beschäftigung eine Art von Bedürfniß für meine Seele war. So entstund unvermerkt dieses kleine Werk, welches ich anfing und fortsetzte, ohne zu wissen, ob ich es würde zum Ende bringen können, und dessen Unvollkommenheiten Sie selbst nicht besser einsehen können, als ich sie fühle. Aber es ist nur für Sie und mich — und, wenn Sie, wie ich hoffe, die Art zu denken und zu handeln dieser Tochter meines Geistes gut heißen, für unsre Kinder bestimmt. Wenn diese durch ihre Bekanntschaft mit jener in tugendhaften Gesinnungen, in einer wahren, allgemeinen, thätigen Güte und Rechtschaffenheit gestärket würden — welche Wollust für das Herz Ihrer Freundin!" So schrieben Sie mir, als Sie mir Ihre Sternheim anvertrauten — und nun, meine Freundin, lassen Sie uns sehen, ob ich Ihr Vertrauen beleidiget, ob ich wirklich ein Verbrechen begangen habe, da ich dem Verlangen nicht widerstehen konnte, allen tugendhaften Müttern, allen liebenswürdigen jungen Töchtern unsrer Nation ein Geschenke mit einem Werke zu machen, welches mir geschickt schien, Weisheit und Tugend — die einzigen großen Vorzüge der Menschheit, die einzigen Quellen einer wahren Glückseligkeit — unter Ihrem Geschlechte und selbst unter dem meinigen zu befördern.

Ich habe nicht vonnöthen, Ihnen von dem ausgebreiteten Nutzen zu sprechen, welchen Schriften von derjenigen Gattung, worunter Ihre Sternheim gehört, stiften können, wofern sie gut sind. Alle Vernünftigen sind über diesen Punkt einer Meinung, und es würde sehr überflüssig sein, nach Allem, was Richardson, Fielding und so viele Andre hierüber gesagt haben, nur ein Wort zur Bestätigung einer Wahrheit, an welcher Niemand zweifelt, hinzuzusetzen. Ebenso gewiß ist es, daß unsre Nation noch weit entfernt ist, an Originalwerken dieser Art, welche zugleich unterhaltend und geschickt sind, die Liebe der Tugend zu befördern, Ueberfluß zu haben. Sollte diese gedoppelte Betrachtung nicht hinlänglich sein, mich zu rechtfertigen? Sie werden, hoffe ich, versucht werden, dieser Meinung zu sein, oder wenigstens mir desto leichter verzeihen, wenn ich Ihnen ausführlicher erzähle, wie der Gedanke, Sie in eine Schriftstellerin zu verwandeln, in mir entstanden ist.

Ich setzte mich mit allem Phlegma, welches Sie seit mehrern Jahren an mir kennen, hin, Ihre Handschrift zu durchlesen. Das Sonderbare, so Sie gleich in den ersten Blättern der

Mutter Ihrer Heldin geben, war meinem besondern Geschmack nach geschickter, mich wider sie als zu ihrem Vortheil einzunehmen. Aber ich las fort, und alle meine kaltblütige Philosophie, die späte Frucht einer vieljährigen Beobachtung der Menschen und ihrer grenzenlosen Thorheit, konnte nicht gegen die Wahrheit und Schönheit Ihrer moralischen Schilderungen aushalten; mein Herz erwärmte sich; ich liebte Ihren Sternheim, seine Gemahlin, seine Tochter und sogar — seinen Pfarrer, einen der würdigsten unter allen Pfarrern, die ich jemals kennen gelernt habe. Zwanzig kleine Mißtöne, welche der sonderbare und an das Enthusiastische angrenzende Schwung in der Denkensart Ihrer Sternheim mit der meinigen macht, verloren sich in der angenehmsten Uebereinstimmung ihrer Grundsätze, ihrer Gesinnungen und ihrer Handlungen mit den besten Empfindungen und mit den lebhaftesten Ueberzeugungen meiner Seele. Möchten doch, so dacht' ich bei hundert Stellen, möchten meine Töchter so denken, so handeln lernen wie Sophie Sternheim! Möchte mich der Himmel die Glückseligkeit erfahren lassen, diese ungeschminkte Aufrichtigkeit der Seele, diese sich immer gleiche Güte, dieses zarte Gefühl des Wahren und Schönen, diese aus einer innern Quelle stammende Ausübung jeder Tugend, diese ungeheuchelte Frömmigkeit, welche, anstatt der Schönheit und dem Adel der Seele hinderlich zu sein, in der ihrigen selbst die schönste und beste aller Tugenden ist, dieses zärtliche, mitleidsvolle, wohlthätige Herz, diese gesunde, unverfälschte Art, von den Gegenständen des menschlichen Lebens und ihrem Werthe von Glück, Ansehen und Vergnügen zu urtheilen — kurz, alle Eigenschaften des Geistes und Herzens, welche ich in diesem schönen moralischen Bilde liebe, dereinst in diesen liebenswürdigen Geschöpfen ausgedrückt zu sehen, welche schon in ihrem kindischen Alter die süßeste Wollust meiner jetzigen und die beste Hoffnung meiner künftigen Tage sind! Indem ich so dachte, war mein erster Einfall, eine schöne Abschrift von Ihrem Manuscripte machen zu lassen, um in einigen Jahren unsrer kleinen Sophie (denn Sie sind so gütig, sie auch die Ihrige zu nennen) ein Geschenke damit zu machen — und wie erfreute mich der Gedanke, die Empfindungen unsrer vieljährigen, wohlgeprüften und immer lauter befundenen Freundschaft auch durch dieses Mittel auf unsre Kinder fortgepflanzt zu sehen!

An diesen Vorstellungen ergetzte ich mich eine Zeit lang, als mir ebenso natürlicherweise der Gedanke aufsteigen mußte:

„Wie manche Mutter, wie mancher Vater lebt jetzt in dem weiten Umfang der Provinzen Germaniens, welche in diesem Augenblicke ähnliche Wünsche zum Besten ebenso zärtlich geliebter, ebenso hoffnungsvoller Kinder thun! Würde ich diesen nicht Vergnügen machen, wenn ich sie an einem Gute, welches durch die Mittheilung nichts verliert, Antheil nehmen ließe? Würde das Gute, welches durch das tugendhafte Beispiel der Familie Sternheim gewirkt werden kann, nicht dadurch über Viele ausgebreitet werden? Ist es nicht unsre Pflicht, in einem so weiten Umfang als möglich Gutes zu thun? Und wie viele edelgesinnte Personen würden nicht durch dieses Mittel den würdigen Charakter des Geistes und des Herzens meiner Freundin kennen lernen und, wenn Sie und ich nicht mehr sind, ihr Andenken segnen!" Sagen Sie mir, meine Freundin, wie hätte ich mit dem Herzen, welches Sie nun so viele Jahre kennen und unter allen meinen äußerlichen und innerlichen Veränderungen immer sich selbst gleich befunden haben, solchen Vorstellungen widerstehen können?

Es war also sogleich bei mir beschlossen, Copeien für alle unsre Freunde und Freundinnen und für Alle, die es sein würden, wenn sie uns kennten, machen zu lassen; ich dachte so gut von unsern Zeitgenossen, daß ich eine große Menge solcher Copeien nöthig zu haben glaubte; und so schickte ich die meinige an meinen Freund Reich, ihm überlassend, deren so viele zu machen, als ihm selbst belieben würde. Doch nein! So schnell ging es nicht zu. Bei aller Wärme meines Herzens blieb doch mein Kopf kalt genug, um Alles in Betrachtung zu ziehen, was vermögend schien, mich von meinem Vorhaben abzuschrecken. Niemals, daß ich wüßte, hat mich das Vorurtheil für Diejenigen, die ich liebe, gegen ihre Mängel blind gemacht. Sie kennen diese Eigenschaft an mir, und Sie sind ebenso wenig fähig, zu erwarten oder nur zu wünschen, daß man Ihnen schmeicheln soll, als ich geneigt bin, gegen meine Empfindung zu reden. Ihre Sternheim, so liebenswürdig sie ist, hat als ein Werk des Geistes, als eine dichterische Composition, ja nur überhaupt als eine deutsche Schrift betrachtet, Mängel, welche den Auspfeifern nicht verborgen bleiben werden. Doch diese sind es nicht, vor denen ich mich in Ihrem Namen fürchte. Aber die Kunstrichter auf der einen Seite und auf der andern die ekeln Kenner aus der Classe der Weltleute — soll ich Ihnen gestehen, meine Freundin, daß ich nicht gänzlich ohne Sorgen bin, wenn ich

daran denke, daß Ihre Sternheim durch meine Schuld dem Urtheil so vieler Personen von so unterschiedlicher Denkensart ausgestellt wird? Aber hören Sie, was ich mir selbst sagte, um mich wieder zu beruhigen. Die Kunstrichter haben es in Absicht Alles dessen, was an der Form des Werkes und an der Schreibart zu tadeln sein kann, lediglich mit mir zu thun. Sie, meine Freundin, dachten nie daran, für die Welt zu schreiben oder ein Werk der Kunst hervorzubringen. Bei aller Ihrer Belesenheit in den besten Schriftstellern verschiedener Sprachen, welche man lesen kann, ohne gelehrt zu sein, war es immer Ihre Gewohnheit, weniger auf die Schönheit der Form als auf den Werth des Inhalts aufmerksam zu sein; und schon dieses einzige Bewußtsein würde Sie den Gedanken, für die Welt zu schreiben, allezeit haben verbannen heißen. Mir, dem eigenmächtigen Herausgeber Ihres Manuscripts, wäre es also zugekommen, den Mängeln abzuhelfen, von denen ich selbst erwarte, daß sie den Kunstrichtern, wo nicht anstößig sein, doch den Wunsch, sie nicht zu sehen, abdringen könnten. Doch indem ich von Kunstrichtern rede, denke ich an Männer von feinem Geschmack und reifem Urtheil; an Richter, welche von kleinen Flecken an einem schönen Werke nicht beleidiget werden und zu billig sind, von einer freiwillig hervorgekommenen Frucht der bloßen Natur und von einer durch die Kunst erzogenen, mühsam gepflegten Frucht (wiewol, was den Geschmack anbetrifft, diese nicht selten jener den Vorzug lassen muß) einerlei Vollkommenheit zu fordern. Solche Kenner werden vermuthlich ebensowol wie ich der Meinung sein, daß eine moralische Dichtung, bei welcher es mehr um die Ausführung eines gewissen lehrreichen und interessanten Hauptcharakters als um Verwicklungen und Entwicklungen zu thun ist, und wobei überhaupt die moralische Nützlichkeit der erste Zweck, die Ergetzung des Lesers hingegen nur eine Nebenabsicht ist, einer künstlichen Form um so eher entbehren könne, wenn sie innerliche und eigenthümliche Schönheiten für den Geist und das Herz hat, welche uns wegen des Mangels eines nach den Regeln der Kunst angelegten Plans und überhaupt Alles dessen, was unter der Benennung Autorskünste begriffen werden kann, schadlos halten. Eben diese Kenner werden (oder ich müßte mich sehr betrügen) in der Schreibart des Fräuleins von Sternheim eine gewisse Originalität der Bilder und des Ausdrucks und eine so glückliche Richtigkeit und Energie des letztern, oft gerade in Stellen, mit denen der

Sprachlehrer vielleicht am Wenigsten zufrieden ist, bemerken, welche die Nachlässigkeit des Stils, das Ungewöhnliche einiger Redensarten und Wendungen und überhaupt den Mangel einer vollkommnern Abglättung und Rundung — einen Mangel, dem ich nicht anders als auf Unkosten dessen, was mir eine wesentliche Schönheit der Schreibart meiner Freundin schien, abzuhelfen gewußt hätte — reichlich zu vergüten scheinen. Sie werden die Beobachtung machen, daß unsre Sternheim, ungeachtet die Vortheile ihrer Erziehung bei aller Gelegenheit hervorschimmern, dennoch ihren Geschmack und ihre Art zu denken, zu reden und zu handeln, mehr der Natur und ihren eigenen Erfahrungen und Bemerkungen als dem Unterricht und der Nachahmung zu danken habe; daß es eben daher komme, daß sie so oft anders denkt und handelt als die meisten Personen ihres Standes; daß dieses Eigene und Sonderbare ihres Charakters und vornehmlich der individuelle Schwung ihrer Einbildungskraft natürlicherweise auch in die Art, ihre Gedanken einzukleiden oder ihre Empfindungen auszudrücken, einen starken Einfluß haben müsse, und daß es eben daher komme, daß sie für einen Gedanken, den sie selbst *gefunden* hat, auch selbst auf der Stelle einen eigenen Ausdruck *erfindet*, dessen Stärke der Lebhaftigkeit und Wahrheit der anschauenden Begriffe angemessen ist, aus welchen sie ihre Gedanken entwickelt — und sollten die Kenner nicht geneigt sein, mit mir zu finden, daß eben diese völlige Individualisirung des Charakters unsrer Heldin einen der seltensten Vorzüge dieses Werkes ausmacht, gerade denjenigen, welchen die Kunst am Wenigsten und gewiß nie so glücklich erreichen würde, als es hier, wo die Natur gearbeitet hat, geschehen ist? Kurz, ich habe eine so gute Meinung von der feinen Empfindung der Kunstrichter, daß ich ihnen zutraue, sie werden die Mängel, wovon die Rede ist, mit so vielen und so vorzüglichen Schönheiten verwebt finden, daß sie es mir verdenken würden, wenn ich das Privilegium der Damen, welche keine Schriftstellerinnen von Profession sind, zum Vortheil meiner Freundin geltend machen wollte. Und sollten wir uns etwan vor dem feinen und verwöhnten Geschmacke der *Weltleute* mehr zu fürchten haben als vor den Kunstrichtern? In der That, die Singularität unsrer Heldin, ihr Enthusiasmus für das sittliche Schöne, ihre besondern Ideen und Launen, ihre ein Wenig eigensinnige Prädilection für die Mylords und Alles, was ihnen gleich sieht und aus ihrem Lande kommt, und was

noch ärger ist als dies Alles, der beständige Contrast, den ihre Art zu empfinden, zu urtheilen und zu handeln mit dem Geschmack, den Sitten und Gewohnheiten der großen Welt macht — scheint ihr nicht die günstigste Aufnahme in der letztern vorherzusagen. Gleichwol gebe ich noch nicht alle Hoffnung auf, daß sie nicht eben darum, weil sie eine Erscheinung ist, unter dem Namen der liebenswürdigen Grillenfängerin ansehnliche Eroberungen sollte machen können. In der That, bei aller ihrer moralischen Sonderlichkeit, welche zuweilen nahe an das Uebertriebene, oder was Einige Pedanterei nennen werden, zu grenzen scheint, ist sie ein liebenswürdiges Geschöpfe; und wenn auf der einen Seite ihr ganzer Charakter mit allen ihren Begriffen und Grundsätzen als eine in Handlung gesetzte Satire über das Hofleben und die große Welt angesehen werden kann, so ist auf der andern ebenso gewiß, daß man nicht billiger und nachsichtlicher von den Vorzügen und von den Fehlern der Personen, welche sich in diesem schimmernden Kreise bewegen, urtheilen kann als unsre Heldin. Man sieht, daß sie von Sachen spricht, welche sie in der Nähe gesehen hat, und daß die Schuld weder an ihrem Verstand noch an ihrem Herzen liegt, wenn sie in diesem Lande, wo die Kunst die Natur gänzlich verdrungen hat, Alles unbegreiflich findet und selbst Allen unbegreiflich ist.

Vergeben Sie mir, meine Freundin, daß ich Ihnen so viel über einen Punkt, worüber Sie Ursache haben, sehr ruhig zu sein, vorschwatze. Es giebt Personen, bei denen es gar niemals eine Frage sein soll, ob sie auch gefallen werden; und ich müßte mich außerordentlich irren, wenn unsre Heldin nicht in diese Classe gehörte. Die naive Schönheit ihres Geistes, die Reinigkeit, die unbegrenzte Güte ihres Herzens, die Richtigkeit ihres Geschmacks, die Wahrheit ihrer Urtheile, die Scharfsinnigkeit ihrer Bemerkungen, die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft und die Harmonie ihres Ausdrucks mit ihrer eigenen Art zu empfinden und zu denken, kurz, alle ihre Talente und Tugenden sind mir Bürge dafür, daß sie mit allen ihren kleinen Fehlern gefallen wird; daß sie Allen gefallen wird, welche dem Himmel einen gesunden Kopf und ein gefühlvolles Herz zu danken haben — und wem wollten wir sonst zu gefallen wünschen? — Doch der liebste Wunsch unsrer Heldin ist nicht der Wunsch der Eitelkeit; nützlich zu sein, wünscht sie; Gutes will sie thun, und Gutes wird sie thun und dadurch den Schritt rechtfertigen, den ich gewaget habe, sie ohne Vorwissen und Erlaubniß ihrer liebenswürdigen Urheberin in die Welt einzuführen. Ich bin, u. s. w.

Der Herausgeber.

Lustspiele von Johann Christian Brandes.
Erster Theil. Leipzig 1774.[1])

Der Graf von Olsbach gehört, wenn ich nicht irre, selbst mit seinen Mängeln unter die vorzüglich guten deutschen Dramen. Die beiden andern[2]) sind im Grunde zwar nur, was die meisten Molièrischen Komödien auch sind, Farcen und Caricatur, eine Art, die ich von jedem verfeinerten Theater verbannt sehen möchte, wiewol es dem Herrn Brandes in den seinigen an wahren komischen Meisterzügen nicht fehlt; aber sein neues Drama, Olivia betitelt, welches er bekannt zu machen begriffen ist, scheint mir zu beweisen, daß er Talent genug hat, in dieser edlern Art von Schauspielen sich nicht gemeine Verdienste zu erwerben, und daß er also wohl thun würde, sich derselben ganz zu widmen.

---

[1]) Teutscher Merkur 1774, I. S. 339. Zusatz zu einer Anzeige derselben von anderer Hand, S. 338 f. Brandes war Wieland persönlich bekannt. Vgl. oben S. 215. — A. d. H.

[2]) Der geadelte Kaufmann und Der Hagestolz. — A. d. H.

Versuch in geistlichen Oden und Liedern, 1774,
ohne Anzeige, wo sie gedruckt worden.[1])

Ungleichartig mit den bisher angezeigten Producten unsers Parnasses, aber desto verdienstlicher in ihrer Art! Gute geistliche Lieder sind eine Seltenheit, und noch seltener ist es, einen Mann von dem Stande und den Eigenschaften des Verfassers der gegenwärtigen zu sehen, der bei einer sehr ausgebreiteten Kenntniß der Wissenschaften und Literatur Frömmigkeit genug besitzt, seine Muse auf eine so erbauliche Weise zu beschäftigen. Ich verstehe unter guten geistlichen Liedern solche, die das Herz mit andächtigen Gesinnungen erfüllen, ohne den Menschenverstand zu beleidigen, in denen die Empfindungen des Christenthums immer mit den gereinigten Begriffen und Grundsätzen desselben zusammenstimmen; die aus einem Herzen geflossen sind, das einem gesunden Kopfe zugehört; die man singen kann, ohne bald durch schwülstige und nonsensicalische, bald durch unedle Ausdrücke, falschen Witz, abgeschmackte oder gezwungene Wendungen, elende Reime und auffallende Sprachfehler im Genuß einer vernünftigen Andacht, wie sie dem vernünftigen Gottesdienste der Christen gemäß ist, gestört zu werden. Unter dieser guten Art von geistlichen Liedern nehmen sich die gegenwärtigen dermaßen aus, daß wir nicht umhin können, sie unsern Lesern aus vollem Herzen anzupreisen und zu wünschen, daß sie in die zum öffentlichen Gebrauch bestimmten Sammlungen aufgenommen werden möchten. Vorzüglich, auch als Poesie betrachtet, scheinen sich die aus dem L. Racine frei übersetzten Todesgedanken durch ihre mit edler Einfalt verbundne Stärke auszuzeichnen.

---

[1]) Teutscher Merkur 1774, I. S. 343 f. — A. d. H.

Lebensgeschichte Tobias Knaut's des Weisen, sonst der Stammler genannt.

Aus Familiennachrichten gesammlet. Erster Band.

Leipzig, bei S. L. Crusius. 1773.[1])

Wenn Alles im buchstäblichen Sinne genommen werden dürfte, was ein Autor in der Vorrede sagt, so wäre die Aehnlichkeit, die dieses sonderbare Buch sogar in einigen besondersten Wendungen und Singularitäten mit dem Tristram Shandy hat, eine bloße Wirkung der Aehnlichkeit des Genies beider Verfasser. Desto besser für uns, wenn es so ist! Gesetzt aber auch, Tobias Knaut wäre ungefähr so eine Nachahmung des Tristram's, wie Der weibliche Don Quixote oder wie Don Sylvio[2]) Nachahmungen des spanischen Don Quixote sind: könnte der Verfasser nicht mit dem Lobe zufrieden sein, daß sein Buch Genie, Witz und Menschenkenntniß genug zeigt, um einen Mann zu verrathen, der Originale schreiben kann und nicht vonnöthen hat, Lorenz Sternens Manier zu copiren, um sich ein sonderbares Ansehen zu geben? In der That ist dies, wenn ich nicht irre, der Fall unsers ungenannten Verfassers.[3]) Er scheint neben den schon benannten Eigenschaften so viel eigne Laune zu haben, daß sein Werk unmöglich anders als dabei gewinnen könnte, wenn er, so lang er daran arbeitet, alle Tage eine Stunde in Tristram Shandy lesen würde, blos — um ihm so wenig als möglich in seinen Sonderlichkeiten ähnlich zu sein. Außerdem finde ich in diesem Anfang eines Werkes, das so viele Theile haben kann, als dem Ver-

[1]) Teutscher Merkur 1774, I. S. 344 f. — A. d. H.
[2]) Von Wieland. — A. d. H.
[3]) Der Verfasser war Johann Karl Wezel aus Sondershausen. — A. d. H.

fasser beliebt, alle wesentlichen Eigenschaften eines gemeinnützigen Buches: viel gesunde Vernunft mit viel Witz; feine Kenntniß des Menschen aus eignen Bemerkungen; nützliche Wahrheiten, angenehm, mit Laune und meistens in einem guten Tone gesagt; kurz, einen großen Theil von dem, was der Verfasser in seiner Vorrede verspricht. Ist übrigens etwas, das ich anders oder lieber gar nicht in seinem Buche haben möchte, so ist es gerade die besagte Vorrede. Sie sagt zwar viel Gutes; aber sie beleidigt durch die hohe Meinung, die der Verfasser von sich selbst, und die schlechte, die er von seinen Lesern zu haben scheint. Wenn ein Verfasser, der sich fühlt, nicht nöthig hat, sich in den Beifall der Leser weder einzubetteln noch einzuschmeicheln, so seh' ich doch nicht, warum er ihnen geradezu sagen soll, daß er sie alle sammt und sonders für Narren hält. Ein solches Compliment erweckt ein gewisses Vorurtheil gegen ihn, das alle Verdienste seines Buches kaum wieder auslöschen können. Wenn ich dem Herrn W. rathen dürfte, so würd' ich ihn bitten, dieser Vorrede bei einer künftigen Ausgabe zu thun, wie ich dem ersten Vorberichte des Don Sylvio gethan habe. Mit etlichen großen Querstrichen kann dem Uebel von Grund aus geholfen werden.

[1]) Nicht mehr noch weniger Gutes und Böses, als wir vom ersten Bande dieses Buches gesagt haben, können wir von diesem zweiten sagen. Der Verfasser will nun einmal nachahmen, aber man muß gestehen, daß es ihm meistens so leicht von der Hand geht, daß man ihm gerne zutraut, sein Tobias Knaut würde auch ohne Dasein und Zuthun eines Tristram Shandy und Tlantlaquacapatli gerade so ein sonderliches Geschöpfe geworden sein, als er nun ist. Die Nachahmung muß stark in die Augen fallen, weil die guten Schwaben etwas davon merkten und das Buch auf Rechnung ihres bekannten Landsmanns setzten; denn der Anfangsbuchstabe W. verführte sie nicht allein. Aber freilich unter dem, was so stark in die Augen fällt, dasjenige zu entdecken, was den Unterschied zwischen W. und W. macht, setzte gewisse Fertigkeiten voraus, die an den Ufern des Neckar's und der Iller noch sehr selten sind. Es

[1]) Teutscher Merkur 1774, III. S. 361 f. Die folgende Anzeige des zweiten Bandes ist, wie alle schönwissenschaftlichen des Septemberheftes 1774, von Wieland, obgleich kein W. darunter steht. Erst die folgenden beiden Bände des Buchs überließ Wieland Merck zur Besprechung. Vgl. Wieland's Briefe an Diesen vom 5. und 26. Januar 1776. — A. d. H.

hilft nicht viel, wenn man mit einem Autor darüber hadert, daß er sein Buch nicht (nach unsern Gedanken) besser gemacht habe. Vermuthlich wollte oder konnt' er es nicht besser machen. Danke man ihm lieber dafür, daß er es nicht schlechter gemacht! Bei unserm Herrn W..l hat man große Ursache dazu, wenn man bedenkt, daß bei ihm (nach seiner eignen Versicherung, Vorrede S. XX) Alles darauf ankommt, „was für Vorstellungen gerade dann, wann er schreibt, aus seinem Blut und Magen in seinen Kopf steigen". Wir wollen also die hier und da mit unterlaufenden mauvaises plaisanteries, z. B. S. 9 die genaue Berechnung der Refractionswinkel u. s. w. — den Eustach, welcher untröstbar darüber ist, daß sein großer Truthahn vor vier Wochen im Fett erstickt ist — die wallende Brust der dicken, schwarzbraunen, zerlumpten Bettelfrau (S. 32) und manche solche Dämpfe, die billig auf Rechnung seines Magens kommen, gerne ungeahndet vorbeilassen und wissen ihm nur desto mehr Dank, daß er uns oft in den meisten Abschnitten dieses zweiten Theils, dem wir noch viele folgende wünschen, so gut hat unterhalten wollen, als er wirklich thut.

Ueber das Schauspiel „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand".[1])

Ich habe versprochen, das bekannte Schauspiel Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand gegen einige Vorwürfe, die ihm von dem Recensenten desselben — übrigens einem Mann von Geschmack und philosophischem Geiste und einem großen Bewunderer des schönen Ungeheuers, wie er es nennt — im dritten Bande des Teutschen Merkur's gemacht worden sind, zu rechtfertigen.[2]) Und dies ist's, was ich jetzt thun will, wiewol ich leicht voraussehe, daß manche wunderliche Leute Aergerniß daran nehmen und mir übel ausdeuten werden, daß ich Gerechtigkeit gegen einen Menschen ausübe, der es, wie sie sich einbilden, nicht um mich verdient hat.[3]) Gerechtigkeit braucht Niemand von uns zu verdienen, dächte ich, wir sind sie einem Jeden schuldig, dem Teufel selbst, wie das Brocardicum sagt. Ein Autor ist darum nicht gleich ein Duns, weil er unbillig oder unartig gegen uns ist; und warum sollte

---

[1]) Teutscher Merkur 1774, II. S. 321—333, unter den „Miscellaneen" (VIII). — A. d. H.

[2]) Am Ende der mit M. unterzeichneten Beurtheilung des Gießener Schmidt, S. 287. Dort findet sich die Anmerkung: „Die Mitarbeiter am Merkur haben nicht auf die Grundsätze und Meinungen des Herausgebers geschworen. Jeder denkt und urtheilt nach seiner Fähigkeit, Ueberzeugung und eignen Weise; und daher wird es sich nicht selten zutragen, daß der Merkur sich selbst widersprechen und in einem Stücke behaupten wird, was ein anderer Verfasser in einem andern Stücke bestreitet. Der Urheber der gegenwärtigen Recension denkt, wie der Augenschein lehrt, über einige Grundsätze der poetischen Kunst und über die Anwendung derselben ganz anders als der Herausgeber. Besonders scheint ihm beinahe Alles, was derselbe an Götzen von Berlichingen tadelt, ohne genugsamen Grund getadelt worden zu sein. Den Beweis muß er aus Mangel des Raums auf eine andere Gelegenheit versparen." — A. d. H.

[3]) Vgl. unten S. 381. — A. d. H.

ein böser Mensch (gesetzt auch, daß Einer, der uns nicht liebt, darum gleich ein böser Mensch sein müßte) nicht ebensowol ein gutes Werk schreiben können, als er, wenn er ein Maler wäre, ein gutes Gemälde machen könnte, ohne um einen Gran weniger ein böser Mensch zu sein?

„Aber", sagt man, „es kommt doch so heraus, als ob Ihr einen Autor, der Euch übel mitgespielt hat, bestechen wolltet, wenn Ihr ihn lobt!" Ich muß gestehen, daß mir nie in den Sinn gekommen ist, daß man so etwas vermuthen könne. Mein ganzes Betragen, seitdem ich mich als Schriftsteller in die Welt gewagt habe, sollte, dächt' ich, mich gegen einen solchen Argwohn schützen. Und wozu hätte ich nöthig, mir durch niederträchtige Mittel Freunde machen zu wollen? Oder wie sollte ein Mann, der nicht ohne alle Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens ist, sich nur einfallen lassen können, daß Jedermann das Beste von ihm denken, daß Niemand schief oder hämisch oder übereilt oder parteiisch von ihm urtheilen werde? Freilich wäre zu wünschen, daß die Schriftsteller einander wenigstens mit Anständigkeit behandeln, ihre Talente nicht zu Befriedigung kleiner, schlechter Leidenschaften mißbrauchen und den Stand der Gelehrten nicht durch ihre eignen Bemühungen in den Augen der Weltleute verächtlich machen möchten. Aber wie viele Dinge wären nicht zu wünschen! „Wenn Wünsche Pferde wären, wer würde zu Fuß gehen?" sagt ein englisches Sprichwort.

Ferne sei es also von mir, daß ich den Verfasser des Götz von Berlichingen — der eine eigene Freude daran haben soll, Personalsatiren auf den Ersten den Besten, der ihm in den Wurf kommt, zu machen — durch diese kleine Apologie bestechen wollte, meiner zu schonen, wenn es ihm einmal wieder einfallen sollte, in einem Anstoß von Laune sich lustig mit mir zu machen! Ich gönne einem Jeden seine Freude, und wiewol der Muthwille an einem Knaben eine Unart ist, so wünschte ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Falle wäre, die Ruthe zu verdienen. Junge muthige Genien sind wie junge muthige Füllen; das strotzt von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt und beißt, springt an den Leuten hinauf, schlägt vorn und hinten aus und will sich weder fangen noch reiten lassen. Desto besser! denn wenn es, ut iniquae mentis asellus,[1]) die Ohren sinken

[1]) Hor., Sat., I. 9. 20. — A. d. H.

ließe und die Lenden schleppte, würde jemals ein Bucephalus oder Brigliador daraus werden können? Praecipitandus est liber spiritus — da ist kein ander Mittel! Man muß die Herren ein Wenig toben lassen; und wer etwan von ungefähr — denn sie meinen es selten so übel — von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik und tröste sich damit, daß aus diesen nämlichen wilden Jünglingen, sofern sie glücklich genug sein sollten, in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können; wiewol dies freilich dem Einen und Andern schon mißlungen ist und auch fernerhin zuweilen mißlingen dürfte.

Wer wol die jungen Autoren, Kunstrichterchen und gelehrten Polichinellen sein mögen, denen man durch diese kleine Apologie einige Nachsicht bei dem Publicum gewinnen möchte? Nur ein Wenig Geduld! sie werden sich bald selbst verrathen. Sie werden so laut wiehern und so ungeberdig ausschlagen, daß es unmöglich sein wird, sie zu übersehen. Dies gehört mit zur Natur eines solchen gelehrten hinnulus. Aber es hat nichts zu bedeuten. Mit der Zeit wird sich's schon geben. Man versichert mich, die Männerchen hätten entsetzlich viel Genie, sehr viel Wissenschaft und das beste Herz von der Welt. Genie, Wissenschaft, gutes Herz! dies ist just, als ob Jemand Feuer im Busen trüge, das kann nicht lange verborgen bleiben! Und so wie ich mich kenne, bin ich gewiß, daß wir am Ende noch sehr gute Freunde werden müssen. Aber zu unserm Götz von Berlichingen!

Immerhin sei dies Schauspiel — das man nicht aufführen kann, bis uns irgend eine wohlthätige Fee ein eigen Theater und eigene Schauspieler dazu herzaubert — immerhin sei es ein schönes Ungeheuer. Möchten wir viele solche Ungeheuer haben! der Fortschritt zu wahren Meisterstücken würde dann sehr leicht sein. Wer hat es gelesen, ohne zu fühlen (wenn er auch nicht sagen konnte, wie und warum), daß ihn nicht leicht eine andre Lectüre (immer nehme ich Emilia Galotti aus) mit solcher Gewalt ergriffen, so stark interessirt, so mächtig erschüttert, so durchaus vom ersten Zug bis zum letzten in die Begeisterung des Dichters hineingezogen und ans ununterbrochne Anschaun der lebendigen Gemälde, die er, ut Magus,[1]) vor

[1]) Hor., Epist., II. 1. 213. — A. d. H.

unsern Augen vorbeiführt, angeheftet habe? Welche Wunder sollte der Genie, der dies gethan hat, nicht auf unserer Schaubühne wirken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte?

Es ist augenscheinlich, daß er in dem Augenblick, da er den Entschluß faßte, aus Götzens von ihm selbst beschriebener Geschichte ein Schauspiel zu machen, sich vorsetzte, alle Regeln des Aristoteles als Fesseln, mit denen sein noch ungebändigter Genie sich nicht schleppen wollte, von sich zu werfen. Es kann also zu nichts helfen, ihm die Uebertretung dieser Regeln zum Vorwurf zu machen oder ihm zu zeigen, was für Nachtheile aus dieser Empörung gegen jenen alten Gesetzgeber der Dichter entstehen mußten. Unfehlbar wußte der Verfasser dies Alles so gut als wir; aber er wollte nun einmal allen dreien Einheiten auf den Kopf treten, und er glaubte so viel dadurch zu gewinnen oder gewann vielmehr wirklich so viel dadurch, daß er sich das, was er dabei verlor, nichts anfechten ließ. Vermuthlich wird die Zeit wol kommen, da er durch tiefere Betrachtungen über die Natur der menschlichen Seele auf die Ueberzeugung geleitet werden wird, daß Aristoteles am Ende doch Recht habe, daß seine Regeln sich vielmehr auf Gesetze der Natur als auf Willkür, Convenienz und Beispiele gründen, und, mit einem Worte, daß sich ein sehr triftiger Grund angeben läßt, warum ein Schauspiel — kein Guckkasten sein soll.

Die beste Antwort auf Alles, was man ihm wegen Nichtbeobachtung der Einheiten vorgeworfen hat, ist, daß er blos ein Drama zum Lesen schreiben wollte. Ihn zu beschuldigen, daß er sich wirklich eingebildet habe, sein Drama könnte und sollte auf unsern Schaubühnen aufgeführt werden, würde ebenso viel sein, als ihm, der so viel Genie zeigt, den allgemeinen Menschenverstand abzusprechen.

Aber werden nicht Shakespeare's regelloseste Stücke noch immer in London aufgeführt? Ich könnte hierauf antworten, daß Garrick selbst, der größte Verehrer, den Shakespeare vielleicht jemals gehabt hat, gleichwol für gut befunden, einigen der vorzüglichsten Stücke seines Lieblings eine weniger wilde Gestalt zu geben. Aber es bedarf dieser Antwort nicht. Die Engländer haben alle mögliche Ursache, auf ihren Shakespeare stolz zu sein und seine besten Stücke, mit allen ihren Fehlern, Absurditäten und Barbarismen, den regelmäßigsten Stücken der Franzosen und ihrer eignen neuen Dichter vorzuziehen. Indessen

gestehen alle Kenner und Leute von Geschmack in England, daß ein Shakespeare, der in unsern Tagen mit gleichen Talenten regelmäßige Stücke schriebe, wohl daran thun würde, und daß alle Vortheile, welche man durch Verletzung solcher Kunstgesetze, die sich auf die Natur selbst gründen, erhält, nicht verhindern können, daß Fehler nicht Fehler und Ungereimtheiten nicht Ungereimtheiten sein sollten.

Sobald ich ein Drama für die Schaubühne schreibe, wird Alles, was die Illusion hindert, zum Fehler. Schreib' ich's blos für Leser, so ist die Rede nicht von Illusion; dann ist dem Poeten ebensowol als dem Geschichtschreiber erlaubt, seine Leser von einer Handlung zu einer andern gleichzeitigen oder von einem Orte zum andern fortzuführen und mit gleicher Leichtigkeit Monate und Jahre oder Gebirge und Meere zu überspringen. Dann ist es blos darum zu thun, die Leser durch die Wahrheit und Kraft seiner Gemälde zu begeistern, und dann hängt es blos von ihm ab, wie viel solcher Gemälde er neben einander oder in einer zusammengeordneten Folge vor unsern Augen vorbeiführen, und welche davon er völlig ausmalen, welche blos skizziren, welche nur gleichsam mit einem einzigen Zug, wie einen Gedanken, aufs Papier werfen will. Vergebens sagt man einem solchen Dichter: „Der Reichthum Eurer Materien und Eure erzwungne Kürze ist Euch hinderlich gewesen, hat Euch genöthiget, Handlungen nur leicht zu berühren, die Ihr zu den interessantesten Scenen hättet ausmalen können.“ „Dies wollt' ich aber nicht“, antwortet der Dichter; und daran müssen wir uns denn wol ersättigen.

Aber was der Dichter antworten wollte, wenn man ihn fragte, warum er sein Drama gerade in fünf Acte getheilt habe! Wenigstens nicht dem Aristoteles zu Gefallen. Er hätte nach seiner Weise vier, sechs, sieben, und wenn es ihm beliebt hätte, siebenmal sieben Acte machen können. Die chinesischen Schauspieler führen Tragikomödien auf, die oft acht Tage währen, sagt man uns. Warum sollten wir an einem Drama, das nicht zum Aufführen bestimmt ist, nicht acht Tage lesen können? Wollte Gott, Götzens Verfasser gäb' uns ein ganzes Jahrhundert in einer tragikomischen Farce, die im Geiste seines Götzens geschrieben wäre. Möchte sie doch 365 Acte haben!

Die Recension sagt: „Der Leser findet höchst unwahrscheinlich, daß ein Mann wie Weislingen, der ihm nur als ein Hofmann, nicht als ein durchaus verdorbner Böse-

wicht gezeigt worden, daß ein solcher Mann so leicht Tugend, Rechtschaffenheit und sich selbst einer jählich entstehenden Leidenschaft aufopfert — gegen welche der Leser ihn durch die Freundschaft gegen Götzen und die Liebe gegen Maria genug gesichert glaubt.“ Wenn der Leser dies glaubt, so hat er den Höfling Weislingen nicht recht ins Auge gefaßt oder kennt die Menschen nicht genug. Weislingen's Charakter scheint mir eins von den großen Meisterstücken unsers Dichters zu sein. Gerade so, wie ich ihn gleich in den ersten Scenen, wo er auftritt, kennen lerne, ist er der Mann, dem ich Alles zutraue, was er im ganzen Stücke thut. Kein durchaus verdorbner Bösewicht, nichts weniger, nur ein weicher, wollüstiger, schwacher Mensch, eine Seele ohne Nerven; gut bei den Guten aus Neigung, verkehrt bei den Verkehrten aus Schwäche; gefühlvoll wie alle Wollüstlinge, aber unfähig, Widerstand zu thun, wenn ihn ein Fürst, der ihn anlächelt, oder eine schöne, glattzüngige Schlange wie Adelheid zum Bösen versucht. Das Uebrige, was ihn auszeichnet, ist blos Verfeinerung dieser Naturanlage — Weltkenntniß, Hofsprache, Geschmeidigkeit; und Alles zusammen macht eines von diesen gewöhnlichen Mitteldingen aus, die Alles sind, wozu man sie macht; selten Böses thun, als Andern zu Gefallen; gerne edel und bieder wären, wenn die Tugend nur keine Opfer verlangte; in einem Anstoß von Weichherzigkeit die besten Vorsätze fassen und etliche Wochen später in der Trunkenheit einer bethörenden Leidenschaft sich zu Werkzeugen der ärgsten Bubenstücke machen lassen. Dies ist W e i s l i n g e n; und o, wie wimmelt's in der Welt von solchen Zwittern! Daß ein solcher Mann auf Götzens Schlosse, in Götzens, Elisabeth's und Mariens Gesellschaft die besten Hoffnungen von sich giebt, zumal da sich die Tugend dem weichlichen Menschen in Gestalt der jungen, vollblühenden Marie zeigt, wundert mich ebenso wenig, als daß er zu Bamberg bei lockenden Zureden eines Fürsten, dessen Günstling er war, sich seine guten Vorsätze wieder gereuen läßt, den verführerischen Reizen einer Adelheid unterliegt und der Hoffnung ihres Besitzes Alles aufopfert. Ich mag alle diese Scenen so oft wiederlesen, als ich will, mir fällt nicht ein, zu wünschen, daß der Dichter uns „rührende Auftritte vom innerlichen Kampfe der Liebe zu Adelheid mit Tugend und Ehre“ in dem schalen Herzen dieses Höflings hätte geben sollen. Dann hätte Weislingen ein andrer Mann sein müssen! Bei diesem verlohnte sich's der Mühe nicht. Solche Kämpfe sind nur interessant,

wenn sie in der Seele eines Mannes vorgehen, der wirklich ein Mann von Ehre und dessen Seele bisher unbefleckt gewesen ist.

Die Recension scheint in dem Vorwurfe, den sie unserm shakespearisirenden Dichter macht, daß er viele höchst interessante Situationen, sonderlich in den letztern Acten, nicht benützt, hingegen in den ersten sehr entbehrliche, wiewol an sich sehr interessante Scenen angebracht habe — aus der Acht zu lassen, daß unser Dichter kein regelmäßiges Drama schreiben wollte, und daß er allem Ansehen nach zu seinem Schauspiel ebenso wenig einen nach Diderot's Vorschrift verfaßten Plan gemacht hat, als Ariost zu seinem Orlando einen Plan nach dem Muster Homer's und den Regeln des Aristoteles. Bei seiner Weise gewann er, was er auf einer Seite verlor, auf der andern wieder und hatte noch das Verdienst, neu und sonderbar zu sein, obendrein. Ein Jeder urtheilt in Sachen des Geschmacks nach dem seinigen. Die Recension hat vielleicht Recht; aber ich meines Orts gäbe weder den ehrlichen Bruder Martin — zumal da wir durch ihn Götzen gleich anfangs von seiner schönsten Seite kennen lernen und diese Scene die in den beiden ersten angefangne Exposition auf eine von dem gemeinen Zuschnitt der Expositionen so meisterlich abgehende Weise fortsetzt — noch die Scene zwischen Maria, Karl und Elisabeth, durch die wir die beiden Damen auf einmal so gut kennen lernen, als ob wir sie gemacht hätten — ich gäbe, sage ich, keine von diesen Scenen um die beste von denen, welche der Poet hätte machen können und sollen, wenn er gewollt, d. i. wenn er nach einem künstlich angelegten theatralischen Plane gearbeitet hätte.

Die Recension meint, die Charaktere der Frauenzimmer wären dem Dichter weniger geglückt als die männlichen; und auch hierin, glaube ich, hat sie Unrecht. Nichts vom Worte geglückt zu sagen, welches nirgends weniger als auf ein Stück paßt, wo Laune und Genie Alles, und das Glück gewiß nichts, gethan haben — so däucht mich, der größte Meister in weiblichen Charaktergemälden, Shakespeare selbst, sei nirgends größer in dieser Art von Malerei als unser Dichter in seinen Gemälden von Maria, Elisabeth und Adelheid. Der Verfasser der Recension sagt das Gegentheil in den stärksten Ausdrücken. „Elisabeth, Götzens Gemahlin, zeigt sich niemals als eine würdige Gemahlin dieses unglücklichen Helden. Der männliche Muth, den der Verfasser zum Hauptzug ihres Charakters

gemacht hat, ist in beleidigende, fast möchten wir sagen, dumme Unempfindlichkeit, ausgeartet" u. s. w. Es ist wahr, Elisabeth ist keine Schwätzerin, erscheint durchaus als eine ehrliche, wenig verfeinerte Hausfrau aus einer Zeit, wo die Frau eines Landedelmanns gleich dem guten Weibe Salomon's vor Tag aufstund, ihr Haus besorgte, ihre Küche selbst bestellte u. s. w. Aber so, wie sie ist, welcher Mann sollte sich keine Frau wie Elisabeth wünschen? Mir hat in dem ganzen Stücke nur eine Stelle das Herz umgekehrt und Thränen der tiefsten Empfindung aus den Augen gepreßt — und diese ist in der Scene zu Jaxthausen, wo Götz, da es nun mit ihm aufs Aeußerste gekommen ist, seine Schwester und seinen Freund Sickingen nöthigt, sich zu entfernen. Die ganze Scene ist ein Meisterstück von erhabner Einfalt; wahre, ungekünstelte, im höchsten Grade rührende Natur! Maria und Sickingen haben sich nun endlich aus Götzens und Elisabeth's Armen gerissen. „Ich trieb sie," sagt Götz, „und da sie geht, möcht' ich sie halten. Elisabeth, Du bleibst bei mir!" „Bis in den Tod!" antwortet Elisabeth. Dies einzige Wort, in der Situation, in dem Augenblicke, wo es gesagt wird, ist unendlichmal mehr als alle die schönen Tiraden, die der beste französische Poet sie hätte herdeclamiren lassen. Es stellt ein Weib vor meine Seele, die des größten Helden würdig ist; ein Weib, die durch dies einzige Bis in den Tod so schön und groß als alle Alcesten, Pantheen, Porcien und Arrien der Fabel und der Geschichte in meinen Augen wird. Auch fühlt es Götz, was ein solches Weib werth ist. „Wen Gott lieb hat," sagt er, „dem geb' er so eine Frau!" Und Elisabeth sollte sich niemals als eine würdige Gemahlin unsers Helden zeigen? Wahrlich, die Aristarche schlummern zuweilen auch so gut als die Homere![1])

Was unser Aristarch an Marien aussetzt, sagt weder mehr noch weniger, als — daß der Dichter keine phantasirten Helden, sondern ein sanftes weibliches Geschöpf schildern wollte, nicht nach einem Modell aus der Welt der Ideen, sondern nach der Natur, mit allen den liebenswürdigen Schwachheiten, wodurch sie dieses Geschlecht für das unsrige so interessant gemacht hat, und mit allen Nüancen der Sitten und der Religion des rohen Zeitalters, woraus er sein Süjet genommen hat.

Doch genug zur Apologie eines Werkes, das so stark für

---

[1]) Hor., Ars Poet., 359. — A. d. H.

sich selbst spricht! Der Recensent hat ihm übrigens so viel Gerechtigkeit widerfahren lassen und die Mannichfaltigkeiten und Vortrefflichkeiten desselben so scharfsinnig bemerkt und bezeichnet, daß es unbillig wäre, ihm den wenigen, ziemlich bescheidnen Tadel übel aufzunehmen. Bescheidenheit im Urtheilen über Werke des Genies ist in unsern Tagen schon eine Art von Verdienst; Behutsamkeit im Tadeln würde für jene kunstrichterliche Tugend eine sehr nützliche Gesellschafterin sein. Wie oft scheint uns bei der ersten Lesung tadelhaft, was wir bei der zweiten oder dritten vortrefflich finden!

Die Shakespearische Manier, in welcher der Dichter gearbeitet hat, bracht' es mit sich, auch Personen von den niedrigsten Classen aufzuführen, und diese mußten nun wol freilich ihre eigene Sprache reden. „Tausend schwere Noth, schert Euch 'naus!", „Peter, das ist ein gefunden Fressen", und dergleichen elegantiae der deutschen Sprache haben also im Munde der Personen, welche der Dichter so sprechen läßt, nichts sehr Anstößiges. Die Scheißkerle im Munde des Herrn Hauptmanns der Reichsexecutionstruppen möchten weniger zu rechtfertigen sein; aber noch weniger konnten die ausgearteten Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts das Große und Heroische in dem Ausdruck Götzens fühlen: „Sag Deinem Hauptmann: vor Ihro Kaiserlichen Majestät hab' ich wie immer schuldigen Respect; er aber, sag's ihm, er kann mich im Arsch lecken." Auch hat der Autor selbst, oder der Corrector wenigstens, in einer neuern Ausgabe für gut gefunden, die Stärke dieses altdeutschen Compliments in etwas zu mildern, und sich begnügt, nach den Worten er kann mich — das, was der Hauptmann thun könnte, durch einen Gedankenstrich der Scharfsinnigkeit des Lesers anheimzustellen.

Ich spreche nicht gerne von den Fehlern eines vortrefflichen Werkes, zumal wo die Absicht zu bessern nicht stattfinden kann, aber da doch so Manches ohne hinlänglichen Grund an Herrn Goethens Götz getadelt worden, so wäre es ein Wenig wunderlich, wenn man von dem, was vielleicht der größte und augenscheinlichste Fehler in seinem Stücke ist, gar nichts sagte — ich meine von der ziemlich häufigen Vermengung der Sprache aus den Zeiten Maximilian's I. mit der von Joseph II., welche desto auffallender ist, da der Verfasser affectirt hat, Götzen selbst meistens ebenso reden zu lassen, wie er in seiner von ihm selbst verfaßten Lebensgeschichte spricht.

Ich verstehe unter Sprache hier nicht blos Declination, Wortfügung und Redensarten, sondern auch Ausdrücke und Wendungen, welche eine gewisse Verfeinerung voraussetzen, wovon man zu Götzens Zeiten in Deutschland noch gar keinen Begriff hatte. Von dieser Art ist z. B.: „Meine Rechte, obgleich im Kriege unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe nicht unempfindlich“ (S. 14 der neuen Ausgabe).

Es wäre leicht, eine Menge solcher Stellen auszuzeichnen, die mit der naiven, aber ungeschliffnen und von unsrer heutigen himmelweit abgehenden Sprache, welche Götz von Berlichingen selbst in seiner Lebensbeschreibung spricht, den seltsamsten Contrast macht. Es ist freilich außer unserm Dichter noch Keinem in Europa eingefallen, daß ein dramatischer Autor, der seine Personen aus dem dreizehnten oder funfzehnten Jahrhundert nimmt, sie auch die Sprache dieser Zeiten reden lassen müsse. Aber wenn er nun ja seinem Stück eine besondere Energie dadurch zu geben glaubte, so hätte er wenigstens alle seine Personen, Jeden nach seiner Art (denn freilich sprachen auch damals die Bischöfe und die Hofleute feiner als Bauern, Zigeuner und der Wirth in der Herberge zu Schwarzenberg) sich durchgängig so ausdrücken lassen sollen, wie man unter Kaiser Maxen zu reden pflegte. Doch dem Manne, dessen Philosophie auf den Grundsatz: das Böse sei gut und das Gute böse, das Schöne häßlich und das Häßliche schön, gebaut ist, muß es lächerlich vorkommen, wenn man so viel Worte verliert, um ein Werk zu vertheidigen oder zu tadeln, worin Alles gut ist und Alles nichts taugt.

Götter, Helden und Wieland.

Eine Farce. Auf Subscription gedruckt. Leipzig 1774.[1])

Der Herr D. Goethe, Verfasser dieses Werkleins, nachdem er uns in seinem Götz von Berlichingen gezeigt hat, daß er Shakespeare sein könnte, wenn er wollte, hat uns in dieser heroisch-komisch-farcicalischen Pasquinade gewiesen, daß er, wenn er wolle, auch Aristophanes sein könne. Denn so wie es ihm in diesem kritischen Wrekekekex Koax Koax[2]) beliebt hat, mit Wieland und Wieland's Alceste sein Spiel zu treiben, so trieb es Aristophanes ehemals mit dem nämlichen Euripides, welchen Herr Goethe hier mit der ihm eignen Laune dem Verfasser des Singspiels Alceste auf den Kopf treten läßt. Wir empfehlen diese kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witze, der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und sich dann recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist!

---

[1]) Teutscher Merkur 1774, II. S. 351 f. — A. d. H.

[2]) Der bekannte Ruf der Frösche βρεκεκέξ in dem nach diesen benannten Stücke des Aristophanes. — A. d. H.

Die deutsche Gelehrtenrepublik, ihre Einrichtung, ihre Gesetze, Geschichte des letzten Landtags, auf Befehl der Aldermänner durch Salogast und Wlemar

herausgegeben von Klopstock. Erster Theil.

Hamburg, gedruckt bei Bode, 1774. 8vo. 1. Alph., 5 B. und 4½ B. Verzeichniß der Subscribenten.[1])

Was Januarius für die Juristen gethan hat, das thut hier Herr Klopstock für unsern ganzen gelehrten Staat; er giebt uns nämlich ein Ideal, wie er einzurichten wäre, und viel Spott über seine bisherigen Gebrechen. Wenn es auch die deutsche Freiheit nicht längst Mode gemacht hätte, daß die Richter wieder gerichtet würden, so würde mir doch Herrn Klopstock's eignes Geständniß, „nicht Gesetzgebung, son-

---

[1]) Teutscher Merkur 1774, III. S. 346—349. Diese und die zwölf folgenden Anzeigen der „Dichtkunst und schöne Literatur" nebst der des zweiten Bandes von Tobias Knaut's Lebensgeschichte (oben S. 369, Anm. 1) bringt das Septemberheft ohne Namensbezeichnung. Da nun nicht allein die Anzeige von Tobias Knaut offenbar von demselben Verfasser ist wie die des ersten, also von Wieland selbst, Wieland in Briefen an von Gebler sich zu der Besprechung von dessen Adelheid von Sigmar bekennt (Auswahl denkwürdiger Briefe, II. S. 31 f. 37), Heinse Wieland als Verfasser der Anzeige seiner Laidion ansieht (Gleim's Brief an Heinse vom 20. October 1774), er großen Antheil an dem Versuch über den Roman nahm (Auswahl denkwürdiger Briefe, II. S. 34 f.), so müssen wir alle diese mit keinem Zeichen versehenen Beurtheilungen Wieland zuschreiben, zu dessen Sprache und Ton sie vollkommen stimmen. Schmidt hatte wol im ersten und zweiten Bande des Merkur die nicht unterschriebenen Anzeigen geliefert, denen Wieland einige mit seinem W. bezeichnete hinzufügte, im vierten Bande setzte er wieder seine „kritischen Nachrichten" fort, welche zeigen, daß er diesen Anzeigen im dritten Bande fremd war. So deutet hier Alles entschieden auf Wieland als Beurtheiler hin. — A. d. H.

dern Vorschlag versucht, nicht Reformation, sondern Wünsche unternommen zu haben", die Erlaubniß geben, meine Gedanken darüber zu sagen. Vom Plato an bis auf den Grafen von Lauragais hat man dergleichen Träumer liebenswürdig gefunden, und so wird man sich auch hier mit Dingen, die vielleicht nie geschehen werden, angenehm unterhalten. So wie der Verfasser des l'An deux mille[1]) ein Kosmopolit und Menschenfreund zu heißen verdient, so hat Herr Klopstock einen warmen Patriotismus für die ganze teutsche[2]) (oder, wenn er lieber will, deutsche) gelehrte Republik an den Tag gelegt. Seinen Eifer für Alles, was Deutsche angeht, kannte und bewunderte man schon längst. Ob aber alle Classen der Gelehrten mit seinem public spirit für die ganze gelehrte Republik zufrieden sein, ob nicht die Einen und die Andern in dem Tone urtheilen werden wie Schlözer[3]) neulich von den Belletristen, wird die Zeit lehren. Man hat je zuweilen den Plato in die Zahl der Dichter aufnehmen wollen wegen seines Reichthums in Dichtungen und in der Ausführung derselben. Wenn nun gar ein geborner Dichter wie hier ein ganzes Buch von allegorischen Fictionen zusammengewebt, so kann es an Mannichfaltigkeit von Phantasien nicht fehlen. In der That hat Klopstock seine Idee so reich gefunden, daß er noch einen zweiten Theil verspricht. Nur fürchte ich, daß Leser, die sogleich durch die ganze Hülle hindurchsehen können, oft einerlei auf mannichfaltige Art allegorisirt finden werden. Ueberhaupt erregen Allegorien, zumal von solcher Länge, sehr leicht Langeweile. Auch sind nicht alle Fictionen von gleichem Werthe, wie z. B. die von der Freigeisterkirche keine sonderliche Wirkung thut. Für ungeübtere Leser möchte wol (und das beklage ich wegen der dadurch gehinderten Gemeinnützigkeit) Vieles eine räthselhafte Dunkelheit haben. Zu geschweigen, daß dies eine natürliche Folge gehäufter Allegorien sein muß, so sind einige in der That zu geheimnißvoll. In den Gesetzen ist die Kürze zuweilen so lakonisch worden, daß sie eines weitläufigen Commentars bedürften. In den Rathschlägen der Aldermänner wird das Spruchreiche,

[1]) Mercier's „L'an 2440" war 1771 erschienen. — A. d. H.

[2]) Wir mußten hier Wieland's Schreibung beibehalten (vgl. oben S. 68, Anm. 1), die wir sonst regelmäßig in die jetzt gangbare, mit Ausnahme von Titeln, verändert haben. — A. d. H.

[3]) Im zweiten gegen Herder gerichteten Theile seiner „Vorstellung meiner Universalhistorie" (1773). — A. d. H.

das darin herrscht, oft zu zugespitzt. Nach des Verfassers eigner Regel (S. 124) soll ein Meister jedesmal nur den zwanzigsten Gedanken hinsetzen und alle andern weglassen. Die Aufsätze im Nordischen Aufseher und die Abhandlungen vor der Messiade haben es schon gezeigt, daß es der Prosa des Herrn Klopstock an natürlichem Zusammenhang fehle. Ueberdies erforderte die Beschaffenheit dieses Werks oft Witz, und dies Talent verträgt sich mit den höhern Bestandtheilen des Klopstockischen Genies nicht. Sein Witz wird leicht unverständlich und gezwungen, wie verschiedne hier eingestreute Epigramme offenbar bestätigen. Daher sind auch nur wenige satirische Stellen ganz geglückt. Ja, manche (z. B. S. 40, 165, 290, 362)[1]) möchte ich fast des Verfassers unwürdig nennen. Welche Gewalt er über unsre Sprache besitze, wie er sie nach allen ihren Epochen und Schattirungen studirt habe, wird jeder Leser von selbst empfinden, mancher jedoch beseufzen, daß solche Talente und Kenntnisse zuweilen zum Sonderbaren gemißbraucht werden. Die eingeschalteten grammaticalischen Fragmente sind mir das Wichtigste des ganzen Werks gewesen. Der Raum erlaubt es hier nicht, die Wahrheit oder Neuheit der mancherlei Meinungen und Sentiments zu untersuchen. Glänzende Einkleidung und sententiöse Kürze verleiten oft zu halb wahren oder zu gemeinen Ideen. Nur dies bemerke ich noch, daß die Aristokratie, die Herr Klopstock einführt, nicht eingeschränkt genug zu sein und sich zuweilen der Venetianischen Verfassung zu nähern scheint.

---

[1]) Es sind gemeint die Worte: „Der Scholiast Schorfius Secundus soll von dieser Stelle das Zipperlein gekriegt haben" („Die Gesetze", 1); „Wundergeschichte", im „Guten Rath der Aldermänner"; die Namen der Ausrufer „Georg Wisch, Fabian Brauseke, Lorenz Knirps" u. s. w. („Fünfter Morgen"); endlich die Stelle: „Denn die meisten deutschen Fürsten, besonders die kleineren, sinnen nachtnächtlich darauf (denn den Tag über sind sie auf der Jagd oder lassen ihre Heere Kriegsübungen machen)" („Neunter Morgen"). — A. d. H.

Laïdion oder die Eleusinischen Geheimnisse.

Erster Theil.

Lemgo, in der Meyerischen Buchhandlung, 1774.[1])

Nicht sowol Leidenschaften und Sitten zu schildern, als Meinungen vorzutragen und zu bestreiten, ist des Verfassers Hauptabsicht gewesen. Nicht sowol unser Herz als unsern Verstand und unsere Phantasie suchte er zu weiden; denn einige wenige Stellen, wo das erstere interessirt wird (wie z. B. S. 289), gehören nur zu den Ausnahmen. Daß ein Frauenzimmer, und daß eine Laïs hier ihr System vorträgt (wenn sich anders dies Wort hier brauchen läßt), wird Niemanden befremden, der für die Griechen so eingenommen ist als der Verfasser. Daß er sich aber eine Rolle eines weiblichen Philosophen wählte, stimmt mit seiner Jugend überein, die durchgehends hervorschimmert. Bei aller Anlage, die er besitzt, den Leser mit Philosophie zu amüsiren, mußte er als Jüngling theils ein sehr bearbeitetes System wählen, theils sich in eine Situation setzen, die den Leser abhält, die Wahrheit der Raisonnements gar zu genau zu prüfen. Den Hang zum Neuen und Paradoxen und die Begierde, dergleichen Sätze als Geheimnisse zu verkaufen, leite ich von der Jugend des Verfassers her, wenn ich gleich von dem Jüngling viel hoffe, der nicht auf der alten Heerstraße fortschlendert. Er bekennt selbst, daß sein Werk viele gewagte und spitzfindige Gedanken enthalte. Seine Heldin ist aus einer andern Welt, sie ist zu einer Aspasia veredelt, sie steht ohne alle Nebencharakters da; Alles dies rechne ich dem Verfasser zum Ruhm an, insofern er vermuthlich es sich nicht zutraute, die Natur in Charakteren zu erreichen. Empfindungen

[1]) Teutscher Merkur 1774, III. S. 349–351. Vgl. Gleim's Brief an Heinse vom 20. Oct. 1774. — A. d. H.

und Beschreibungen sind gewöhnlich die Seiten, von denen jugendliche Werke am Meisten glänzen, und in diesen beiden großen Eigenschaften eines Dichters hat der Verfasser schon viel geleistet. Wären sie sparsamer angebracht, kürzer gefaßt, weniger überladen und dem Inhalt nach mannichfaltiger, so würde ich sie ohne Einschränkung loben. Elysische Empfindungen und Gemälde sinnlicher Ergetzungen brachte der Stoff natürlich mit sich, aber man findet sie auch, wo wir sie nicht nöthig haben; sie sind oft mit zu viel Taumel entworfen, sie machen durch die Wiederholung Ueberdruß. Eine jugendlich siedende Phantasie verbreitete oft eine Wärme, die dem kältern Leser Affectation scheint; die Empfindung erhebt den Ton oft zu poetischer Prosa. Ich behaupte gar nicht, daß es dem Verfasser mehr um Verzierung als um Sachen zu thun gewesen, oder daß sein Schmuck immer nur sophistisch sei; die Zeit selbst wird sein Feuer mäßigen. Laïs darf wol als Frauenzimmer ein Wenig plaudern, zumal, da sie meistens eine angenehme Schwätzerin ist. Wenn aber künftig der Verfasser das Ganze gedrängter und bündiger machte, so würde sein Werk mehr gewinnen als verlieren. Ein Anhang giebt 56 Stanzen einer ernsten romantischen Epopöe. Es sei nun das gelassene Gefühl der unschuldigen Deutschen, um dessentwillen S. 453 Lücken geblieben, oder sonst etwas Ursache, die romantische Epopöe möchte wol, ganz vom Komischen entblößt, in Deutschland nicht viel Glück machen, da ich sogar hie und da einen stoisch-kalten Leser behaupten hören, daß Idris und Amadis zu viel Imagination und zu wenig Interesse habe. Dieser Verfasser hat sich außerdem selbst viel Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Er hat die regelmäßige Form der italienischen Stanze mit fünf weiblichen Reimen beibehalten.[1]) Malerische Talente, Fertigkeit der Versification und Bekanntschaft mit den italienischen Dichtern hat er immer dadurch bewiesen, wenn ich ihm gleich nicht rathe, zwanzig solche Gesänge zu vollenden. Sie möchten für den deutschen Leser dem Thale gleichen, worein Amor den Ascanius verbarg:

„Ubi mollis amaracus illum
Floribus et dulci adspirans complectitur umbra.“[2])

---

[1]) Vgl. Th. XXXVI. S. 315 ff. — A. d. H.

[2]) Virg., Aen., I. 693. 694. — A. d. H.

Versuch über den Roman.

Leipzig und Liegnitz, bei Siegert's Wittwe, 1774.[1])

Zu einer Zeit, da es in unsern Poetiken noch so wichtige Lücken giebt, als die ganze Theorie der Epopöe und mehr als ein Theil der dramatischen Kritik ist, ein Aristoteles für die prosaischen Homere werden wollen, ist in der That ein kühnes Unternehmen. Ja, wenn auch Alles dieses schon vorgearbeitet wäre, so würde es dennoch ein schweres Geschäfte sein, Alles zu erschöpfen, was sich über Compositionen von solchem Umfange und solcher Mannichfaltigkeit, als der Roman ist, sagen ließe. Was unter dem Monde geschieht oder auch geschehen könnte, ist ihr Stoff; und wer kann ihre Formen zählen? Wer kann die mancherlei Absichten bestimmen, in denen Romane geschrieben werden? Der Verfasser hat die Schwierigkeiten seiner Unternehmung selbst eingesehen. Er wagt es nicht, den Reformator und Erfinder in der kritischen Dogmatik zu machen, sondern bleibt bei dem Allgemeinen und Bekannten unsrer Aesthetiker stehn. Besitzt er indessen gleich den Scharfsinn eines Lessing's und die philosophische Fülle eines Garve nicht, so hat er sich doch fremden Reichthum gut zu eigen gemacht. Um nicht Alles zu umspannen, gab er nur einen Versuch und kein ausgearbeitetes Lehrgebäude. Wenn er die ganze Aesthetik, Rhetorik und Poetik auf den Roman hätte anwenden, wenn er die ganze Stammtafel aller Gattungen hätte entwerfen, wenn er so sehr in das Besondere der Regeln hätte gehen wollen, als

[1]) Teutscher Merkur 1774, III. S. 351 f. Wieland kannte den Verfasser; es war der preußische Lieutenant Blankenburg. Vgl. „Auswahl denkwürdiger Briefe", II. S. 34 f. — A. d. H.

zu ihrer vollkommnen Brauchbarkeit nöthig wäre, so hätte das Buch noch dicker werden müssen, als es jetzt ist. Erfindung neuer Charaktere oder neuer Seiten derselben, Beobachtungsgeist über das menschliche Leben und wahrscheinliche Verbindung der Begebenheiten sind bald im Allgemeinen vorgeschrieben; aber das Wie aller dieser Dinge erfordert weitläufige Abhandlungen, die am Ende doch dem Romandichter selbst am Wenigsten nützen. Die Werke bloßer Imagination, wie die Feenmärchen, hätten nicht ganz mit Stillschweigen übergangen, wenigstens als Allegorien betrachtet werden sollen. Die Betrachtungen über den Einfluß der politischen Verfassung auf den Geschmack eines Volks und über die Episoden sind dem Verfasser am Besten gelungen; besonders hat er über die letztern viel Neues und Wahres gesagt. Seine Beispiele sind öfter aus Schauspielen als aus Romanen entlehnt, und er hat sich darüber selbst erklärt. Wenn er auch viel Beispiele wählt, auf die ihn Home und Andre schon hinwiesen, so hat er sie doch selbst zergliedert; und die Kunst, jungen Leuten dadurch nützlich zu werden, versteht er vollkommen, wie die Detaillirung der Scenen aus dem Lear und aus dem Macbeth beweisen. Unter den eignen Beispielen ist vornehmlich die Auseinandersetzung von Marinelli's Charakter sehr gut gerathen. Eine gewisse Leichtigkeit im raisonnirenden Vortrag macht das Werk angenehm, hat es aber auch zu einer Länge ausgedehnt, die dem unkritischen Leser lästig und dem kritischen zuweilen schwatzhaft scheinen möchte.

Hymnen.

Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1774.[1])

Im Einleitungsgesang wünschte ich gleich die erste Strophe hinweg:

„Entschwinge Dich einmal den Myrten,
Mein Geist! Was preisest Du der Hirten
Und Schäferinnen Fröhlichkeit?
Was jagst Du bei den Eichenbäumen
Nach Phantasien und nach Träumen
Betrüglicher Erhabenheit?"

Denn so hat es das Ansehn, als ob Herr Kretschmann seine Bardenlieder und seine scherzhaften Gesänge für Sünde erklärte, und doch sind selbst in dieser Sammlung die beiden Hymnen über die Freude und über die Liebe, vornehmlich die letztere, die vortrefflichsten. Vielleicht werden Manche wünschen, daß Herr Kretschmann das Lob Gottes im Charakter eines Barden gesungen hätte. Wenn sie aber etwa glauben, daß dies der einzige Weg gewesen wäre, so oft bearbeitete Gegenstände neu vorzutragen, so widerlegt sie hier der Augenschein. Der Dichter hat auch ohne Bardencostüme die Originalität, das Feuer und die Würde, die solche Gegenstände erfordern. In der zweiten und dritten Hymne hat er auch die Psalmen benutzt, aber nicht nach der gemeinen Art unsrer Kirchenliederdichter. Der Hymnen sind in Allem sechs, nämlich: Das Lied der Weihe, Die wahre Stärke, Gott der Weltschöpfer, An die Freude, Die Liebe und Am Charfreitage. Eines der rührendsten Bilder findet man in den Schlußstrophen S. 35.

[1]) Teutscher Merkur 1774, III. S. 352f. – A. d. H.

Catullische Gedichte.

Berlin, bei Himburg, 1774.[1])

In dem Gebiete der Laune wären allerdings noch manche Eroberungen zu machen, wenn die Phantasie unsrer jungen Dichter nicht zu hoch aufbrauste, um diese Sphäre ihrer würdig zu finden. Hier kommt abermal ein Poet aus den Regionen der Erscheinungen zurück und vertauscht den Petrarch mit dem Catull. Nicht die Lieblichkeit, nicht die Wärme, nicht das Bilderreiche des Catull sowol als sein loser Muthwille, seine vertraute Sprache, sein nachlässiger Scherz sind das Ziel, das er sich gesteckt hat, und das er oft glücklich erreicht. Oft kann man hier den Unterschied aufs Neue bestätigt finden, den man zwischen dem Humor der Alten und der Neuern bemerkt hat. Wo Catull nur Urbanität hat, da ist beim Deutschen schon mehr Caricatur, welches man desto leichter empfinden kann, da bei einigen genauern Nachahmungen das lateinische Original beigefügt ist. Die Wiedererweckung mancher alten Kernworte verdient dem Deutschen besonders zum Ruhm angerechnet zu werden. Sollte mancher Leser die ganze Sammlung nicht in einem Athem durchgehen können, so bedenke er, daß die Laune in kleinern Gedichten geschwinder ermüdet als in größern, und daß einerlei Silbenmaß, besonders aber das, worinnen diese Gedichte abgefaßt sind, bald Monotonie erzeuge. Wenn der Verfasser sich künftig immer mehr vom Manierton entfernt und für einen ebenso großen Reichthum an komischen Ideen sorgt, als er in komischen Phrasen besitzt, so wird er sich noch mehr Ruhm erlachen, als er sich ehedem erseufzt hat.

---

[1]) Teutscher Merkur 1774, III. S. 353f. Der Dichter war Gleim's vertrauter Freund Klamor Schmidt. — A. d. H.

Ueber die dramatische Dichtkunst, von Herrn Marmontel.

Aus dem Französischen. Erster Theil.

Leipzig, bei Schwickert, 1774.[1])

Ob Kupferstiche und Vignetten Denjenigen, welche Alter, Stand, Denkungs- und Lebensart von der Bühne zurückhalten, die theatralische Vorstellung ersetzen können, möchte wol großem Zweifel unterworfen sein. Da also von dieser Seite die Chefs-d'oeuvre dramatiques in Deutschland schwerlich benutzt werden möchten, so hat Herr Bertuch den Freunden der dramatischen Kritik keinen unwichtigen Dienst geleistet, daß er die Abhandlungen daraus einzeln und auszugsweise übersetzt hat. Philosophische Leser sind freilich durch unsers Lessing's Dramaturgie verwöhnt; indessen werden diese Aufsätze Vielen als Beilagen zur Dichtkunst des Herrn Marmontel willkommen sein. Sie handeln vom System, Ursprung und Fortgang der dramatischen Dichtkunst und vom Trauerspiel und enthalten (wenn man auch den Werth des schönen Vortrags nicht mit in Anschlag bringen will) manche, wo nicht ganz neue, doch gewiß nicht genug bekannte und benutzte Bemerkungen und Reflexionen.

---

[1]) Teutscher Merkur 1774, III. S. 354f. Der Uebersetzer Bertuch in Weimar war Wieland's vertrauter Freund. — A. d. H.

Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater.

Frankfurt und Leipzig 1774.[1])

Jetzt, da man so geschäftig ist, die großen Geister der Alten wieder zu erwecken, hat Jemand hier auch den Plautus beschworen, der zwar schon oft in Deutschland als Gespenst, aber noch nie so erschienen war, daß die Deutschen seine wahre Physiognomie hätten kennen lernen. Weder buchstabirende Uebersetzung noch freie Nachahmung, sondern eine Art von Nachbildung erhalten wir hier, wie wir, so viel ich weiß, noch von keinem alten Dichter besitzen. Treue war nur ein Gesetz des Verfassers in Ansehung des Plans und der wesentlichen Gedanken; hingegen dichtete er sich in die Person seines Plautus so sehr hinein, daß er, gleich einem Schauspieler von Genie, ihm Ideen und Worte unterschieben konnte, die Plautus selbst billigen müßte. Nie suchte er ihn zu verschönern, sondern er verstärkte nur zuweilen einen Zug, damit er einleuchtender würde, rückte näher zusammen, was zu weit entfernt stand, füllte kleine Lücken aus, die sonst ein gelehrter Commentar ausfüllen mußte. Die leichteste Arbeit war, neue Sitten mit alten zu vertauschen, wegzuwischen, was den letztern zu sehr entgegenlief, Auswüchse wegzuschneiden, beschwerlichen Ueberfluß zu tilgen und dergleichen. Da sich durch solche sorgfältige Bemühungen und durch die eigne komische Anlage des Uebersetzers die Sprache zum Original umgebildet hat, so könnte man wol wünschen, daß er sich auch in der Oekonomie der Stücke dieselbe

[1]) Teutscher Merkur 1774, III. S. 355 f. In den Verlagskatalogen als „von Goethe und Lenz" bezeichnet. Wieland war auch wol von Goethe's Antheil daran überzeugt. — A. d. H.

Freiheit erlaubt hätte. Ein verstärkteres Interesse, ausgearbeitetere Charaktere, verbesserte Entwickelungen würden ihm noch größern Ruhm erworben haben. Nichts ist willkürlicher als die Titel des Plautus, und daher sind auch diese abgeändert worden. Die Asinaria heißt Das Väterchen, weil der Vater seinem Sohne in allen Ausschweifungen Gesellschaft leistet, Aulularia Die Aussteuer, weil der Geizige doch zuletzt eine Mitgift geben muß, der Miles gloriosus Die Entführungen, weil dem Prahler, der eine Frau zu entführen meinte, seine Geliebte entführt wird, der Truculentus Die Buhlschwester, weil mehr die Sitten dieser Gattung von Menschen den Inhalt ausmachen als die Grobheiten eines Landjunkers, der Curculio Die Türkensclavin, weil die Erkennung und Befreiung derselben das Hauptinteresse ist.

Der Hofmeister, oder die Vortheile der Privat-Erziehung. Eine Komödie.

Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung, 1774.[1])

Wenn ein Dichter Beides leistet, die Natur getreu schildert und sich als einen Meister in der Kunst beweist, so kann man in der That nicht mehr von ihm fordern. In der Mannichfaltigkeit der Charaktere, in ihrer Entwicklung, in der Wahrscheinlichkeit und dem Anschauenden der Gesinnungen hat sich dieser Dichter als ein nicht gemeiner Kenner der Natur bewiesen. Ein Vater, der für blinde Liebe und Unwissenheit in der Erziehungskunst mit Verlust seines Verstandes büßen muß; eine Dame, die Dummheit und Airs genug hat, den Hofmeister als den ersten Domestiken im Hause zu betrachten; ein romantisches Mädchen, das ein Opfer seiner verdorbnen Einbildungskraft wird; ein Schulmeister, der bei aller Pedanterei mehr Weisheit besitzt als alle übrigen Personen des Stücks; eine Wucherin, Frau Blitzer genannt: dies sind die fünf Rollen, bei denen man am Meisten den Beobachtungsgeist des Verfassers bewundert. Und doch treten außerdem noch neunzehn Personen auf, die zwar nicht alle handeln, aber doch alle charakteristisch reden. Illusion in leidenschaftlichen Gemälden hat er vollkommen in seiner Gewalt. Die Gradation in der Raserei des Vaters, die Scenen S. 21, 42, 57, 58, die Mischung von Liebe und Wuth S. 109 können unter einer großen Menge ähnlicher Auftritte und Stellen zu Beispielen dienen. Mit Recht hat er der Natur je zuweilen

[1]) Teutscher Merkur 1774, III. S. 356—358. Selbst Lessing hielt Goethe für den Verfasser dieser Lenzischen Komödie. — A. d. H.

das aufgeopfert, was man Anstand zu nennen pflegt, und kein billiger Leser wird sich an Ausdrücken, wie S. 8, 35, 38 vorkommen, ärgern. Seine Stärke in der Kunst entdeckt uns die mehr als gemeine Philosophie, die durch und durch eingewirkt ist; die Geschicklichkeit, eine große Menge außerordentlicher Begebenheiten gut vorzubereiten; die Ausbildung von den Charakteren des Pätus und Fritz von Berg, die den Leser bei allen ihren Thorheiten und Fehlern mehr an sich ziehen als fast alle übrigen Personen (man lese z. B. S. 70, 134, 140); die raffinirte Laune in den Rollen des Wenceslaus und Rehaar. Hätte er doch, ein gleich großer Kenner der Natur und Kunst, beide auch immer unzertrennlich mit einander verbunden! Aber so vermißt man zuweilen bei der Natur die Kunst und bei der Kunst die Natur. Es mag in der Natur solche maschinenmäßige Seelen geben, wie der Hofmeister dieses Schauspiels ist. Hier sollen wir Mitleid mit ihm haben, und dies ist unmöglich, wir müssen ihn verachten. In der Natur unterbrechen sich die Begebenheiten ebenso sehr als die hier nur gar zu sehr gehäuften Ereignisse; aber dadurch wird der getäuschte Leser oft da verlassen, wo er am Begierigsten ward, und keine Person ist so durchgeführt, daß wir uns befriedigt fühlten. In der Natur giebt es solche Raisonneurs, wie hier der Geheimrath ist; doch bei allem Feuer seiner Reden (S. 36) bleibt er für das Schauspiel ein kalter Vertrauter. Um der Kunst willen, das heißt, um ein Stück, das einmal nicht Trauerspiel sein sollte, nicht tragisch zu enden, ist die Entwicklung unnatürlich übereilt worden; Aussöhnungen, Verzeihungen, Wiedervereinigungen, Lotterien, Heirathen folgen Schlag auf Schlag, so viele Schwierigkeiten Allem diesem entgegenstanden. Am Unnatürlichsten und Uebereiltesten ist des Hofmeisters Schicksal; zu viel Kunst endlich in gesuchten Ausdrücken und einige Anglicomanie sind Lieblingsfehler unsrer Zeiten.

Adelheid von Siegmar, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Dresden, in der Waltherischen Hofbuchhandlung, 1774.[1])

Eine sehr einfache Intrigue, die, in eine Arnaudische Erzählung gebracht, den Leser einige Augenblicke angenehm unterhalten würde. Aber dasjenige, was zur Rührung auf dem Theater erfordert wird, durchdachte und entfaltete Charaktere, tiefgeschöpfte Sentiments, Illusion, erhöhende Sprache — würden dem Verfasser nicht unmöglich gewesen sein, wenn er diese höhere Gattung des Trauerspiels derjenigen hätte vorziehen wollen, die man dialogirten Roman nennen könnte. Guter Ton und kurze Reden, eine forteilende und natürlich verwebte Handlung bleiben indessen immer sein vorzügliches Verdienst. Vermuthlich wollte er es nicht wagen, in der Schilderung solcher Leidenschaften, wie Gewissensangst und Argwohn sind, mit Shakespeare einen Wettstreit einzugehen. Die Katastrophe sollte vielleicht etwas mehr sich vom Alltäglichen entfernen.

---

[1]) Teutscher Merkur 1774, III. S. 358 f. Der Dichter war von Gebler. Vgl. „Auswahl denkwürdiger Briefe", II. S. 37, und oben S. 179—182. — A. d. H.

Vermischte Schriften von Joh. Caspar Lavater.

Erstes Bändchen.

Winterthur, bei Steiner und Comp.[1])

Vermischte Schriften heißen hier nicht gesammelte Aufsätze, die schon einzeln erschienen waren (nur das erste Stück dieses Theils macht eine Ausnahme), sondern ein Magazin rhapsodischer Arbeiten, die Herr Lavater von Zeit zu Zeit dem Publicum vorlegen will. Abhandlungen, einzelne Gedanken, Auszüge aus Predigten, Erklärungen von Schriftstellen, Briefe, Gebete, Beobachtungen, Gedichte, Urtheile über alte und neue Bücher, Anzeigen guter Bücher, die gedruckt und noch nicht gedruckt sind, Erzählungen, Gespräche, Rathschläge, Wünsche, Erfahrungen, Hoffnungen, dies sind die Rubriken, welche Herr Lavater ankündigt. Die Fruchtbarkeit seines Genies und sein arbeitsames Leben versprechen den Lesern öftere und mannichfaltige Unterhaltungen. Diesmal giebt er ihnen 1) Denkmal auf Joh. Felix Heß, mit Lavaterischer Wärme abgefaßt. Ist es für eine Biographie zu panegyrisch, so reißt es doch den Leser hin; ist es durch eingerückte Briefe zu weitläufig, so ist es doch interessant. 2) Meine eigentliche Meinung von den Gaben des heiligen Geistes, der Kraft des Glaubens und des Gebets, ein durch bekannte Widersprüche abgenöthigtes Glaubensbekenntniß. 3) Entwurf zu einer einfältigen Form, das heilige Abendmahl zu halten, ein sehr biblisches Formular. 4) Einige poetische Gemälde

---

[1]) Teutscher Merkur 1774, III. S. 359 f. Wir geben die Anzeige hier, obgleich der kleinere Theil der Sammlung Gedichte enthält. — A. d. H.

aus der evangelischen Geschichte, drei Wunder Christi und die Geschichte seiner Geißelung, in Hexameter gebracht. 5) Einige Oden und poetische Briefe an Breitinger, Bodmer, Basedow, Nüscheler, Ramler. Letztern ermahnt Lavater, nicht mehr Götterfabeln und die Lügen der Hölle zu malen, und versichert uns, daß Herr Ramler die Ermahnung gütig aufgenommen habe. 6) An alle Herrn Buchhändler in der Schweiz und in Deutschland, eine Protestation gegen den Nachdruck.

Gedichte von dem Uebersetzer des treuen Schäfers.

Mietau, bei Hinz, 1774. [1])

Die Uebersetzung des Pastor fido kündigte eben keinen gebornen Dichter an, doch hatte der Verfasser die Schönheiten seines Originals empfunden. Auch hier trifft man hier und da eine gute Empfindung an, und wenn gleich den Leser kein hoher Dichtergeist überraschen wird, so sind es doch immer Gedichte, die sich einmal lesen lassen.

[1]) Teutscher Merkur 1774, III. S. 360 f. — A. d. H

Schlesische Anthologie,
herausgegeben von Carl Friedrich Lentner, der Arzneiwissenschaft Doctor.

Zweite Sammlung. Breslau und Leipzig, bei Gutsch, 1774.[1])

Diese Sammlung hat, nach dem eignen Geständnisse des Herrn Lentner, zu viel Localabsicht, als daß der Merkur ihrer gedenken würde, wenn er nicht von dem Verfasser namentlich wäre aufgefordert worden. Er soll ihm nämlich die Frage beantworten: „ob es nicht gut wäre, die guten Stücke der Vergessenheit zu entreißen, welche in den Werken unsrer verstorbnen, beinahe vergessnen Dichter vergraben liegen". Die Antwort ist nicht leicht, weil die Frage dem Zusammenhang nach Zweideutigkeit hat. Redet Herr Lentner, wie es scheint, von verstorbnen schlesischen Dichtern, so wird es dem Publicum allerdings angenehm sein, wenn er Stücke auffindet, die der Erhaltung ebenso werth sind als die der Vergessenheit entrissenen Gedichte von Scultetus und Logau. Meint er die deutschen Dichter überhaupt, so ist seine Idee nicht neu und von Herrn Zachariä,[2]) unsre Anthologen und Kalendermacher ungerechnet, zum Theil schon ausgeführt. Auf alle Fälle wäre die kritische Strenge anzuwenden, wie er selbst gesteht. Ob er sie aber besitze, entscheidet seine Schlesische Anthologie nicht, da er hier seine Gründe hatte, ihr zu entsagen.

---

[1]) Teutscher Merkur 1774, III. S. 360. — A. d. H.

[2]) Seine „Auserlesenen Stücke der besten deutschen Dichter von Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten" waren in zwei Bänden in den Jahren 1763 bis 1765 erschienen. — A. d. H.

Lyrische Blumenlese.

Leipzig, bei Weidemann's Erben und Reich, 1774.[1])

Was lyrisch hier bedeute, wissen Alle die, welchen diese Sammlung als eine Fortsetzung der Lieder der Deutschen (von 1766) bekannt ist. Nicht unsre höhern Oden, sondern nur das Beste von unsern singbaren Gedichten hat darinnen vereinigt werden sollen. Doch sind auf der einen Seite die größern Singstücke, Cantaten und Oratorien, ausgeschlossen, auf der andern Stücke, die ursprünglich zum Singen nicht bestimmt waren (z. B. verschiedne Fragmente aus Kleist's Frühlinge), um der außerordentlich melodischen Versification willen aufgenommen worden. Da die Auswahl bei dergleichen Sammlungen nicht sowol auf allgemeinen Grundsätzen als auf der so mannichfaltig modificirten Empfindung beruht, so wird Jeder selbst gegen einen Ramler Einwendungen zu machen haben. Ob die Nachwelt seine Wahl wie die Classification des Aristarch

[1]) Teutscher Merkur 1774, IV. S. 237 f. Die erste der acht Anzeigen, die das Decemberheft des Merkur unter der Abtheilung „Dichtkunst und schöne Literatur" bringt. Die sechste, über die zwei ersten Lieferungen der zu Mannheim erscheinenden „Schreibtafel", ist „Aus einem Briefe" überschrieben; nur die beiden letzten tragen die Chiffre „W." Daß aber auch die fünf ersten Anzeigen, obgleich sie, wie die des Septemberheftes, keine Chiffre haben, gleich diesen von Wieland sind, erleidet keinen Zweifel. Ueber Goethe's Clavigo und Werther, über die sich schon Schmidt in den „Kritischen Nachrichten" ergangen hatte, konnte Wieland keinem Andern das Wort gestatten; auch stimmt die Hervorhebung der schauderhaften Rachsucht des Beaumarchais im Clavigo mit einer ähnlichen Aeußerung über die irokesische Wuth desselben, die er am 15. August 1774 in einem Briefe an Fr. Jacobi that. Die Anzeige des Werther schrieb Goethe selbst Wieland zu, wie die Anspielung darauf in der großentheils aus seinen Spottreden geflossenen Farce Prometheus, Deukalion und seine Recensenten beweist. Sind aber diese beiden Anzeigen von Wieland, so kann man dies von den übrigen um so weniger bezweifeln, als sie Wieland's Ton verrathen. — A. d. H.

ehren werde, darüber will ich hier keine Muthmaßungen anstellen. Vornehmlich, glaube ich, sollten Diejenigen, welche nur einzeln, und ohne jeden höchsten Grad der Vollkommenheit zu erreichen, Lieder gesungen haben, Herrn Ramler für die Erhaltung ihrer Arbeiten danken. Ich rechne dahin die Herrn Müller, Behr, Fuchs, Bismark, Hensler, Thomsen. Unter den Dichtern von höherm Range kommt Herr Weiße am Häufigsten vor. Nach ihm rühren die meisten und besten Gesänge von dem Ungenannten her, dessen Werth (aus den Liedern der Deutschen) bekannter als sein Name ist; und man darf nur hier das Lied S. 5 oder 58 lesen, um seine Manier wiederzufinden. Einmal, nämlich in der Warnung an einen schönen Knaben S. 176, glaube ich Herrn Ramler selbst zu entdecken. Zahlreicher sind in dieser Fortsetzung als sonst die Gesänge mit Refrains. Nur zweimal habe ich ganz alte aus dem vorigen Jahrhundert bemerkt.

Clavigo, ein Trauerspiel von Goethe.

Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung.[1])

Woher der Inhalt dieses Trauerspiels entlehnt sei, ist keinem von den Lesern des Merkur mehr unbekannt, da im vorigen Bande[2]) die Uebersetzung von der Geschichte gegeben worden, die der Dichter benutzt hat. Beaumarchais kommt an, seine Schwester zu rächen; dies macht den ersten Act aus. Er beschämt den Clavigo auf die Art, wie daselbst erzählt worden; dies geschieht im zweiten. Clavigo sucht und erhält Verzeihung im dritten Aufzug. Im vierten keimt und reift seine neue Untreue; doch ist sie nicht von so viel schwarzen Thaten begleitet als in der Geschichte. Beaumarchais wird nicht so herumgezogen, nicht beraubt, und Clavigo thut Alles erst auf Antrieb eines bösen Menschen, der ihn regiert. Der fünfte Aufzug mußte von der Geschichte abweichen. Mariens Tod war nöthig, um das Stück zu einem Trauerspiele zu machen. Der Gram rafft sie hin. Nicht sie selbst, sondern ihre Leiche erscheint im letzten Act. Clavigo, der nach der wahren Geschichte nur seine Aemter verlor, wird auf ihrem Sarge entleibt. Sonst findet man oft die nämlichen Worte gebraucht, deren sich Beaumarchais in der Erzählung bedient. Jeder Leser von Gefühl wird in der Geschichte zwei interessante Hauptscenen gefunden haben, die Entschlossenheit des Beaumarchais und seine Gefangennehmung. Die letztere hat der Dichter nicht benutzen wollen, aber dafür zwei andre rührende Auftritte ausgeführt,

[1]) Teutscher Merkur 1774, IV. S. 238–240. — A. d. H.

[2]) Teutscher Merkur, 1774, III. S. 153–213: „Fragment einer Reise nach Spanien", übersetzt von W. S. J. — A. d. H.

Mariens Verzeihung und ihr Leichenbegängniß. Am Innigsten rührt die Verzeihung, und der Affect ist hier so steigend vorgestellt worden, daß der Dichter endlich Marien muß hinwegführen lassen. Aber die Procession mit aller ihrer britischen Feierlichkeit und der gewöhnliche tragische Tod des Clavigo würde den Schluß des Stücks immer kalt lassen, wenn nicht Clavigo's Monolog noch thäte,[1]) so wie überhaupt die Selbstgespräche den Verfasser in seiner Stärke zeigen. Clavigo's Schicksal ist es übrigens nicht, das unsre meiste Theilnehmung fesselte. Ein zweideutiger, unentschlossener Charakter, dessen Meineid aber doch immer mehr empört, als seine Reue rührt. Ein kalter Raisonneur, wie er ist, kann kein mächtiges Interesse hervorbringen. Er ist wol ein gemilderter Bösewicht, aber seine Schwächen sind keine liebenswürdigen Schwächen. Das unglückliche Mädchen hat eine noch schwächere Rolle als die Galotti, und das mit Recht, weil man der klagenden verlassnen Mädchen zu gewohnt ist. Der Heroismus des Beaumarchais bleibt daher der wichtigste Theil dieses Dramas, und er würde unsre ganze Bewunderung haben, wenn nicht seine Rachsucht zu schauderhaft wäre. Am Meisten sieht man die Kunst des Dichters in der stufenweisen Ankündigung von Clavigo's neuer Untreue (S. 82). Nicht, daß die einfache Geschichte mit unnöthigen Dichtungen überladen, aber doch daß aus der Erziehung der Franzosen so viel Züge, Wendungen, Gedanken, Sentiments gezogen würden, als die dramatische Illusion erfordert, wird Jeder erwarten. Wenn nicht von Dem, der viel hat, viel gefordert würde, so würde ich den Verfasser ohne Einschränkung loben. Bei so mancher Stelle, woran man den Meister erkennt, scheint er sich zuweilen vom Dialog in den Erzählungston zu verlieren, nicht immer gleich lebendige Gemälde zu geben, zuweilen ein Wenig rednerisch überzuströmen, auch mitunter zu lang reden zu lassen. Wenn Clavigo (S. 53) kalt genug ist, im ersten Augenblick, da er Marien wiedersieht, eine ausgearbeitete Apologie von zwei Seiten herzusagen, muß man ihn hassen, zumal wenn er hernach selbst sagt: „Ich hätte mich zu Deinen Füßen werfen, stumm meinen Schmerz, meine Reue ausweinen wollen, Du hättest mich ohne Worte verstanden."

---

[1]) Offenbar fehlt etwas; vielleicht ist zu lesen: „noch das Beste thäte". — A. d. H.

Der neue Menoza, oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandi, eine Komödie.

Leipzig, in der Weygandischen Handlung, 1774.[1])

Unsre Dramenschreiber haben das Romantische schon zu sehr in unsre Schauspiele gebracht, als daß wir nöthig hätten, unsre Lustspiele so unwahrscheinlich zu machen, als wir das Trauerspiel wahrscheinlich zu machen suchen. Was Shakespearen auch in seinen Komödien aus den Novellen anklebt, sollte nicht nachgeahmt werden, wie es hier geschehen ist. Der Verfasser hat seine Abenteuer ganz selbst erfunden; aber solche Erfindungen sind nicht so rühmlich als ehedem. In Ansehung der Ausführung sollte es lieber Mischspiel als Komödie heißen. Raserei und Enthusiasmus sind häufiger und lebhafter ausgedrückt als komische Charaktere. So sehr auch der Verfasser in der Person des Bürgermeisters aller Kritik und aller Regeln spottet, so müßte ich doch einige Erinnerungen über die Gattung vorausschicken, zu der er sein Product rechnet. Ich glaube seinen Lesern den besten Rath zu geben, wenn ich sie bitte, nur eine Scene auf einmal und nie das Ganze zu lesen. Für einige bizarre und unnatürliche werden sie dann desto mehrere finden, wobei ihr Verstand, ihr Herz und ihr Zwerchfell den heilsamen Anstoß erhalten, der zu neuen Bemerkungen in der moralischen Welt, zu größerer Empfindsamkeit und zu besserer Laune geneigt macht.

---

[1]) Teutscher Merkur 1774, IV. S. 241. — A. d. H.

Die Leiden des jungen Werther's.

Zwei Theile. Leipzig, bei Weygand, 1774.[1])

Nicht Leiden in dem Sinne, wie sonst die Romanhelden zu Wasser und zu Lande tausend Fährlichkeiten auszustehen hatten, sondern ein Gemälde eines innern Seelenkampfes, wie Der nur entwerfen kann, der den Schöpfer des Hamlet und des Othello studirt hat. Gresset ist, so viel ich weiß, der einzige dramatische Schriftsteller, welcher den Selbstmord nicht zur Pointe, sondern zum Thema eines Stücks gemacht hat. Hier ist es aber nicht um kalte moralische Discussionen, sondern darum zu thun, die Wahrscheinlichkeit zu zeigen, wie ein vernünftiger und sonst schätzbarer Mann bis zu einem solchen Schritte gebracht werden kann. Im Drama muß es noch immer eine rasche That scheinen, so wie man bei aller Mühe des Dichters die Ermordung der Emilia Galotti durch ihren Vater doch unwahrscheinlich genannt hat. Hier aber in einer langen Reihe von Briefen können wir den Charakter desselben nach allen seinen kleinen Bestimmungen so durchschauen, daß wir ihn selbst an den Rand des Abgrundes begleiten. Und der Dichter hat ihn wie Pygmalion's Bildsäule so beseelt, daß wir ihn vor Augen zu sehen glauben und kein einziger Zug von ihm unkenntlich bleibt. Einen einzelnen Selbstmörder rechtfertigen und auch nicht rechtfertigen, sondern nur zum Gegenstande des Mitleids zu machen, in seinem Beispiele zu zeigen, daß ein allzu weiches Herz und eine feurige Phantasie oft sehr verderbliche Gaben sind, heißt keine Apologie des Selbstmords schreiben.

---

[1]) Teutscher Merkur 1774, IV. S. 241—243. — A. d. H.

Dennoch ist dieser gewöhnliche Fehlschluß auch bei diesem Buche gemacht worden, unerachtet der Verfasser ausdrücklich die Erzählung nur Denen zum Troste empfiehlt, die aus Geschick oder eigner Schuld keinen bessern finden können. Unzufriedenheit mit dem Schicksale ist eine der allgemeinen Leidenschaften, und daher sympathisirt hier Jeder, zumal da Werther's liebenswürdige Schwärmerei und wallendes Herz Jeden anstecken müssen. Außer der Kunst des Verfassers, die Nüancen aller Leidenschaften zu treffen, verdient die populäre Philosophie Lob, womit er sein ganzes Werk durchwürzt hat. „Ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangne soll mir vergangen sein", und hundert solche Maximen, die aus Werther's nicht misanthropischem, sondern bewegtem Herzen fließen, machen mehr Eingang als die strotzenden Predigten unsrer täglichen Romane.

Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde.

1., 2. und 3. Abtheilung. Leipzig 1774, in der Dyckischen Buchhandlung.[1])

Es ist ein eignes Ding um unser liebes Publicum, daß es gesunde Speise nicht lange in einerlei Schüssel aufgetragen und ein fortgehendes, an sich gutes Werk unter einerlei Titel sehen will. Ein Beweis davon ist Herrn Ramler's Lyrische Blumenlese und gegenwärtiges Taschenbuch, welches ehedem Anthologie der Deutschen hieß und sich noch immer in seinem vorigen Werthe erhält. Dergleichen Sammlungen, wenn sie unter der Aufsicht eines geschmackvollen Kunstrichters gemacht werden, sind sowol nützlich als auch dem Dichter, der seine geliebte Muse nur in seinen Erholungsstunden umarmen kann, angenehm. Sie kommen mir vor wie die öffentlichen Ausstellungen einer Malerakademie. Dort hängt der Professor und der Lehrling sein Gemälde auf, und hier finden wir schon geehrte Namen von Meistern der Kunst neben halbversteckten von Jünglingen, die noch hinter dem Vorhange stehen[2]) und den aufmunternden oder zurückweisenden Zuruf des Publicums erwarten. Klug, wer sich nicht gleich durch das erste laute L'auteur! l'auteur! verführen läßt, hervorzutreten!

---

[1]) Teutscher Merkur 1774, IV. S. 243. — A. d. H.

[2]) Ein Wieland nach der Sage von Apelles geläufiges Bild. — A. d. H.

Anmerkungen übers Theater nebst angehängtem übersetzten Stück Shakespeare's.

Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung, 1774.[1])

Der Verfasser der Anmerkungen übers Theater mag heißen, wie er will, traun! der Kerl ist'n Genie und hat blos für Genien, wie er ist, geschrieben, wiewol Genien nichts solches nöthig haben. Sollt' ihm dies aber nicht erlaubt gewesen sein? Durft' er doch schreiben, was gar Niemand, was er selbst nicht verstunde! Wer konnt's ihm wehren? Fürs Publicum ist so was freilich nicht. Denn was soll dies damit machen? Wie soll es dem Genie seine Räthsel errathen? oder ergänzen, was der geheimnißreiche Mann nur halb sagt? oder ihm in seinen Gemssprüngen von Klippe zu Klippe nachsetzen? Sein Ton ist ein so fremder Ton, seine Sprache ein so wunderbares Rothwälsch, daß die Leute da stehn und's Maul aufsperren und recken die Ohren und wissen nicht, ob sie süß oder sauer dazu sehen sollen — sehen also Höflichkeits halben, und um sicher zu gehen, lieber süß, wie die meisten Zeitungsschreiber und Recensenten. Sein Ton ist nicht der Ton der Welt; es ist auch nicht der Ton der Untersuchung; Schulton ist's auch nicht; Kenner haben sonst auch noch nie so gesprochen. Was ist's denn? Es ist der Ton eines Sehers, der Gesichte sieht, und mitunter der Ton eines Quomebaccherapistuiplenum,[2])

[1]) Teutscher Merkur 1775, I. S. 95 f. Zusatz zu einer Anzeige von anderer Hand, daselbst S. 94 f., worin berichtigt wurde, daß das Buch nicht von Goethe, wie in den „Kritischen Nachrichten vom Zustande des teutschen Parnasses“ (Merkur 1774, IV. S. 181 f.) behauptet worden war, sondern von Lenz sei. Jene Anzeige ist höchst wahrscheinlich vom Verfasser jener „Kritischen Nachrichten“, von Schmidt, und wol dessen letzter Beitrag zu dem Merkur, da Wieland, vielleicht in Folge des obigen Zusatzes, über den Schmidt ungehalten war, mit ihm brach. — A. d. H.

[2]) Scherzhaftes Wort nach Hor., Carm., III. 25, 1. 2. — A. d. H.

der seinen Mund weit aufthut, um etwas Herrliches, Funkelneues, noch von keinem Menschensohn Gesagtes zu sagen, und dann gleichwol (wie Horaz in seinem Rausche) gerade nichts sagt, das sich der Müh' verlohnte, das Maul so weit aufzureißen. Mag sein, daß ein solcher begeisterter Seher oder Genie allerlei Dinge sieht, die wir andern Leute, die ihrer Sinnen mächtig sind, nicht sehen — auch wol zwei Sonnen, zwei Theben für eine[1] —; aber das Unglück ist, daß der Leser selten gewiß werden kann, was der Mann gesehen hat, und ob er auch recht gesehen hat. Ein solch Büchlein, so klein es ist, den Lesern, die keine Genien sind, verständlich zu machen, zu prüfen, das Korn von der Spreu zu scheiden und zu zeigen, was darin gesunde Kritik und was eitel schales Persiflage ist, was wirklich neu gedacht und was nur durch die Affectation seltsamer Wendungen, Wortfiguren und Nothzüchtigung der Sprache den Schein einer unerhörten Entdeckung bekommen hat, wiewol Andre das lange vorher kürzer, deutlicher und richtiger gesagt haben — Alles dies zu thun, müßte man ein Buch in Folio schreiben; und wer soll's schreiben? oder, wenn's geschrieben wäre, wer soll's lesen?

Uebrigens, wenn unsre Leser sich mit ihren sehenden Augen überzeugen wollen, daß es auch schon im Jahre 1773, und also wenigstens ein Jahr vorher, eh der Verfasser der Anmerkungen der Welt sein Lichtlein leuchten ließ, Leute gab, welche wußten, worin Shakespeare's großer Vorzug besteht, so ersuchen wir sie, nur im dritten Bande des Teutschen Merkur's die 184. und 185. Seite zu lesen[2]) und dann — das Buch wieder zuzumachen.

---

[1]) Nach Eurip., Bacch., 918. 919. — A. d. H.

[2]) Im Aufsatz „Der Geist Shakespeare's". S. Th. XXXVI. S. 278 f. — A. d. H.

Karl Mastalier's Gedichte nebst Oden aus dem Horaz.

Wien, in der von Ghelischen Buchhandlung, 1774.[1])

Eine auf feines Papier schön abgedruckte Sammlung der meistens schon bekannten Gedichte eines belobten östreichischen Dichters. Sie besingen größtentheils die Tugenden Marien Theresiens und Joseph's II., athmen die Liebe, wenn das Herz guter Unterthanen für wohlthätige Fürsten überfließt, und sind insofern für jeden deutschen Biedermann interessant. Den Oden aus dem Horaz fehlt noch etwas mehr als die letzte Feile. Was sind z. B. das für Verse (S. 147):

„Wenn der treulose Vater nur
Nicht den Wechselgenoß, Gastfreund und Miterben
Noch betrög', den unwürdigen Erben reicher zu sehn" 2c.!

In dem Wechselgesang auf Gellert's Tod ist eine Stelle, die ich nicht ungerügt lassen kann. Der Dichter und seine Muse sind verlegen, was sie mit Gellert's Zither, die unnachahmlich klang, machen wollen. Der Dichter weiß endlich keinen bessern Rath, als sie dort, wo Orpheus' Leyer glänzt, aufzuhängen, und giebt diesen Grund dafür an:

„In dem gestirnten Raum
Blitzet leider noch keine deutsche."

Es war eine Zeit, wo ein deutscher Versemann seine Geliebte oder eine Braut, auf die er ein Hochzeitscarmen machte, gar stattlich zu loben vermeinte, wenn er versicherte, daß Venus und die Grazien und Flora und Hebe und Galathea nur lumpichte Dirnen gegen sie seien. Das hatte denn am Ende auch nicht viel zu bedeuten; denn Niemand wurde dadurch weder beleidigt noch in Irrthum geführt. Aber wenn Herr Mastalier so gerade

---

[1]) Teutscher Merkur 1775, I. S. 280–282. Vgl. „Auswahl denkwürdiger Briefe", II. S. 46. — A. d. H.

heraus sagt, Deutschland habe vor Gellerten keinen vortrefflichen Dichter gehabt (denn dies will doch der poetische flosculus sagen?), so sündigt er gegen den Ruhm unsrer Nation und gegen die Wahrheit. Ich will jetzt nichts von so vielen Dichtern des vorigen und jetzigen Jahrhunderts vor 1740 erwähnen, die wenigstens zu ihrer Zeit glänzten, und worunter gewiß verschiedene sind, die mehr Talente und Kenntnisse und innern Gehalt, kurz, mehr eignes Licht hatten als Mancher, der sie jetzt verachtet und sich wer weiß wie viel dünkt, weil er, gleich einem kleinen Möndchen, etliche von der Sonne, in deren Wirbel er sich mit herumdreht, entlehnte Strahlen, matt genug, von sich wirft. Ich verspare diese Materie auf eine andre Gelegenheit. Aber Opitz und Canitz und vor Allen der geistvolle, liebenswürdige Hagedorn, waren die etwan keine deutschen Dichter? Verdienen ihre Zithern weniger im gestirnten Raum zu glänzen als irgend eine Zither in der Welt? Freilich hört man den Namen unsers Hagedorn's jetzt schon wenig mehr unter uns nennen; was sollte man auch vor allen den Fliegen, Hornissen, Grillen, Fröschen und Unken des deutschen Parnasses, die um unsre Ohren herumlärmen, hören können? Aber die werden endlich ausgesummst, ausgegrillt, ausgequäkt und ausgeuhut haben; und die Nachwelt — wenn sie selbst keine Dichter mehr haben wird — wird über die Werke Derer, die es einst waren, ebenso richtig und unparteiisch urtheilen, wie ehmals die Griechen und Römer und jetzt die Italiener und Franzosen über die Dichter ihrer goldnen Zeiten. Dann wird man nicht mehr Schriftsteller von ganz ungleicher Art neben einander stellen, um den Einen zu verachten, weil er nicht der Andre ist; man wird keinen auf Unkosten der übrigen erheben, die Augen vor Niemands Vorzügen verschließen und Niemands Mängel und Flecken für Schönheiten ausrufen. Indessen sollten sich gleichwol die Jetztlebenden hüten, in dergleichen Ueberwallungen des Herzens wie diejenige, worin Herr Mastalier seine Ode auf Gellert's Tod schrieb, nichts zu singen, was so offenbar ungerecht ist gegen die Verdienste unsrer Vorgänger (ohne die wir gewiß noch weniger wären als sie), und was die Ausländer, die mit unsrer Sprache und neuester Literatur täglich bekannter werden, in den Vorurtheilen und irrigen Vorstellungen, die sie sich aus Unwissenheit von unsrer Literatur gemacht haben und noch immer machen, bestärken müßte.

Freuden des jungen Werther's. Leiden und Freuden Werther's des Mannes.

Voran und zuletzt ein Gespräch zwischen Hans und Martin.

Berlin, bei Fr. Nicolai.[1])

Das nämliche Publicum, welches die Leiden des jungen Werther's mit einem Enthusiasmus gelesen hatte, wovon die Wenigsten sich selbst die wahre Ursache hätten angeben können, hat auch diese irrigerweise von einigen so benamsete Parodie mit großer Begierde und — Diejenigen ausgenommen, welche nichts, was von Herrn N*** kommt, gut finden — mit Vergnügen und Beifall gelesen. Man muß sehr wider den Verfasser eingenommen sein, um seine wahre Absicht bei dieser kleinen Brochüre zu mißkennen. Diese kann ebenso wenig gewesen sein, die Leiden des jungen Werther's lächerlich zu machen, als einen Anti-Werther aufzustellen, der, als Werk des Genies und der Kunst betrachtet, jenem den Vorzug streitig mache. Herr N*** hat — wenn sich nicht Alle, die ganz unparteiisch von der Sache urtheilen, betrogen haben — dem Publicum blos ein kleines Digestivpülverchen eingeben wollen, um den Folgen der Unverdaulichkeit zuvorzukommen, welche sich manche junge Hansen und Hänsinnen durch allzu gieriges Verschlingen der Werke des Herrn G** zugezogen haben möchten — eine Vorsorge, wofür ihm, wie ich von allen Orten (B** ausgenommen) höre, viele vernünftige Leute Dank wissen, und die am Ende, wofern sie auch überflüssig gewesen wäre, doch nicht viel schaden kann. Das Werklein des Herrn N*** ist also vielmehr eine Satire auf eine gewisse Art von Lesern als auf das mit Recht allgemein bewunderte Werk des Herrn G**. Indessen ist nicht zu leugnen, daß hier und da, besonders

---

1) Teutscher Merkur 1775, I. S. 282—284. Vgl. „Auswahl denkwürdiger Briefe", II. S. 45. — A. d. H.

in den Leiden und Freuden Werther's des Mannes und hauptsächlich in dem kleinen Abenteuer zwischen ihm und dem Kerl, der ein Genie war, auch den Wundermännern, die seit Kurzem den Genie in Beschlag genommen haben, einige, wo nicht für sie selbst, doch für die Leser ganz heilsame Wahrheiten gesagt werden. Diese letzten Blätter der N***'schen Brochüre von S. 53 bis zum Schluß sind es eigentlich, was darin am Allgemeinsten gefallen hat; und man kann nicht in Abrede sein, daß es ein Wort, geredet zu rechter Zeit ist. Mit unter läuft dann wol auch nach Herrn N***'s Art ein Wenig Persiflage; aber dies ist man von ihm gewohnt, und Herr G**, der sich gegen Andre Alles erlaubt, kann sich über die Folgen einer Ungebundenheit, die er durch sein Beispiel rechtfertigt, am Wenigsten beschweren.

Sollte man zu B**, oder wo es sonst sein mag, abermal[1]) übel finden, daß ich von dieser Brochüre des Herrn N*** nach meinem eignen und andrer unparteiischer Leute Gefühl und Urtheil gesprochen habe, so muß ich mir's gefallen lassen. Herr N*** ist nie mein Freund gewesen; in seiner Bibliothek bin ich fast immer schief angeklotzt, oft muthwillig mißhandelt und nicht ein einzigmal (daß ich wüßte) durchaus unparteiisch beurtheilt worden.[2]) Ich habe mich nie was darum bekümmert. Wer mich fähig glaubt, ihm oder irgend einem andern Journalisten zu hofiren und seine Gunst oder Nachsicht zu erschmeicheln, der kennt weder meine Art zu denken, noch den Charakter meines Herzens; wiewol es meine Schuld nicht ist, wenn man Beides nicht kennen will. Aber ich bin der Richtigkeit der Grundsätze, nach welchen ich handle, zu gewiß, um mich jemals durch Privatbeleidigungen des Mannes hindern zu lassen, gegen den Schriftsteller gerecht zu sein, oder anders zu urtheilen, als ich denke, aus Furcht, Dieser oder Jener möchte mir schlechte Absichten Schuld geben. Im Uebrigen ist es traurig genug, daß ein Autor, welcher Andern ohne Personalrücksichten Gerechtigkeit widerfahren läßt, eine so ungewöhnliche Erscheinung ist, daß Leute, die den Unterschied nicht wissen, sie für unnatürlich halten.

---

[1]) Wie bei seinem „Sebaldus Nothanker". Vgl. oben S. 192 f. — A. d. H.

[2]) Ueber die durch diese Aeußerung veranlaßte Aufforderung Nicolai's vgl. Th. XXXVI. S. 251 ff. — A. d. H.

Halladat, oder das rothe Buch, zum Vorlesen in den Schulen.

Hamburg, bei Bode, 1775.[1])

Ungeblendet von Freundschaft oder Feindschaft gegen den ungenannten Verfasser, ohne Vorurtheil, ohne andre Absicht, als der erkannten und gefühlten Wahrheit Zeugniß zu geben, trete ich hervor — nicht um ein kunstrichterliches Urtheil zu fällen — nicht einen eingebildeten Machtspruch, der irgend Jemanden den Mund aufbrechen oder zuschließen soll, auszusprechen — sondern blos meines Herzens Meinung von einem Buche zu sagen, das in meinen Augen unter allen den mannichfaltigen neuen Erscheinungen unsrer Zeit die wunderbarste Erscheinung ist.

Ich höre, daß Viele — die das Rothe Buch wie eine andre poetische Neuigkeit in die Hand genommen und (vermuthlich nur sehr flüchtig) übersehen haben — entweder ziemlich ungünstig davon geurtheilt oder wenigstens nicht recht mit sich einig haben werden können, was sie daraus machen sollten. Den Letztern kann es vielleicht nützlich sein, wenn sie auf den wahren Standpunkt gewiesen werden, aus dem sie ein so sonderbares Phänomen ansehen müssen, wenn sie es recht sehen wollen; die Erstern aber möcht' ich wol aus guter Meinung warnen, durch allzu rasche Urtheile nicht am Ende blos sich selbst zu beschämen. Ich begreife zwar sehr wohl, daß Weltleute, deren Herz durch den ganzen Zusammenhang ihrer Umstände, Beschäftigungen, Ergetzungen und unaufhörlichen Zerstreuungen von der hohen Einfalt, die im Halladat herrscht, unendlich entfremdet worden ist, nichts weniger als gestimmt sind, ein solches Buch zu verstehen und zu genießen; und daß Jemand, der von langer Zeit her gewohnt ist, nichts als französische feine Ragouts zu kosten, eine so kunstlose Speise (so gesund sie auch ist) nicht

[1]) Teutscher Merkur 1775, II. S. 281—285. Die Anzeige des Gleim'schen Halladat trägt nicht Wieland's Unterschrift. Daß sie von ihm sei, erweisen seine Aeußerungen an Gleim, den er einige Zeit vorher besucht hatte, am 8. Juli 1775 (Schnorr's Archiv für Literaturgeschichte, V. S. 211): „Möchten Sie indessen mit meiner à la hâte, aber doch aus vollem Herzen geflossenen Ankündigung des Halladat zufrieden sein!" und am 14. Juli (Ausgewählte Briefe, III. S. 241 f.). — A. d. H.

wohl nach seinem Geschmack finden kann. Billig muß es ihm also frei stehen, sie vorbeipassiren zu lassen; aber unbillig wär's, wenn er sie verachten und Andre, deren Gaum noch nicht so verzärtelt ist, durch Spott und Persiflage davon abschrecken wollte.

Ich selbst (wiewol mit einer vieljährigen Fertigkeit, alle Arten von Schriften, aus denen eine gesunde Seele einigen Saft auspressen kann, ohne Gefahr einer Indigestion vertragen zu können) bekenne, daß mich die ungewöhnliche Simplicität und der mystische Geschmack dieser neuen Seelenspeise im ersten Augenblick stutzen machte. Aber freilich brauchte es nicht viel Zeit, um durch alle meine innern Sinnen inniglich überzeugt zu werden, daß es — Ambrosia und Nektar sei.

In der That — um die abgenützte Allegorie einmal fahren zu lassen — ich kenne wenige — und wenn ich geradezu nach meinem Gefühl sprechen soll — gar kein andres, blos menschliches Buch, welches geschickter wäre, eine Seele, die für das Wahre und Gute gefühlvoll ist, eine Seele, die sich glücklich fühlt, wenn sie sich zu Zeiten (je öfter je lieber) aus den Zerstreuungen des Lebens — des größtentheils kindischen und animalischen Lebens, wozu uns die Umstände in diesem unserm Raupenstande, wie ihn Haller nennt, verurtheilen — sammeln und sich an stiller Betrachtung dessen, was wahrhaft und ewig schön und gut ist, laben kann — was, sage ich, geschickter wäre, einer solchen Seele in solchen Stunden zur besten Unterhaltung zu dienen als dieses Halladat. Auch bin ich gewiß, wenn dieses kleine rothe Buch sich erst einmal durch alle Hindernisse, die ihm Vorurtheil, falscher Geschmack, Mode, vielleicht auch Parteigeist und Eigensinn eine Zeit lang entgegensetzen werden, einen Weg gemacht haben wird (und dies wird ganz gewiß geschehen; denn das Publicum ergreift am Ende doch allemal die gute Partei), so wird es gerade das Buch sein, dessen Werth am Allgemeinsten anerkannt, und dessen man unter allen Erbauungsschriften sich am Meisten bedienen wird. Vielleicht werden mir wenige meiner Leser hierin Unrecht geben, wenn sie folgende Vorstellungen näher mit sich selbst erwogen haben.

Die wahrheitforschende Betrachtung der Natur führt uns zur Erkenntniß ihrer höchst einfachen und wohlthätigen Gesetze und der wundervollen Harmonie aller ihrer unendlich mannichfaltigen Theile und Bewegungen zu einem großen Zweck des vollkommensten Ganzen. Das Resultat dieser Betrachtung ist

Weisheit, und diese Weisheit führt zu Gott. Aus der aufrichtigen Bestrebung, in allen unsern Handlungen wahr und gut zu sein, entsteht endlich eine zur Fertigkeit gewordene Unschuld und Güte des Herzens. Die Wirkungen dieser wahren Herzensgüte sind Friede und Harmonie mit der ganzen Natur, Wohlgefallen und Freude an Allem und über Alles, was schön und gut ist, warme Theilnehmung an dem Wohl unsrer Mitgeschöpfe, immerwährendes Streben, es mit aller unsrer Thätigkeit zu befördern — und auch diese Güte führt zu Gott. Die Verbindung jener wahren Weisheit des Geistes mit dieser wahren Güte des Herzens macht die wahre sittliche Vollkommenheit des Menschen aus; beide befördern und erhöhen einander wechselsweise und vereinigen sich, die Seele zu der einfachsten Erkenntniß und reinsten Liebe Gottes zu führen, deren sie fähig ist, und wovon die Grade ohne Zahl sind. Ein Sterblicher, der sie besitzt, erhebt sich stufenweise und beinahe ihm selbst unmerklich zu einer dem großen Haufen der Menschen unbegreiflichen Hoheit und Einfalt der Seele; Verstand, Wille und äußere Thätigkeit sind gleichsam nur Eins in ihm; alle seine Gedanken sind Empfindungen, alle seine Empfindungen werden zu Gedanken und beide zu Handlungen bei der ersten Gelegenheit. Seine Seele wird wie ein reiner Bach, worin die Natur sich spiegelt; Alles in ihm ist lebendige Wahrheit und Güte. Endlich wird es ihm gewöhnlich und natürlich, in der ganzen Schöpfung immer und allenthalben den guten Gott zu sehen, dessen Werk sie ist; er wird in diesem Verstande ein Seher Gottes, er fühlt allenthalben den Allgegenwärtigen; nun fallen von allen Dingen, allen, die Schleier weg; er sieht Glück und Unglück, Thun und Lassen der Sterblichen in ihrer wahren Gestalt; aber so wie er darum selbst nicht aufhört, menschlichen Bedürfnissen und Schwachheiten unterworfen zu sein, so hört er auch nicht auf, sich für die Menschen zu interessiren, ihnen nach allem seinem Vermögen Gutes zu thun, und wenn er dies auf keine andre Weise kann, es durch die Mittheilung seiner Ueberzeugungen, durch Unterricht und Aufmunterung zum Guten zu thun. Dieser Weise, ich gesteh' es, ist ein Ideal; aber wohl dem Menschen, der auf dem Wege ist, ihm immer näher zu kommen! Und dieser Weise, meine Freunde, ist der Seher Gottes, den uns der Verfasser des Halladat nach dem Leben schildert, oder vielmehr nicht schildert, sondern uns unmittelbar in seinen von reiner Wahr-

heit ganz durchstrahlten Geist, in sein mit reiner Güte ganz erfülltes Herz hineinschauen läßt. Der Verfasser hat seinen Weisen nach Arabien oder Persien (wie ich vermuthe) versetzt, wo es von uralten Zeiten her Weise von ähnlicher Art gegeben hat. Der morgenländische Schwung, der im ganzen Halladat herrscht, wird dadurch nicht nur natürlicher, sondern schickt sich überhaupt am Besten, Wahrheiten für das Herz und Empfindungen für den Verstand mit Würde, Kraft und Einfalt vorzutragen. Auch die Benennung eines jeden der Capitel, in die das Werk getheilt ist, mit seinem eignen Namen, ist morgenländisch und schon von den ältesten griechischen Scribenten, z. B. Homer und Herodot, den Orientalen vermuthlich abgesehen worden. Sie hat ihre Bequemlichkeiten beim Gebrauch des Buches. Die arabischen oder arabisch klingenden Namen der Personen und einiger Sachen waren auf gewisse Art die schicklichsten, die der Verfasser finden konnte; griechische, lateinische, deutsche Namen würden zum Ton und Inhalt des Buches nicht gepaßt haben.

Das Ganze ist in zwei Theile getheilt, wovon der erste auf eine unmittelbarere Art Gott, und der andre den Menschen zum Gegenstande hat. In jenem beschäftigt sich der Weise hauptsächlich damit, den Menschen würdige Gedanken und Empfindungen von ihres Gottes unendlicher Größe, Weisheit und Güte zu geben; in diesem, sie in den Pflichten der Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Wohlthätigkeit vermittelst kleiner, zu seinem Zweck erfundener Geschichtchen zu unterweisen und zur Ausübung derselben zu erwecken. Aber die Art, wie er dies Alles thut, auf die kam Alles an, und die macht das Originelle, Charakteristische und den ganz besondern Werth dieses kleinen Buches aus. Alles darin ist bestimmt, anschauend, gefühlt; nichts ist durch kaltes Nachdenken, da man sich hinsetzt und gewisse Gedanken hat, weil man sie haben will, sondern Alles, wie man augenscheinlich sieht, durch besondere Veranlassungen wie durch Inspiration eingegeben; und insofern der Leser nur mit einiger Ruhe des Gemüths und ohne widrige Vorurtheile liest, so ist es unmöglich, daß er der Wahrheit widerstehe, die darin mit seiner Seele spricht, oder daß er nicht ebenso innigst fühle, daß sie Wahrheit ist, als er sein eigen Dasein fühlt. Und so muß man doch moralisiren, wenn man will, daß wir dadurch besser werden!

Ueber ein Gedicht im Ariostischen Geschmack.[1])

Verschiedene Gedichte und unter diesen 70 achtzeilige Stanzen, die den ersten Gesang eines Rittergedichtes in Ariost's Geschmack ausmachen, wurden mir vor Kurzem aus Livland von einem Ungenannten zugeschickt, um diesen Versuch nach meiner Willkür entweder im Merkur bekannt zu machen oder zur Vergessenheit zu verurtheilen. Daß poetische Früchte dieser Art von den beeisten Ufern des baltischen Meeres (wie der Verfasser sich ausdrückt) selten einlaufen, ist sehr wahr; ob aber dies ein hinlänglicher Grund sei, sie mit der Nachsicht anzusehen, die der Verfasser fordern zu können glaubt, ließe sich vielleicht bezweifeln. Die patriotischen Klagen, die er über den Zustand der Gegenden an der Düna und Narowa in Absicht auf Cultur des Geistes, Gelehrsamkeit, Geschmack und Sitten führt, mögen sehr gegründet sein; aber zum Unglück passen sie von Wort zu Wort auf den größten Theil unsers deutschen Vaterlandes ebenso genau als auf die Provinzen am baltischen Meere. Die gröbern Vergnügungen der Sinne werden bei uns ebenso wie dort von den Meisten den feinern Vergnügungen des Geistes vorgezogen; es fehlt in Franken, Schwaben, Baiern und manchen andern deutschen Provinzen ebenso wie dort an Ermunterungen, wodurch Talente entwickelt werden könnten; und die Anzahl der wahren Kenner und ächten Richter des Schönen und Guten ist bei uns verhältnißmäßig gewiß ebenso klein. Ich sehe also nicht, warum ein Dichter, der aus der Narowa trinkt, mehr Recht an Nachsicht fordern könnte als ein andrer, der an der Donau oder Elbe, am Rhein oder Main oder gar an der

[1]) Teutscher Merkur 1775, III. S. 188—190, als erste der „Antworten an ungenannte Correspondenten". — A. d. H.

„unberühmt schleichenden Riß“ geboren wurde. Indessen da der Ungenannte mit diesem Versuch eigentlich keine andere Absicht hatte, als zu erfahren, ob er in der Versart Ariost’s bei mehrerer Anstrengung glücklich sein könnte — und da er so bescheiden und verbindlich ist, dies meiner Entscheidung zu überlassen, so glaube ich ihm nicht zu viel zu schmeicheln, wenn ich ihm Hoffnung mache, daß er in diesem Fache allerdings Lorbeeren verdienen könnte, insofern er sich — den Gegenstand zu seinem Rittergedicht aus der wirklichen Ritterzeit und aus der livländischen Geschichte wählen — nach einem bessern Plan, als der Ariostische ist, arbeiten — sein Gedicht mit wahren und interessanten Localgemälden anfüllen — auf Reinigkeit der Sprache, Richtigkeit, Stärke und Leben des Ausdrucks und Schönheit des Stils und der Versification vorzüglich Fleiß verwenden und — überhaupt den Idris mehr in Allem, was mit einigem Rechte daran gelobt wird, als in gewissen schlüpfrigen Gemälden zu erreichen oder zu übertreffen suchen wollte. Daß zu einem solchen Werke eine vorzügliche Belesenheit in den Gedichten und Ritterbüchern sowol als in den Mönchschroniken und Legenden des medii aevi erfordert werde, versteht sich wol von selbst; wenigstens wollte ich dem Verfasser anders nicht rathen, ein Gedicht zu unternehmen, das ohne eine solche Vorbereitung schwerlich Wahrheit genug haben würde, um interessant zu sein. Wie wollte er ohne dies sich in den eigenen Geist des Zeitalters, woraus er sein Subject gewählt hätte, in das Charakteristische der Begriffe, Vorurtheile und Sitten der Ritterzeit versetzen — wie ohne dies dem Costüme, an welches der Dichter sich ebenso sehr als der Maler zu binden hat, getreu sein können? Selbst die Mythologie der Feerei ist nicht willkürlich, und es ist z. B. ebenso unschicklich, Urganden die Unbekannte (welche der Verfasser aus den vier ersten Büchern des Amadis aus Gallien kennen lernen kann) zur Feenkönigin zu machen, als wenn ein Dichter die Flora zur Göttin der Künste oder Dianen zur Mutter der Grazien machen wollte. Auf Nachsicht, ersuche ich übrigens meinen ungenannten Freund, nicht zu rechnen, wenn er von seinem Werke überlebt zu werden wünscht. Will er aber nur für sich und seine guten Freunde dichten — so steht’s allerdings bei ihm, und Niemand ist berechtigt, ihm deswegen einen Proceß an den Hals zu werfen.

Sophiens Reise von Memel nach Sachsen.[1])

Man würde diesem Roman (wenn es ja Roman heißen soll) Unrecht thun, wenn man ihn nach den Gesetzen der poetischen Composition beurtheilen wollte. Er ist so wenig ein Werk des Dichtergenius als ein treuer Abriß der Menschheit, wie sie vor den Augen eines unbefangenen Beobachters da steht, der die Moral im Menschen und nicht den Menschen in der Moral studirt. Es ist ein Buch, worin ein Mann von nicht gewöhnlichen Talenten mit dem besten Willen für das Wohl seiner Nebenmenschen alle seine Welt- und Menschenkenntniß, Alles, was er in seinem Kopf und Herzen für mittheilenswürdig hielt, und hauptsächlich sein System über Religion und Moral, unter der angenehmen Einkleidung einer Geschichte in einer stäten Abwechslung von Erzählung, Gesprächen und Monologen vorträgt — weil er nun einmal ein Buch und ein gemeinnützliches Buch schreiben wollte und diese Art der Einkleidung für die gefälligste und interessanteste hielt. Aus diesem Gesichtspunkt, glaube ich, muß es angesehen werden, und dann würde es nicht schicklicher sein, wenn man es mit Clarissa oder Tom Jones, als wenn man es mit der Ilias vergleichen wollte. Es ist und bleibt ein Buch für sich, einzig in seiner Art; und wer es ja nach der Schärfe beurtheilen wollte, müßte es nicht mit andern ähnlichen Werken, sondern mit der menschlichen Natur vergleichen — eine Arbeit, die so viel wäre, als ein neues Buch von ebenso vielen Bänden zu schreiben. Ich leugne hiemit nicht, daß der Verfasser vielleicht Fähigkeiten

[1]) Teutscher Merkur 1776, II. S. 106 f. Zusatz zu einer Anzeige von Merck (daselbst S. 105 f.). Vgl. Briefe an Merck, S. 86—90. — A. d. H.

genug gehabt hätte, ein Rival der Richardson, Fielding, Marivaux oder Smollet zu werden; aber gewiß, er wollte nicht und durfte auch nicht; und wenn man ihm über diesen Punkt sein ganzes Recht anthun will, so muß auch sein Stand und seine Lage mit in Anschlag gebracht werden. Denn könnte nicht ebenso leicht ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als daß das große Gemälde menschlicher Natur und Wesens, menschlicher Gefühle, Meinungen, Leidenschaften und Sitten nach allen ihren unendlich feinen und verwickelten Verhältnissen und Verschiedenheiten, mit Wahrheit gezeichnet, zusammengesetzt, gehalten, beleuchtet und ausgemalt, von einem Manne aufgestellt würde, der keinen freien Zug führen kann, ohne sich den Sophistereien und Mißdeutungen des Vorurtheils, der auflauernden Mißgunst und der Dummheit, die in Mantel und Kragen am Uebelthätigsten ist, auszusetzen?[1])

---

[1]) Der Verfasser, Johann Timotheus Hermes, war Prediger. — A. d. H.

Die Dichterin Karschin.[1]

Wiewol eine Bitte, die die Kraft eines Befehls hat, die Einrückung gegenwärtiger Strophen der Madame Karschin veranlaßt, so ergreife ich doch diese Gelegenheit mit Vergnügen, dieser außerordentlichen Tochter der Natur und ihrem wunderbaren Talent hier öffentlich meine Hochachtung zu bezeugen. Die Ergießungen ihrer poetischen Ader und ihres gefühlvollen Herzens, wodurch sie einst in ihren glücklichern Tagen die Liebe und Theilnehmung der Nation gewann, sind es wahrlich wol werth, daß wir für die vergänglichern Producte ihrer vielleicht allzu großen Fruchtbarkeit und ihrer in Deutschland so ungewöhnlichen Gabe zum Improvisiren Nachsicht tragen. Ich, dem bekannt ist, daß die schönsten Eruptionen ihres ehmaligen Feuers — Lieder, die ihr einst bei der Nachwelt den Namen der wiedererstandnen Sappho verdienen werden — noch in dem verschwiegenen Pult eines Freundes verborgen liegen, ich wenigstens würde mir's zur Sünde machen, auch das späteste Blümchen einer so schönen Natur, wenn es auch aus Mangel an Wärme nicht mehr zu seiner Reife gekommen, mit Füßen zu treten.

---

[1]) Teutscher Merkur 1777, IV. S. 81. Zusatz zu einem Gedichte Derselben: „Am frohen Geburtstage des Prinzen Ferdinand von Preußen" (daselbst S. 81 bis 83). Ein enthusiastischer Brief Wieland's an sie vom 3. Juni 1775 steht in den „Ausgewählten Briefen", III. S. 229—232. — A. d. H.

Die Schreibtafel.

Sechste Lieferung.

Mannheim bei C. F. Schwan, Hofbuchhändler, 1778.[1])

Diese Sammlung unterhaltender poetischer und prosaischer Aufsätze[2]) empfiehlt sich immer mehr durch Mannichfaltigkeit und gute Wahl der Stücke. Unter vielen artigen und witzigen Kleinigkeiten, Fabeln, Epigrammen und andern Miscellaneen ragt Kreuznach, ein nicht versificirtes poetisches Stück von Maler Müller, hervor, einem jungen Künstler, den die Natur bei dem wärmsten und gefühlvollsten Herzen mit allen Talenten, die einen großen Dichter-Maler oder Maler-Dichter machen, aufs Freigebigste ausgesteuert hat. Dieser Aufsatz ist (wie die meisten des Verfassers) zwar mehr Skizze als ausgemaltes Stück, aber vielleicht eben darum, weil es, so glühend, wie es aus seiner begeisterten Imagination und aus seinem überwallenden Herzen hervorgeströmt, kunstlos aufs Papier gegossen ist, dem wahren Liebhaber der Natur und Kunst sowie dem eigentlichen Kenner nur desto schätzbarer. Eine gewisse Keckheit des Pinsels und besonders die häufigen vom Sprachgebrauch abweichenden Constructionen und Wortstellungen gehören zu seiner eignen Manier und machen oft wirkliche Schönheit; aber die letztern werden

---

[1]) Teutscher Merkur 1778, II. S. 169 f. Daß die Anzeige von Wieland sei, ergiebt sich aus der unten mitgetheilten Nachschrift seiner Briefe über die falsche Auslegung der Abderiten. Ueber Müller's „Situation aus Faust's Leben" hatte sich Merck schon im Merkur von 1776, III. S. 81—83, mit Wieland's Beistimmung ausgelassen. Vgl. Wieland's Brief an Merck vom 24. Juli 1776. — A. d. H.

[2]) Die zwei ersten Lieferungen hatte der Merkur 1774, IV. S. 244 anerkennend besprochen oder vielmehr eine Aeußerung darüber aus einem Briefe gegeben. Vgl. oben S. 400, Anm. 1. — A. d. H.

doch, wenn sie zu häufig, und auch wo sie keinen guten Effect machen, vorkommen, dem Leser auffallend und verdunkeln manche Schönheit, anstatt sie zu erheben — ein Wink, den wir mehr den Nachahmern als dem Verfasser zu geben nicht unterlassen konnten. Unter den übrigen Stücken dieser Lieferung haben wir mit besonderm Vergnügen das Protokoll oder Journal des sogenannten Murrkopfs gelesen, der mit der murrkaterischen Laune eines komischen Alten, dem nichts mehr recht ist, weil Alles anders ist als damals, da er selbst noch etwas war, den Vorzug seiner Zeit vor der jetzigen behauptet, und wiewol seine Einfälle als eine Satire auf beide angesehen werden können, den verständigen Leser doch gar nicht im Zweifel läßt, daß der Verfasser es eigentlich auf unsre an Thorheiten so reichen Zeiten gemünzt hat, wo die Leute vor lauter Verfeinerung, Neuerungssucht, Empfindelei, Starkgeisterei, Philanthropisterei u. s. w. nicht mehr wissen, was sie wollen.

Bibliothek der Romane.

Erster Band.

Berlin bei Himburg, 1778.[1])

Der Herausgeber erklärt sich in der Vorrede, daß ihm Beiträge, Auszüge von fremder Hand allezeit willkommen sein werden, und erwartet übrigens, nicht aus den drei ersten Bänden, sondern nur aus der längern Fortsetzung beurtheilt zu werden.

Die Frage, wie viel oder wenig Nutzen von dieser neuen literarischen Unternehmung zu erwarten sei, käme also noch zu früh. Alles wird auch hier wie überall von der Güte der Ausführung abhangen. So ein frivoles Ding ein Roman in den Augen der meisten ernsthaften Leute ist, so gehören doch sehr ernsthafte, gescheite und gelehrte Männer dazu, uns eine Bibliothek der Romane zu geben, durch welche die Literatur und die Menschenkenntniß gewinne. Man kann sich von den ungenannten Verfassern der gegenwärtigen, nach diesem ersten Bande zu urtheilen, Vieles versprechen — wiewol wir nicht bergen, daß die Stelle in der Vorrede, wo man uns sagt: „Von den ältesten und wenig bekanntesten der inländischen Romane und den interessantesten und neuesten der ausländischen die Skizzen oder den Geist zu geben und gleichsam ihre Miniaturgemälde aufzustellen, ist eine Sache, die dem Leser die beste und anziehendste Unterhaltung gewähret", uns ein Wenig aufgefallen ist. Denn entweder hat der Verfasser hier seine Feder einen Augenblick allein gehen lassen, oder wir müssen glauben, daß er eine Skizze von einem Werk geben und den Geist davon

[1]) Teutscher Merkur 1778, II. S. 286—289. Der Besprechung voran geht die Inhaltsangabe. Der Herausgeber war der Bibliothekar O. Reichard. — A. d. H.

geben und ein Miniaturgemälde davon aufstellen, für Ausdrücke halte, deren einer den andern erläutert, und die im Grunde einerlei sagen wollen. Unsers wenigen Ermessens ist die Skizze eines guten Dichterwerkes ein bloßes Gerippe, höchstens dem Kenner brauchbar, aber sehr wenig anziehend für den Liebhaber, der dies Gerippe mit Fleisch und Blut bekleidet und belebt und mit Geist beseelt sehen will, um Genuß davon zu haben. Der Geist eines Werks ohne den Leib ist ein zu feines, flüchtiges Wesen und verduftet gewöhnlich unter der Operation des Ausziehens. Und Miniaturgemälde von großen Romanen erinnern uns an die kleinen zwei oder drei Daumen breiten Bildchen, worin man uns unlängst von den Meisterwerken der Galerie zu Düsseldorf eine Idee hat geben wollen. Bei einem Roman wie bei allen andern Gedichten machen die eigene Art der Ausführung und Behandlung, die lebendige Darstellung, die Kraft und Wahrheit des Colorits, die Schönheiten des Detail und der Effect, den das Alles wieder im Ganzen zusammen thut, gerade den Werth des Werks aus; der Geist lebt und webt in dem Allen. Ihn davon abzuziehen, ist unmöglich; Ihr würdet einen todten Leichnam übrig behalten, und der Geist wäre Euch unter den Händen entschlüpft. Der Graf von Tressan, von dem einige weitläufige Auszüge aus den alten französischen Ritterromanen, Gyron le Courtois, Tristan de Lionnois u. a. in der französischen Bibliothèque des Romans stehen, hat daher, ungeachtet der ungemeinen Gabe, die er hat, einen Auszug durch die Lebhaftigkeit und das Geistreiche seines Stils interessant zu machen, für nöthig befunden, oft mit den eigenen Worten seines Originals zu sprechen, oft ziemlich große Stellen von etlichen Seiten wörtlich daraus abzuschreiben; und gerade diese Fragmente der Originale sind das Interessanteste in seinen Auszügen. Da nun diese in den Auszügen seiner Auszüge, die man uns hier unter der Rubrik Ritterromane verspricht, verloren gehen, so geht just Alles verloren. Ist die Absicht der Verfasser dieser Bibliothek, ein Werk zu unternehmen, das wirklich für Gelehrte und Liebhaber zugleich interessant sein soll, so möchten wir ihnen rathen, uns z. B. Auszüge aus den alten deutschen Romanen und Gedichten von der Tafelrunde zu liefern, die in einigen Bibliotheken, z. B. zu Wolfenbüttel, Dresden, Innsbruck u. s. w., noch in Handschriften liegen, und den weisen König, den Theuerdank und ihresgleichen

nicht aus ihrem Plan auszuschließen. Dagegen möchten sie bei den Vätern und Müttern unter ihren Lesern und Leserinnen mehr Dank verdienen, wenn sie aus der Rubrik Episoden und kleine Geschichtchen solche Werkchen ausschlössen wie die Schäferstunde,[1]) die freilich, wie sie sagen, pikant und nur gar zu pikant geschrieben ist. Die Herausgeber gestehen, sie sei etwas frei, aber, setzen sie hinzu, „wir glaubten, was in einem Journal für Damen stehn könnte, würde sich ebenso gut für eine Bibliothek der Romane schicken“. Und hierin haben sie sich unstreitig geirret. Denn in Paris und in dem Zirkel, worin Herr Dorat lebt, sind unter dem Wort Dames auch etliche tausend hohe und niedrige Catins begriffen. So weit aber ist's mit uns Deutschen noch nicht gekommen. Unsre Schwestern, Weiber und Töchter, auf welche es doch wol mit dieser Bibliothek am Meisten gemünzt ist, sind — wenigstens a potiori — keine Dorat'sche Dames, sondern ehrliche Mädchen und Weiber, an denen noch was zu verderben ist.

---

[1]) Von Dorat, aus dem „Journal des Dames“ übersetzt. — A. d. H.

Asmus, omnia sua secum portans,

oder

Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten.

Dritter Theil. Beim Verfasser und in Commission bei Gottl. Löwen in Breslau zu haben.

Gedichte von Gottfr. August Bürger,

Göttingen, gedruckt und in Commission bei J. C. Dietrich, 1778.

Beide Werke mit Kupfern von Chodowiecki.[1])

Hier waren freilich die Kupfer nicht nothwendig, weder um Käufer anzuködern, noch um sie in etwas zu entschädigen; aber sie schaden wenigstens nichts, und man sieht einen Chodowiecki immer lieber zu Bürger's Gedichten und Asmus' Prosa zeichnen als zu Johann Bunk —[2]) doch es ist schon Profanation, nur den Namen so eines Strohmanns neben jenen Menschen Gottes zu nennen!

Die beiden vorbenannten Bücher selbst sind keine von denen, die man recensirt; sie sind von denen, die man liest, und noch einmal liest, und so oft man sich recht viel zu gut thun will, wiederliest. Wer in Kurzem wird nicht Bürger's Gedichte auswendig wissen? in welchem Hause, in welchem Winkel Deutschlandes werden sie nicht gesungen werden? Ich wenigstens kenne in keiner Sprache etwas Vollkommneres in

---

[1]) Teutscher Merkur 1778, III. S. 92 f. Ueber das frühere Mißverhältniß von Claudius zu Wieland vgl. die Briefe von Wieland an Lavater in Schnorr's „Archiv für Literaturgeschichte", IV. S. 302 ff. — A. d. H.

[2]) Vgl. Th. XXXVI. S. 193 ff. — A. d. H.

dieser Art; nichts, das dem Kenner und Nichtkenner, dem Jüngling und dem Manne, dem Volk und der Klerisei, Jedem nach seiner Empfänglichkeit, so gleich angemessen, genießbar, lieb und werth sein müsse als Bürger's Gedichte. Die meisten scheinen, so lebendig und rein und ganz, wie sie da stehen, auf einmal (uno actu) aus dem Wesen des Dichters hervorgekommen zu sein wie Minerva aus Jupiter's Kopfe — wahre Volkspoesie — und doch Alles, was nicht blos Ausguß der burleskkomischen Laune eines Augenblicks ist, so schön, so polirt, so vollendet! und bei Allem dem doch so leicht, so wie durch einen Hauch hingeblasen! und bei aller dieser Leichtigkeit und Grazie doch so lebendig und markicht, so voll Saft und Kraft, Leib und Geist, Bild und Sache, Gedanke und Ausdruck, innere Musik und äußere Melodie der Versification, immer Alles so ein Ganzes! Und in welchem Dichter fließt das *utile dulci*[1]) reiner, lieblicher, kräftiger zusammen als in diesem? Nur durch das einzige Lied Männerkeuschheit (S. 299) wird Bürger mehr zum Wohlthäter unsrer Söhne und Enkel werden, als wenn er ein dickes Buch voll der schönsten moralischen Dissertationen und Declamationen über diese Materie geschrieben hätte. Ueber Ein und Anders, woran wir in der Vorrede gestoßen sind, behalten wir uns ein Wörtchen auf nächste Gelegenheit vor.

---

[2])Quid voveat dulci nutricula majus alumno, quam sapere et *fari quae sentiat?*[3]) Asmus, der schon lange durch seine drei ersten Theile allen guten Deutschen das Herz abgewonnen hat, setzt sich mit jedem neuen fester darin. Ein so gesunder Kopf, ein so gesundes Herz, so zartes, unverfälschtes Gefühl mit einer so reichen Ader von kunstlosem Witz und naiver Laune findet sich in Jahrhunderten selten einmal beisammen; aber in Asmus ist das Alles noch so besonders individualisirt oder vielmehr so ganz in Eins zusammengeschmelzt, daß man nie sagen kann: „Dies ist aus seinem Kopfe, dies aus

[1]) Hor., Ars Poet., 343. — A. d. H.

[2]) Wir fügen hier die Anzeige des Vierten Theiles vom „Wandsbecker Boten" aus dem Teutschen Merkur 1783, III. Anzeiger, S. CXIII f., hinzu. Sie ist ohne allen Zweifel, wie alle darauf folgenden, die gleichfalls keine Unterschrift tragen, von Wieland. — A. d. H.

[3]) Nach Hor., Epist., I. 4, 8. 9. — A. d. H.

seinem Herzen, dies ist Witz, dies Laune" u. s. w., sondern es ist immer der ganze leibhafte Asmus in Allem, was er singt und sagt. Seine Vorstellungsart löset sich immer in den reinsten Menschensinn (sensus communis) auf; aber seine Manier (wenn man anders das, was ihn von allen Andern, die auch Büchel ausgeben, so eigenthümlich unterscheidet, Manier nennen kann, da es bei ihm bloße kunstlose Natur zu sein scheint) läßt sich so wenig beschreiben oder in Regeln bringen, als man den herzerfreuenden Waldgesang der Grasmücke in Noten setzen kann. Und also möchten wir wünschen, daß ihn die sämmtlichen Finken, Meisen, Hänflinge u. s. w., besonders aber die Elstern, Krähen, Rohrdommel und Käuzlein unsers Musenhaines unnachgeäfft lassen möchten. Aber kaufen, lesen und fleißig wiederlesen wird seine Büchel gewiß Jedermann, der einen Gaum für gesunde, reine und an den wärmsten Strahlen des wahren Gefühls reif gewordene Seelenspeise hat. Und wär' es nicht Schande, ein so gutes Buch nicht lieber dem Manne selbst oder Denen, die es für ihn in Commission haben, als dem Nachdrucker abzukaufen — da ihm doch das Publicum die Liebe, die er verdient, auf keine andere Art zeigen kann?

Gedichte der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg.

Herausgegeben von Heinrich Christian Boie.

Mit Kupfern.[1])

Jedermann, wer den Werth von Früchten wahren Dichtergeistes zu schätzen weiß und die Ehre fühlt, welche diese vortrefflichen Brüder unsrer Nation und unserm Zeitalter machen, wird es dem Herrn Herausgeber Dank wissen, diese Gedichte, wovon die meisten seit mehrern Jahren die Zierde so vieler Sammlungen gewesen sind, ausgehoben und vereinigt und die Herren Verfasser auch zu Mittheilung derjenigen Stücke vermocht zu haben, welche anfangs nur für Freunde bestimmt waren und gerade durch die besonderste Stimmung der Seele, wo sie entstanden, die lebendigere Energie und Wärme, wovon sie der Ausguß sind, mit zu den vortrefflichsten dieser Sammlung gehören, wie z. B.

---

[1]) Teutscher Merkur 1779, IV. S. 251—253. Die Anzeige ist von Merck, aber erweitert und verändert von Wieland. Dieser schreibt an Merck (Briefe an Merck, S. 199 f.): „Du wirst mir zu gut halten, daß ich Deine Recension der Stolberge, denen Du meinen Gedanken nach nicht genug Ehre angethan hast, nach meiner Weise umgeschmolzen habe. Ich habe das Deinige durchaus fast wörtlich beibehalten, aber nach Nothdurft noch Vieles hinzugethan und eingeschaltet (besonders weil Du des Unterschieds zwischen den Stücken der beiden Brüder mit keinem Worte gedacht, sondern so gesprochen hast, als ob Alles nur von einem Verfasser herkäme) und nach meinem besten Vermögen, so gut ich's in der Eile konnte, das Deinige und Meinige so zusammengelöthet, daß unter hundert Lesern nicht fünf merken sollen, daß da was Gelöthetes ist. Die Stolberge verdienen, daß man mit Wärme von ihnen spricht, und überdem weiß ich, daß sie mich lieb haben und mir ein blos kunstrichterliches, kaltes Lob nicht vergeben haben würden. Auch das, was Du tadelst, hab' ich ein Wenig adoucirt, sonderlich den Punkt, als ob die Personification der Sonne, der Erde u. s. w. als Nymphen oder so was mit dem Glauben an den Allvater nicht bestehen könnte, worin ich glaube, daß Du Unrecht hast." — A. d. H.

das Gedicht Hellebeck, die Elegie von Graf Fr. Leopold an seinen Bruder, Der siebente November an Ebendenselben u. s. w. Auch die Verschiedenheit in dem Dichtercharakter dieser edeln Brüder trägt nicht wenig dazu bei, diese Sammlung desto interessanter und zur einzigen in ihrer Art zu machen. Die Gedichte des ältern unterscheiden sich als Kinder des sanften Gefühls von jenen des feurigern Genius, welchem die Stücke höherer Art, die Hymnen und Dithyramben, zugehören, wo die Bilder der aufgebrachten Einbildungskraft wie im Titanenkrieg über einander herstürmen. Jene scheinen in glücklicher Stille der Seele wie freiwillige liebliche Blumen hervorgesprossen, vom Geschmack gepflegt und ausgebildet; diese, oft unfreiwillig, in dem ekstatischen Zustand entstanden, wo die Seele, des Musengottes voll, nicht eigne Gedanken in eigener Sprache, sondern höhere Eingebungen in der Sprache der Götter hervorzuströmen scheint. Von Jenem rühren auch die Uebersetzungen aus Anakreon und Theokrit her, welche in jedem Leser von Geschmack den Wunsch erregen werden, diese beiden Griechen, die wahren Lieblinge und Priester der Grazien, von einem ihnen so verwandten Dichter ganz in unsre Sprache übergetragen zu sehen. So verschieden indeß der poetische Charakter der beiden Brüder ist, so fühlt man doch in beiden Werken etwas, das man Familienähnlichkeit nennen möchte; und das, was beiden gemein ist und beiden alle Herzen gewinnen muß, ist das wärmste Gefühl für Natur, Freundschaft und Alles, was je den edlern Menschen lieb und theuer gewesen ist, das aus allen ihren Gedichten athmet.

Die Lieder und Romanzen oder Balladen nähern sich oft dem einfachsten, lieblichsten, klarsten Gesange; und es ist ebenso angenehm als bewundernswerth, zu sehen, daß die Hymne auf die Sonne und auf die Erde oder der Dithyrambe Die Meere und das liebliche Abendlied eines Mädchens den nämlichen Verfasser haben. Unter den Stücken von jener Art sind vielleicht einige, wo der angefangne kühne Flug durch Zufälle unterbrochen wurde und nachher nicht fortgesetzt werden konnte; aber dagegen auch Stücke der kühnsten Unternehmung, die bis ans Ende aufs Glücklichste durchgesetzt sind. Alle aber ohne Ausnahme zeugen von einer Imagination, die an den reinsten Quellen der Natur und der alten Dichter genährt ist. Ausländern sollte es, meinte Jemand, schwer fallen, von unsrer neuesten Mythologie einen Begriff zu geben, wo Sonne, Mond und Erde zu Göttinnen und Nymphen personificirt werden, in

deren Schooß der Dichter ruht, indessen er wieder an den Urgeist, den Allliebenden, Allschaffenden glaubt. Doch dies ist's nicht eben, was wir tadeln möchten, da die Personification oder Verwandlung aller Arten von Naturkräften in Geister und poetische Wesen mit dem Glauben an den Urgeist und Allvater gar wohl in der poetischen Mythologie bestehen kann. Hingegen ist nicht zu leugnen, daß manche Bilder bald zu groß und gigantisch, bald wieder zu luftig scheinen, um umfaßt und gezeichnet zu werden, und daß wir uns vermuthlich bald wieder zu dem gemeinen Maßstab von ungefähr sechs Fuß und zur gewöhnlichen menschlichen Gestalt werden entschließen müssen, außer welcher wol zu Göttern, Heroen und Personificationen aller Art kein Typus für Menschen vorhanden ist — wenn anders bestimmte Formen in der Imagination der Leser entstehen sollen.

Zu Bürger's Ankündigung seines Musenalmanachs.[1])

Bürger hatte die folgende Ankündigung zum Einrücken in den Merkur übersandt:

„Ich bin bewogen worden, die Herausgabe des Dieterich'schen Musenalmanachs, der wie bisher fortdauren soll, nach Abgang des Herrn Goeckingk zu übernehmen. Auf Verlangen des Verlegers mache ich solches hierdurch bekannt und bitte in seinem Namen die vaterländischen Musen um hübsche Beiträge, wofür er nach wie vor erkenntlich zu sein sich erbietet. Da meine anderweitigen Geschäfte mir keine weitläuftige Correspondenz gestatten, so kann ich die Einladung nur per Proclama ergehen lassen. Es wird sich daher Niemand für übergangen und an wohlverdienten Ehren und Würden für gekränkt achten, der nicht besonders hierum begrüßt wird. Ich muß hierbei ein für allemal dies bevorworten, daß Diejenigen, die etwa günstig von mir und meinen Einsichten urtheilen, nicht schlechterdings was Extrafeines von Almanach erwarten. Das hängt nicht von mir, sondern von den Beiträgen ab. Sind diese hübsch — ei! so wollen wir auch schon ein hübsches Almanächle componiren. Aber — ex nihilo nil fit! Die Bogen müssen voll werden. Ueber das Wie wasche ich meine Hände in Unschuld. Also ja hübsche Beiträge und nicht so entsetzlich viel Schofelzeug, als ich in dem alten Almanachsarchiv antreffe! G. A. Bürger."

Wieland begleitete die Ankündigung mit folgendem Zusatz:

Nicht so viel Schofelzeug! „Das ist eine harte Rede! wer mag sie tragen"?[2]) Aber sollte denn das, was uns Andern

[1]) Teutscher Merkur 1778, III. S. 95 f. — A. d. H.

[2]) Joh. 6, 60. — A. d. H.

Schofel ist (außer dem Maculaturgebrauch, wozu man es dem Publico ohnehin von Messe zu Messe an reichlichem Vorrath nicht mangeln läßt) nicht noch einen andern gemeinnützlichen Nießbrauch zulassen? Was ist am Ende so schlecht, widerlich, lumpicht, faul und stinkend, was die Natur oder die Kunst nicht zu etwas Brauchbarem zu verarbeiten wüßte! Sollte z. B. poetischer Mist in seiner Art nicht ebensowol als Dünger benutzt werden können wie andrer Mist in der seinigen? Und kann man nicht nach Beschaffenheit des Bodens auch mit Kreide, Mauerkalk, Sand, Kieselsteinen, Gerberlohe, Papierabschnitzeln u. s. w. düngen? — Auch im Merkur-Archiv findet sich außer dem, was etwa von dieser Art, ut nihil humani a nobis alienum est,[1]) in den Merkur selbst gekommen sein mag, solchen Zeugs seit fünf bis sechs Jahren noch die schwere Menge. Wie, wenn wir unsern Schofel zusammenwürfen und ließen's als eine neue periodische Sammlung, etwa (weil man uns den Titel Olla Potrida schon weggeschnappt hat) unter dem Namen Kapuzinersuppe*) zum Besten der Armen, monatlich drei bis vier Bogen, drucken, so lange Vorrath da wäre? Das wäre wenigstens ein Ausweg, wie die Verfasser (es wäre denn, daß sie als Arme an Geist den Nutzen selbst beziehen wollten) durch diesen Abgang ihres Gehirns noch zu Wohlthätern werden könnten. Denn daß unsre Kapuzinersuppe nicht Liebhaber finden sollte, daran dürfen wir gar nicht zweifeln. Wo ist etwas in der weiten Gotteswelt, daran sich nicht irgend eine Art von Geschöpfen weide und labe? Ich will also den Vorschlag hiermit zu überlegen geben. Er ist, zumal in gegenwärtigen bedenklichen Zeitläuften, nicht so schlechtweg zu verachten.

*) Eine Art von Olla Potrida, so vor den Kapuzinerklöstern an gewissen Tagen den Bettelleuten ausgetheilt wird.

---

[1]) Nach Ter., Heaut., I. 1. 25. — A. d. H.

Volks- und andere Lieder,

mit Begleitung des Fortepiano. In Musik gesetzt von Siegmund Freiherrn von Seckendorff.

Weimar, bei Karl Ludolf Hoffmann, 1779.[1])

Zuversichtlich können wir dieser kleinen Sammlung von Volksliedern und Romanzen vom gesangliebenden Publico eben den warmen Beifall versprechen, den sie bisher in dem engern Zirkel der Freunde des Freiherrn von Seckendorff erhalten haben. Es sind zwölf Stücke, größtentheils aus den Volksliedern;[2]) verschiedene von dem Verfasser der Musik selbst, welchem mehr als eine Muse günstig ist. Die meisten empfehlen sich durch einen ebenso leichten und angenehmen als geistreichen und dem Inhalt jeden Stückes anpassenden Schwung des Gesangs. Vorzüglich glücklich ist der Herr Verfasser in dem eigentlichen Romanzenton, in Stücken von der gefühlvollen, schauerlichen und phantasiereichen Art, worin sich das erste Lied dieser Sammlung, Der Fischer (von Goethe), das Zauberlied Elvershöh, das Lied des wahnsinnigen Mädchens (beide aus den Volksliedern) und Daura's Trauer (nach Ossian) so besonders ausnehmen, daß man glauben möchte, jedes dieser vortrefflichen Lieder wäre zugleich mit der Melodie in einem Moment entstanden und Beides von einem Genius eingehaucht worden. Aber freilich möchten wir wünschen, daß uns der Herr Verfasser seine Art, solche vorzutragen, hätte mittheilen können; denn es

---

[1]) Teutscher Merkur 1778, III. S. 286 f. Es fällt auf, daß diese Sammlung, die das Jahr 1779 auf dem Titel trägt, schon im Septemberheft 1778 angezeigt wurde. — A. d. H.

[2]) Die Herder herausgegeben hatte. — A. d. H.

ist mit dem Singen und Accompagniren just wie mit dem Lesen eines Gedichts: das Schönste, Rührendste, Erhabenste geht oft verloren, wenn es Demjenigen, der es vorträgt, an der Wahrheit, Zartheit und Innigkeit des Gefühls und Anschauens fehlt, das den Dichter und Tonkünstler im Moment der Composition beseelte. Es ist eine der vorzüglichsten und die eigentlich charakteristische Schönheit der gegenwärtigen Gesänge, daß die Melodie jeden Stückes fast durchaus auch jeder Strophe angemessen ist, insofern nur der Sänger den Ausdruck und Accent, das Mehr und Weniger, worauf in Sachen des Gefühls so viel ankommt, kurz das, was die Seele des Gesangs ausmacht, bei jeder Strophe nach Beschaffenheit des Inhalts gehörig zu modificiren weiß — d. i. insofern er wirklich fühlt, was er vorträgt. Wir zweifeln nicht, alle Liebhaber werden mit uns wünschen, daß der Herr Verfasser sich bewegen lassen möge, uns bald mit einer zweiten Sammlung von Liedern zu beschenken, die sich so glücklich von dem Leierwerk unsrer gewöhnlichen Liedersetzer unterscheiden.[1])

[1]) Es erschienen noch zwei Sammlungen, die dritte 1782. — A. d. H.

Ueber die Gedichte zur Feier der Geburt des Erbprinzen von Weimar.[1])

Schreiben an einen Freund zu D**.

Weimar, den 1. August 1783.

Sie erhalten mit der heutigen Post die Reden und Gedichte zusammengedruckt, die bei der Geburt unsers theuern Erbprinzen entstanden sind. Ich mache Ihnen mit dieser Sammlung ein Geschenk und habe sogar das Packet frankirt, um sie in den rechten Gesichtspunkt zu setzen. Sie werden nicht fordern, daß bei der Geburt dieses lange mit Sehnsucht gehofften Kindes das von der Sibylle versprochene goldne Jahrhundert beginnen soll; Sie erwarten nicht, daß künftig auf unsern Triften die Schafe von Natur gefärbt herumziehen, noch die Gewürze auf den Hecken wachsen werden; ebenso wenig können alle Vögel gleich angenehm singen und alle Dichtungen bei dieser Gelegenheit gleich gut gerathen sein.

Es sind Ihnen die Umstände bekannt, welche zusammentrafen, das Glück der fürstlichen Eltern recht fühlbar zu machen; und Sie haben als ein Freund Sich in unsre Lage gesetzt und keine Freudensbezeugung übertrieben gefunden. Wenn von einer Begebenheit ein Jeder Vortheil hat oder für sich und die Seinigen hofft, wie allgemein muß die Freude werden und zu welcher Höhe steigen, besonders da solche Fälle so selten sind!

---

[1]) Teutscher Merkur 1783, III. S. 167—170. Der Brief ist bloße Einkleidung, obgleich man bei D** an Darmstadt und Merck denken kann. Die „Sammlung von Reden und Glückwünschungsgedichten" auf die Geburt des Erbprinzen und den Kirchgang der Herzogin hatte J. N. Dornberger veranstaltet. — A. d. H.

Wenn nun Jeder, der einigermaßen Beruf fühlt oder in einem Verhältnisse steht, dichtet oder dichten läßt, wie vielerlei Stimmen müssen da ertönen! Und doch unter diesen Umständen sind sie alle angenehm, wie im Walde der mannichfaltige Frühlingsgesang der Vögel, der in der Nähe und Enge, wenn man sie in eine Stube sperrte, unerträglich fallen würde.

Hab' ich, mein Freund, nicht schon zu viel gesagt? versteht sich das nicht von selbst? Verzeihen Sie mir, ich kenne Ihre Launen, die Sie manchmal mit dem Publico gemein haben, in einer bösen Stunde die Sachen für das nehmen zu wollen, was sie nicht sind. Und wir schätzen Ihre Freundschaft zu sehr und wissen, wie Sie uns lieben, als daß wir nicht wünschen sollten, es möge Alles, was von hier zu Ihnen kommt, einen angenehmen Eindruck auf Sie machen.

Ja, mein Bester, wenn Sie diese Gedichte durchblättern und von diesen Festen und Feierlichkeiten lesen, so sei es Ihnen immer, als wenn Sie durch eine illuminirte Stadt gingen. Vielleicht einige Gebäude mit Geschmack geziert, die Lampen glücklich ausgetheilt und die Inschriften mit Verstand erfunden; dann wieder in der Nachbarschaft etwas Gemeines, einen Einfall, eine Grille, eine Posse. Und diese Disharmonie gehört zur Harmonie einer allgemeinen Freude.

Besonders vergessen Sie nicht, daß bei einer solchen Gelegenheit Jeder gerne so viel als möglich sich und das Seinige producirt, mit seinem Handwerksgeräthe aufputzt und auf sein Gewerbe anspielt. So wird der Bäcker seine Bretzeln, der Schuster seine Stiefeln, der Postmeister den Postillon und der Jäger seine Hunde, die ihm das ganze Jahr zu schaffen machen, auf durchsichtigem Papier in dem Raume seiner Fenster mit Entzücken verklärt sehen und in seinem eigenen Ergetzen das Vergnügen der Uebrigen empfinden.

Und so bleibt mir nichts übrig, als Ihnen noch zu sagen, was vielleicht, wie mein ganzer Brief, überflüssig ist: daß in den ersten frohen Tagen ein Jeder sich eine vollständige Sammlung aller dieser Gedichte und Schriften zu machen beeiferte und emsig die kleinen Papiere und Bänder, die sich bald vergriffen hatten, zu Completirung der Acten aufsuchte. Das brachte einen guten Mann auf die Gedanken, sie unserm Publico für ein Geringes gleich vollständig und geheftet in die Hände zu liefern.

Wir sehen mit Vergnügen den Jahren entgegen, da unser

geliebter Prinz, der gewiß nicht aus der Art schlagen wird, selbst in diesem Büchelchen blättert, und weit entfernt, die Fröhlichen um seine Wiege als knechtische Schmeichler anzusehen, vielmehr empfinden lernt, daß diese Freuden und Hoffnungen eigentlich Forderungen sind, die an ihn geschehen, und daß ein Fürst sich's muß sauer werden lassen, die Jubelfeste zu verdienen, die bei seiner Geburt gefeiert wurden.

Trüge der Geist unsrer Zeiten nicht gleich Alles, was nur für Wenige gehört, in die weite Welt, und wäre uns nicht so viel, mein lieber Freund, an Ihrer guten Meinung gelegen, so wären Sie mit diesem Briefe verschont geblieben, oder er würde interessanter für Sie geworden sein — wofür ich Sie mit der nächsten Post schadlos zu halten denke.

Die Psalmen,

übersetzt von Moses Mendelssohn.

Berlin, bei Fr. Maurer, 1783.[1])

Dieses Buch trägt, ohne es zu wissen, wie ein guter Mensch seine Recommandation auf der Stirne. Die Psalmen, auch blos als morgenländische Gesänge angesehen, sind unstreitig in jeder Betrachtung die schätzbarste aller Liedersammlungen; und wer hätte nicht wünschen sollen (ich wenigstens habe es lange gewünscht), sie von Moses Mendelssohn übersetzt zu sehen? Die Art, wie Herr Mendelssohn diesen Wunsch erfüllt hat, ist über alles Recensentenlob, so wie eine genaue Vergleichung seiner Uebersetzung mit dem Original und mit den ältern deutschen Uebersetzungen nicht dieses Ortes ist. Dies Werk ist (wie er in der Vorrede sagt) die Frucht einer zehnjährigen Arbeit! auch sieht man's ihm an! Vorzüglich gefreut hat es den Recensenten, daß Herr Mendelssohn sich, was die Sprache betrifft, genauer an D. Luther gehalten hat als spätere Uebersetzer. „Wo Luther richtig übersetzt hat," sagt Herr Mendelssohn, „scheint er mir auch glücklich verdeutscht zu haben; und ich habe selbst die hebräischen Redensarten, die er einmal in die Sprache aufgenommen, nicht gescheut, ob sie gleich nicht ächtes Deutsch sein mögen. Da sie der Gebrauch nun einmal der Sprache gleichsam einverleibt

---

[1]) Teutscher Merkur 1783, III. Anzeiger, S. CXIV f. Die Anzeige trägt ebenso wenig Wieland's Namen wie die unmittelbar vorhergehende über den Wandsbecker Boten (vgl. oben S. 429, Anm. 2) und die folgende, die durch die Beziehung auf die Briefe an einen jungen Dichter ihren Verfasser verräth. Wir geben die Anzeige der Psalmen hier, obgleich die Uebersetzung in Prosa ist. — A. d. H.

hat, so verliert der Uebersetzer viel, der sie durchaus vermeiden will.“ Herr Mendelssohn, der ohne kritische Vorurtheile übersetzt zu haben glaubt, wünscht auch ohne kritische Vorurtheile gelesen zu werden und verspricht, ohne kritischen Eigensinn Belehrung anzunehmen, macht uns aber die angenehme Hoffnung, die ästhetischen und kritischen Gründe, die ihn überhaupt und besonders da, wo er von seinen Vorgängern abgeht, geleitet haben, in einem besondern Bändchen vielleicht nachzuholen, wenn er die Urtheile der Liebhaber und Kunstrichter gesammelt und mit einander verglichen haben werde.

Anfangsgründe der Theorie der Dichtungsarten, aus teutschen Mustern entwickelt.

Erster Theil.

Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai, 1783. [1])

Es ist wahr, was Asmussens Vetter sagt:*) „Eine Gluckhenne, die mit ihren Küchlein in ihrer Einfalt auf dem Hofe herumgeht, thut, wenn der Habicht dahergeschnellt kommt, ohne alle Anweisung und ohne die Absicht, sich hören zu lassen, allemal unfehlbar den rechten Schrei.“ Aber demungeachtet ist's eine Kunst, Iliaden und Aeneïden, Tragödien und Komödien, Lehrgedichte und Fabeln und Erzählungen, und wie die Dinge weiter heißen, zu machen; und wenn gleich die Meister in diesen Künsten immer vor den Theorien oder sich selbst Gesetz und Gesetzgeber gewesen sind, und wenn man gleich schwerlich ein Beispiel hat, daß Theorie jemals einen Meister einer Kunst gemacht hätte: so ist es doch gut und löblich, daß unter einer Nation, welche Künste und Wissenschaften treibt, auch die Theorie der Musenkünste und der hauptsächlichsten Arten von Werken dieser Künste, so gut wie andre Theorien göttlicher und menschlicher Dinge, von kunstverständigen Männern bearbeitet und zum Besten der Vielen, die dadurch richtiger empfinden und verstehen lernen, möge ins Publicum gebracht werden. Hierzu hat, dünkt uns, Herr Professor Engel in diesem Werke einen sehr schätzbaren Beitrag geliefert. Die Veranlassung

*) Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten, IV. Th. S. 107.

[1]) Teutscher Merkur 1783, III. Anzeiger, S. CXV–CXVII. Die nicht unterzeichnete Anzeige ist jedenfalls von Wieland. Vgl. S. 441, Anm. 1. – A. d. H.

dazu, die er in der Vorrede erzählt, und die zugleich den Zweck des Werks bestimmt, zeichnet es sogleich vor allen andern theoretischen Schriften aus diesem Fache aus. Der ersten Absicht nach sollte es nur eine Anleitung für seine Schüler zur geschmackvollen Lesung der besten deutschen Dichter sein. Das, worauf es hierbei vornehmlich ankam, war die Entwicklung des Wesentlichen der verschiedenen Gattungen der Gedichte; und die beste Methode hiezu war unstreitig die analytische, zumal wenn der Selbstdenker, wie hier der Fall war, zugleich auch Dichter und in der Kunst zu schreiben so wie Herr Engel Meister ist. Aber natürlicherweise führte ihn diese Methode auch öfters unvermerkt über die engen Grenzen seines ersten Plans, in die Tiefen und Höhen oder (wie er's selbst nennt) in die Subtilitäten der Kunst, welches besonders in den Hauptttheilen vom Lehrgedichte, von der Handlung und vom lyrischen Gedichte geschehen ist. Sein Buch wird dadurch, ohne forschenden Jünglingen weniger brauchbar zu sein, auch für Männer lehrreich; und wenn also diese Ungleichheit des Tons, wie Herr Engel meint, ein Fehler ist, wird er durch den größern innern Werth und die Nützlichkeit seines Buches für einen größern Kreis von Lesern überflüssig vergütet. Wir selbst haben uns von ihm durch die wohlbekannten Pfade mit einem Vergnügen führen lassen, welches er durch seine Unterhaltung so lebhaft zu machen wußte, als ob wir sie zum ersten Mal mit ihm gefunden hätten — eine natürliche Folge der Methode, die in unsern Augen das wesentlichste Verdienst dieses scharfsinnigen Buches ist, dessen Fortsetzung alle Freunde gründlicher Literatur mit uns wünschen werden. Uebrigens behalten wir uns vor, in künftigen Briefen an einen jungen Dichter über die wenigen Punkte, worin unsere Begriffe nicht ganz mit Herrn Engel's einstimmen, besonders auch über die Frage, was Musarion eigentlich sei, und in welches Fach sie gehöre, unsere Meinung zu sagen.[1])

---

[1]) Ist nicht geschehen, obgleich der dritte Brief (oben S. 111 ff.) ins Jahr 1784 fällt. — A. d. H.

Vorrede zu einer Probe der Blumauerischen travestirten Aeneïs.[1]

Es kommt viel darauf an, wenn ein Werk des Witzes sein Glück machen soll, daß man den rechten Augenblick dazu finde. Herr Blumauer, ein junger östreichischer Dichter, der die Miene hat, in den Arten von Poesie, wovon Witz und Laune die Hauptingredienzien sind, seine meisten Vorgänger und Nebenbuhler hinter sich zu lassen, hätte den Einfall, Virgil's Aeneïs von Neuem zu travestiren, in keinem Zeitpunkt haben können, wo er sich von der Ausführung desselben nach dem Plan und Zweck, den er sich dabei vorgesetzt zu haben scheint, mehr Vergnügen versprechen könnte als dermalen. Ein Werk wie die Aeneïde auf den bürlesken Ton umzustimmen, ist ein Unternehmen, das man einem Scarron nur zu gut hielt, weil er dadurch zu lachen machte, und weil einem Scarron wirklich nichts übel zu nehmen war. Aber bei Herrn Blumauer wird es durch Zeit- und Localumstände und den gescheiten Einfall, seinen frommen Helden Aeneas nicht Virgil's Romanam gentem, die uns wenig mehr interessirt, sondern den Vatican gründen zu lassen, sogar ein verdienstliches Werk. Wir sind versichert, daß blos dieses Umstands wegen kein Volksdichter sich jemals auf einen ausgebreitetern Beifall Rechnung machen konnte als Herr Blumauer. Aber so viel wir nach den beiden ersten Gesängen (wovon der erste bei Kurzböck in Wien auf drei Bogen besonders gedruckt und

[1]) Teutscher Merkur 1783, III. S. 266—268. Die Probe bilden die ersten 36 Strophen. Die Vorrede ist nicht unterzeichnet, aber doch jedenfalls vom Herausgeber. — A. d. H.

der zweite den ebendaselbst erschienenen Gedichten des Herrn Blumauer angehängt ist) vom Ganzen urtheilen können, wird er den Beifall der Liebhaber der Berneskischen Manier auch durch das eigenthümliche Verdienst seines Werkes, nämlich durch die Vollkommenheit in seiner Art verdienen. Wenigstens scheint es uns, daß man kein entschiedneres Talent für diese Dichtart in Rücksicht auf alle Schönheiten und Grazien derselben haben könne, als er bereits in diesen ersten Gesängen gezeigt hat. Wir glauben daher demjenigen Theile der Leser des Merkur's, dem die Producte der Wienerischen Musen entweder gar nicht oder nur spät zu Gesichte zu kommen pflegen, noch mehr als dem Dichter selbst eine Gefälligkeit zu erweisen, wenn wir etliche Blätter zu Einrückung einer Probe dieser neuen Verkleidung der Aeneïs herleihen, welche hinlänglich sein wird, einem Jeden, der die Nützlichkeit dieser Art von Werke als Mittel gegen Spleen und Hypochonder betrachtet, schon aus andern Erfahrungen kennt, zu Anschaffung desselben Lust zu machen. Die Bedingungen, unter welchen es Herr Blumauer dem Publico anbietet, werden ihren Platz in unserm Anzeiger finden.

Cleopatra und Antonius,

ein Trauerspiel in Versen und vier Aufzügen u. s. w.

Wien 1783.[1])

Ein Trauerspiel in gereimten Alexandrinischen Versen, veranlaßt (wie der Verfasser, der k. k. Obrist, Herr von Ayrenhof, in der Zueignungsschrift an den Hofrath Wieland zu Weimar selbst sagt) durch einen Wunsch, den Dieser im zweiten Briefe an einen jungen Dichter geäußert hatte, und der als eine Aufforderung angesehen werden konnte, ist in gegenwärtiger Epoche des deutschen Theaterwesens — in einer Zeit, wo dem Verfasser der Galora von Venedig durch das Organ eines gewissen X—r im Gothaischen Theaterjournal für die Bereicherung der vaterländischen Bühne mit einem so herrlichen neuen Product Lob und Dank gesagt wurde*) — eine zu außerordentliche Erscheinung, als daß eine Anzeige derselben im Teutschen Merkur nicht einen Platz verdienen sollte. Sie verdient aber noch mehr, und der Herausgeber behält sich vor, in dem nächsten Stücke des Merkur[2]) ausführlicher über diese in mehr als einer Betrachtung merkwürdige Neuigkeit auf unserm Parnasse, wo reife und genießbare Früchte so selten sind, sich vernehmen zu lassen.

*) S. Theaterjournal für Deutschland, XIII. Stück. Gotha 1780. Was bräuchen wir weitern Zeugnisses? So stund es mit unserm Geschmacke und mit unsrer Kritik im Jahre 1780! Die Sachen scheinen sich in den drei letzten Jahren nicht sonderlich verändert zu haben.

---

[1]) Teutscher Merkur 1784, I. Anzeiger, S. XXVIII f. Die Anzeige trägt ebenso wenig wie die folgende Wieland's Zeichen. — A. d. H.

[2]) Im dritten der Briefe an einen jungen Dichter (oben S. 111 ff.) — A. d. H.

Geschichte meines Freundes Bernhard Ambrosius Rund, von Christoph Bachmann.

Erster Band.

Hamburg, bei Benj. Gottlob Hofmann, 1784.[1])

Der Name Roman hat durch die unzähligen geist- und geschmacklosen Sudeleien, womit dieses Fach seit vielen Jahren angefüllt worden, einen so übeln Geruch angezogen, daß zu wünschen wäre, es möchte für die Geschichten unbekannter merkwürdiger Menschen ein eignes Wort (und wenn man es auch aus Griechenlande holen müßte) erfunden werden. Der gegenwärtige Anfang einer Geschichte dieser letzten Art hat uns eine sehr angenehme Unterhaltung für Geist und Herz verschafft, und wenn die Fortsetzungen (wie nicht zu zweifeln ist) diesem ersten Theile zusagen, so können wir uns von dem Verfasser (der vermuthlich hier unter einem angenommenen Namen erscheint) [2]) eines von den Büchern versprechen, woran sich, wiewol sie für Leser aller Classen und Arten geschrieben sind, auch der Mann von Geschmacke mit Befriedigung letzen kann. Der Verfasser verräth (gegen die Gewohnheit unserer meisten popularen Schriftsteller) einen durch Philosophie gebildeten und durch Aufmerksamkeit auf Natur und bürgerliches Leben genährten Verstand; er zeigt sich als ein Mensch von unverdorbenem Gefühl, gesund an Kopf und Herz, ohne Prätension an Bel-Esprit oder Empfindelei, und als Schriftsteller scheint er gute Muster gewählt

[1]) Teutscher Merkur 1784, I. Anzeiger, S. XXIX f. — A. d. H.

[2]) Der Verfasser war Christoph Levin Sander. — A. d. H.

zu haben, ohne ein Nachahmer zu sein. Sein Plan scheint kunstlos, aber überlegt, seine Darstellungsart ist lebhaft und anschaulich, seine Schreibart gut, gänzlich (bis auf einige Kleinigkeiten in den ersten Blättern) von allen Fehlern Anderer, die auf der gleichen Bahn laufen, frei und bei gehörigen Gelegenheiten mit einer Art Witz und gutem Humor, die ihm eigen scheinen, ganz leicht tingirt. Von den Charaktern, die er bisher aufgeführt hat, ist keiner aus der Luft gegriffen; sie leiben und leben wie natürliche Menschen, und wiewol sie fast alle gut sind, so hat doch keiner die Miene eines Romangeschöpfes; einige unterscheiden sich durch eine Beimischung von etwas Wunderlichem und Anomalischem, das ihnen Individualität und Neuheit giebt und zu dem Interesse des Ganzen nicht wenig beiträgt. Die Hauptsache des Verfassers scheint in dem Motto aus dem Palingenius zu liegen: „Menschengestalten sieht man bei Tausenden überall; aber allenthalben ist ein wahrer Mensch eine Seltenheit.“ Uns einen solchen wahren Menschen von der Kindheit an bis ins Alter der Mannheit und Reife in mannichfaltigen Auftritten des Lebens darzustellen und besonders zu zeigen, wie und durch welche Einflüsse und Umstände er, was er war, geworden sei, ist allem Ansehen nach der Grundplan seiner Geschichte. Dieser erste Theil führt ihn bis an sein achtzehntes Jahr; der Verfasser hat seinen Lesern eine so lebhafte Theilnehmung an ihm und so viel erwartungsvolles Zutrauen zu ihm einzuflößen gewußt, daß man ungeduldig wird, den Vorhang, den er hier fallen ließ, bald wieder aufgezogen zu sehen.

Vermischte Gedichte von Herrn Ludwig Heinrich von Nicolay,

Cabinetssecretär und Bibliothekar Sr. K. H. des Großfürsten aller Reußen.

Siebenter Theil,

oder Zweiter Theil des Rittergedichts Reinhold und Angelica.

Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai, 1783.[1])

Da ein Theil dieses Anzeigers vornehmlich auch dazu bestimmt ist, solche neue Producte des deutschen Parnasses anzuzeigen, die unserm Urtheile nach einen vorzüglichen Platz in Büchersammlungen, über welche der Geschmack die Aufsicht führt, verdienen, so sei uns erlaubt, bei Gelegenheit dieses siebenten Theils der Gedichte des Herrn von Nicolay von der ganzen Sammlung zu reden, die unter allen ähnlichen, welche wir aufzuweisen haben, die reichhaltigste ist, sowol an Mannichfaltigkeit als an Anzahl solcher Gedichte, zu welchen etwas mehr Athem gehört als zu den kleinen Producten von der lyrischen Gattung (wahrlich oft leiermäßig genug!), welche seit der Existenz der Musenalmanache fast alle andern Gattungen verdrängt haben. Diese Sammlung besteht bis jetzt aus sieben mäßigen Bändchen in klein Octav, wovon der erste Fabeln und Erzählungen, Episteln, Elegien und die Rittergeschichte Richard und Melisse enthält. Unter den Episteln zeichnet sich besonders die an den Großfürsten Paul Petrowitsch aus. Die Elegien sind unsers Wissens in ihrer Art die einzigen in unsrer Sprache und verdienen dem Verfasser einen Platz zwischen

---

[1]) Teutscher Merkur 1784, I. Anzeiger, S. XXXIV—XXXVIII. Der Inhalt läßt keinen Zweifel, daß diese Anzeige von Wieland ist, der auch später Nicolay so sehr belobt. Vgl. oben S. 261 ff. 280 f. 287 f. — A. d. H.

Tibull und Johannes Secundus. Das Rittergedicht ist dem Ariost mit einer hinreißenden Wärme und Lebhaftigkeit (eher an einigen Stellen zu warm) nacherzählt. Der zweite Theil enthält Galwine, ein Gedicht in sechs kleinen Gesängen, Alcinens Insel und Gryphon und Orille, jedes in zwei Büchern, sämmtlich nach Ariost. Alle diese Gedichte unterscheiden sich durch eine meistens angenehme und das Ohr selten beleidigende Versification von den folgenden, in welche der Verfasser (wir wissen nicht warum, aber gewiß nicht aus Eingebung seines guten Genius) den Alexandrinischen Vers ohne Cäsur aufgenommen hat. Zerbin und Bella, ein sehr schönes Gedicht in sechs Gesängen, wovon der dritte Theil fünfe liefert, ist das erste, worin uns dieser fast immer kakophonische Vers aufgefallen ist, welchen Ramler zwar in seinen lyrischen Gedichten hier und da glücklich gebraucht hat, der aber in erzählenden entweder gar nicht oder nur bei Gelegenheiten, wo er den Ausdruck einer schnellen und heftigen Bewegung befördern helfen kann, zuzulassen sein dürfte. Wir finden ihn jedoch in besagtem Gedichte noch sparsam genug, aber desto häufiger in den folgenden, besonders in Reinhold und Angelica gebraucht, wo er diesem sonst so anmuthigen Gedichte in jedem an Wohlklang gewöhnten Ohre um so gewisser Schaden thun muß, da es dadurch gerade diejenige Schönheit verliert, ohne welche nicht einmal die Prose gefallen kann. Doch das hier nur im Vorbeigehen! Auf Anselm und Lilla, ein Märchen, welches auch La Fontaine unter dem Titel: Le petit Chien qui secoue de l'argent etc., dem Ariost nacherzählt hat, und womit sich der dritte Theil dieser Gedichte schließet, folgt im vierten Morganens Grotte in vier Büchern, nach Bojardo, eines der schönsten Stücke der ganzen Sammlung, und im fünften, außer einer morgenländischen Erzählung in Prose, der Zauberbecher nach Ariost und der sechste Gesang von Zerbin und Bella nebst drei artigen kleinen Erzählungen, einer sehr geistvollen und eleganten Epistel an die Gräfin Schuwaloff und 25 Sinngedichten, worunter uns nur ein einziges platt geschienen, wiewol es dem witzigen Grafen von Rochester abgeborgt ist. Endlich liefern der sechste und siebente Theil die acht ersten Gesänge eines großen Gedichtes, Reinhold und Angelica, dessen Inhalt aus Bojardo's *Orlando inamorato* geschöpft ist, und dessen Fortsetzung gewiß Jeder mit uns wünschen wird, der die ersten Gesänge gelesen hat.

Herr von Nicolay hat im Eingange des fünften Gesanges den Verfasser des Oberon mit einer Anrede beehrt, welche, wie ehrenvoll und schmeichelhaft sie auch für den letztern ist, uns wegen dessen allzu naher Verwandtschaft mit dem Herausgeber des Teutschen Merkur's des Vergnügens beraubt, so viel Gutes von diesen Gedichten zu sagen, als wir könnten. Das Wenigste indessen, was wir, um nicht vor lauter Bescheidenheit ungerecht zu werden, thun können, ist: Diejenigen, denen die Gedichte des Herrn von Nicolay noch nicht bekannter sind, als sie es vor wenigen Monaten uns selbst waren, mit Ueberzeugung zu versichern, daß er mit der reichsten und lebendigsten Einbildungskraft und einem Witze, womit die Natur gegen Deutsche selten so freigebig ist, einen philosophischen Kopf, eine Weltkenntniß, einen guten Ton und eine Bekanntschaft mit allen Theilen der Gelehrsamkeit, worin ein Mann von Erziehung kein Fremdling sein darf, verbindet, die man bei unsern Dichtern und schönen Geistern ebenso selten antrifft, als sie unsrer demüthigen Meinung nach unentbehrliche Bestandtheile eines jeden Schriftstellers sind, der nicht für die Bedientenzimmer und Spezereibuden arbeitet. Daß Herr von Nicolay seine meisten Stücke aus dem Ariost gezogen, erhöhet ihren Werth in unsern Augen aus einem doppelten Grunde: erstlich, weil er sie durch die Lebhaftigkeit der Darstellung und durch Alles, was sie beim Durchgang durch seinen Kopf gewonnen haben, gewissermaßen zu neuen Stücken gemacht hat, und zweitens, weil uns, insofern man sie als freie Uebersetzungen betrachten kann, diese Art, den Ariost in Deutschland zu naturalisiren, die einzige däucht, wobei der wälsche Dichter am Wenigsten verliert und der deutsche Leser am Meisten gewinnt; dieser, weil ihm durch den glücklichen Gedanken, die interessantesten Stücke und Episoden Ariost's einzeln und in einer ununterbrochenen Erzählung vorzutragen, die Mühe erspart wird, sie aus einem planlosen Chaos von 46 großen Gesängen herauszusuchen; jener, weil Herr von Nicolay mit dem Geiste seines Originals auch seiner eigensten Manier im Vortrag, im Stil, in der angenehmen Nachlässigkeit und in dem launenhaften Capriccio, den Ausdruck, ja wol auch den Gedanken selbst öfters, aber fast immer auf eine glückliche und überraschende Art, nach dem Reime zu bilden, sich gänzlich bemächtigt zu haben scheint. Mit größtem Rechte können wir also das Compliment, welches er dem Dichter Oberon's zu machen glaubt, wenn er sagt:

„Schon reicht ihm Ariost zur Zierde für sein Haar
Ein Zweiglein seines eignen dichten Kranzes dar",

dem Herrn von Nicolay zurückgeben, und es wird wahrlich nicht zu viel sein, wenn Ariost, dessen Kranz dicht genug dazu ist, wenigstens zwei Zweiglein herausnimmt, um daraus einen Kranz für den Dichter an der Newa zu flechten, als in welchem er sich mit allen Vortheilen der drei Jahrhunderte, die zwischen ihnen liegen, so verschönert und doch so ähnlich wieder hervorgebracht oder vielmehr verdoppelt sieht.

Ueber
Schiller's ersten Act des Don Karlos.[1])

Brief an den Herzog Karl August von Weimar.

Weimar, den 8. Mai 1785.

Sie haben durch den Wunsch, Ihnen von dem Probestücke des Schiller'schen Don Karlos im ersten Hefte der Rheinischen Thalia meine Gedanken schriftlich vorzulegen, ein größeres Vertrauen in meine kunstrichterliche Geschicklichkeit zu setzen geruht, als ich verdienen zu können befürchte. Das dramatische Fach ist niemals weder mein innerer Beruf noch mein besonderes Studium gewesen; ich besitze wenig von Alledem, was man unter dem vielsagenden Worte Theaterkenntniß begreift; und endlich scheint auch die wenige Rücksicht, welche von unsern neuesten Schauspielmachern auf meine vielmals öffentlich geäußerten Grundsätze über diesen wichtigen Zweig der Musenkunst genommen worden, ein billiges Vorurtheil gegen meinen Geschmack in dramatischen Dingen zu erwecken.

Wie dem aber auch sein mag, ich unterziehe mich der kleinen Arbeit, so Sie von mir verlangen. Und ich werde in Eröffnung meiner Meinung von diesem neuesten Versuche des Herrn Raths Schiller um so freimüthiger sein, da ich solche einem Richter vorlege, dessen letztem und entscheidendem Urtheil ich sie mit gänzlicher Ergebung unterwerfe.

Es würde verwegen sein, über das Ganze eines so großen

---

[1]) Nach Gruber, C. M. Wieland's Leben, Buch VIII. 3 (IV. Theil, S. 212–223). — A. d. H.

Werkes, als eine Tragödie ist, nach dem ersten Act schon urtheilen zu wollen. Indessen findet doch hier das bekannte Ex ungue leonem statt; und Herr Schiller hat in diesen acht Scenen schon so viel von der Anlage seines Stückes, von den Grundzügen seiner handelnden Personen, von seiner Darstellungsart, Sprache, Versification u. s. w. sehen lassen, daß man wenigstens über diese Theile einigermaßen zu urtheilen im Stande ist.

Ueberhaupt scheint mir die Wahl des Süjets seinem poetischen Muthe Ehre zu machen. Gewiß würde es, in der gehörigen Vollkommenheit ausgeführt, eines der besten Stücke werden, die jemals auf die Schaubühne gebracht worden. Aber die Schwierigkeiten, die er dabei zu überwinden hat, sind meines Erachtens groß genug, um den ersten Meister der Kunst abzuschrecken.

Diese Schwierigkeiten würden ungleich geringer sein, wenn die Geschichte, woraus er den Stoff seines Stückes genommen, etliche tausend Jahre älter wäre; aber so nahe, wie sie uns liegt, machen Zeit und Ort die Bearbeitung desselben fürs Theater und insonderheit die tragische Behandlung einer incestuosen Liebe um so schwerer, weil der Dichter, durch viel bestimmtere Formen, durch weit strengere Gesetze des Wahrscheinlichen, Schicklichen und Anständigen gebunden, sich immer zwischen der Gefahr, zu viel oder zu wenig zu thun, wie zwischen Scylla und Charybdis forttreiben muß.

Wie groß aber auch immer die Schwierigkeiten sein mögen, aus dem Don Karlos, oder vielmehr aus des Abbé de St. Réal kleinem Roman dieses Namens, eine gute Tragödie zu machen, so bleibt doch gewiß, daß dem Genie Alles möglich ist. Aber freilich machen selbst die größten Geisteskräfte für sich allein so wenig einen vortrefflichen Tragödienschreiber als irgend einen andern Künstler, und die reichste, lebendigste und feurigste Einbildungskraft kann den Mangel an Welt- und Menschenkenntniß und an richtiger Beurtheilung des Wahren und Schicklichen, welche den Dichter selbst in den Stunden der höchsten Begeisterung nie verlassen darf, nicht ersetzen.

Ich hege keine geringe Meinung von den Fähigkeiten des Herrn Schiller, und ich habe auch in diesen ersten Scenen seines Don Karlos viele Stellen und einzelne Züge gefunden, die mich darin bestärkt haben. Soll ich aber aufrichtig gestehen, was das Resultat einer aufmerksamen Prüfung seiner Arbeit bei mir gewesen ist, so glaube ich, daß er seine noch immer zu

feurige und zum Ausschweifen geneigte Einbildung noch durch leichtere Vorübungen, z. B. durch Bearbeitung eines oder mehrerer Süjets aus den alten heroischen Zeiten, noch mehr zu bändigen suchen, die Kunst der Tragödie noch mehr aus den Werken der griechischen und französischen Meister studiren, sich um eine nicht blos dichterische, sondern exacte philosophische Theorie der menschlichen Natur bewerben und, mit einem Worte, die Zeit der Reife seines Geistes erwarten sollte, ehe er ein Werk unternähme, wo der Verfasser der Räuber alle Augenblicke Gefahr läuft, gegen Wahrscheinlichkeit, Schicklichkeit und Anständigkeit zu verstoßen. Nichts als das Wahre ist schön; nichts als das Wahre thut Wirkung auf Leser oder Zuhörer, denen ein Mann von Geschmack zu gefallen wünschen kann. Ein Dichter kann seinen Personen die schimmerndsten Gedanken, die gewaltigsten Ausdrücke einer heroischen Sinnesart, die schönsten Bilder u. s. w. in den Mund legen — wenn es nicht am rechten Orte geschieht, wenn er sie eine Sprache reden läßt, die sich für ihren Stand nicht schickt, und die kein Mensch ihrer Classe jemals gesprochen hat; wenn sie alle Augenblicke wie Poeten und sogar wie lyrische und dithyrambische Poeten reden;*) wenn sie, um sich recht stark und neu auszudrücken, bald ins Schwülstige und Affectirte fallen u. s. w.: so ist es unmöglich, daß er die Täuschung hervorbringe, in welcher die Magie der Dichtkunst besteht, und wovon ihre ganze Wirkung abhängt.

Ich möchte daher angehenden Tragödienschreibern einen Genius wünschen, der ihnen das Horazische Vos exemplaria Graeca etc.[1]) Tag und Nacht in die Ohren flüsterte. Wer mit dem Geiste eines Sophokles vertraut worden ist, wer den hohen Werth seiner Simplicität und den großen Verstand, der ihn nie etwas Unrichtiges, Spielendes, Uebertriebenes, Unschickliches noch Unzeitiges sagen läßt, recht zu schätzen gelernt hat, wird gewiß darin das beste Verwahrungsmittel vor diesen Fehlern finden, wovon oft ein einziger hinreichend ist, die schönste Scene zu verunzieren.

Es würde eine ebenso weitläufige als undankbare Arbeit sein, wenn ich den vorliegenden ersten Act des Don Karlos nach meinen Begriffen von dem, was eine Tragödie sein

*) Vgl. „die Nattern seines Sohnes", welche König Philipp zu Gaste ruft, in der ersten Scene zwischen Don Karlos und dem Pater Domingo.

[1]) Ars Poet., 268. 269. — A. d. H.

soll, oder nach irgend einem anerkannten Meisterwerk der Griechen und Franzosen im Detail beurtheilen sollte. Ich empfehle diese Arbeit dem Herrn Schiller selbst und müßte mich sehr an ihm irren, wenn er den Unterschied nicht fühlen oder ihn zu seinem Vortheile auslegen sollte. Ich kann mich irren, aber wenigstens spreche ich nach meiner innigsten Ueberzeugung, wenn ich sage, daß ich weder die Charaktere richtig gezeichnet, noch die Leidenschaften mit Wahrheit dargestellt finde; daß ich, auch dann, wenn ich zugeben könnte, daß es einem Tragödienschreiber, der seine Personen aus dem sechzehnten Jahrhunderte und dem Hofe König Philipp's II. nimmt, erlaubt sei, sie in idealische Phantasiegeschöpfe zu verwandeln, doch die psychologische Wahrheit nicht selten an ihnen vermisse, ohne welche sie allenfalls, wenn man will, schöne Caricaturen sein mögen, aber doch immer nur Caricaturen sind; daß ich ziemlich häufig auf Gedanken und Ausdrücke gestoßen bin, die meinem Gefühl nach bald schwülstig, bald zur Unzeit witzig, bald sonst unschicklich und der redenden Person nicht anständig sind, und daß überhaupt die Sprache in diesem Stücke sehr weit von dem entfernt ist, was nach meinem von Sophokles und Racine abgezogenen Ideal die schöne Sprache der Tragödie sein soll.

Herr Schiller verlangt mit Strenge beurtheilt zu werden. Dies ist, was ich mir nicht anmaßen kann noch will. Ich rede blos nach meinem Gefühl. Es würde, wie gesagt, viel zu weitläufig sein, die Gründe desselben mit einer gewissen Genauigkeit anzugeben und vom ersten Verse bis zum letzten zu zeigen, was mir gefällt oder nicht gefällt, und warum ich so Vieles nicht gut heißen kann. Aber einige Andeutungen, einige Beispiele bin ich doch zu geben schuldig.

Der Abbé Raynal scheint mir in einer Stelle seiner Histoire du Stadhouderat den Charakter des Prinzen Don Karlos mit wenig Zügen sehr gut gezeichnet zu haben. Le jeune prince, sagt er, était né avec cette grandeur d'âme, cette passion pour la gloire, cette élévation de courage, cette compassion pour les malheureux qui font les Héros, mais il avait un goût décidé pour les choses extraordinaires et singulières qui font souvent les aventuriers. Ganz gewiß ist dies gerade ein Charakter für die Tragödie, aber die Kunst ist, ihn nun mit Wahrheit darzustellen. Ich sehe, was Herr Schiller thun wollte — ich sehe auch, daß es ihm hie und da gelungen ist; aber im Ganzen sehe ich doch in der Art, wie er die Gesinnungen

und Leidenschaften dieses Prinzen ausdrückt, mehr einen Giganten als einen Helden, mehr einen Wilden, der nie ein anderes Gesetz kannte als die rohe Natur, als einen Prinzen, der von einem Karl V. seine erste Bildung erhalten hatte. Ich halte es z. B. für unmöglich, daß ein Prinz wie Don Karlos in so unerträgliche Rodomontaden ausbreche, wie auf S. 146. Wer zum König geboren und nur halbweg von Natur großherzig ist, prahlt nicht so im Ton der Könige unsrer alten Haupt- und Staatsactionen mit den Vorzügen seiner Geburt — und wer kurz zuvor gesagt hat, er habe eine viehische Erziehung gehabt (S. 130), er habe knechtische Begegnung erdulden müssen, sei im Angesicht des ganzen Hofes gegeißelt worden, daß er sich wie ein Wurm gewunden habe, habe drei Stunden auf einem Scheit Holz knieen müssen u. s. w., dem steht es wahrlich übel an, eine Viertelstunde darauf zu sagen:

„Was müssen sei, erfuhr der Knabe nie.“

Ich halte es für unmöglich, daß ein spanischer Kronprinz einem General-Inquisitor und Beichtvater des Königs, in Zeiten, wo auch der König vor einem General-Inquisitor zittern mußte, so begegne, wie Don Karlos S. 114 thut; auch scheint es mir, es habe diesem Prinzen zu einer Zeit, da die Ewigkeit der Höllenstrafe bei allen christlichen Religionsparteien für die ausgemachteste Wahrheit galt, gar nicht einfallen können, dem besagten General-Inquisitor zu sagen:

„Die Ketten der Verdammniß
Zerbrechen endlich.“

Meinem Gefühl nach kann Don Karlos, so unsinnig ihn auch seine Leidenschaft in diesem Augenblicke machen mag, nicht zur Königin sagen (S. 151):

„Von der Bettlerhütte
Bis zu dem Thron ist für den Glücklichen,
Der sie gesehen hat, der Sprung nicht schwer.“

Er kann, soll und darf solchen Non-sens ebenso wenig sagen, als er zum Rodrigo sagen darf:

„O Rodrigo, nur wen'ge Augenblicke
— — — — — — — — — schenke mir
Allein mit ihr, und nimm dafür die ganze
Unsterblichkeit des Karlos zur Verschreibung!“

oder als er sagen kann (S. 147):

„Daß Karlos nicht
Gesonnen ist, der Unglückseligste
In seinem Reich zu bleiben, wenn es ihn
Nichts als den Umsturz der Gesetze kostet,
Der Glücklichste zu sein."

Aber freilich kann auch eine Königin von Spanien und Henri's IV. Tochter nicht wie eine Parisische Grisette sagen:

„So schnell vergessen
Parisermädchen ihre Heimath nicht."

Auch nennt sich diese Königin nicht Philipp's Frau — sagt nicht:

„Weil ich ein kindisches Verlangen trug,
Mich mit der kleinen Clara zu vergnügen."

Dergleichen Ausdrücke, die nur in der bürgerlichsten Art von Lustspielen passend sein können, kommen nicht selten vor und stechen von der schwülstigen Sprache, die im Ganzen die Oberhand hat, seltsam ab.

Ueber den Charakter des Rodrigo und die Schlußscene dieses Acts zwischen ihm und dem Prinzen wäre Vieles zu sagen, was Herr Schiller, wenn er seine Arbeit nur ein einziges Jahr liegen läßt und sie dann wieder mit kälterm Blute ansieht und durchmustert, sich vermuthlich selbst sagen wird. Ich erinnere hier nur dies Einzige: wenn die Anekdote, an die ihn der Prinz S. 126 wieder erinnert, wahr ist, wenn Rodrigo zugeben und zusehen konnte, daß Don Karlos um seinetwillen unschuldigerweise so schimpflich und unmenschlich mißhandelt wurde: so war Rodrigo der Elendeste unter allen Nichtswürdigen, die jemals unverdienterweise Athem geholt haben; und es braucht nichts als diesen einzigen Charakterzug, um ihn den Zuschauern durch das ganze Stück unerträglich zu machen.

Im Vorbeigehen bemerke ich noch, daß der spanische Name Rodrigo die mittlere Silbe schlechterdings lang haben muß, und daß man ebenso wenig (wie Herr Schiller durchgehends thut)

— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑

Rodrigo als Henricus oder Polonus sagen kann. Ebenso sagt man in Spanien nicht Dom Karlos oder Dom Philipp, sondern Don. Das Dom ist nur bei den Benedictiner-Mönchen

von der Congregation de St. Maur üblich, wo es eine Abkürzung des bei andern katholischen Geistlichen und Religiosen gewöhnlichen Domnus statt Dominus ist. Auch in Kleinigkeiten muß man beim Costüme bleiben.

Ich fange zu spät an zu merken, daß ich die Geduld zu ermüden Gefahr laufe, und lasse es also um so lieber bei dem bisher Gesagten bewenden, da mir selbst nichts Unangenehmeres ist, als zu tadeln, was ich vielleicht nicht besser oder wol gar schlechter machen würde. Herrn Schiller's größter Fehler ist — ein Fehler, um den ihn mancher deutscher Schriftsteller zu beneiden Ursache hat — ist wirklich nur, daß er noch zu reich ist, zu viel sagt, zu voll an Gedanken und Bildern ist und sich noch nicht genug zum Herrn über seine Einbildungskraft und seinen Witz gemacht hat. Sein allzu großer Ueberfluß zeigt sich auch in der Länge der Scenen; ich erschrecke, wenn ich überrechne, wie groß sein ganzes Stück werden, und wie lang es spielen muß, da der erste Act schon fünfthalb Bogen ausfüllt. Fühlen, wann es genug ist, und aufhören können, auch das ist schon eine große Kunst. Das größte Stück des Sophokles hat kaum so viel Verse als Herrn Schiller's erster Act.

Voltaire sagt von gewissen Tragödienmachern seiner Nation: Enivrés d'un succès passager ils se croyent au-dessus des plus grands maîtres et des anciens qu'ils ne connaissent pas. Da dies hoffentlich nicht der Fall des Herrn Raths Schiller sein wird, so überlasse ich mich mit Vergnügen der Hoffnung, daß er durch gehörige Ausbildung seiner glücklichen Anlagen sich der Aufmunterungen des Publicums immer würdiger erweisen werde.

Vorbericht zu Fridrich's Situation des Sehers Aliba bei Zoroaster's Grabe.

(Ein Versuch über die Unsterblichkeit der Seele.)[1])

Dieses Gedicht erscheint hier als eine Probe der philosophischen Gedichte oder Situationen des Herrn Fridrich, welche unsre Leser im Anzeiger dieses Monats auf Pränumeration angekündigt finden,[2]) und ist, wenn ich nicht irre, sehr geschickt, von der ganzen Sammlung eine vortheilhafte Erwartung zu erwecken. Was den Namen Situationen betrifft, so kann ich es dem Verfasser nicht verdenken, daß er eine gewißermaßen neue Gattung von Gedichten auch durch einen neuen Namen zu charakterisiren sucht. Denn wiewol das, was er so nennt, nicht eigentlich eine besondere Dichtart ausmacht, so ist es doch eine besondere und (wenigstens in unsrer Literatur) neue Art von Lehrgedichten, welche eben dadurch interessanter und poetischer ist als das Lehrgedicht in der gewöhnlichen engern Bedeutung, weil sie aus einem Gewebe von Empfindungen und Betrachtungen besteht, die in einer gewissen Person durch eine ganz eigene individuelle Lage oder Situation veranlaßt worden sind und dadurch gerade diese Gestalt, diesen Ton, diese Farbe, kurz, in Materie und Form diese und keine andere individuelle Beschaffenheit erhalten haben. Man sieht aus der vorliegenden Probe, daß zu dieser Art von Gedichten zwei wesentliche Bestimmungen erfordert werden: der Charakter der Person, welche —

---

[1]) Teutscher Merkur 1785, II. S. 30—32. Die Probe steht daselbst S. 33—53. Wieland schreibt den Namen irrig Friederich. — A. d. H.

[2]) Die Selbstankündigung dieses „Gelehrten zu Wien" ist vom März datirt. — A. d. H.

und die Situation, in welcher und durch welche diese Person — auf die Gedankenfolge geleitet wird, woraus das Gedicht besteht. Man sieht aber auch, daß die Benennung Situationen für diese Art von philosophischen Gedichten zu weit ist; denn sie würde einer ganz andern Art von Gedichten, z. B. der Entwicklung leidenschaftlicher Empfindungen und Gedankenfolgen, so wie sie durch eine gewisse Lage in einem gegebenen Charakter veranlaßt würden, ebenso gut zukommen als einer Folge philosophischer Betrachtungen, und ich weiß nicht, ob der Verfasser aus diesem Grunde nicht ebenso wohl oder besser thäte, diese Gedichte Selbstgespräche zu nennen. Doch am Ende kommt es nicht auf den Namen, sondern auf die Sache selbst, nämlich auf die glückliche Ausführung einer gewiß an sich sehr glücklichen Idee und also lediglich darauf an, wie viel der Dichter (neben allem Uebrigen, was zu jedem schönen Gedichte wesentlich erfordert wird) philosophischen Geist, Lebhaftigkeit der Imagination, Wärme des Herzens, Reichthum an Gedanken, kurz, wie viel Fähigkeit er habe, sich in die angenommene Person zu verwandeln und in die erwählte Situation hineinzusetzen, um alle die Vortheile daraus zu ziehen, die nur für Den darin liegen, der sich ihrer zu bemächtigen weiß. Denn daran ist kein Zweifel, daß diese Art von Lehrgedichten eine sehr glückliche Erfindung ist, um interessanten Materien aus der Philosophie des Lebens den Reiz der Neuheit und eine Beleuchtung, Wärme und Lebendigkeit zu geben, wodurch der Verstand, die Einbildungskraft und das Herz des Lesers zugleich auf eine sehr angenehme Art ins Spiel gesetzt, gerührt und unterhalten wird.[1])

---

[1]) Die Anzeige der „vermehrten Originalausgabe" von 1786 im Merkur 1787, I. Anzeiger, S. III—VII, ist nicht von Wieland, sondern von Reinhold. — A. d. H.

Empfehlung der Ausgabe von Schubart's sämmtlichen Gedichten.[1])

Hier in Weimar erbietet sich der Hofrath Wieland, zu Gunsten seines schätzbaren und unglücklichen Landsmannes Subscription anzunehmen. Er braucht den Edeln und Menschenfreunden, die der Himmel mit seinen besten Geschenken, Gefühl und Liebe der Musen, gesegnet hat, nicht erst zu sagen, wie viele Beweggründe bei den Schubartischen Gedichten zusammenkommen, um sie und ihren Verfasser (den Deutschland schon lange als einen Mann von ungewöhnlichen Geistesgaben kennt) ihrer Aufmerksamkeit und Theilnehmung zu empfehlen. Gewiß werden sie in ihrem eigenen Herzen den stärksten und schönsten Antrieb finden, das Ihrige dazu beizutragen, daß einem unserer vorzüglichsten Dichter, und gewiß dem unglücklichsten, der Trost zu Theil werde, durch eine ansehnliche Subscription einen thätigen Beweis zu erhalten, daß seine Talente und Schicksale den Edelsten und Besten seiner Nation nicht gleichgiltig gewesen.

---

1) Teutscher Merkur 1785, III. Anzeiger, S. CXX f. Zusatz zu Schubart's Subscriptionsankündigung seiner Gedichte daselbst, S. CXVII—CXX, datirt „Hohenasperg im Mai 1785". Dort heißt es u. A.: „Ich habe den Weg der Subscription genommen, um — ach! man erlaube mir nach so viel Demüthigung den Stolz — meine Bekannten und Freunde einmal in einer Lichtgruppe vor einem kleinen Producte meines Geistes zu sehen. Da ich mich öfters in den Tagen meiner Freiheit Aufträgen dieser Art mit Freuden unterzog, so kann ich um so mehr von meinen durch ganz Deutschland gesäeten Freunden gleiche Gefälligkeit erwarten. Meine Lage erlaubt es mir nicht, mich durch Briefe an die edlen Menschen alle zu wenden, die ich in den meisten Städten Deutschlands theils persönlich, theils durch Ruf und Schriften kenne. Ich will also einmal kühn sein und starkmüthig hoffen, meine Freunde und Bekannte werden, blos durch diese Nachricht und durch ihr eignes Herz bewogen, meinen Gedichten Liebhaber zu verschaffen suchen." Nachdem er sich bitter darüber beschwert hat, was man während seiner Gefangenschaft unter seinem Namen habe drucken lassen, schließt er: „Schrecklich ist's, gefangen zu sein; aber fast noch schrecklicher, von außen Buben johlen zu hören, die die Mauern unsers Kerkers mit Koth bewerfen. Ihnen verzeih's der Allbarmherzige!" — A. d. H.

Thalia. Herausgegeben von Schiller.

Zweites, drittes und viertes Heft.

Leipzig bei G. J. Göschen.[1])

Mit dem ersten Hefte, das bereits im Jahre 1785 herauskam, hat diese Thalia aufgehört, die Rheinische zu sein; sie hat die vorigen Localbeziehungen aus ihrem Plane weggelassen und scheint seitdem, wenigstens so viel sich aus ihren bisherigen Artikeln schließen läßt, sich mehr durch den Werth ihres Inhalts als durch Individualität ihres Zweckes unter ihren vielen Brüdern und Schwestern unterscheiden zu wollen. Das Gewisseste, was man sich von den eigenen Arbeiten des Herrn Herausgebers vorhinein versprechen konnte, war, daß sie insgesammt mit dem Stempel seines unverkennbaren Genius bezeichnet sein würden; und wenn die Thalia durch manche schätzbare Probe gezeigt hat, daß dieser Genie den Beifall des besseren Theiles vom lesenden Publicum der Bewunderung des größeren vorzuziehen wisse, so hat sie gewiß die Erwartung ihrer Leser vielmehr gerechtfertiget als übertroffen. Unter diese Proben scheinen vorzüglich die Philosophischen Briefe zu gehören, die durch die Gedankenfülle und den scharfsinnigen Witz, womit sie so reichlich ausgestattet sind, und durch ihre bilderreiche, gedrängte, kräftige Sprache die bereits bekannten Talente

[1]) Teutscher Merkur 1787, I. Anzeiger, S. I—III. Daß die nicht unterschriebene Anzeige nur von Wieland sein könne, unterliegt keinem Zweifel, wogegen die unmittelbar darauf folgende von Fridrich's Gedichten (vgl. oben S. 462, Anm.) Reinhold verräth. — A. d. H.

ihres Verfassers, durch ihre Deutlichkeit, Ungezwungenheit und Eleganz aber den Bund ankündigen, den seine Muse mit den Grazien geschlossen hat. Eben dies ist auch an dem Aufsatze Ueber moderne Größe und selbst, obgleich vielleicht in einem etwas geringeren Grade, an Dom (sollte heißen Don)[1]) Karlos von Spanien sichtbar. Die ersten Scenen dieses — wie Herr Rath Schiller es genannt wissen will — Familiengemäldes aus einem königlichen Hause erschienen bereits in der Rheinischen Thalia, und die Fortsetzungen davon, die in jedem der vor uns liegenden Hefte vorkommen, nehmen einen beträchtlichen Raum des Journals ein und werden ihn allem Ansehen nach auch in der Folge einnehmen, ohne daß die Leser unserm Gefühle nach Ursache haben werden, darüber unzufrieden zu sein. Wir enthalten uns hier aller näheren Beurtheilung dieses in mancher Rücksicht merkwürdigen Versuches und hoffen, daß uns die Vollendung desselben eine bessere Gelegenheit und der Merkur ein geräumigeres Plätzchen dazu geben wird, als wir ihm gegenwärtig[2]) zumuthen können. Der Verbrecher aus Infamie im zweiten Hefte interessirt sowol durch seinen für alle Leserclassen, insonderheit aber für Psychologen und Gerechtigkeitspfleger, äußerst wichtigen Inhalt als durch seine treffliche Einkleidung, die uns ein Meisterstück in dieser Art scheint. Dies Letztere möchten wir auch von dem Geisterseher, einer Erzählung im vierten Hefte, behaupten; wenigstens wird man nur selten einen abgebrochenen Artikel eines Journals mit einer so ungeduldigen Begierde nach der Fortsetzung aus der Hand gelegt haben. Von den eingestreuten Gedichten, worunter sich manches gute, keines aber der Aufnahme ganz unwürdige befindet, erwähnen wir hier der Freigeisterei aus Leidenschaft im vierten Hefte, vorzüglich darum, weil wir dem Dichter unsern Wunsch nicht vorenthalten können, daß er die Energie in Gedanken und Ausdruck, die er so sehr in seiner Gewalt hat, an würdigeren Gegenständen versuchen möchte. Wir sind zwar, wie der Herr Herausgeber in einer beigefügten Note von jedem seiner Leser voraussetzt, „billig genug, um eine Aufwallung der Leidenschaft nicht für ein philosophisches System und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters

[1]) Vgl. oben S. 459. — A. d. H.

[2]) In dem Anzeiger. — A. d. H.

zu halten"; nichtsdestoweniger aber sind wir überzeugt, und das erwähnte Gedicht bestärkt uns nur noch mehr in dieser Ueberzeugung, daß es gewisse Grade der Leidenschaft, zumal der Verzweiflung giebt, wo der Ausdruck derselben Verzerrung wird, die in der poetischen Nachahmung sowol als in der Natur das ästhetische und moralische Gefühl empört und sich mit dem Zwecke des Dichters schlechterdings nicht vereinigen läßt.

Vermischte Gedichte von Joh. Nikolaus Götz.

Herausgegeben von Karl Wilhelm Ramler. Drei Theile.
Mannheim in der Schwanischen Hofbuchhandlung.[1])

Diese Sammlung von Gedichten ist der schätzbare Nachlaß eines sehr liebenswürdigen Mannes, den (vermuthlich ohne vorgängige Verabredung) die Schicksalsgöttinnen zum Superintenten der hintern Grafschaft Sponheim, die Grazien hingegen zu ihrem eigenen Dichter gemacht, und den diese letztern für diesen schönen Beruf mit ihren auserlesensten Gaben, mit dem zartesten Gefühl, dem feinsten Ohr, der blühendsten Phantasie, dem muntersten Geist, dem reinsten Geschmack und der innigsten Liebe der Musenkunst aufs Reichlichste ausgestattet hatten. Lange hatten sich schon die Liebhaber, die das Talent dieses Günstlings der Charitinnen aus einzelnen in verschiedenen Anthologien nach und nach erschienenen Stücken kannten, nach einer vollständigen Sammlung seiner Gedichte gesehnt; aber da er, theils aus Bescheidenheit, theils auch wol andrer Rücksichten wegen, der Celebrität ebenso behutsam aus dem Wege ging, als Andre ihr mit heißer Begierde nachjagen, so konnte nur eine seinen Freunden und den deutschen Musen schmerzliche Begebenheit, der Tod des Dichters, uns die Gewährung unsers Wunsches, seinen Werken eine allgemeinere Publicität und ihrem Verfasser den ehrenvollen Platz auf unserm Parnaß verschaffen, den sie längst verdient hatten.[2])

Der in dieser Sammlung enthaltenen größern und kleinern

[1]) Teutscher Merkur 1785, III. Anzeiger, S. CXXVII—CXXX. Vgl. Wieland's „Ausgewählte Briefe", III. S. 318. — A. d. H.
[2]) Vgl. Herder's Werke, XIV. S. 648—655. — A. d. H.

Stücke sind über vierthalbhundert — größtentheils (außer einigen Erzählungen) Oden, Lieder, Liedchen, Elegien, Balladen, Romanzen, Sonette, Ringelgedichte (Rondeaux), Triolets, Madrigaux, Sinngedichte — kurz, lyrische Gedichte und Idyllien von den gefälligsten Arten, holde Kinder des Gefühls und der Phantasie, der Liebe, der Freude, der guten Laune, des glücklichen Moments oder auch des mit Liebe arbeitenden Kunstfleißes. Es sind größtentheils Blumen oder Blumenkränze, mannichfaltig an Gestalt, Form, Farben und Wohlgeruch, aber alle auserlesen und durch den glänzendsten Farbenschmelz und den süßen, herzlabenden Geist, den sie athmen, dem Leser von Gefühl und Geschmack wohlthätig. Hier und da scheinen unter diesem Reichthum von Blumen auch liebliche Früchte Sokratischer Weisheit (wie z. B. Die goldne Zeit, S. 16, Th. I) hervor, die von den Grazien mit leichtem Witz und reizender Gefälligkeit wie mit einem zarten Dufte überhaucht sind.

Sehr viele dieser Gedichte (vielleicht die meisten) sind mit mehr oder weniger Freiheit aus fremden Sprachen in die unsrige verpflanzt. Man findet hier einige der schönsten Blumen der griechischen Anthologie, Stücke aus Catull, Horaz, Tibull, Martial, Auson, Sarbiev, oder nach italienischen und französischen Originalen; aber solche Uebersetzungen und Nachbildungen verdienen den Namen wahrer Originale, und man ist nicht selten ungewiß, ob man das Nachbild nicht dem Urbilde selbst vorziehen soll.

Leichtigkeit, Freiheit, Eleganz, Kunst, die sich so gut zu verbergen weiß, daß sie ganz wie Natur aussieht, Reinheit und Schönheit der Sprache, unbeschreibliche Lieblichkeit der Versification in sehr verschiedenen Arten von Silbentänzen, eine zauberische Art von Musik für die Seele, die aus der immerwährenden Harmonie der Gedanken, Bilder, Worte und Rhythmen entsteht, mit einer bewundernswürdigen Gabe, den bekanntesten Sachen und Bildern die Grazie der Neuheit zu geben — sind die durchgängigen und zum Theil charakteristischen Vorzüge der Götzischen Muse; es werden nur wenige Seiten in dieser ganzen Sammlung zu finden sein, die nicht in allen diesen Punkten für Muster gelten könnten.

Wie viel der berühmte Herausgeber an der Correctheit der Götzischen Gedichte Antheil habe, könnten nur Diejenigen beurtheilen, welche die hinterlassene Handschrift des Verfassers mit der gegenwärtigen Ausgabe zu vergleichen Gelegenheit

hätten. Dies scheint mir gewiß, daß er sich der unbeschränkten Gewalt, die ihm der Verfasser über Leben und Tod seiner Geisteskinder vermacht hatte, mit keiner tyrannischen Strenge bediente, und daß die Freundschaft hier und da eine Kleinigkeit durchwischen ließ, welcher die Kritik das Recht, in so guter Gesellschaft zu erscheinen, vielleicht hätte streitig machen können. Mein Gefühl kann mich täuschen und ist wenigstens keine Regel für Andere; aber ich gestehe, daß ich z. B. das in seiner Art freilich ganz drollichte und hübsch gereimte alte Kalender- und Vademecumshistörchen Clymene vor Gericht (S. 91 des dritten Theils), das sich mit den vier Versen endet:

„Du hättest, sprach die Göttin, schreien sollen!
Gestehe mir die Wahrheit! schrieest Du?
Ach! seufzte sie, ich hatte schreien wollen,
Allein ich kam vor Lachen nicht dazu" —

in einer Sammlung solcher Gedichte, wie die Götzischen sind, lieber nicht gesehen hätte.

Gedichte von Johann Heinrich Voß.

Erster Band.

Hamburg bei Hoffmann.[1])

Ich erwähne dieses ersten Theils der Vossischen Gedichte hier blos, um die Recension, welche das Publicum bereits in der Allgemeinen Literaturzeitung, Beilage zu Nr. 162, von selbigen gelesen hat, auch meines Orts zu unterschreiben, da sie meiner Ueberzeugung nach ein so richtiges und bestimmtes Urtheil von diesen vortrefflichen Gedichten enthielt, daß ich (ohne in einen Detail, den dieser Anzeiger nicht zuläßt, einzugehen) nichts Neues hinzuzusetzen weiß. Wenige von unsern berühmtesten Dichtern können so ruhig als Voß an die Zeit appelliren und eines Platzes, von welchem sie Niemand verdrängen wird, unter den größten Dichtern aller Zeiten so gewiß sein. So reich wir an schönen lyrischen Gedichten seit Gleim's, Hagedorn's und Ramler's glücklichem Anfang und Vorgang in diesem Fache sind, so zeichnen sich doch die seinigen, auch neben den schönsten von einem Götz, Bürger und Hölty, durch eine Lebendigkeit des Gefühls, eine Originalität der Bilder und des Schwungs und ein so frisches und kräftiges Colorit aus, daß man bei seinen lyrischen Gemälden ganz vergißt, daß die Gegenstände derselben schon tausendmal gemalt und besungen worden sind. Aber das Feld, das sich dieser Dichter aus allen Neuern ganz allein erobert hat, ist die Theokritische Idylle, worin er selbst die beiden Engländer, die sich darin versucht haben, einen Philips und Gay, weit hinter sich zurückläßt. Seine Idyllen sind nicht Copien, nicht idealisirte Nachahmungen des griechischen Hirtendichters: es sind wahre Theokritische Gedichte,

[1]) Teutscher Merkur 1785, III. Anzeiger, S. CXXX—CXXXII. — A. d. H.

nicht blos in seiner Manier, sondern mit seinem Geiste gedichtet, der durch Metempsychose in unsern Landsmann übergegangen zu sein scheint. Gerade so, denke ich (und man braucht nur die Vossischen Idyllen mit den von ihm übersetzten Stücken des Theokrit, die in dieser Sammlung vorkommen, zu vergleichen, um meiner Meinung zu sein), würde Theokrit und Homer selbst diese Natur- und Dorfscenen aus unserer heutigen Welt behandelt und geschildert haben, wenn er in unsrer Zeit gelebt und (wie unser deutscher Theokrit) in der Lage gewesen wäre, die Natur von dieser Seite belauschen und studiren zu können. Man müßte wenig Sinn für den Reiz der unverkünstelten Natur haben, die (wenigstens in denjenigen Provinzen, wo das Landvolk seines Daseins noch froh wird, und wo die unmittelbaren Originale dieser Idyllen zu Hause sind) so reich an anmuthigen und rührenden Gegenständen und Scenen ist, wenn man diese Gemälde derselben nicht interessant finden wollte. Sie sind es schon durch die Neuheit der Sachen; aber wie sehr werden sie es noch durch die Art, wie der Dichter sie behandelt hat: durch die Wahrheit, die aus allen diesen Gemälden athmet — den Reichthum neuer, von der Natur selbst unmittelbar aufgenommener Bilder — die lebhafteste, wärmste, anmuthigste Poesie des Stils und die schönste Versification — durch die mit der feinsten Beurtheilung vorgenommene Auswahl der kleinen Umstände, die jeden Gegenstand uns vor die Augen bringen und oft mit einem Zuge oder Druck des Pinsels das ganze Bild vollenden und beleben — endlich durch die Kunst, die Personen und kleinen Geschichtchen aus dem, was man das niedrige Leben nennt, der Aehnlichkeit unbeschadet, unvermerkt zu verschönern und zu veredeln, aber ohne ihnen etwas Charakteristisches zu nehmen oder fremde Zierrathen, die sie nur verstellen würden, anzuflicken; gerade nur so viel zu veredeln, als vonnöthen ist, um das eigenthümliche Schöne und Edle des Natur- und Landlebens einem nicht ganz abgestumpften Stadtbewohner fühlbarer zu machen u. s. w. Für mich, ich gestehe es, ist im ganzen Gebiete der Poesie nichts Anziehenderes als solche Gemälde aus dem ländlichen und häuslichen Leben einer Classe von Menschen, die, weil sie am Wenigsten von den ursprünglichen Zügen der Natur verloren hat, immer die liebenswürdigste gewesen ist — worin ich sie mit ihrer eigenen Vorstellungsart und glücklichen Beschränktheit, mit ihrem Glauben und Aberglauben, mit ihrer

Offenheit, Herzlichkeit und Unschuld sowie mit ihren kleinen Schalkheiten, Ungezogenheiten u. s. w., kurz, in ihrer ganzen Rusticität, wie sie leiben und leben, so dargestellt finde, daß kein einziger falscher Zug mich in dem angenehmen Traume stört, mitten unter ihnen und gleichsam wie ihrer eins geworden zu sein.

Ich muß abbrechen und Vieles, das ich noch zu sagen hätte, auf eine andere Gelegenheit versparen. Dies Wenige nur als ein öffentliches Zeichen eines dankbaren Gefühls für so manche süße Stunde, die ich den Vossischen Idyllen verdanke, welche, anstatt beim Wiederlesen etwas von ihrem Reiz für mich zu verlieren, vielmehr, so oft ich sie bei einem einsamen Spaziergang zu meiner Gesellschaft nehme, mir immer neue Schönheiten entdecken und immer höheres Vergnügen gewähren.

Freimaurergedichte von Blumauer.

Wien, bei Grüffer, 1786.[1])

Hätten diese Gedichte keine stärkere Empfehlung, als daß sie Freimaurergedichte wären, so würden wir sie ruhig ihre Straße in vicum vendentem thus et odores[2]) wandeln lassen. Allein es sind Kinder von Blumauer's geistvoller Muse, die sich hier den mystischen Schleier nur darum über das Gesicht geworfen zu haben scheint, um so süßer und lieblicher darunter hervorzulächeln. Ihr, der jede Kleidung gut steht, hört man gerne zu, sie spreche, von welchem Stuhle sie wolle; und wir dürfen daher diese kleine Sammlung nur als Gedichte von Blumauer anzeigen, so haben wir genug gesagt, um eine umständlichere Schätzung ihres Werthes, wozu uns hier der Raum gebricht, entbehrlich zu machen.

---

[1]) Teutscher Merkur 1786, II. Anzeiger, S. LIII f. Die nicht unterzeichnete Anzeige verräth durch den Ton Wieland als Verfasser. — A. d. H.

[2]) Hor., Epist., II. 1. 269. — A. d. H.

Der Mönch von Carmel,

ein dramatisches Gedicht

in fünf Aufzügen. Auf der Mannheimer Bühne den 10. September 1786 zum ersten Mal aufgeführt.

Berlin und Leipzig, bei G. J. Decker, 1787.[1])

Wenn man bedenkt, daß die deutsche Literatur und Kunst, wenigstens so viel sich aus ihrer bisherigen Geschichte schließen läßt, einmal bestimmt ist, sich aus eigener innerer Kraft gegen unzählige Hindernisse, wovon so Manches unsern Nachbarn fremd ist, und nicht selten wider Willen und Anstalten, meistens aber ohne Unterstützung der Großen emporzuarbeiten, und daß die dramatische Kunst gerade diejenige ist, die ohne den Schutz, die Aufmunterung und Pflege der Regenten und ihrer Stellvertreter am Wenigsten gedeihen kann: so wird man es sehr begreiflich finden, daß die Kunst, für welche Lessing gearbeitet hat und Engel noch arbeitet, bisher so weit hinter ihren übrigen Schwestern zurückgeblieben ist. Ein Blick auf den blühenden Zustand der Mannheimer Bühne zeigt, woran es den meisten übrigen deutschen Bühnen fehlt, und wie bald es unserer Nation gelingen müßte, sich auch in diesem Fache mit jeder andern messen zu können, wenn Minister, die zugleich Liebhaber, Kenner und thätige Beförderer der Kunst sind, weniger einzig in ihrer Art wären. Es war uns unmöglich, diese Bemerkung, so wenig neu sie auch übrigens sein mag, bei einer Gelegenheit zu unterdrücken, da wir von dem neusten Verdienste,

[1]) Teutscher Merkur 1787, II. Anzeiger, S. XLI—XLIII. Auch hier kann man, trotz des fehlenden W., unmöglich zweifeln, daß die Anzeige von dem Dalberg befreundeten Wieland stammt. — A. d. H.

das sich der berühmte Herr Kammerpräsident, Freiherr von Dalberg, nicht nur um das unter seiner Aufsicht stehende Theater zu Mannheim, sondern auch um die dramatische Kunst überhaupt gemacht hat, zu sprechen haben.

Das versificirte Drama, ein ohnehin unter uns sehr vernachlässigter Zweig dieser Kunst, schien dem einsichtsvollen Freunde derselben durch einen nur allzu leicht besorglichen Mißverstand der scharfsinnigen Beweise Gefahr zu laufen, wodurch Herr Engel im zweiten Bande seiner Mimik die Versification aus dem Ideal des eigentlichen Drama zu verbannen bemüht war. Herr von Dalberg hat gegen diese Gefahr die sicherste Maßregel wenigstens insofern ergriffen, als er durch sein eigenes Beispiel unsre Dichter aufzumuntern sucht, den dramatischen Rhythmus durch öftere und bessere Versuche jenem Grade von Vollkommenheit näher zu bringen, der allein im Stande ist, die bestrittene Gattung sowol gegen die Bedenklichkeiten der Kritik zu schützen, als auch mit dem Geschmacke des Publicums auszusöhnen. Dieser rühmlichen Absicht hat Cumberland's Carmelite das metrische Gewand zu verdanken, in welchem er gegenwärtig als Mönch von Carmel auf deutschem Grund und Boden erscheint, nachdem er unter der Hand seines zweiten Schöpfers durch manche glückliche Aenderung in seinem vorigen Plane, durch Weglassung vieler müssigen Tiraden, bessere Vorbereitung einiger Hauptscenen und raschere Folge der Entwicklung merklich gewonnen hat. Ueberhaupt wird man weder im Stücke selbst noch in dem Schreiben des Herrn Verfassers an Herrn Gotter, welches statt eines Vorberichts vorgedruckt ist, Proben der bekannten Vertraulichkeit vermissen, womit Thalia den edeln Mann belohnt, der sie für die Gleichgiltigkeit so manches seiner Standesgenossen schadlos hält.

Goethe's Schriften.

Erster, zweiter, dritter und vierter Band.

Leipzig bei Georg Joachim Göschen, 1787, mit Kupfern und Vignetten von Chodowiecki, Meil, Oeser, Geyser, Berger, Mechau und Lips.[1])

Wir zeigen hiermit die erste Hälfte der sämmtlichen Schriften des Herrn Geheimen Raths von Goethe in der einzigen ächten und von ihm selbst besorgten Ausgabe an, bei welcher der Verleger (wie wir der Wahrheit zur Steuer sagen müssen) Alles und in der That noch mehr geleistet hat, als er in der Ankündigung versprochen; gewiß Alles, was bei so mäßiger Aufmunterung der Subscription und in Rücksicht sowol des Preises als der Impunität der Nachdrücke, die unsrer Nation und ihren Obern zu so schlechtem Ruhme gereicht, nur immer möglich war. Die Werke eines Schriftstellers, auf den die Nation stolz ist und es zu sein so viele Ursache hat, Werke, denen der Genius der Natur und der Kunst ihren Stempel gemeinschaftlich so tief und scharf wie diesen aufgedrückt haben, bedürfen keiner Anpreisung. Die wichtigsten und bekanntesten derselben haben nun durch die sorgfältigste Ausfeilung einen Grad von Vollkommenheit und Vollendung erhalten, der nichts zu wünschen übrig läßt; verschiedene erscheinen hier zum ersten Mal, und auch unter den in einem Augenblick (so zu sagen) entstandenen und für einen Augenblick bestimmten Producten ist keines, worin der Geist des Verfassers und seine unnach-

[1]) Teutscher Merkur 1787, III. Anzeiger, S. CXXI—CXXIII. Die Anzeige kann nur Wieland selbst geliefert haben. — A. d. H.

ahmliche Manier verkennbar wäre; keines, das nicht auch dem Leser wenigstens einen Theil des Vergnügens zu kosten gäbe, das diese Kinder einer genialischen Laune im frohen Augenblick ihrer Entstehung in einem engern Zirkel von Zuschauern verbreiteten.[1])

Der erste Theil enthält Werther's Leiden, mit verschiedenen, bei der ersten Ausgabe zurückgehaltenen Briefen oder Bruchstücken seines Tagebuchs vermehrt, deren Mittheilung dem Verfasser gewiß allgemeinen Dank erwerben wird. Dem Ganzen ist eine Art von Zueignung in achtzeiligen Stanzen, nach der gewöhnlichen Form der ottave rime der Italiener, vorgesetzt, ein Gedicht, das unserer Empfindung nach unter die schönsten gehört, die unsere Sprache aufzuweisen hat, und worin der Verfasser die Petrarca und Tasso in ihrer eigenen Manier hinter sich läßt.

Den zweiten Band füllen zwei Schauspiele, Götz von Berlichingen und Die Mitschuldigen, ein Lustspiel, ein Werk der frühen Jugend des Verfassers, das der Jugend eines Molière Ehre gemacht hätte. An Götzen sind die kleinen Flecken der ersten Ausgaben abgewischt, ohne ihm irgend etwas von dem eigenthümlichen Charakter und Costüme seines Jahrhunderts, dem Ende der Ritterzeit in Deutschland, zu nehmen.

Der dritte Theil liefert nebst Clavigo zwei neue Stücke, Iphigenie in Tauris, ein Schauspiel in griechischem Geschmack, wiewol ohne Chöre, und Die Geschwister, ein Schauspiel aus der Classe der Cénie, Melanide und ihresgleichen, in einem Act, ein kleines rührendes Stück, das die Grazien aus den zärtesten Gefühlen der naivsten, unschuldigsten und interessantesten Liebe zu einem Geschenke für schöne Seelen gewebt haben. Iphigenie scheint bis zur Täuschung, sogar eines mit den griechischen Dichtern wohl bekannten Lesers, ein altgriechisches Werk zu sein; der Zauber dieser Täuschung liegt theils in der Vorstellungsart der Personen und dem genau beobachteten Costüme, theils und vornehmlich in der Sprache; der Verfasser scheint sich aus dem Griechischen eine Art von Ideal, gleich dem Kanon des Polykletus, gebildet und nach selbigem gearbeitet zu haben. Das Ganze verdient eine kritische Prüfung, die nicht dieses Ortes ist. Im vierten Theil erscheint

---

[1]) Wovon Wieland persönlich Zeuge gewesen war. — A. d. H.

Stella, ein Schauspiel für Liebende, und Der Triumph der Empfindsamkeit, eine dramatische Grille (wie es der Verfasser nennt), die, ursprünglich für eine besondere Veranlassung bestimmt, von einer hiesigen Liebhabergesellschaft so aufgeführt wurde, wie sie weder hier noch anderswo niemals wieder aufgeführt werden kann noch wird. Auch Spiele eines Geistes wie Goethe sind des Aufbehaltens würdig und oft mehr werth als die opera seria, worauf mancher gravitätischer Kopf sein ganzes Verdienst gründet. Die Vögel, nach dem Aristophanes, die den Beschluß dieses Bändchens machen, gehören in die nämliche Classe und könnten zum Muster dienen, wie die Stücke dieses geistvollen Atheniensischen Scurra zu modernen Possenspielen von der feinern Art gebildet werden könnten, da sie keiner eigentlichen Uebersetzung fähig sind.

Dom*) Karlos, Infant von Spanien,

von Friedrich Schiller.

Leipzig, bei Georg Joachim Göschen, 1787. Nebst einem schönen Titelkupfer von Verelst.[1])

Die bekannten hervorstechenden Talente des Herrn Schiller's und der frühe Ruhm, den ihm seine von allen deutschen Schaubühnen so häufig erschallenden dramatischen Stücke erworben haben, lassen billig erwarten, daß Dom Karlos (mit dessen erstem Acte uns Thalia schon bekannt gemacht hat, und den Herr Göschen nun in dieser schönen Ausgabe verbessert und vollständig liefert) bereits in den Händen der meisten unserer Leser sein werde. Den Wenigen, bei denen dies der Fall nicht wäre, zeigen wir diesen dramatischen Roman als eine außerordentliche Erscheinung an unserm literarischen Himmel an, welche die Aufmerksamkeit aller Liebhaber der Dichtkunst und Schaubühne verdient und außer Vielem, was in einzelnen Scenen vortrefflich ist, und einem großen Reichthum an Bildern, Gedanken, Sentiments, Charakterzügen, die sich durch Erhabenheit, Energie, Delicatesse, Schönheit des Ausdrucks u. s. w. auszeichnen, vornehmlich auch dadurch interessant wird, weil sie uns von den Fortschritten des Verfassers und von dem, was sich unsere dramatischen Musen in Zukunft von ihm zu versprechen haben, unterrichtet und uns, so zu sagen,

*) Herr Schiller ist schon ehemals erinnert worden, daß man nicht Dom, sondern Don Karlos sagt. [Vgl. oben S. 459. 465. Dom ist die ältere Form, die Schiller aus seiner Quelle nahm. — A. d. H.]

---

[1]) Teutscher Merkur 1787, III. Anzeiger, S. CXXIII—CXXV. Mit Wieland's W. bezeichnet. Schiller war unterdessen persönlich mit Wieland befreundet worden. — A. d. H.

zu Zuschauern eines langen muthvollen Kampfes seines Genius mit seinem Süjet macht — wo der Sieg vielleicht um so zweifelhafter scheinen mag, je schwerer ihn der Kämpfer sich selbst vorsätzlich gemacht hat, aber schon das bloße Unternehmen und die Stärke und Geschicklichkeit, die er dabei bewiesen hat, alle mögliche Aufmunterung verdient. Ich habe den Dom Karlos einen dramatischen Roman genannt; denn daß ein Drama von beinahe zweiunddreißig Bogen vom Verfasser selbst mehr zum Lesen oder Vorlesen als für wirkliche Vorstellung auf der Bühne bestimmt sei, kann wol keine Frage sein; aber eben darum kann es ihm zu keinem Vorwurf gereichen, daß es mehr eine Reihe mit einander verknüpfter Dialogen als ein eigentliches in Plan und Ausführung regelmäßiges Trauerspiel ist. Herr Schiller wollte nach einem sich selbst ausgedachten Ideal arbeiten; wollte kein Werk weder nach den Mustern der Griechen noch der Franzosen aufstellen; aber dies beweiset ebenso wenig seine Verachtung dieser Muster als sein Unvermögen, ein ächtes Kunstwerk (*legitimum poëma*, wie es Horaz[1]) nennt) hervorzubringen. Der lebhafteste Wunsch, den uns die Durchlesung des Dom Karlos abgedrungen hat, ist: daß der gute Genius der deutschen Schaubühne Herrn Schiller endlich einmal den Willen eingebe, seinen eigenen den Gesetzen des Aristoteles und Horaz zu unterwerfen und uns mit einem Schauspiel zu beschenken, das jede Probe der Kritik aushalte, und worüber ein gewissenhafter Aristarch nicht ein ganzes Buch schreiben müßte, wofern er der Gefahr entgehen wollte, sowol durch Lob als Tadel alle Augenblicke entweder an der Kunst oder an dem Künstler eine Ungerechtigkeit zu begehen.

---

[1]) Hor., Epist., II. 2. 109. — A. d. H.

Pandora, oder Kalender des Luxus und der Moden für das Schaltjahr 1788.

Leipzig bei G. J. Göschen.[1])

Die schöne Pandora — die durch die täuschenden und zweideutigen Geschenke, womit die Götter sie zu den Geschöpfen des Prometheus herabschickten, der rohen Einfalt und Unwissenheit, aber auch der Unschuld und Sorgenfreiheit ihres ersten kindlichen Alters ein Ende machte — scheint ausdrücklich dazu erfunden zu sein, um in einer unsern Zeiten angemessenen Allegorisation des mythologischen Göttersystems die Göttin des Luxus und der Moden vorzustellen; und die Herren Herausgeber des Kalenders des Luxus und der Moden hätten daher keine glücklicher passende Benennung für denselben finden können als diese. In dem gegenwärtigen zweiten Jahrgang dieses beliebten neuen Taschenkalenders erfüllt und übertrifft noch Pandora die Erwartung, wozu man durch den ersten berechtigt war; die Herausgeber haben weder Fleiß noch Kosten gespart, die Wünsche geschmackvoller Liebhaber zu befriedigen und ihr Werk seiner möglichsten Vollkommenheit noch näher zu bringen. Das niedliche Titelkupfer stellt die Toilette der Pandora vor, die von den Grazien dabei bedient wird, während der Genius des Geschmacks die Göttin *Mère-Folle* zurückweiset, die in Gestalt einer Pariser Modekrämerin gekommen war, Pandoren unter andern Neuigkeiten einen Hut à la Pagode anzubieten. Die Stelle einer Vorrede vertritt die

[1]) Teutscher Merkur 1787, IV. Anzeiger, S. CLXXIII—CLXXVI. — A. d. H.

Göttin Mode vor Gericht, ein Gedicht von Blumauern, das in Erfindung und Ausführung unter die schönsten Producte seiner sinnreichen Muse gehört und durch die ihm eigene geistreiche Manier des Colorits und eine gewisse curiosam felicitatem in der Wahl der Worte und Reime auch ohne seinen Namen den unverkennbaren Meister verrathen würde. Nun folgen außer dem Kalenderchen und den beigefügten astronomischen Notizen zwölf kleine Abhandlungen, deren keine man ohne Vergnügen lesen wird: I. Miscellaneen aus der Geschichte der Moden und der häuslichen Gebräuche von Herrn Reichard, ein Artikel, den wir fortgesetzt zu sehen wünschen. II. Toilette der türkischen Damen, mit R. unterzeichnet. III. Ueber die Mode der Bärte, ebenfalls von Herrn Reichard. IV. Kopfputz der vier weiblichen Alter (wozu die vier ersten Kupfertafeln gehören), mit einer sehr interessanten Einleitung über die auffallende Bemerkung, daß, je höher eine Nation in der Cultur steige, je unnatürlicher der Kopfputz ihrer Damen werde, von Herrn Bertuch. V. Russische Assembleegesetze, im Jahre 1725 von der Kaiserin Katharina Alexiewna publicirt; ein interessantes Sittengemälde, worin sonderlich der Artikel 8 merkwürdig ist: „Keine Dame soll sich, unter welchem Vorwand es auch sei, in der Assemblee betrinken, und die Herren sollen sich wenigstens vor 9 Uhr nicht betrinken dürfen." VI. Der Blumenkranz, ein Schreiben an die Herausgeber von einem unter jenem Namen existiren sollenden Frauenzimmerklubb, mit allerlei Vorschlägen zu Verschönerung des Modekalenders. VII. Neueste Damentrachten, wozu sechs feine ausgemalte Kupferblätter gehören. VIII. Die Tulipomanie, aus Beckmann's „Beiträge zur Geschichte der Erfindungen", von S * *, ein sehr unterhaltender Beitrag zur Geschichte der menschlichen Thorheit. IX. Ueber den Luxus der Bäder der Alten und Neuern. Sehr wohl geschrieben. X. Modischer Lebenslauf eines unmodischen Weltbürgers, von unserm Musäus, auf dessen zu frühes Grab der Herausgeber des Merkur, der ihn schätzte und liebte, hier eine bethränte Blume wirft! XI. Bemerkungen über die Theatertrachten, wozu sechs schöne Blätter gehören, die das, was in diesem Artikel über das Theatercostüme gesagt ist, erläutern und die französischen Schauspieler, Mlle. Raucourt als Medea, Herrn Brissard als den Vater der Horazier, Madame Vestris als Gabriele de Vergy, Herrn Laine als Rodrigue in

der Oper Chimène, Mlle. Contat als die Dame de Randau in den Amours du Chevalier Bayard, und Ebendieselbe als Susanne im Mariage de Figaro vorstellen. XII. Der Tanz als geselliges Vergnügen, nebst Musik und Touren zu sechs neuen Tänzen. Den Beschluß macht die Erklärung der Kupfer. Wir glauben, daß nach dieser simpeln Anzeige eine anpreisende Empfehlung dieser Pandora, die gewiß unter ihre schönsten Rivalinnen in Deutschland und Frankreich ohne Erröthen treten darf, ganz überflüssig wäre.

Ueber die Borussias von Jenisch.

1.

An Herrn ***.

Ueber die neulich mitgetheilten Proben einer Borussias.[1])

Ich habe noch bisher zu wenig Gelegenheit gehabt, die Urtheile unsers Publicums von dem kühnen Unternehmen eines ungenannten Preußen, die wichtigste Lebensepoche Friedrich's des Einzigen in einem epischen Gedichte zu besingen, und von den Proben, die der Teutsche Merkur im Junius und Julius dieses Jahres davon bekannt gemacht hat, zu erfahren, als daß ich die eine Hälfte Ihres Wunsches befriedigen könnte. Lassen Sie Sich also für diesmal an meinem guten Willen genügen, wenigstens die andre Hälfte desselben zu erfüllen, indem ich Ihnen einige meiner Gedanken über diesen Versuch so vertraulich mittheile, als sich nur immer von einem gedruckten Brief erwarten läßt.

Ein episches Gedicht, dessen Held Friedrich der Große und Einzige, und dessen Thema der siebenjährige Krieg ist, kann, ohne Uebertreibung, für das kühnste und schwerste Unternehmen gelten, dessen sich jemals ein Dichter unterwunden hat. Der bloße Gedanke eines solchen Werkes, das bloße Gefühl, sich der Ausführung desselben zu getrauen, beweiset schon viel für oder wider den Unternehmer.

Ich hoffe also, mein Freund, Sie werden mich weder einer gezierten Bescheidenheit noch einer allzu großen Furchtsamkeit be-

---

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1790, III. S. 93—103. Eine Probe des Gedichtes war ohne Namen des Dichters daselbst (II. S. 276—298 und S. 329—348) mitgetheilt worden, wobei Wieland bemerkte, er halte zuerst noch sein Urtheil zurück, um Niemand in dem seinigen vorzugreifen. — A. d. H.

schuldigen, wenn ich über die Fragen: ob der Ungenannte in den mitgetheilten Proben bereits bewiesen habe, daß er den Ulyssesbogen spannen könne; ob seine Seele groß genug sei, die große Seele Friedrich's des Einzigen zu umfassen, von ihr ganz durchdrungen zu werden und sich innig genug mit ihr zu identificiren, um mit Friedrich's Augen sehen, Friedrich's Gedanken denken, ihm auf jede Höhe, die er erfliegt, in jede Tiefe, in die er herabschießt, folgen zu können; ob er auch in der gehörigen Stärke gefühlt habe, daß sein Süjet eine ihm eigene Art von menschlicher Größe und Erhabenheit in sich habe, die, wofern er sich ihrer ganz zu bemächtigen weiß, seinem Gedichte in Ansicht der Wirkung, die es auf alle Menschen aller Zeiten, von welcher Nation und Partei sie sein mögen, thun müßte, den Vortheil über alle Iliaden, Aeneïden und Henriaden geben und es zu einem so einzigen Dichterwerke machen würde, als sein Held und das ganze große Drama seines siebenjährigen Kampfes mit sechs gegen ihn verschwornen Mächten, mit dem Schicksal und selbst mit den Schranken der menschlichen Natur — einzig in der Geschichte ist — Sie werden, sage ich, es mir nicht mißdeuten, wenn ich über alle diese Fragen noch kein entschiedenes Urtheil fälle. Alles, was ich Ihnen darüber sagen kann, ist, daß ich — wahrlich nicht aus einem Ueberfluß von selbsteignem Muthe — ein Wenig für den Dichter zittre. Hat er (er, der selbst gesteht, daß ihm die Idee dieses Gedichtes erst vor wenigen Wochen gekommen) auch wol die ganze furchtbare Größe seiner Unternehmung lang und reiflich genug überdacht? hat er alle Schwierigkeiten ermessen, die er zu überwinden hat, sich alle Gefahren vorgezählt, die ihm bis auf den letzten Augenblick den Sieg aus der Hand zu winden drohen? Denn hier möchte wol mit dem raschen Entschluß jenes jungen französischen Paladins:[1])

„Unmöglich oder nicht,
Ich unternehm's!" —

nicht durchzukommen sein.

Fassen Sie aber gleichwol aus meinem Zittern kein nachtheiliges Vorurtheil gegen den Dichter der Borussias! Was ist natürlicher, als ein Wenig zu erschrecken, wenn wir einen An=

---

[1]) Hüon's im Oberon, I. 70. — A. d. H.

dern etwas Gefahrvolles unternehmen sehen, dessen uns zu unterfangen wir selbst nie gewagt hätten? Würden Sie nicht auch ein Wenig gezittert haben, wenn Sie dabei gestanden wären, als der schöne Phaëthon, von jugendlichem Selbstgefühl und Vertrauen gebläht, vor den Sonnengott trat, sich die Gewährung einer Bitte zuschwören ließ und dann um die Erlaubniß bat, seinen Flammenwagen einen Tag lang um den Himmel zu führen? — nur allzu wahrscheinlich

vitreo daturus
Nomina ponto![1])

Doch wenn der muthige Wagehals uns entgegenruft:

„Was draus entstehen kann, das mag daraus entstehen;
Mir ziemt es nicht, so was voraus zu sehen!"

desto besser für ihn und uns! Also nichts weiter hievon! Ferne sei es von uns, Jemand abschrecken zu wollen, der etwas Großes in unsern Tagen zu beginnen Muth hat! Und gewiß wird sich auch der Mann, der ein solches Abenteuer bestehen kann, durch unser Zittern nicht erschrecken lassen!

Aber eine andere Frage, über welche ich mich nicht enthalten kann, Ihnen ein paar Worte zu sagen, ist diese, ob es rathsam gewesen sei, einen erst vor wenig Jahren verstorbenen deutschen Fürsten zum Helden und also eine noch so frisch in aller Menschen Andenken liegende Geschichte, wie der siebenjährige Krieg ist, zum Stoff einer Epopöe zu erwählen. Und da gestehe ich unverhohlen, daß ich sogar den Helden der Henriade noch zu modern, noch zu nahe an uns finde, wiewol es schon bald zweihundert Jahre sind, daß er nur noch in der Geschichte lebt. Es mag vielleicht nur Aberglaube und Täuschung sein, aber wenigstens scheint es (vielleicht blos von Gewohnheits wegen) den meisten Menschen natürlich zu sein, sich einen noch ganz neuen Helden nicht ohne einen geheimen Widerwillen als die Hauptperson einer Epopöe zu denken. Wir sehen ihn und seine Thaten noch als ein ausschließliches Eigenthum der Geschichte an, und je mehr uns daran gelegen ist, von einem sehr großen Manne nichts als die reine Wahrheit zu erfahren,

[1]) Hor., Carm., IV. 2, 3. 4. — A. d. H.

je mehr wir ein ganz getreues und unverschönertes Bildniß (wenn es auch nur eine Silhouette wäre) von ihm zu besitzen wünschen, je größer der Werth ist, den wir auf die kleinste zuverlässige Anekdote setzen, die uns einen Zug seines Charakters liefert: desto ungeneigter sind wir, einem Dichter die Erlaubniß, ihn zu idealisiren, einzuräumen. Und wenn dieser sich auch noch so genau an die bloße historische Wahrheit zu halten verspricht und wirklich hält, so bleibt doch, da er nun einmal ein Dichter ist und die Gewalt quidlibet audendi[1]) von Rechts und Gewohnheits wegen in Händen hat, immer eine Art von geheimer Besorgniß übrig, daß er sich seines Rechts bedienen und aus dem historischen Helden, an dem wir Alles bis auf seine Fehler, Schwachheiten und Muttermaale lieben, einen romantischen und idealischen machen werde, der uns, wie edel und exemplarisch er auch sein möchte, nur blos darum schon zuwider ist, weil er nicht mehr der Mann selbst ist, den wir aus seiner Geschichte, aus dem ganzen Zusammenhang seines Lebens und (was bei Friedrich II. hauptsächlich in Betrachtung kommt) aus seinen eigenen Werken kennen, und von welchem wir uns aus allen diesen Datis, Jeder nach seinem Vermögen, ein bestimmtes Bild in unsrer eignen Seele gebildet haben, das nun auf immer mit seinem Namen in uns verbunden ist, und in welchem allein wir ihn zu erkennen glauben. Kurz, lieber Freund, mich dünkt, wir müssen den Helden einer Epopöe schon so viele Jahrhunderte lang todt und begraben wissen, daß seine Geschichte (zumal wenn sie so viel Unglaubliches hat wie Friedrich's des Großen), wo nicht zu einer Art von romantischem Mythen für uns geworden ist, wenigstens doch aus einer so großen Zeitferne einen gewissen edeln Rost des Alterthums gewonnen und der Held selbst das Kolossalische und Götterähnliche in unsrer Einbildung bekommen hat, welches er haben muß, um zu der epischen Behandlung und dem hohen Trompetenton der heroischen Muse qualificirt zu sein.

Doch gesetzt auch, man erlaubte einem Dichter, sich über diese Bedenklichkeit wegzusetzen — und wer sich zum Sänger Friedrich's II. geboren fühlt, wird sich diese Erlaubniß wol selbst nehmen und zu seiner Rechtfertigung Gründe genug finden —, so bleibt noch eine andere, über die man nicht leicht ungestraft wegspringen kann. Und diese ist: daß es, eben wegen der Neuheit der Be-

[1]) Hor., Ars Poet., 10. — A. d. H.

gebenheiten, schwer, wo nicht unmöglich ist, daß der Dichter einer Borussias, zumal wenn er ein Borusse ist, nicht Partei gegen die Feinde seines Helden nehme und im Feuer seiner begeisterten Liebe für seinen König und sein Vaterland den Charakter, die Beweggründe, Gesinnungen und Handlungen jener Fürsten und Nationen, die am Ende doch blos ein entgegengesetztes politisches Interesse zu Gegnern seines Helden machte, in ein falsches, gehässiges oder doch nachtheiliges Licht stelle. Eine Parteilichkeit, welche — außer dem, was in andern wichtigern Rücksichten gegen sie einzuwenden ist — für den Dichter selbst und für sein Werk den Nachtheil hat, nur für die Unterthanen der preußischen Monarchie gearbeitet zu haben und sich wenig Beifall von allen jenen Nationen versprechen zu dürfen, die sich in ihren Fürsten von ihm mißhandelt glauben. Denn da ihm nun einmal Alles daran gelegen ist, die Gerechtigkeit auf seines Helden Seite zu haben, so sieht er sich gezwungen, um alles Verhaßte des verderblichen, menschenfressenden Krieges, den er besingen will, auf die Gegenpartei zu wälzen, ihr die abscheulichsten Leidenschaften und Gesinnungen zuzuschreiben; und diese Unbilligkeit (denn Unbilligkeit ist und bleibt es immer in den unverfälschten und recht richtenden Augen des Weltbürgers) wird dadurch nur schlecht gemildert, daß der Poet ein scheußliches Ungeheuer von einem Dämon dichtet, der die Herrscher der Völker, **wenn sie die Menschen nicht lieben,** zu seinen **Genien** weiht und mit Ehrgeiz, räuberischer Habsucht, Neid, Rache und der grausen Hyäna Politik an der Seite, ihnen seine Wuth in die ehernen Busen einhauchet,

„Daß sie die sceptergehorchenden Völker dem Elende geben" u. s. w.

Denn weil kein Mensch an die Existenz eines solchen Dämons glaubt, so fällt Alles auf die armen Könige und hauptsächlich auf Maria Theresia zurück, welche die Seele des geheimen Bündnisses gegen Friedrich II. war, aber (wie alle Welt weiß) im Grunde keine andere Absicht dabei hatte, als ihr liebes Schlesien wieder zu bekommen, welches Friedrich doch wahrlich nicht kraft eines rechtlichen Spruchs der Asträa und Themis von ihr gewonnen, sondern ihr durch blutige Siege abgedrungen hatte. Die Parteilichkeit, die der Dichter durch diese moralische Darstellung der Sache begeht, wird in

den Augen aller Unparteiischen desto auffallender und widerlicher, weil es weltbekannt ist, daß es nicht der Dämon, der mitten in der Hölle, da, wo die Ströme des Feuers, ewige Marter auffluthend, die flammendsten Wirbel vermischen, von der wüthendsten Furie geboren wurde, sondern daß es der große Friedrich selbst war, der durch seine Eroberung Schlesiens den Anfang machte, den seligen Frieden, der in Deutschland herrschte und vom Segen der Lande und Städte troff, zu stören und die Freuden des seligen Deutschlands zu trüben — und der diese von seinem Anti-Macchiavell so grell abstechende Handlung in seinen eigenen Schriften durch keine andern Gründe rechtfertigen kann noch will als durch solche, die ihm die grause Hyäna Politik in den Busen gehaucht hatte. Warum muß sich nun Maria Theresia von dem Dichter mit einem ehernen Busen beschenken und nebst ihren Alliirten mit einer Räuberbande, die einen schlummernden Riesen überfällt, vergleichen lassen, der Riese Friedrich hingegen als der gerechteste, mildeste und menschenfreundlichste aller Helden geschildert werden?

Ich glaube Alles zu wissen, was der Dichter der Borussias zu seiner Entschuldigung sagen kann; aber die Welt läßt in Werken des Genies und der Kunst nicht leicht Entschuldigungen gelten. Homer, wird sie sagen, war ein Grieche und liebte sein Vaterland wol so gut als ein Anderer; und doch würde man in seiner ganzen Iliade auch nur den Schatten einer Vorliebe für die Griechen oder einer Unbilligkeit gegen die Trojaner vergebens suchen. Sein Jupiter selbst ist nicht so unparteiisch als er. Dafür ist aber auch dieses reine menschliche Verhältniß gegen alle seine Personen ohne Ausnahme kein geringes Verdienst des großen Dichters, qui nil molitur inepte,*) oder vielmehr es ist gerade sein höchstes Verdienst; es ist das, was ihn, ungeachtet sein Süjet an sich selbst so kleinlich ist und so wenig allgemeines Interesse verspricht, zum wahrsten, menschlichsten, allgemeinsten, anziehendsten und unterhaltendsten aller Dichter macht. Warum stellte sich der Verfasser der Borussias den Homer, den er sich in Absicht der Menge und der Ausbildung seiner Gleichnisse zum Muster genommen zu haben

*) Horat. ad Pison., v. 140. Ein negatives Lob in drei Worten, worin unendlich viel Positives liegt, und welches zu verdienen der höchste Stolz jedes Dichters sein sollte.

scheint, nicht lieber in einem so wichtigen Punkte, als diese poetische Unparteilichkeit ist, zum Muster vor? Freilich würde nicht nur die Art der Ausführung dadurch etwas anders, als sie jetzt ist, geworden sein, sondern vermuthlich das Ganze mit allen seinen Theilen sich auf eine andere Art in seinem Kopfe geordnet haben! Da es aber eine Frage ist, ob er sich auf einem Wege, der dem von ihm eingeschlagenen so entgegengesetzt ist, zum Ziele zu kommen getraut hätte, so wäre es unbillig, sich länger bei diesem Vorwurf aufzuhalten, den er vielleicht vermöge seiner ganzen Vorstellungsart nicht vermeiden konnte, ohne sein großes Vorhaben selbst aufzugeben — welches ich auf keine Weise wünsche.[1])

2.

Einige Anmerkungen zur Probe des elften Gesanges der Borussias.[2])

Friedrich II. ist vielleicht auch darin der Einzige, daß er groß genug war, um schon in dem ersten Jahrzehend nach seinem Ableben der Held einer Epopöe zu sein. Kein Anderer hat dem Dichter, der Muth und Kraft in sich fühlt, ihn zu seinem Helden zu erwählen, die Arbeit zugleich leichter und schwerer gemacht: leichter, weil es keiner Erdichtungen, keiner Hilfsquellen aus dem Reiche der Phantasie und des Wunderbaren bedarf, um seinen Charakter und seine Thaten zu veredeln und interessanter zu machen; schwerer, weil auch dem größten aller Dichter vor einer Unternehmung grauen müßte, wobei ihm sein Held kaum ein anderes Mittel übrig ließ, sich von dem Geschichtschreiber zu unterscheiden, als poetische Darstellung der bloßen historischen Wahrheit. Aber wenn in dieser Rücksicht der Sänger des frommen Aeneas und des Capitano,

---

[1]) Der Schluß lautete: „Die Nothwendigkeit, noch etlichen Anzeigen Raum zu lassen, zwingt mich, hier abzubrechen und Verschiedenes, was ich noch über diese Probe eines die allgemeine Aufmerksamkeit so stark auffordernden Werkes in petto habe, auf einen der nächstfolgenden Monate zu versparen" — eines der vielen nicht gehaltenen Versprechen des Merkur; doch kam Wieland später bei gebotener Gelegenheit auf das Gedicht zurück. — A. d. H.

[2]) Neuer Teutscher Merkur 1792, II. S. 428—437. Die Ueberschrift lautet dort: „Einige Anmerkungen des Herausgebers zu vorstehender Probe der Borussias." Die Probe steht S. 404—428 und ist „Jenisch" unterzeichnet. — A. d. H.

Che il gran sepolcro liberò di Christo,[1])
große Vortheile über den Sänger Friedrich's hatte, so kommt dafür diesem letztern zu Statten, daß sein Held selbst beinahe Alles für ihn gethan hat, und daß er (außer den Requisiten, die ihm mit dem Geschichtschreiber gemein sind) kaum etwas Anders als die Gabe der lebendigsten Darstellung und einen hohen Grad dessen, was man unter Poesie des Stils und Musik der Versification versteht, nöthig hat, um ein vortreffliches und ewig dauerndes Werk aufzustellen.

Man müßte meines Erachtens sehr ungerecht sein, wenn man nach den Proben, die uns Herr Jenisch von seiner Borussias bereits gezeigt hat, den innern Beruf, der ihn zu einem so kühnen Unterfangen begeistert hat, verkennen und ihn nicht vielmehr zur Vollendung desselben durch ein Glück weissagendes Macte virtute![2]) aufmuntern, als durch Aufzählung und Vergrößerung der Schwierigkeiten und Gefahren abzuschrecken suchen wollte. Doch das Eine sowol als das Andere käme nun zu spät; denn die Borussias ist bereits vollendet und befindet sich in diesem Augenblick in den Händen der Aristarche und Quintile, welche der Dichter glücklich genug ist, zu Freunden zu haben, und denen man mit größter Gewißheit zutrauen darf, daß sie es an dem Corrige sodes hoc et hoc[3]) nicht werden ermangeln lassen, welches ich in einem Falle wie dieser für eine große und verdienstliche Pflicht ansehe. Weil es indessen dem Herrn Jenisch gefallen hat, noch einen der interessantesten Gesänge des ganzen Werks im Teutschen Merkur öffentlich auszustellen, so sei es auch mir erlaubt, etwas, so wenig es auch ist, zur Auspolirung eines Werkes beizutragen, das nur durch den möglichsten Grad von Vollkommenheit seines Gegenstandes und Zwecks würdig sein kann.

Versification. Der Hexameter ist meines Erachtens die schwerste und künstlichste aller Versarten in unsrer, gegen die griechische so ungeschmeidigen Sprache; und ich glaube so ziemlich die große Majorität aller deutschen Ohren auf meiner Seite zu haben, wenn ich sage, daß deutsche Hexameter ent-

[1]) Goffredo, von dem früher auch Tasso's Gerusalemme liberata selbst den Namen führte. Die Worte stehen am Anfange des Gedichtes. — A. d. H.
[2]) Hor., Sat., I. 2, 31. 32, wo noch esto folgt. — A. d. H.
[3]) Hor., Ars Poet., 438. 439. — A. d. H.

weder bis zu einem hohen Grade des Wohlklangs ausgearbeitet sein müssen oder unausstehlich sind. An der Versification der Borussias ist (so weit sich nach den Proben urtheilen läßt) überhaupt mehr zu loben als zu tadeln, und der Verfasser scheint auf diese Partie vielen Fleiß verwendet zu haben; aber eben darum wünsche ich, daß er auch nicht einen einzigen harten oder sonst übel organisirten Vers stehen lasse.

Ich halte es mit Herrn Moritz[1]) für ein allgemeines Gesetz unsrer Prosodie, welches zu überschreiten man sich nicht leicht erlauben sollte: „daß der Accent allein die Länge der Silben entscheidet" und also alle dreisilbigen Wörter, wenn sie den Accent auf der ersten Silbe haben, immer (wenigstens nie ohne einen erheblichen Grund) als Daktylen[2]) gebraucht werden müssen. Dieser Regel zufolge kann ich keinen Vers wie diesen gelten lassen (S. 406):

„Nicht verzärtelte Weichlichkeit und üppige Pracht nicht."

Weichlichkeit wird hier wie —⏑— scandirt; da es aber ein Daktyl (—⏑⏑) ist, so hat der Vers, wenn er recht gelesen wird (denn das willkürliche Nachhelfen durch langsames Aussprechen der letzten Silbe sollte nicht gelten, es wäre denn, daß ein besonderer Nachdruck im Declamiren auf das ganze Wort zu legen wäre, welches hier nicht der Fall zu sein scheint), eine Silbe zu wenig.

Die gleiche Bewandniß hat es mit dem Verse (S. 419):

„Und die Empfindsamkeit, viel sinnend mit denkender Stirne."

Von Versen, welche wenigstens mein Ohr (keine auriculam asini,[3]) wie ich mir schmeichle) durch Härte und schweren Gang beleidigen, führe ich nur zwei zum Beispiel an:

„Ueber die schamerröthende Wange rollte, daß er selbst",

„Den Schrecken
„Seiner Feinde, übt er unnachlässig zum Streite."

---

[1]) Versuch einer Prosodie. 1786. — A. d. H.

[2]) Wieland wollte wol sagen: „nie ohne einen erheblichen Grund anders als Daktylen". — A. d. H.

[3]) Pers., I. 121. — A. d. H.

Ich habe mich schon bei mehreren Gelegenheiten gegen die Verse erklärt, worin der Hexameter durch die Cäsur in zwei gleiche Theile gespaltet wird, wie z. B. S. 417:

„Der gottheiligen Menschheit || hochgeweihete Rechte",

(wo überdies der Artikel der entweder, als kurz gebraucht, einen Jambus macht oder nur durch einen ungehörigen Accent zur Ungebühr lang gedehnt wird) und S. 423:

„Wie der Beherrscher des Himmels, || wenn die Richter der Menschen" ꝛc.

S. 415 kommen ihrer gar zwei hinter einander vor:

„Sieger der Königin Deutschlands || nennen den Helden der Brennen
Alle Völker der weiten || menschenernährenden Erde."

Der unmittelbar folgende:

„Sein, sein sind Silesiens || waffenerstrittene Gauen",

thut, weil der den Abschnitt machende Fuß ein Daktylus ist, nicht völlig dieselbe widrige Wirkung, fällt aber doch seiner beiden Vorgänger wegen ein Wenig auf. Sehr selten, wiewol immer ungern, möchte ich einen Vers dieser Art hingehen lassen; aber ich fürchte, sie kommen in der Borussias zu häufig vor. Das Beispiel Homer's kann hierin einem deutschen Versificator nicht zu Statten kommen; theils weil man Homern nicht in seinen Nachlässigkeiten nachahmen soll, theils weil diese Art Verse in der griechischen Sprache nicht so widrig klingen als in der unsrigen.

Beiwörter. Ob der Dichter der Borussias nicht überhaupt die Beiwörter zu sehr liebe, und ob neun malende, zum Theil fünf- und sechssilbige Beiwörter in achthalb Versen (wie in dem Gleichniß S. 408)[1]) nicht zu viel sein möchten, will ich Andern zu entscheiden überlassen; wenigstens wünsche ich alle

[1]) „Wie auf der ragenden Alpe
Hochbeschneietem Gipfel ein junger Sprößling der Eiche
In der Mitte des rasenden Sturms, der rollenden Donner

müssigen und im Grunde blos den Vers ausfüllenden verbannt zu sehen, wie z. B. „der scepter- und krongeschmückte Jüngling, thronende Fürsten, menschenernährende Erde, der männerlenkende Mavors" und dergleichen. „Der gottheiligen Menschheit hochgeweihete Rechte" habe ich schon oben als einen übel organisirten Vers notirt; hier denunciire ich die beiden Beiwörter vor Ramler's und Moritzens Richterstuhle. Die großen zusammengesetzten Beiwörter, wie die trübsalumdrängte Seele, die waffenerstrittenen Gauen, die sceptergehorchenden Völker, der hüttenbestreuete Flecken und dergleichen, würde ich (ohne Furcht, daß Homer's Schatten deswegen auf mich zürne), so viel immer möglich, und solche Zusammensetzungen wie Sirenen-Verlockerinnen gänzlich vermeiden. Auch gegen den Vers:

„Kummerlinderer, Zährenabtrockner, Sorgenbefreier
Nennen sie ihn",

lehnet sich etwas in mir auf, das mir nicht erlauben würde, ihn stehen zu lassen.

Gleichnisse. Herr Jenisch hält gut gewählte und ausgemalte Gleichnisse mit Recht für ächte Auszierungen eines epischen Gedichtes; und hierin zu homerisiren, wie er öfters thut, finde ich lobenswürdig, wenn der Dichter es in eigner Person thut. Nicht so, wenn er Friedrich's alten Lehrer dem Großfürsten Peter die Erzählung von Friedrich's Erziehung, Charakter und Thaten machen läßt! Da, dünkt mich (zumal in dem Munde eines modernen Nestor's), sind ausgemalte Gleichnisse, wie deren gleich zu Anfang (S. 406) zwei hinter einander vorkommen, und wie das an sich sehr schöne Gleichniß von dem jungen Eichensprößling auf der ragenden Alpe hochbeschneietem Gipfel, und das andere: Wie am lieblichen Abend (S. 418), jedes in achthalb Versen, sehr ungehörig. Schön — sed nunc non erat his locus, sagt Horaz.[1]) Ganz widrig auffallend aber ist die monotonische Construction der in dieser Rede des alten

Und des rauschenden Bergstroms steht und wächst und im kühnen
Kampfe kühner nur ragt, bis er, zum Maste gehauen,
Stolz auf dem Ocean wogt und, ein Trutz der Orkan' und der Donner,
Den vielrudrigten segelgeflügelten Wagen Poseidon's
Ueber die weithinschallenden Tiefen des Meeres hinsteuert:
Also bildet sich Friedrich's erhabene Seele im Unglück."

A. d. H.

[1]) Ars Poet., 19. — A. d. H.

Nestor's so sehr gehäuften kleinen Gleichnißbilder.[1]) Solche ambitiosa ornamenta — delere jubebat Quintilius.[2])

Nur noch einige Kleinigkeiten, weil ich hier doch einmal die Pflicht eines zu Rathe gezogenen viri boni ac prudentis[3]) auf mich genommen habe.

Ich verwerfe den Gebrauch veralteter einfacher Zeitwörter statt der gewöhnlichen zusammengesetzten, wie wahren statt bewahren, walten statt verwalten, nicht schlechterdings, aber ich tadle ihren gar zu häufigen Gebrauch.

Neue Wörter zu prägen, hat Horaz den Dichtern billig erlaubt; ob aber auch solche, wie der hehre Wäger, der kühne Schwinger, und zwar zu keinem wichtigern Gebrauch, als um nicht immer Friedrich sagen zu müssen, weiß ich nicht.

Ich billige den Gebrauch des veralteten, aber aus Luther's Bibel bekannten Wortes hehr; nur, däucht mich, sollte es nicht pro lubitu statt eines andern ähnlichen, sondern nur als die stärkste poetische Farbe in der ganzen Schattirung, zu der es gehört (ehrwürdig, ernst, erhaben, furchtbar, majestätisch, heilig, hehr), und also sehr sparsam gebraucht werden; welches meines Erachtens überhaupt von mehrern alten Wörtern gilt, die eben wegen ihrer Ungewöhnlichkeit in der poetischen Farbengebung Effect machen könnten, wenn man sie nur selten und immer am rechten Orte anzubringen wüßte.

Herr Jenisch nennt Friedrich's große Gegnerin, die Kaiserin Maria Theresia, mitunter auch Therese. Dies klingt in der Hälfte von Deutschland (wo es oft in einem Hause drei, vier und noch mehr Theresen giebt) nicht edel genug für den Ton des Heldengedichts und die Würde der Tochter Karl's VI. Ich würde sie, wo ich ihren Namen nennte, nie anders als Theresia heißen, und das eben aus dem Grunde, warum ich die russische Katharina weder Kathrine noch Thrine nennen würde. Therese und Kathrine sind völlig eines Schlags.

Unter die kleinen Nachlässigkeiten, welche der wichtiger beschäftigten Aufmerksamkeit so leicht entwischen, gehört wol auch (S. 411) die schwellende Seele, die am Schluß eines Verses auf die fürstliche Seele folgt, welche in dem unmittelbar vorhergehenden die nämliche Stelle einnahm. Ich habe das Kunst-

[1]) Es werden hier sechs Beispiele dieser Art angeführt, in denen auf wie im nächsten Verse also folgt. — A. d. H.

[2]) Hor., Ars Poet., 440. 447. 448. — A. d. H.

[3]) Hor., Ars Poet., 445. — A. d. H.

wort vergessen, womit die Grammatiker diese maculam beehrt haben; aber eine macula ist es gewiß. Ebenso unvermerkt scheint sich auch im vierten Verse dieses Gesangs das „der Nestor — ermangelte nicht" u. s. w. aus dem Kanzlei- und Zeitungsstil eingeschlichen zu haben; eine Art zu reden, die wol allenfalls in einem komischen Heldengedicht ihren rechten Platz finden könnte, aber aus der Sprache der höhern Poesie verbannt bleiben muß.

Unter der Correctur dieses Bogens fallen mir noch folgende übel organisirte Verse auf, die ich an Herrn Jenisch's Stelle nicht in meinem Gedichte dulden könnte. S. 425:

„Sein entnervtes Jahrhundert || täuschende Weisheit und Tugend

Des Jahrhunderts; jeder Prunk ꝛc. —

Allgegenwärtiger Führer || seiner | tapferen | Kämpfer"

S. 427. Der letzte Vers eines Gleichnisses von 13 Versen (worin Friedrich mit einem aus der christlichen Mythologie herbeigeholten Todesengel — nicht von dem Dichter, sondern von dem alten Nestor, der dies Alles dem Großfürsten Peter erzählt, und der zwar, wie sein Homerischer Vorfahrer, redselig sein, aber keine so langen poetischen Gleichnisse in seine Rede einweben darf):

„Und tödtet
Jeder Streich; denn also misset er's unverwirret."

Dunkel und unpoetisch!

S. 427. In einer sonst vortrefflichen und meisterhaften Stelle sehe ich ungern in dem Verse:

„Auf einmal; und sieht gleich kalt mit ruhigem Blicke",

das Wort einmal, welches in dieser Bedeutung den Accent auf der ersten Silbe hat (s. Adelung's Wörterbuch, I. Thl. S. 1582) wie einen Jambus gebraucht. Durch Alles auf einmal würde diese Beleidigung unsers Ohrs vermieden und sogar etwas, wie wenig es auch ist, an Lebhaftigkeit des Ausdrucks gewonnen.

S. 427 fehlt dem obersten Verse:

„Schwingt das entsetzliche Schwert der Rache und tödtet",

ein ganzer Fuß.

Doch manum de tabula! Ich habe nur kleine Flecken zur Probe gerügt und überlasse wichtigere Ausstellungen den Kunstrichtern, denen das Ganze vorgelegt wird, und die mehr Muße dazu haben als ich. Beiläufig erinnere ich nur noch, daß ich, zumal in billiger Rücksicht auf mein eigenes Interesse, auf dem Horazischen nonum prematur in annum[1]) in Absicht der Borussias keineswegs bestehen möchte. Ich bin von Herrn Jenisch versichert, daß er mit einem Werke von dieser Wichtigkeit nicht zu früh in die Welt eilen und uns das Ganze nicht eher geben wird, bis Alles so gut und fehlerlos ist, als er selbst mittelst der Erinnerungen seiner Aristarchen es dermalen nur immer machen kann. Ein novem Musis caelatum und omnibus numeris perfectum opus[2]) ist kein Sterblicher von einem Sterblichen zu fordern berechtigt; und hier gilt das ubi plurima nitent etc.[3]) mehr als bei irgend einem kleinern Product der Musenkunst. Aber ein Werk wie dieses wird durch den ersten Druck der Feile des Verfassers nicht entzogen. Da er nichts Größers mehr unternehmen kann, so bleibt es immer das Hauptgeschäft seines Lebens, an der Vollkommenheit desselben zu arbeiten, und der Tod allein kann ihn nöthigen, die Hand davon abzuziehen.[4])

---

[1]) Hor., Ars Poet., 388. — A. d. H.

[2]) Hor., Epist., II. 2, 92. Plinius braucht so numeris omnibus absolutus. — A. d. H.

[3]) Hor., Ars Poet., 351—353, wo aber plura steht. — A. d. H.

[4]) Das 1794 in zwölf Gesängen erschienene Gedicht, von dem die Xenien sagen: „Sieben Jahrhunderte, Freund, währt mir Dein Heldengedicht", erwähnte Wieland später nur noch einmal gelegentlich als eines nicht unbedeutenden, aber von den Kunstrichtern keiner Beachtung gewürdigten Werkes. Vgl. Th. XXXVII. S. 99. — A. d. H.

Für Gustav Schilling.[1]

Ich bedarf wol nicht erst zu protestiren, daß ich ebenso weit von der Anmaßung eines richterlichen Ansehens auf dem deutschen Parnaß als von der Don Quixotischen Grille entfernt bin, mich zum Redresseur des torts auf demselben aufzuwerfen. Indessen muß ich doch gestehen, daß ich beim Anblick so mancher Vergewaltigungen, die ich in unsern kritischen Zeitschriften ausüben sehe, mich öfters gereizt fühle, zum Besten eines unschuldig oder doch wenigstens ungebührlich und unbillig mißhandelten Dienstmannes der Musen mein gutes Schwert zu ziehen, wofern Unsereiner es in solchen Fällen nicht fast immer, wie der ehrliche Ritter von Mancha, mit bezauberten Mohren zu thun hätte, deren unsichtbare, mit Schmutz und unbeschnittenen Nägeln wohlbewaffnete Mauleseltreibersfäuste im Dunkeln einen zu großen Vortheil über einen biedern Rittersmann haben, als daß es für einen solchen anständig sein könnte, sich mit ihnen einzulassen. Da ich dieses Unfuges hier nur im Vorbeigehn und aus Veranlassung einer auffallenden kunstrichterlichen Mißhandlung, die den Verfasser der gegenwärtigen Stanzen unlängst betroffen hat, erwähne, so begnüge ich mich, nur so viel zu sagen: daß der ungezogene, hämische und schnarcherische Ton, welchen sich manche anmaßliche Aristarchen (selbst in Journalen, die durch die Majorität vortrefflicher Recensionen in großes Ansehen

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1791, I. S. 329—331. Anmerkung unter dem daselbst S. 329—337 abgedruckten Gedichte Menschenwürde von Schilling. Zur fünften Stanze des Gedichts bemerkt Wieland S. 337: „Der Antiklimax (wie Swift in der Art of Sinking in Poetry das Fallen des Ausdrucks, wo er steigen sollte, nennt), „ihn sollen Cherubim als ihren Meister grüßen, ihm sollen die verklärten Geister huldigen, ihn soll mein Hymne singen!", ist durch nichts zu rechtfertigen. — A. d. H.

gekommen sind) gegen angehende Schriftsteller erlauben, den Sitten unsrer literarischen Republik Schande macht; daß es ungerecht ist, in einer Sammlung von Gedichten mit gänzlicher Vorbeigehung dessen, was zu billigen oder zu loben war, nur das Fehlerhafteste auszuheben — und grausam einen jungen Mann, welcher Talent hat (gesetzt auch, daß dieser Punkt noch nicht gänzlich entschieden wäre), gleich bei seiner ersten Erscheinung auf dem Parnaß mit einem kritischen Kolben zu empfangen, und weil etwa sein Geschmack noch nicht geläutert genug ist, weil etwa an seiner Sprache und Versification noch Manches auszusetzen ist u. s. w., ihn mit pedantischer Brutalität auf einmal zu Boden zu schlagen. Ich meines Orts gestehe, daß ich diese Art zu verfahren abscheulich finde, und daß ich mir es nie verzeihen könnte, wenn ich durch einen angemaßten Machtspruch, durch eine einseitige oder übellaunige, ja nur durch eine allzu strenge und unfreundliche Beurtheilung einen Menschensohn gekränkt und muthlos gemacht hätte, von welchem ich nur die leiseste Vermuthung haben könnte, daß ihm in seinem ganzen Leben auch nur ein einziges kleines Werk (und sollte es nur ein Madrigal sein) gelingen könnte, welches in seiner Art vortrefflich genannt zu werden verdiente.

Zu einem Abschiedsgedichte des jungen Herder an seine Schulfreunde.[1])

Ich kenne wenig Gelegenheiten, wo mein Gemüth angenehmer und inniger bewegt würde, als wenn ich den Sohn eines vortrefflichen Mannes, in den Jahren, wo „sich der Knabe in den Jüngling verliert", unter der Menge seiner Altersgenossen sich rühmlich hervorthun und gerechte Hoffnungen erwecken sehe, daß er einen durch väterliche Verdienste der Welt ehrwürdig gewordenen Namen nicht verdunkeln, sondern vielmehr durch seine eigenen auch unter der künftigen Generation rein und glänzend erhalten werde. Diese Freude wurde mir in vollem Maße zu Theil, da ich neulich Herder's ältesten Sohn in dem hiesigen fürstlichen Gymnasium vor einer ansehnlichen Versammlung auftreten und einigen, die höhere akademische Laufbahn zu beschreiten im Begriff stehenden Mitschülern in einer von ihm selbst verfaßten und mit dem gefälligen Anstand einer von der sittsamsten Bescheidenheit begleiteten Gegenwart des Geistes vorgetragenen Elegie in seinem und seiner Mitschüler Namen ein herzrührendes Lebewohl sagen hörte. Ich konnte mich in diesem Augenblicke des Verlangens nicht erwehren, das ungemeine Vergnügen, das der Sohn meines verehrten Freundes mich bei diesem seinem ersten öffentlichen Auftritt empfinden ließ — ein Gefühl, das ohne Zweifel desto lebhafter und inniger war, da ich selbst Vater bin —, durch Aufnahme dieses kleinen Gedichts in den Teutschen Merkur mit unsern abwesenden

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1792, II. S. 99 f. Das betreffende Gedicht von Gottfried Herder findet sich daselbst S. 99—104. — A. d. H.

Freunden und überhaupt mit so manchen Andern, die sich in dem nämlichen Falle befinden und hierin meines Sinnes sind, theilen zu können. Es war natürlich, daß ein Jüngling von siebzehn Jahren vor einer so wenig erwarteten oder beabsichtigten Publicität erschrak; mich hingegen konnte weder die Besorgniß, seine Bescheidenheit auf eine zu große Probe zu setzen, noch die Furcht vor allzu strengen Beurtheilungen einer anspruchslosen jungen Muse zurückhalten, auf der Gewährung meines Wunsches zu bestehen und mich allein dafür verantwortlich zu machen.

Gutmüthige, edelgesinnte Leser — und was kümmern uns die übrigen? — werden diese frühzeitige Blume, die ich im Namen meines jungen Freundes auf den Altar der Grazien lege, um so gefälliger ansehen, da dies Erstlingsopfer auf seiner Seite — ich bin es gewiß! — mit dem heiligen Gelübde begleitet ist, die Erwartungen nicht zu täuschen, zu welchen wir uns durch seine Fähigkeiten, seinen Fleiß und die bisherige lobenswürdige Anwendung seiner ersten Lebensjahre in so reichem Maße berechtigt sehen.

Der Pächter Martin und sein Sohn. [1])

Ich kann von Pächter Martin und seinem Sohne nicht Abschied nehmen, ohne Beiden meine wärmste Hochachtung zu bezeugen und zugleich den Lesern, welche die unter dieser Rubrik im Teutschen Merkur erschienenen Aufsätze mit ebenso viel Wohlgefallen gelesen haben als ich, die gewiß willkommene Nachricht zu geben, daß das Ganze dieses Werkchens, das mit so auserlesener, allen Arten und Ständen von Menschen empfehlenswürdiger Lebensweisheit angefüllt ist, in Kurzem in Herrn Göschen's Verlage ans Licht treten und (wenn ich meinem Gefühle glauben darf) einen vorzüglichen Platz unter der kleinen Anzahl von Schriften einnehmen wird, welche das, was die Weisen mit dem schönen Worte Humanität sagen wollen, auf die allgemein faßlichste und überzeugendste Art nicht nur lehren, sondern auch einflößen. Alles in diesem Product einer musterhaft popularen Philosophie ist Resultat der nie unterbrochnen Harmonie eines durchaus hellen und unbenebelten Kopfes, mit einem gefühlvollen, das Wahre und Gute aufrichtig liebenden, zarten, aber unverzärtelten, empfindsamen, aber nie empfindelnden, warmen, aber nie in schwärmerischem Feuer auflodernden oder sich selbst durch erkünstelte Gefühle täuschenden Herzens; Alles ist zugleich gedacht und empfunden; nie ist die feine Linie des Wahren, quam ultra citraque ne-

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1792, III. S. 80—82. Schlußanmerkung zu „Noch etwas aus den Papieren des Pächter Martin's und seines Sohnes" (daselbst S. 49—80). Vorangegangen war „Der Pächter Martin und sein Vater" (1791, II. S. 158—169; III. S. 190—206), „Pächter Martin und sein Sohn" (1791, III. S. 356--394), unterzeichnet „D". Der Verfasser war Hermann Christian Gottfried Demme. — A. d. H.

quit consistere rectum,[1]) verfehlt, und zu Allem diesem kommt noch, was in meinen Augen kein geringes Verdienst des Verfassers ist, die anspruchlose Bescheidenheit, so viel feine und tiefe Menschenkenntniß unter einem nicht viel versprechenden Titel und in einer wenig scheinbaren Hülle vorzutragen, und auch dadurch, daß er ungleich mehr ist, als er scheinen will — jenen ächt Sokratischen Geist und Charakter zu beweisen, dessen Einwohnung der unzweideutigste Beruf zum popularen moralischen Schriftsteller ist.

---

[1]) Hor., Sat., I. 1, 107, wo quos statt quam steht. — A. d. H.

Der Dichter Gotthold Friedrich Stäudlin.[1])

Verfasser einer Sammlung von größtentheils lyrischen Gedichten, wovon 1788 der erste Band und 1791 der zweite, auf Kosten des Verfassers gedruckt, auf Subscription herauskam, aber, wie es scheint, kein Buchhändlerartikel geworden, sondern blos in den Händen der Subscribenten geblieben ist. Dieser Umstand kann indessen dem Herrn Stäudlin eher günstig als nachtheilig sein, wenn er ihn dazu benützt, seinen Gedichten nach einer vielleicht noch strengern Auswahl die letzte Feile und Politur zu geben und sie dadurch ebenso gewiß zu einem schätzbaren Geschenk für die Liebhaber der Dichtkunst zu machen, als er sich selbst einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern des letzten Viertels unsers Jahrhunderts dadurch erwerben wird.

---

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1793, III. S. 211. Anmerkung zu einem daselbst S. 206—211 mitgetheilten Gedichte Stäudlin's „An das gallische Volk. Im Julius 1793". — A. d. H.

Zu Falk's Gedicht „Die Helden".[1]

Ueber das vorstehende Gedicht selbst erlaube ich mir nur noch ein paar Worte. Es ist das zweite von diesem Verfasser, welches er im Teutschen Merkur dem öffentlichen Urtheil ausstellt.[2] Die Juvenalische Satire ist ein Fach, worin sich noch wenige Dichter unsrer Nation versucht haben. Der genievolle Verfasser der Helden fühlt sich dazu berufen, und in der That scheint der Geist Juvenal's so reichlich über ihn ausgegossen zu sein, daß ihn selbst das Schicksal dieses römischen Satirendichters schwerlich von einer Laufbahn, worin noch so viel Lorbeern zu erringen sind, abschrecken würde. Indessen ist zu hoffen, daß ein Juvenal unsrer Zeit keine Domitiane zu befürchten habe. Oder sollten etwa Domitiane und Juvenale in gewissem Sinne Correlata sein und die nämliche Verkettung von Ursachen, die einen Juvenal mit der blutigen Geißel der Erinnyen bewaffnet, ihm auch irgend einen Domitian, der weder Philosophen noch Satiristen dulden kann, zum Zeitgenossen geben, so wie die Horazische Satire die Zeiten eines August vorauszusetzen und nur in solche gehörig einzupassen scheint? Wenn ein äußerst verdorbenes Zeitalter einen Juvenal bedarf und auffordert, so ist wol nichts unleugbarer als das Bedürfniß des unsrigen. Wie viel oder wenig Gutes durch einen solchen Rächer der so vielfältig und so schreiend beleidigten Vernunft und Humanität gestiftet, und wie viel oder wenig Böses durch seine Bemühungen verhindert

[1] Neuer Teutscher Merkur 1796, I. S. 384—387. Zusatz zur Mittheilung des Gedichtes, daselbst S. 362—383. — A. d. H.

[2] Das erste war eine Probe aus seinem Gedichte „Die heiligen Gräber" (1795, III. S. 205—212). — A. d. H.

werden könne, ist eine Frage, die ich hier nicht untersuchen will, und um welche sich vielleicht der Satirist selbst nichts zu bekümmern hat; denn wer hat die Folgen dessen, wozu er sich innerlich berufen findet, in seiner Hand? Wie dem aber auch sei, dies ist gewiß, daß, wenn jeder Dichter seinen Zweck, wie edel er immer sein mag, nur insofern erreicht, als er seinen Lesern Vergnügen macht, dies noch ganz besonders von dem Satiristen gilt, der sein an sich selbst ziemlich verhaßtes Amt nur dadurch beliebt machen kann, wenn er uns durch die Schönheit seines Vortrags und seiner Verse gern oder ungern nöthigt, ihn mit Vergnügen zu lesen. Dies ist es, was ich von dem Verfasser der Helden mehr als bisher beherzigt zu sehen wünschen möchte. Er scheint sich dem Drang und Feuer seines Genies zu sehr zu überlassen, um auf Harmonie und Wohlklang seiner Verse so viele Aufmerksamkeit und Zeit zu verwenden, als nöthig ist; und er erlaubt sich dagegen hier und da Härten und Nachlässigkeiten, die kein Schriftsteller weder in Versen noch Prosa sich selbst übersehen soll. „Im eisern Schlachtfeld“ statt „im eisernen“ gehört nicht unter die erläßlichen Sprachsünden, und einen Vers wie dieser:

Oberst zu unterst lagen Todte aufgestapelt,

welches Ohr könnt' ihn dulden? Auch die lyrische Unordnung und dithyrambische Vermischung der Versarten in der Episode von dem kleinen Fränzl (die ich überhaupt zu lang und zu überladen finde) — diese poetische Trunkenheit, welche in der Phantasie des Dichters das Schlachtfeld in die Scene eines wilden Todten-Bacchanals verwandelt, die seltsame Verbindung des letztern mit der Erzählung des Knaben, welche durch den schwärmenden Aufruf der tanzenden Geister: „Erleuchtet mit Lampen das Feld!“ u. s. w. und „Jauchzt Evoë! Komm, bleicher Knabe, tanz Dich warm!“ u. s. w. unterbrochen wird — diese und andere Excesse einer noch nicht genug gebändigten Einbildungskraft verdienten wol eine genauere Beurtheilung, als hier Platz finden kann. Ueberhaupt scheint mir der Dichter sich zuweilen von seinem Feuer zu sehr hinreißen zu lassen und über der Begierde, seine Visionen ebenso rasch und lebhaft, als sie in seiner begeisterten Phantasie durch einander taumeln, auch außer sich darzustellen — mitunter ins Groteske zu verfallen, das nur gar zu nahe ans Erhabene grenzt. Aber wohl dem

jungen Dichter, dem man solche Vorwürfe zu machen hat, und dessen Fehler nur aus zu großer Kraftfülle, zu starkem Trieb und zu üppigem Wuchs entspringen! Was wir ihm wünschen, bis die Zeit kommt, da sein eigner Geschmack seine sicherste Regel sein wird, ist ein Freund wie jener vir bonus et prudens des Horaz, qui versus reprehendet *inertes,* culpabit *duros, incomtis* allinet atrum transverso calamo signum, *ambitiosa* recidet *ornamenta, parum claris* lucem dare coget, u. s. w.[1]) — und die Geduld und Folgsamkeit, die dazu gehört, um sich einen solchen Aristarch zu Nutze zu machen.[2])

---

[1]) Hor., Ars Poet., 445–450. — A. d. H.

[2]) Zu einer Stelle des Gedichts, wo der Erschießung eines durch den rohen Spott eines Officiers zum Angriff auf denselben gereizten Soldaten mit Unwillen gedacht war, hatte Wieland eine sachliche Anmerkung gemacht. — A. d. H.

Eine Biographie von Salomon Geßner.[1])

Bei Geßner in Zürich hat seit Kurzem eine Biographie des unsterblichen Günstlings der Musen und der Kunst, Salomon Geßner's, unter dem einfachen Titel: Salomon Geßner von Johann Jakob Hottinger, die Presse verlassen.

Wer sich selbst in seinen Werken unvergängliche Denkmäler errichtet hat, wie Sal. Geßner, bedarf weder steinerner noch papierner; und wie löblich es auch immer ist, wenn die Mitbürger oder andre Zeitgenossen eines solchen Mannes ihr Gefühl seines hohen Werthes und der Ehre, die von ihm auf sein Volk und die Menschheit überhaupt zurückstrahlt, durch öffentliche Aeußerungen dieser Art zu Tage legen, so scheint mir doch die Kälte, welche unsrer Nation vorgeworfen wurde, so oft die Rede davon war, einem Kepler, Leibniz, Lessing oder andern Männern, die in einem sogenannten National-Pantheon in Marmor zu stehen verdienten, da oder dort ein Monument zu errichten, in mancherlei Rücksicht, ja schon durch die einzige Betrachtung, daß die Nation überhaupt unsrer Verfassung nach zu wenig dabei interessirt ist, hinlänglich entschuldigt zu werden.

Eine ganz andere Bewandniß hingegen hat es mit einer zuverlässigen und das, was sie leisten soll, wirklich leistenden Biographie eines großen oder merkwürdigen Mannes. Tausende, denen es sehr gleichgiltig ist, ob ihm da oder dort ein Monument, das sie nie sehen werden, errichtet wird, sind begierig, von seiner Lebensgeschichte, seinem persönlichen Charakter, von

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1796, I. S. 452–454, Anzeige überschrieben. — A. d. H.

dem, was er in den Verhältnissen des gemeinen Lebens als Mensch, als Bürger, als Hausvater, Freund und Gesellschafter war, vornehmlich aber von den besondern Umständen seiner Entwicklung und Ausbildung, von dem eigenen Wege, auf welchem er das wurde, was er war, von den Hindernissen und Schwierigkeiten, die er zu bestreiten hatte, und von den Stufen, worauf er zu dem von ihm erreichten Gipfel emporstieg — die ausführlichsten Nachrichten zu erhalten. Eine solche Biographie eines Mannes von ungewöhnlichen Vorzügen und Verdiensten ist nicht nur eine der unterhaltendsten Lectüren, sie ist auch eine der lehrreichsten; und wenn Derjenige, der sie unternimmt, selbst ein Mann von ausgezeichneten Talenten ist; wenn er ein Zeitgenosse, Mitbürger und Freund des Mannes, den er schildert, war; wenn er nicht nur alle Eigenschaften des Geistes und Herzens und alle Kenntnisse, die zu einem scharfsichtigen Beobachter, richtigen Beurtheiler und getreuen Darsteller erforderlich sind, in vollem Maße besitzt, sondern auch von Denen, welche ihm die besondersten und sichersten Nachrichten geben konnten, möglichst unterstützt worden ist: so giebt es wol wenig Producte des menschlichen Geistes, die einer Biographie, welche Alles dies in sich vereinigt, an Interesse und Gemeinnützlichkeit den Vorzug streitig machen könnten. Diejenige, die ich hier ankündige, ist in diesem Falle. Schon lange haben die Liebhaber der Werke Sal. Geßner's, d. i. Alles, was in Europa an Geistescultur, Geschmack und Liebe zur Natur und Kunst Anspruch zu machen hat, nach einer solchen Lebensbeschreibung dieses Lieblingsdichters aller gefühlvollen Seelen verlangt. Dieser Wunsch ist nun erfüllt, und ich fürchte nicht zu viel zu thun, wenn ich Herrn Hottinger für den einzigen Mann halte, der dieser Arbeit gewachsen war. Seine Geßnerische Biographie ist theils als psychologische Geistesgeschichte des verewigten Dichters und Künstlers, theils als kritische Würdigung und Charakteristik seiner Werke und der verschiedenen Epochen des Geschmacks und der Aufklärung in Helvetien und Deutschland, welche Geßner's Laufbahn berührte, ein Meisterwerk, wodurch der Verfasser auch sich selbst ein monumentum aere perennius[1]) gestiftet hat; und es würde auch in Rücksicht auf Vortrag, Stil und Sprache unter den Schriften unsrer Zeit, die der classischen Vollkommenheit nahe

[1]) Hor., Carm., III. 30, 1. — A. d. H.

kommen, einen Platz verdienen, wenn nicht einige (wiewol seltne) Helvetismen, als Verlurst statt Verlust, mundlich statt mündlich, nicht so fast — als vielmehr statt nicht so wohl — als ꝛc., und ein paar andere solche elegantiae des Zürcher Dialekts den Lesern in Ober- und Niederdeutschland zu einem kleinen Anstoß gereichten. Ausführlicher von diesem Buche zu reden, erlaubt mir jetzt weder Raum noch Zeit; ich behalte mir aber vor, ein andermal um so lieber dazu zurückzukehren, da mein Herz mich zu stark zum Gegenstand desselben hinzieht, um nicht mit Vergnügen und Anmuthung länger dabei zu verweilen. Denn auch ich lebte einst in Arkadia[1]) und hatte das Glück, dessen sich nur Wenige noch rühmen können, daß ich bei Weitem den größten Theil der Idyllen und übrigen Dichterwerke des liebenswürdigsten meiner Jugendfreunde gleichsam unter meinen Augen entstehen sah.[2])

---

[1]) Et ego in Arcadia, auf einem berühmten Bilde von Poussin, ein auch von Herder, Goethe und Schiller benutzter Spruch. Vgl. Herder's Werke, I. S. 20. 101. — A. d. H.

[2]) Die Anzeige schließt mit ehrenvoller Hervorhebung der äußern Ausstattung des Buches. — A. d. H.

Zu Klopstock's Ode „Der Wein und das Wasser“.[1])

Da ich (wenigstens vor der Hand) nichts Eigenes, das des Annehmens werth wäre, zu geben habe, so schätze ich mich desto glücklicher, daß Freundschaft und Gefälligkeit mich in den Stand gesetzt haben, diese noch ungedruckte Ode von dem größten Dichter unsrer Nation an den einzigen noch lebenden von jenen, mit welchen sich das goldene Alter unserer Dichtkunst begonnen hat, der kleinen Anzahl von Lesern mittheilen zu dürfen, die in diesen Hefen des achtzehnten Jahrhunderts noch Sinn und Herz für die liebenswürdigste der Musenkünste aus einer bessern Zeit gerettet haben. Gewiß wird auch in ihnen wie in mir das mannichfaltige Vergnügen, das diese Ode als Kunstwerk an sich selbst und ohne andere Rücksicht gewähren muß, durch den Gedanken, von wem und für wen, und durch die Vergleichung des Jahrs (1796), in welchem sie gesungen wurde, mit dem Zeitpunkt der jugendlichen Scene, deren genialische Wiedererinnerung den Stoff derselben ausmacht, nicht wenig erhöht werden. Diese Gewißheit gebietet mir, meinem Herzen Einhalt zu thun und den Leser, der auch ein Herz hat, seinem eigenen Gefühl zu überlassen. Für einen solchen würde auch der kleine historische Commentar, dessen Manche vielleicht benöthigt zu sein glauben möchten, sehr überflüssig sein, zumal da nichts leichter ist, als sich die wenigen Umstände, die das so lebendig dargestellte Gemälde jener fröhlichen Jugendscene ganz vollständig machen, selbst hinzuzudenken.

---

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1797, III. S. 193 f. Anmerkung zu der daselbst S. 193—196 zuerst abgedruckten Ode. Vgl. Goethe's Brief an Schiller vom 6. December 1797. — A. d. H.

Vorerinnerung

zu dem Probestück aus Alxinger's neuer Ausgabe des

Doolin von Mainz.[1])

Alxinger's allzu frühzeitiger Tod[2]) war nicht nur seinen nähern Freunden, die seinen ganzen Werth kannten und ihn ebenso sehr um seines Herzens willen als wegen seines Geistes, seiner Kenntnisse, seines seltnen Dichtertalents und seines rastlosen Strebens nach dem Höchsten in der Musenkunst zu schätzen wußten, sondern allen Liebhabern unserer Literatur um so schmerzlicher, weil er uns gerade in dem Zeitpunkte seines Lebens entrissen wurde, da sein mit den Blüthen und dem Geiste der besten Alten und Neuern genährtes Genie durch ernstliches Studium und viele Uebung zu einer Reife gelangt war, von welcher man sich nicht nur die höchste Vollendung seiner frühern Werke, sondern vielleicht noch etwas Vollkommneres in ebendemselben oder einem andern Fache versprechen konnte. Denn er vereinigte, zumal in seinen letzten Jahren, in sich, was man selten beisammen antrifft, Feuer und Fruchtbarkeit der Imagination (jenes ehemals vielleicht nur zu ungestüm und diese zu üppig) mit der größten Strenge gegen sich selbst, und eine unermüdliche Beeiferung, den Forderungen des Geschmacks und Urtheils der Kenner und seinen eigenen ein Genüge zu thun. Wiewol er sich dem Horazischen nonum prematur in annum[3]) bei seinen Gedichten so wenig unterworfen hatte als

---

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1797, III. S. 232—236. Die Probe bildeten die Strophen 9—19 des siebenten Gesanges (daselbst, S. 237—240). — A. d. H.

[2]) Am 1. Mai 1797. — A. d. H.

[3]) Vgl. S. 497, Anm. 1. — A. d. H.

Andere, so war doch sein Doolin von Mainz kaum gedruckt, als er schon viel mehr als seine schärfsten Tadler an diesem Werke (an welchem doch bereits in seiner ersten Gestalt ungleich mehr zu loben als zu tadeln war) auszusetzen hatte und die Idee faßte, im Bliomberis ein an Stoff und Form vollkommneres Werk aufzustellen. Aber auch mit diesem begegnete ihm bald ebendasselbe; und ich selbst kann bezeugen, wie wenig er, ohne ganz ungerecht gegen sich zu sein, mit beiden Werken zufrieden, und wie fest entschlossen er war, die Hand nicht eher von ihnen abzuziehen, bis er, als sein eigener Aristarch, alle Pflichten des strengsten Kunstrichters an ihnen erfüllt und sie in jeder Absicht dem Ideal classischer Schönheit und Vollendung, das er sich aus den Meisterstücken der Dichtkunst in allen Sprachen abgezogen hatte, so nahe, als ihm möglich wäre, gebracht haben würde.

Daß Alxinger diesen guten Vorsatz an seinem Doolin wirklich und mit dem besten Erfolg ausgeführt, wird einem jeden Liebhaber der Musenkunst, der dieses schöne und anmuthige Gedicht in der von Herrn Göschen kürzlich veranstalteten neuen Ausgabe lesen und mit der alten Ausgabe vergleichen wird, Auge und Ohr, Gefühl und Urtheilskraft auf allen Seiten in jeder Stanze und beinahe in jeder Zeile beweisen. Der hartnäckige und ausdauernde Fleiß, den der Dichter in dieser Umbildung seines Lieblingsgedichtes (denn dies war es doch im Grunde, und mit Recht) gezeigt hat, ist beinahe ohne Beispiel und um so rühmlicher, da er Schwierigkeiten ohne Zahl, die vielleicht die Geduld jedes Andern ermüdet hätten, überwinden mußte, um es zu dem Grade von Schönheit, Zierlichkeit und Correctheit zu bringen, wovon das folgende, in der frühern Ausgabe gänzlich fehlende Stück zu einer Probe dienen kann. Was er an Doolin that, würde er auch an Bliomberis gethan haben, wenn ihm die unerbittliche Moira Zeit dazu gelassen hätte. Aber die Unholdin mißgönnte ihm sogar den Genuß, seinen so sorgsam gepflegten, so streng erzogenen Liebling aus der Hand der schmückenden Typographie vollendet, oder wie er es selbst in einem Brief an Herrn Göschen ausdrückte, den Helden im goldenen Harnisch zu sehen. Er erlebte den Anblick der durch typographische und chalkographische Verschönerungskünste aufs Reichlichste ausgestatteten und mit einer rührenden Einleitung von seinem Freunde, Herrn Göschen, begleiteten neuern Ausgabe nicht. Fänden, wie wir den alten Dich-

tungen so gern glauben möchten, im düstern Schattenreiche noch Mittheilungen statt, so würde der edle Künstler John, der dies Gedicht durch mehrere meisterhafte Stiche vor allen seinesgleichen ausschmückte und über dem letzten Blatte selbst auch von jener Moira ergriffen und fortgeschleppt wurde, dem trauernden Schatten die erste Nachricht, daß Alles fertig sei, überbracht haben.

Es pflegt übrigens dem Publicum mit den Dichtern öfters ebenso zu ergehen wie mit andern Arten von Virtuosen. So konnten z. B. vor mehrern Jahren nur sehr Wenige, unmittelbar nachdem sie eine Mara mit Entzücken gehört hatten, gegen eine Todi gerecht sein, und umgekehrt. Anstatt die eigene Vortrefflichkeit der Einen und der Andern unbefangen zu fühlen und unparteiisch anzuerkennen, maß man Eine an der Andern und fand es übel, daß Todi nicht Mara oder Mara nicht Todi war. Eine Art zu verfahren, wobei Niemand mehr verliert als Diejenigen selbst, die sich dadurch des Vergnügens berauben, so sie weit reiner und in reicherm Maße genießen könnten, wenn sie, weniger einseitig, alles Schöne sich gefallen ließen, wie es ist und wo es ist, ohne das, so sie eben vor sich haben, blos deswegen gering zu achten, weil es — vielleicht nicht einmal im höhern Grade, sondern nur auf andere Weise schön ist. Gewöhnlich gehört der Verlauf einer gewissen Zeit dazu, bis die Meisten von dieser eigensinnigen Vorliebe für einen Günstling unter Dichtern oder andern Virtuosen zurückkommen; genug, früher oder später kommt eine solche Zeit, und hoffentlich wird sie nun auch für meinen verewigten Freund Alxinger gekommen sein! Als sein Doolin zum ersten Mal erschien, befand sich ein früheres romantisches Heldengedicht[1]) im Besitz einer (für etliche Jahre wenigstens) so entschiedenen Gunst des lesenden Publicums, daß es damals nur Wenigen möglich war, dem auf eine edle und der lebhaftesten Aufmunterung würdige Art nacheifernden jüngern Dichter gehörige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber nun ist inzwischen so viele Zeit verflossen, daß ihm sein Vorgänger bei Niemand mehr schaden kann; und Doolin, wie er jetzt erscheint, kann um so gewisser auf den vollen Beifall, der ihm gebührt, Rechnung machen, da es schwerlich irgend einem Leser von Geschmack, auch wenn er wollte, möglich sein wird, ihn ohne einen

[1]) Oberon. — A. d. H.

hohen Grad von Wohlgefallen und Vergnügen zu lesen. So gut als alle frühern epischen und romantischen Dichter einen Platz für Oberon offen gelassen hatten, so gewiß findet sich auch neben und selbst über diesem Raums genug, nicht nur für Doolin, sondern noch für manches andere Meisterwerk, womit die Zukunft unsre Literatur in diesem noch lange nicht erschöpften Fache bereichern wird.[1])

---

[1]) „Alxinger's sämmtliche Schriften" hatte der Teutsche Merkur 1785, III. Anzeiger, S. CXIII—CXVI, belobt. Wieland's günstiges Urtheil über den Bliomberis spricht ein Brief an Göschen (Gruber, Wieland's Leben, Buch VII. Abschnitt 3) aus. — A. d. H.

Ein Jugendfreund Klopstock's.[1])

Der durch Verdienste, Würden und Jahre verehrenswerthe Verfasser dieses Gesangs — einer zwar von seiner Seite ganz anspruchlosen, aber gewiß nicht ohne die Muse, die er einst in seiner Jugend liebte, und die dem Ungetreuen noch im Alter hold ist, entsprungenen Frucht etlicher einsamer Stunden des scheidenden Jahres — ist von den vertrautern Jugendfreunden Klopstock's, welche die Ode an Ebert (die zweite vom Jahr 1748 in der neuesten Ausgabe) mit einem gemeinschaftlichen Kranz umschlingt, der einzige noch mit ihm, wiewol fern von ihm lebende, ebenderselbe, von welchem es in Wingolf's drittem Liede heißt:

„Den hat vereintes Blut,
Mehr noch die Freundschaft zärtlich mir zugesellt"
u. s. w.[2])

Dieser einzige Umstand wäre allein schon hinlänglich, gegenwärtigem Gedichte, wie unbedeutend es auch in den Augen seines Urhebers sein darf, in den meinigen den hohen Werth zu geben, den für mich Alles hat, was mich in jenes unsrer Sprache und Literatur so wichtige Jahrzehend von 1745 bis 1756 zurück-

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1801, I. S. 81 f. Anmerkung zu dem ohne Namen des Dichters daselbst abgedruckten „Lied beim Schluß des achtzehnten Jahrhunderts". Gemeint ist der Kammerpräsident Johann Christoph Schmidt, der Bruder von Klopstock's Fanny. — A. d. H.

[2]) Er heißt dort: „Schmidt, der mir gleich ist", wonach Goethe ihn scherzhaft als „Schmidt, der mir gleich ist" bezeichnete. — A. d. H.

zaubert und mich wie einen Nachklang aus jener goldnen Jugendzeit der deutschen Musen hören läßt. Einem ähnlichen Gefühl, einer ähnlichen Versetzung in jene goldnen Tage hat vermuthlich dies Gedicht sein Dasein zu danken; und dies möge meine Entschuldigung sein, wenn es Entschuldigung bedarf, daß ich hier mit mehrern Zeit- und Geschmacksverwandten theile, was ursprünglich nur für einen kleinen freundschaftlichen Kreis bestimmt war.

Vorrede

zu der neuen Ausgabe der

Volksmärchen von Musäus.[1])

Ich glaube den kleinen Raum, den dieser Vorbericht einnehmen wird, nicht besser anwenden zu können, als wenn ich den Lesern, welche die gegenwärtige neue Ausgabe der beliebten Musäus'schen Volksmärchen ohne Zweifel auch ohne meine Garantie erhalten haben würden, Rechenschaft davon gebe, wie ich zu dem Beruf, Herausgeber und Vorredner derselben zu sein, gekommen bin.

Schon vor geraumer Zeit äußerte die würdige Frau Wittwe des seligen Musäus, aus Bewegursachen, denen ich meinen Beifall nicht versagen konnte, den Wunsch gegen mich, eine neue Auflage seiner Volksmärchen, die mit einigem Vortheil für die Seinigen verbunden wäre, veranstalten zu können. Indem wir uns hierüber besprachen, zeigte sich's, daß mit der Verlagshandlung bereits Rücksprache genommen worden und diese sich vorläufig erklärt hatte, daß, da der Verfasser leider durch einen zu frühen Tod verhindert worden, selbst die letzte Hand an dieses Werk zu legen, sie sich nicht wohl zu einer bloßen neuen Auflage, hingegen desto williger zu einer neuen Ausgabe entschließen könnte, insofern sich ein dazu geeigneter Mann von bekanntem Namen fände, welcher sich der Mühe unterziehen wollte, das Ganze sorgfältig zu durchgehen und die allenfalls nöthigen Verbesserungen vorzunehmen.

---

[1]) Die deutschen Volksmärchen von Johann August Musäus. Herausgegeben von C. M. Wieland. Gotha 1804, Bd. I. S. III—X. — A. d. H.

Ich versetzte hierauf, meines Wissens wären diese Volksmärchen bei ihrer ersten Erscheinung als das Beste und Originellste, was wir in diesem Fache besäßen, mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden, und ich selbst hätte besonders einige derselben mit großem Vergnügen gelesen. Was die für nöthig erachtete Revision betreffe, so würde mir leid sein, wenn sich Jemand anmaßen wollte, an einem so genialischen Werke Vieles ändern und meistern zu wollen. Die ganz eigenthümliche und unnachahmliche, naiv-witzige und gutmüthig-schalkhafte Laune des Verfassers mache gerade den vorzüglichsten Reiz dieser Erzählungen aus, und wer viel daran kritteln und schnitteln, feilen und poliren wollte, würde Gefahr laufen, mehr zu verderben als gut zu machen. Das, was eine strenge Kritik (vor deren Richterstuhl Werke dieser Art ohnehin gar nicht gehörten) etwa daran aussetzen könnte, sei mit dem, was mir das Gefälligste und Anziehendste daran scheine, so sehr verwebt, daß es besser gethan sein werde, die Flecken zu lassen, um nicht wirkliche Schönheiten wegzufeilen; kurz, außer gewissen ziemlich häufigen Nachlässigkeiten in der Schreibart wüßte ich wenig oder nichts, was ich an diesen Volksmärchen verändert sehen möchte. Eine Rede, sagt man, giebt die andere, und ich gestehe, daß ich meinen siebzig Jahren zum Trotz noch immer Augenblicke habe, wo mein Herz den Kopf übereilt und das Verlangen, Anderen aus einer Verlegenheit zu helfen, mich selbst unbedachtsamerweise in noch größere verwickelt. Daß ich's kurz mache, wir sprachen so lange von der Sache, bis das lebhaft erneuerte Andenken an einen Mann, den ich vorzüglich geschätzt hatte, und die Besorgniß, daß die Revision seines Werkes leicht in noch ungeschicktere Hände fallen könnte, mich so lebhaft ergriff, daß ich mich von freien Stücken zur Uebernahme dieser kleinen Arbeit anbot, ohne mir freilich bei diesem raschen Entschluß träumen zu lassen, die Verlagshandlung werde es zu einer unerläßlichen Bedingung machen, daß ich mich öffentlich dazu bekennen müsse — eine Bedingung, die mir (ich gestehe es unverhohlen) blos deswegen lästig fällt, weil ich nichts herzlicher hasse als Alles, was der unbescheidenen Voraussetzung eines Ansehens, worauf ich ganz und gar keinen Anspruch mache, auch nur von fern ähnlich sieht. Ich fühle nur zu wohl, daß das, was an meiner Selbstverleugnung allenfalls Verdienstliches hätte sein mögen, durch dieses Geständniß verloren geht; aber es sei darum! Ich will nicht für besser angesehen sein, als ich bin, und damit basta!

Meine Meinung von diesen Erzählungen habe ich bereits zu erkennen gegeben. Die öffentliche Stimme hat längst für sie entschieden; häufige Nachahmungen haben ihre Vorzüge nur in ein desto stärkeres Licht gesetzt. Wiewol sie nicht alle von gleichem Werth sind und der Verfasser, von Eindrücken und Launen des Augenblicks verleitet, zuweilen ein Wenig aus dem Ton kommt und seiner eigenthümlichen Manier nicht immer getreu bleibt — mit einem Wort, ungeachtet auch ihm wie allen Andern zuweilen was Menschliches begegnet ist, werden sie dennoch unter dem Besten, was das letzte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts in dieser Gattung hervorgebracht, zumal unter den Unterhaltungsschriften, welche die Jugend ohne Schaden und vielmehr mit Gewinn für Kopf und Herz lesen kann, ihren wohlverdienten Platz nie verlieren. Mehr hierüber zu sagen, wäre um so überflüssiger, da schon dadurch, daß ich einen beträchtlichen Theil Zeit auf die Besorgung dieser neuen Ausgabe mit Vergnügen verwendet habe, Alles gesagt ist.

Uebrigens wiederhole ich, daß ich mir nicht herausgenommen habe, weder in Materie noch Form eine bedeutende oder willkürliche Aenderung vorzunehmen. Das größte Verdienst (wenn es anders diese Benennung verdient), so ich mir um dieses unterhaltende Lesebuch gemacht habe, betrifft meistens blos das Mechanische und Grammatische der Schreibart, z. B. unrichtige Wortfügungen, allzu häufige entbehrliche fremde Wörter, mitunter auch wol niedrig-possierliche Ausdrücke, die einem geläuterten Geschmack hätten anstößig sein können, und was dergleichen mehr ist, besonders die richtige Setzung der Unterscheidungszeichen und eine unendliche Menge von Kommas und Semikolons, welche, wo sie nicht hingehörten, weggestrichen, oder wo sie unentbehrlich schienen, beigefügt werden mußten — wiewol mir bei aller angewandten Sorgfalt Manches noch entgangen sein mag. Unter die Eigenheiten der Manier des Verfassers rechne ich vornehmlich die vielen und beinahe zu häufigen Anspielungen und Stiche auf längst vergessene literarische Producte und Schriftsteller jener Zeit oder auf kleine Begebenheiten und Anekdoten, die damals Jedermann bekannt waren, jetzt aber ohne einen Commentar manchem Leser räthselhaft sein müssen. Unglücklicherweise bin ich in der Geschichte der elenden Scribenten meiner Zeit schlecht bewandert und habe für den größten Theil dieser Dinge, wenn ich sie auch ehemals kannte, keine Erinnerung mehr. Zu meinem Bedauern

mußte ich also manche Stelle, die einer Erläuterung bedurft hätte, unberührt vorbeigehn; überall aber, wo mir mein Gedächtniß zu Hilfe kam, habe ich die zu besserm Verständniß dienlichen Anmerkungen beizufügen nicht ermangelt.

Möchte nun das Wenige, was ich aus gutem Willen an diesem schätzbaren Nachlaß eines in seiner Art einzigen, biederherzigen, liebenswürdigen und seinen Freunden unvergeßlichen Mannes zu thun vermocht habe, seinen piis Manibus zum Wohlgefallen gereichen!

Geschrieben zu Weimar am 12. Juni 1803.

Vorrede zu Melusinens Sommerabenden.[1])

Der Herausgeber an die Leser.

Eine Verkettung von kleinen Umständen oder, wie mir zu glauben angenehmer ist, die unsichtbare, diese Umstände leitende Hand des Genius einer mehr als sechsundfunfzigjährigen Freundschaft zwischen der Verfasserin dieser Sommerabende und dem Herausgeber hat es so gefügt, daß Ebenderselbe, der vor fünfunddreißig Jahren den ersten Abdruck des Geistes und Herzens seiner Freundin in die Welt einführte,[2]) nun auch Derjenige ist, der das Vergnügen hat, dieses letzte Werkchen, womit sie als Schriftstellerin ihren Lauf zu beschließen gedenkt, ihren gleich mit ihr gestimmten und in ihren Schriften sie selbst liebenden Freundinnen und Freunden darzubringen.

Indem ich mich als Herausgeber zu demselben bekenne, bedarf es wol schwerlich der Versicherung, daß ich mich auf keine Weise berechtigt gehalten habe (außer einigen Kommas und Semikolons, die in der Handschrift nicht immer am rechten Orte standen, und ähnlichen grammaticalischen Kleinigkeiten), weder an dem Inhalte noch an der Form, am Allerwenigsten an dem Tone und Stile desselben irgend eine bedeutende Aenderung vorzunehmen. Letzterer besonders ist der Verfasserin so eigen, unterscheidet sie so sehr von allen andern Schriftstellern ihres und meines Geschlechts und ist eine so unmittelbare Folge ihrer, durch Natur, Erziehung und Lebensumstände bestimmten individuellen Art zu

---

[1]) Melusinens Sommer-Abende, von Sophie la Roche. Herausgegeben von C. M. Wieland. Halle 1806. Vgl. Wieland's Briefe an Sophie von La Roche, S. 334–345. — A. d. H.

[2]) Vgl. oben S. 359ff. — A. d. H.

empfinden und zu denken, daß Derjenige, der ihn nach den Gesetzen einer schulgerechten Grammatik und Dialektik umzuschaffen versuchen wollte, sich an der liebenswürdigen Physiognomie ihres Gemüths ebenso schwer versündigen und etwas ebenso Unnatürliches unternehmen würde, als wenn Jemand sich einfallen lassen wollte, eine anmuths- und bedeutungsvolle, aber nicht ganz regelmäßig schöne Gesichtsbildung durch eine gewaltthätige Kunstoperation nach dem Gesichte der Mediceischen oder Jenkinsischen[1]) Venus umzugestalten.

Der nicht ganz leichten Mühe, mich über diesen Punkt näher zu erklären, überhebt mich glücklicherweise und zu nicht geringem Gewinne des Lesers der letzte Brief an das Fräulein Melusine, worin die edle Verfasserin mit einer zwar kurzgefaßten, aber zu ihrem Zwecke und zu Befriedigung jedes billigen Wunsches der Leser ihrer Schriften völlig hinreichenden Geschichte sowol der besonderen Umstände ihrer frühern Erziehung und Ausbildung als ihres innern geistigen Lebens und ihrer wesentlichen Bezug darauf habenden äußerlichen Lagen der Welt ein sehr interessantes Geschenk zu machen sich erbitten ließ.

Diese kurze, aber treue, sich selbst als ungeschminkte Wahrheit aussprechende und mit der liebenswürdigsten Einfalt, Ruhe und Anspruchlosigkeit geschriebene Darstellung ihres gewissermaßen zufälligen, aber in der That in dem individuellen Charakter ihres Geistes und Herzens gegründeten Berufs zu einer Schriftstellerin für Deutschlands Töchter ist der wahre Schlüssel zu allen ihren Schriften und macht es nun jedem sinnigen Leser leicht, alle möglichen Fragen über das Wann, Wie, Warum und Wozu derselben, und besonders warum es ungerecht, ja sogar thöricht wäre, sie an irgend einer andern deutschen, französischen und engländischen Schriftstellerin messen und durch Vergleichungen würdigen zu wollen — als ebenso viele psychologische Aufgaben sich selbst vollkommen aufzulösen.

Und doch — wie Vieles hat die Bescheidenheit und das Zartgefühl meiner Freundin verschwiegen und zurückgehalten, was uns ihren Charakter sowol als das Verdienstliche ihrer Schriften in einem ungleich vortheilhaftern, wiewol keineswegs geschmeichelten Lichte gezeigt haben würde!

---

[1]) Die Hamilton 1764 aus dem Gewölbe des Barberini'schen Palastes gezogen hatte. — A. d. H.

Der Herausgeber gesteht, daß er sich Gewalt anthun muß, die Lücken dieser ihm besser als irgend einem Andern bekannten Reticenzen nicht auszufüllen, behält sich aber vor, in einem Werke, worin er sich (sofern ihm eine längere Lebensfrist gestattet wird) eines vor mehrern Jahren öffentlich gegebenen Versprechens zu entledigen gedenkt, und welches erst nach seinem Tode erscheinen wird, gelegenheitlich zu ersetzen, was er jetzt aus gebieterischen Beweggründen unterlassen muß.

Und so bleibt ihm dermalen nichts hinzuzufügen übrig als der herzliche Wunsch, daß diese letzte Arbeit einer in ihrer Art einzigen Schriftstellerin, deren ganzes Leben dem unermüdlichen Bestreben, aus dem reinsten Beweggrunde Gutes zu thun, gewidmet war, von ihren zahlreichen, durch ganz Deutschland und einen großen Theil von Europa zerstreuten Gönnerinnen und Freundinnen mit Erkenntlichkeit und liebevoller Theilnahme an der ehrwürdigen Verfasserin aufgenommen werden möge.

Weimar, am 5. September 1806.

Zur deutschen Literatur.

Lebensbeschreibung des berühmten Ritters Sebastian Schärtlin's von Burtenbach,

aus dessen eigenen und Geschlechtsnachrichten vollständig herausgegeben und mit Anmerkungen und Beilagen versehen.

Frankfurt und Leipzig 1777.[1])

Herr Christoph Siegmund von Holzschuher, ein gelehrter Nürnbergischer Patricier, macht hier mit einem der merkwürdigsten deutschen Männer des sechzehnten Jahrhunderts den Anfang einer Folge von mehrern solchen Biographien, wozu er uns Hoffnung macht, sofern er die nöthigen Beiträge von andern patriotisch gesinnten Edeln und Gelehrten, besonders aus denen noch viel zu wenig benutzten Hausarchiven unsrer edeln Geschlechter, erhalten werde. Gegenwärtiges Buch ist um so interessanter, da Ritter Schärtlin, so wie Götz von Berlichingen, sein eigner Biograph ist. Schärtlin reicht zwar meinem Gefühl nach nicht ganz an Götz, aber immer war er (wie ihn die drei Fürsten in ihrem Vorschreiben an Herzog Christopher zu Württemberg, Beilage F, charakterisiren) ein redlicher, weidlicher Gesell, ein strenger, mannhafter Ritter und Feldhauptmann und, was ihm die meiste Ehre macht, der Sohn und Erbe seines eignen Verdiensts. Denn er war ein novus homo, der sich seinen Weg mit seinen eignen Armen machen mußte. Davon, daß er sich (wie der Herr von Holzschuher in dem kurzen Abriß der ganzen Geschichte sagt) in seiner Jugend mit bestem Erfolg auf die Wissenschaften gelegt und Magister in Tü-

---

1) Teutscher Merkur 1777, II. S. 262–265. — A. d. H.

bingen worden, seh' ich in seinem ganzen Leben keine Spur; nicht ein einziger Magisterzug! Ueberall spricht und handelt ein braver, aus einem ganzen Stück geschnittner, aber höchst roher knollichter Schwabe, an dem von dem scharfen Gepräge der Natur nichts abgeschliffen worden — und das war — in seiner Zeit wenigstens — nicht desto schlimmer, dächte ich! Nichts geht über die Naivität und Unbefangenheit seiner Erzählung und nichts über die edle, kunstlose, rittermäßige Einfalt, womit er, recht wie ein alter Ritter der Tafelrunde, von großen Thaten, großen Gefahren, großen Wunden u. dergl. als von ganz alltäglichen Dingen spricht, ohne den kleinsten Zug von Ruhmräthigkeit oder Eigendünkel oder Geringschätzung Andrer, und immer mit einem herzlichen „Gott sei Lob und Dank!" wenn er aus großen Fährlichkeiten mit einem wohlgespickten Beutel wieder nach Hause kommt, und mit einem „Gott genad' seiner Seele!" wenn er einen Feind zu Boden geschlagen hat. Ein Zug, der durchs Ganze durchgeht und, wie mich dünkt, den Mann, der sein Glück erst machen muß, bezeichnet, ist die genaue Ausrechnung, was er mit jeder seiner Thaten gewonnen oder verloren; aber angenehm ist dabei wieder die Treuherzigkeit, womit er das Alles erzählt, und daß es ihm gar nicht einfällt, seinen Thaten edlere Motive, als sie wirklich hatten, unterzuschieben, sondern daß er gerade so von der Sache spricht, als ob er sich durch so und so viel hundert oder tausend Gulden, die er in diesem oder jenem Feldzug erobert, und womit er von Zeit zu Zeit zu Weib und Kindern nach Hause kommt, für Alles ausgestandne Ungemach, Wunden, Lebensgefahren u. s. w. reichlich belohnt halte. All dies und das ebenfalls durchaus durch sein ganzes Leben ziehende Hausvatergefühl — und die Treue und Dankbarkeit gegen Jeden, der etwas zu seinem Glück beigetragen, und noch mehr andrer Züge der altdeutschen Redlichkeit, Weidlichkeit und Biederherzigkeit würden dies Buch lieb und köstlich machen, wenn auch der Inhalt wegen der merkwürdigsten Begebenheiten des sechzehnten Jahrhunderts, womit Schärtlin's ganzes Leben verflochten war, für den Geschichtsliebhaber und Forscher weniger interessant wäre. Dem Letztern überlassen wir, von dem historischen Werth dieses Buchs und besonders von dem, was der gelehrte und unermüdete Fleiß des Herrn von Holzschuher bei dieser Ausgabe sowol am Text als in den Anmerkungen u. s. w. geleistet, genauer zu urtheilen, und begnügen uns, dem Letztern für dieses

allen guten Deutschen und ehrlichen Schwaben gewiß willkommne Geschenk hier öffentlich unsern Dank zu erstatten und ihn zur Fortsetzung einer so verdienstlichen Anwendung seiner Muße, so viel an uns ist, aufzumuntern.

Eins hätt' ich beinahe vergessen — und das ist Schärtlin's gewöhnlicher Leibfluch: Potz blau Feuer! — welchen wir unsern jungen Kriegsmännern statt der hunderttausend blauen T.., Donnerwetter, Kreuzbataillons u. s. w. zur Abwechslung hiermit bestens empfohlen haben wollen.

Albrecht von Haller.

Kurzgefaßte Nachrichten von dessen Leben, Charakter und Wirken.[1])

Nachrichten von den merkwürdigsten Lebensumständen und Schicksalen kürzlich verstorbner berühmter Männer unsrer Nation — vornehmlich von dem, was sie zum Besten der Wissenschaften oder ihres Vaterlandes, ihrer Zeit und der Menschheit überhaupt gethan, gelitten, versucht, gewagt, gerungen haben — auch (sofern es möglich ist) zuverlässige Nachrichten von ihrem persönlichen Charakter, ihrem häuslichen Leben, ihren Tugenden und Fehlern u. s. w. würden, däucht uns, einen nützlichen, angenehmen und diesem Journal sehr angemessenen Artikel, der demselben bisher abgegangen, ausmachen.

Der Herausgeber hat sich daher vorgesetzt, diese Lücke so gut, als es ihm mit Hilfe seiner Freunde und Mitarbeiter möglich sein wird, auszufüllen; und er wünscht in den Stand gesetzt zu werden, künftig von jedem in seiner Art vortrefflichen und verdienstvollen Mann, dessen Existenz der Nation Ehre gemacht, und dessen Tod als ein Verlust des gemeinen Wesens anzusehen ist, eine solche — vermöge der Natur dieses Journals zwar ins

---

[1]) Teutscher Merkur 1778, II. S. 248—266. Den Aufsatz hätte Wieland gern einem Andern aufgetragen, er mußte ihn aber selbst übernehmen; vgl. Wieland's Brief an Merck vom 14. Mai 1778. Gegen einen Angriff in der „Gazette de deux Ponts“ wird Wieland vertheidigt in einem „Schreiben an einen Freund, von einem teutschen Leser der französischen gelehrten Zeitung, die in Zweibrücken ausgegeben wird“ (Merkur 1779, IV. S. 295—302), das von Wieland selbst sein könnte. Für den Nekrolog von Lambert, wozu Sulzer ihm Stoff geschickt hatte, gewann er einen andern Bearbeiter. Wieland gab nur einen unbedeutenden Zusatz am Schlusse (1778, III. S. 278). Vgl. Briefe an und von Merck, S. 157 f. — A. d. H.

Kurze zusammengezogene, aber doch hinlängliche — Nachricht mittheilen zu können.

Da die Gelehrten, in der engern Bedeutung dieses Wortes, weder die einzigen, noch immer die wichtigsten Personen dieser Art sind, so wünscht er gar sehr, diesem Artikel einen weitern Umfang zu geben und auch dem Andenken vortrefflicher und (wenn gleich mit weniger Schimmer) um ihren Staat besonders verdienter Männer im Civil- und Militärstande, vorzüglicher Künstler und überhaupt auch ohne Celebrität (die nicht immer für den größten innerlichen Werth oder wahres Verdienst Gewähr leistet) jedem als Beispiel der Tugend, d. i. ausgebreiteten thätigen Wohlwollens und edler Wirksamkeit in seinem besondern Kreise merkwürdigen und also der Menschheit wahrhaft Ehre machenden Charakter einen Platz widmen zu können. Kein Stand, keine Classe sollte davon ausgeschlossen sein. Wie viele Große oder wie Viele unter Denen, die den meisten Lärm in der Welt gemacht haben, verdienen wol so sehr das ehr- und liebevolle Andenken der Nachwelt oder sind so geschickt, durch ihr Beispiel noch nach ihrem Tode Gutes zu thun, als so ein Landmann wie der Sokratische Bauer Kleinjogg? oder so ein Fabrikante wie der wackre Dragoner Valentin Degenhard, der Stifter der Wollenmanufacturen im Eichsfelde, welchem Herr Schlözer im XIII. Hefte seines höchst interessanten Briefwechsels ein ebenso verdientes als lehrreiches Denkmal gestiftet hat?

Und warum sollten nicht auch vortreffliche Fürsten — sie, die nach unserer Nationalverfassung in der edelsten Bedeutung dieses Wortes die ersten **Bürger** des deutschen Reiches sind — sie, deren Tugenden, nicht weil sie höher stehen und also mehr glänzen, sondern, weil sie einen höhern Grad von innrer Güte und Festigkeit ihrer Natur oder von Anstrengung, Kampf und Selbstbezwingung voraussetzen als die Tugenden der meisten Privatleute, um so viel verdienstlicher sind — warum sollten nicht auch Fürsten — denen die Stimme ihres Volkes nach ihrem Tode — wo sie Stimme der Wahrheit wird — das ehrenvolle Zeugniß giebt, daß sie edle, gute, biederherzige Menschen, daß sie Väter ihres Volkes gewesen, und wo nicht immer das Vermögen, doch wenigstens festen und thätigen Willen gehabt, alles Gute zu befördern und allem Bösen zu steuern — warum sollten nicht auch solche Fürsten, zumal wenn nicht die Geburt, sondern persönliches Verdienst sie zu dieser

Würde erhoben und derselben würdig gezeigt hätte — nach ihrem Abgang vom Weltschauplatz, wenn der Verdacht der Schmeichelei weniger stattfindet, die Stimme der Wahrheit freier ertönen darf und der Tod, der Alles gleich macht, ihnen wie jedem andern Menschen nichts als den Werth ihrer persönlichen Eigenschaften übrig gelassen hat — einen Platz unter den andenkenswürdigen Männern einer Nation erhalten, welchen das Andenken weiser und guter Fürsten um so heiliger sein muß — je seltner sie sind?

Indem der Herausgeber diesem neuen Artikel in der Folge einen so ausgebreiteten Umfang zu geben wünschet, ist er weit entfernt, sich zu eigentlichen Lobreden, oder was unsre redseligen Nachbarn jenseits des Rheins Morceaux d'Eloquence nennen, anheischig zu machen. Und wahrlich, wenn ihm auch alle die Geister eines Paulus Jovius, Scävola de S. Marthe, Miräus, Bullard, Perrault, Fontenelle u. s. w., ja, was über sie Alle geht, der Elogengeist des Herrn Thomas selbst zu Gebote stünde: würde er doch nicht über sich erhalten können, Gebrauch von ihrem Beistande zu machen. Wahres Verdienst bedarf keines Eloge, oder wird vielmehr dadurch, wie eine schöne Gestalt durch die großen, schwerfälligen Falten einer weiten dichtstoffigen Draperie, nur verdunkelt und unterdrückt. Ein großer Mann zeugt am Besten von sich selbst durch das, was er gethan hat. Stille Größe kann, wie ein erhabner Gedanke, nie einfach genug ausgedrückt werden; und die keusche Schönheit der Tugend durch Wortgepränge erheben, heißt ein edles, reines Weib durch den schimmernden, hinterlistigen Putz einer Kokette verschönern wollen.

Selbst die wirklich gefühlte Begeisterung, womit ein Liebhaber oder (was im Grunde eben das saget) ein Enthusiast von seiner Geliebten, von seinem Freunde, von jedem Gegenstande seiner Bewunderung spricht, macht selten eine große Wirkung auf Diejenigen, die er dadurch mit begeistern möchte. Je mehr Superlativi, je kälter der Zuhörer. Auch hier treffen die entgegengesetzten Enden zusammen. Kaltblütige Leser (wie man die meisten immer voraussetzen muß) werden durch das gewaltige Ausholen und durch die Stärke der Ausdrücke, womit wir die Vollkommenheiten einer Person anpreisen, nur stutzig und mißtrauisch gemacht. Der gelassne Ton gefühlter Wahrheit, die simple unbefangne Erzählung dessen, was wir selbst gesehen, oder getreue Ueberlieferung dessen, was wir von Andern

gehört haben, ohne Vergrößerung, ohne Ausschmückung, ohne Trompeten- und Paukenschall, wirkt mehr Beifall und Glauben als der pompöseste Vortrag. Je mehr Witz und Kunst der Lobredner verschwendet, je mehr seine Absicht, unserm Urtheil Schlingen zu legen, in die Augen fällt, desto weniger rechne er drauf, sie zu erreichen. Seine Beredsamkeit, seine zierlich geflochtnen und geschwungnen Perioden, die Stärke und Kühnheit seiner Figuren, der Reichthum seiner Farben, sein emphatischer Ton können unsere Imagination ergetzen, unsern Witz kitzeln, unser Ohr füllen — überzeugen werden sie uns gewißlich nicht. Aber freilich ist das auch gerade das, woran ihm am Wenigsten gelegen war. Wäre es ihm darum zu thun gewesen, so hätt' er all den Aufwand von Rednerkünsten ersparen können — hätte nur nicht daran gedacht, daß er ihn zu machen nöthig habe.

Man wird mich hoffentlich nicht im Verdacht haben, daß ich hiemit dem, was man Plattheit im Vortrag nennt, das Wort reden wolle. Ich bin sonst gewöhnlich kein großer Liebhaber davon. Aber wo es blos auf historische Darlegung ankommt, besonders in Lebensbeschreibungen großer Männer, ziehe ich die flachste oder holzschnittmäßigste Erzählung dessen, was der Mann gethan und erfahren hat, der sinnreichsten, zierlichsten Einkleidung vor — und ich glaube, es werden unter Allen, die in dem Gebiete der Geschichte etwas bewandert sind, Wenige sein, die es nicht öfters bemerkt haben, daß man den plattesten alten Chronikschreiber oft mit mehr Theilnehmung und Wahrheitsgefühl liest als einen Livius oder Guicciardin.

Gerade das, daß wir keine Eloges liefern wollen, schließt alle Diejenigen aus diesem Artikel aus, deren Leben und Thaten, um einigermaßen lesenswerth zu werden, fremder Zierrathen und künstlicher Aufstutzung bedürfen. Wer nicht ein Mann war, von dem man blos zu sagen braucht, was er war und was er gethan hat, für den haben wir keinen Platz; und so können unsre Leser vor der Besorgniß sicher sein, daß dieser Artikel ungeachtet des Umfangs, den wir ihm um ihres Nutzens und Vergnügens willen zu geben wünschen, so leicht übersetzt werden dürfte.

Was indessen einem Jeden von selbst in die Augen leuchten wird, ist die Nothwendigkeit, worin wir uns sehen, zu Ausführung dieses Vorhabens um fremde Unterstützung und Mitwirkung anzusuchen. Wir sind diese etlichen Jahre her (außer

manchen schätzbaren Stücken von genannten und ungenannten Verfassern, die wir mit Dank empfangen und mit Vergnügen unsern Lesern mitgetheilt haben) mit ungebetnen und unbrauchbaren Beiträgen, sonderlich aus dem leidigen Fache der Poeterei, nur zu sehr überhäuft worden. Sollten wir uns zu viel schmeicheln, wenn wir hofften, für diesen neu eröffneten Artikel, wo uns Beiträge unentbehrlich sind, von Männern unterstützt zu werden, deren Beistand wir uns zur Ehre schätzen könnten?

Wir ersuchen hier die Herren Lacher, sich nicht zu viel auf den spaßhaften Einfall zu gut zu thun, daß wir uns nun in dem Fall der sogenannten Undertakers in London befänden und um unsers Nutzens willen wünschen müßten, daß eine Mortalität unter die berühmten Leute kommen möchte, damit wir fein viel literarische Leichenbegängnisse zu besorgen bekämen.

So lang uns die Lebenden so reichliche Gelegenheiten darbieten, unsre Steckenpferde in Schimpf und Ernst herumzutummeln, haben wir nicht vonnöthen, Jemand zu Tode zu beten; und wiewol wir mit gutem Gewissen eben nicht sagen könnten, daß kein vortrefflicher Mann unsrer Zeit abscheiden könne, ohne daß wir einen Freund weniger hätten, so ist doch auch dagegen wahr, daß wir Keinen zu nennen wissen, dessen Tod uns aus irgend einer Ursache lieber als sein Leben gewesen wäre. Aber — genug, omnes eodem cogimur[1]) — die Reihe wird von Einem zum Andern endlich an Jeden kommen; und so wenig auch der Aermste unter uns verlassen mag, so wird er doch wenigstens einen Freund hinterlassen, dem es tröstlich sein wird, das Andenken seines Verstorbenen nicht nur in seinem eignen Herzen zu pflegen, sondern auch in so vielen andern, als ihm möglich ist, zu bauen und zu vervielfältigen.

Vollkommenheit — was kein Mensch, der nur eine Ahnung davon hat, was Vollkommenheit ist, von irgend einem Menschenwerke fordert — kann am Allerwenigsten von solchen biographischen Schattenrissen, wovon hier die Rede ist, erwartet werden. Unzählige Ursachen, theils in der Natur der Sache, theils in den Personen, die dabei zu thun haben, theils in den Umständen liegend, werden es in jedem Falle unmöglich machen, von berühmten — oder unberühmten — Männern ganz ge-

[1]) Hor., Carm., II. 3, 25. — A. d. H.

treue Abbildungen zu geben, Abbildungen, die nichts verschönern noch verhäßlichen, nichts vergrößern noch verkleinern, nichts verbergen noch übertünchen, nichts schief noch in falsches Licht stellen, kurz, die nie weder in Ideal noch in Caricatur ausarten. Der Hauptfehler aller solcher Beschreibungen wird immer der sein, daß man uns z. B. mehr einen großen Mann in seiner Gattung als diesen Mann in seiner individuellen Art, in seiner Petreität oder Pauleität (wie's die Scholastiker nannten) vormalen und anstatt lebendiger Züge (deren gleichwol sein Leben einem scharfsinnigen Bemerker genug, die sich fassen und wiedergeben lassen, dargeboten haben müßte) uns fast immer mit allgemeinen Formeln abfinden wird. Es wäre ein Buch davon zu schreiben, warum das immer so gewesen ist und wol immer so bleiben wird. Auch hier also wird man so billig sein, uns das *Καδδύναμιν ἔρδειν* ꝛc. des alten Hesiodus zu Statten kommen zu lassen — das nach Vermögen opfern, das Sokrates so oft im Munde zu führen und auf alle Gelegenheiten, wo man Fremden oder guten Freunden Ehre anthun möchte, als eine Regel anzuwenden pflegte.[1])

Wenn jemals ein Gelehrter in dem Falle war, daß die simpelste Erzählung dessen, was er gethan, die beste Lobrede ist, die man ihm halten kann, so war es der große Mann, dessen Andenken wir diese Blätter widmen. Sie sind ein Auszug aus der Gedächtnißrede, die ihm von Herrn Bernhard Tscharner, des souveränen Raths zu Bern und Alt-Landvogten von Aubonne, einem der würdigsten und verdienstvollsten Männer dieser Republik, in der ökonomischen Gesellschaft, deren Präsident Haller war, gehalten und auf Befehl der hohen Regierung zu Bern durch den Druck bekannt gemacht worden. Das Bild, das uns darin von dem außerordentlichen Manne gemacht wird, ist freilich nur ein Schattenriß. Eine Plutarchische Biographie mit allen den kleinen individuellen Zügen und Geschichtchen von seinem moralischen, bürgerlichen, häuslichen und literarischen Leben ꝛc. würde etwas mehr sein, würde sich dagegen ungefähr wie ein von Hans Holbein gemaltes Bildniß zu einem Schattenriß verhalten. Aber auch eine Plutarchische Lebensbeschreibung, was wäre sie gegen eine von

[1]) Xenoph., Memorab., I. 3, 3. — A. d. H.

dem großen Manne selbst mit der Offenherzigkeit des alten Lucil's:

> ut omnis
> Votiva pateat veluti descripta tabella
> Vita senis —[1])

ohne Rücksicht auf die Welt, blos sich selbst erzählte physiologisch-psychologische Geschichte seines Geistes und innern Lebens, wenn wir den Mystikern dieses Wort abborgen dürfen! Welch ein kostbareres Vermächtniß könnte ein solcher Mann der Nachwelt hinterlassen? Und wenn er den Muth gehabt hätte, so tief in sich selbst hinein zu schauen, als der Blick des Bewußtseins eindringt, und die Aufrichtigkeit, sich so zu zeichnen, wie er sich selbst kannte: welch ein lehrendes Beispiel wäre eine Beschreibung dieser Art! Doch vielleicht (sagt eben der tiefsinnige Denker, mit dessen Worten wir hier reden) „wär' es nicht einmal gut und nützlich, das tiefste Heiligthum in uns, das nur Gott und wir kennen sollen, jedem Thoren zu verrathen".*) Wir setzen hinzu: Auch die gebrechliche Seite eines vortrefflichen Menschen, die Flecken, die sein Glanz bedeckte, die geheimen Narben seiner Seele, die Grenzen seiner Tugenden u. s. w. jedem Thoren zu verrathen, möchte nicht nützlich sein. Und am Ende, wo ist der Sterbliche, dem es zukommt, in demjenigen, was wir an Menschen Verdienst und Tugend nennen, das Aechte und Reine genau von dem zu scheiden, was in dem allbewährenden Feuer einst verzehrt oder als Schaum ausgeworfen und als Schlacken zu Boden gestürzt werden wird?

Albrecht Haller wurde den 16. October 1708 in Bern geboren. Seine Mutter war eine geborne Engel. Sein Vater, Emanuel Haller, war zuerst Advocat und erhielt nachher die Stelle eines Kanzlers der Landvogtei Baden.

Sobald er lesen und schreiben konnte, waren diese Hilfsmittel des Unterrichts sein liebster Zeitvertreib. Er durchlas alle

*) Vom Erkennen und Empfinden der menschl. Seele, S. 22. [Der Verfasser ist Herder; vgl. Dessen Werke, XVII. S. 176. — A. d. H.]

[1]) Hor., Sat., II. 1, 33–35. — A. d. H.

Bücher, die er aufbringen konnte, selbst einen Bayle und Moreri, zu einer Zeit, da sich die Jugend nur mit Märchen nährt. Schon damals versuchte er jedes Muster nachzuahmen und sammelte mit größtem Fleiße Alles, was in die Gelehrtengeschichte einschlagen konnte. Diese seine so früh angefangne Sammlung zur Gelehrtengeschichte hat er bis an seine akademischen Reisen fortgesetzt und auf einige tausend Artikel von Gelehrten gebracht, nachher aber als eine unvollkommne Arbeit unterdrückt. Er genoß des Hausunterrichts eines gewissen Abraham Baillodz, der wegen seiner sonderbaren Meinungen von der Pfarre abgedankt worden war. Dieser Mann hatte ihn so strenge behandelt, daß er einem Freunde eingestanden, er habe lange Jahre, nachdem er diesem Pädagogen entzogen worden, bei gelegentlichem Anblicke desselben jedesmal eine Erinnerung der ehmaligen Furcht wieder empfunden. Die trockne Lehrart dieses Mannes diente indessen, den Fleiß des jungen Haller's zu verdoppeln. Er zeichnete für sich Wörter, Erklärungen, Thatsachen auf, beschäftigte sich mit den Regeln der Sprachfügung und der Rechenkunst ohne Anleitung. Im neunten Jahre übersetzte er aus dem Griechischen und hatte den Anfang mit dem Hebräischen gemacht. Im dreizehnten Jahr brachte ihn der Tod seines Vaters wieder nach Bern zurück, und hier zeichnete er sich vor Andern in den öffentlichen Schulen aus. Er legte seine classischen Proben unter dem bestimmten Alter ab und lieferte in griechischer Sprache das Thema, das man in lateinischer von ihm gefordert hatte. Achtzehn Monate brachte er hier im öffentlichen Unterrichte zu und begleitete nachher einen seiner jungen Freunde nach Biel, wo er von dem Vater desselben, einem gelehrten Arzte, in der Philosophie angeführt werden sollte.

Der Vormund und seine Verwandten hatten ihn zum Predigtamt bestimmt; der Aufenthalt in diesem Hause aber entschied seine Wahl für die Arzneiwissenschaft. Mit Antritt des sechzehnten Jahres ging er nach Tübingen und studirte unter Camerarius und Duvernoy. Er legte bald öffentliche Proben seines Fleißes ab und disputirte über eine vorgebliche Entdeckung eines Speichelganges von Coschwitzen, dessen irrige Vermuthung Duvernoy durch anatomische Untersuchungen an Thieren und Haller durch Zergliederungen an menschlichen Leichnamen widerlegten.

Er wendete überall den ganzen Tag und oft einen Theil der Nacht auf seine Studien, ohne sich durch jugendliche Ergetzungen zerstreuen zu lassen.

Boerhaavens Ruhm führte ihn nach Leyden, wo er im Jahre 1725 eintraf. Hier fand er neben dem mündlichen Unterrichte dieses großes Mannes einen wohlunterhaltnen botanischen Garten, ein ordentlich bedientes anatomisches Theater, reiche Sammlungen von Naturalien, den vollständigsten Büchervorrath. Der junge Albinus zeigte schon außerordentliche Kenntnisse in der Anatomie, und in Amsterdam lebte noch der berühmte Ruysch, der Erfinder der Injection, und arbeitete noch in dem neunzigsten Jahre seines Alters.

Einige Schwächung seiner Gesundheit machte ihm eine Reise zur Erholung nöthig, die er mit zwei Freunden aus Bern durch die Provinzen von Niederdeutschland unternahm. Hier machte er viele nützliche Bemerkungen und besuchte einige Höfe, mit denen er nachher in Verbindung kam.

Nach seiner Rückkunft in Leyden erhielt er die Doctorwürde in seinem achtzehnten Jahre. Hierauf trat er seine Reise an und machte mit England den Anfang. In London trat er in eine genaue Verbindung mit dem Ritter Hans Sloane, dessen Naturaliensammlung schon damals eine der ersten in Europa war, mit den Herren Plumtree und Cheselden, Directoren des großen Thomasspitals, und mit Herrn Douglas, der mit so vielem Ruhm anatomische Vorlesungen hielt.

Nach einem kurzen Besuch zu Oxford ging er nach Frankreich über und ward ein fleißiger Zuhörer Winslow's zu Paris. Hier besuchte er auch oft den berühmten Wundarzt Le Dran in dem Spital der Charité.

Im Februar 1728 ging er nach Basel, unter Joh. Bernoulli die höhere Mathesis zu studiren, und es finden sich unter seinen Papieren noch die Proben des glücklichsten Fleißes in dieser Wissenschaft. Hier erwarb er sich die Freundschaft des Herrn Stähelin, nachmaligen Professors zu Basel, und des noch lebenden Professors und Chorherrn Geßner's zu Zürich. In der Gesellschaft des Letztern unternahm er die erste Reise nach den Alpen und legte also den ersten Grund zu seinem großen botanischen Werke.

Im einundzwanzigsten Jahre kam er als Mann und Gelehrter in seine Vaterstadt zurück. Er widmete sich anfangs der ausübenden Arzneiwissenschaft. Er ward bald, gleich den ältern Aerzten, zur Besorgung des Krankenspitals gezogen. Er erhielt obrigkeitliche Unterstützung, öffentliche Zergliederungen anzustellen. Man übergab ihm auch die Besorgung der Bibliothek, wobei

er Gelegenheit hatte, seine Kenntnisse von Büchern, Alterthümern und Münzen an den Tag zu legen.

Ungeachtet seines kurzen Gesichts war die Botanik immer seine liebste Ergetzung. In den Sommermonaten von 1730 bis 1736 that er wiederholte botanische Reisen auf den Jura und die Alpen bis an die Eisberge und fand im Bezirke seines Vaterlandes die ausgedehnteste Sammlung von Pflanzen, von den norwegischen bis an die der äußersten Gegenden Italiens. Durch seine Gedichte, wo sich der philosophische Geist überall in das herrlichste poetische Gewand kleidet, erwarb er sich einen frühen Ruhm, so wie seine botanischen und anatomischen Schriften ihn der gelehrten Welt als ein selten Phänomen auf der andern Seite ankündigten. Die königlich schwedische Akademie zu Upsala nahm ihn frühzeitig zu ihrem Mitglied auf.

Im Jahre 1736 erhielt er bei Stiftung der Universität Göttingen den Beruf als Professor der Medicin, Anatomie und Botanik. Er unternahm die Reise mit einer Familie von drei jungen Kindern und hatte das Unglück, einen Monat nach seiner Ankunft seine geliebte Mariane zu verlieren, die von den Folgen eines gleich bei der Einfahrt in Göttingen geschehenen Falles starb. Siebzehn Jahre, als den Zeitlauf seines thätigsten Lebens, brachte er hier zu. Viele bei der Universität noch mangelnde Anstalten beförderte er. Unter seiner Aufsicht ward ein anatomisches Theater errichtet, der medicinische Garten angelegt und zur Bequemlichkeit der fernern Aufsicht zunächst an demselben eine eigene Wohnung für ihn angebaut. Junge Maler wurden von ihm zu anatomischen und botanischen Zeichnungen angeführt, eine Sammlung von Präparatis angeschafft, die Einrichtung einer Gesellschaft von Wundärzten und eine Schule für Hebammen besorgt. Auch ward ihm die Ausführung der Anstalten für die reformirte Kirche zu Göttingen aufgetragen, und er hatte den vornehmsten Antheil an der ersten Einrichtung der dortigen königlichen Gesellschaft der Wissenschaften.

Sein erstes Werk, das seinen Ruhm in ganz Europa entschieden hat, sind die Auslegungen über die akademischen Vorlesungen Boerhaavens. Diese Arbeit zog ihm einen heftigen Streit mit Hambergern in Jena zu. Dieser war der alten Theorie des Galenus zugethan, nach welcher das Athemholen einer zwischen dem Brustfelle und der Lunge befindlichen und

durch das wechselweise Anziehen der unter den Rippen liegenden Muskeln gepreßten oder freigelassenen Luft zugeschrieben wird. Auch die Consultationen Boerhaavens und seine Anleitung zu den Studien eines Arztes sind durch Haller's Bemerkungen brauchbarer gemacht worden.

Indessen gab er seine schweizerischen Pflanzen heraus, die ein Auszug aus 20 Folianten gesammelter Kräuter und botanischer Beschreibungen waren.

Auf diese folgten seine anatomischen Tabellen, in denen besonders die Lage und Verbindung der Schlagadern beleuchtet wird. Nachher gab er den Umriß seiner Physiologie heraus.

Der berühmte Minister von Münchhausen that aus Liebe zu den Wissenschaften und aus Achtung für Haller's Verdienste Alles, was er konnte, ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Er bekam bald den Charakter als Leibarzt und königlicher Hofrath. Anno 1749 beschenkte ihn der König mit einem vom kaiserlichen Hofe ausgewirkten Adelsbrief, und nachher ward er zum beständigen Präsidenten der königlichen Akademie der Wissenschaften ernannt.

Nach dem Wunsche, den der berühmte Dillenius auf seinem Sterbebette geäußert hatte, ward er an desselben Stelle nach Oxford berufen. Eine ähnliche Einladung hatte er nach Utrecht erhalten, nachdem der jüngere Albinus zu der Versammlung der Staaten befördert worden.

Von Seiten des Königs in Preußen erging ein gleicher Antrag an ihn, mit der Anerbietung, sich seine Bedingungen selbst zu setzen, wie's ihm beliebte.

Im Jahre 1745 ward er zu einem Mitgliede des großen Raths in Bern ernannt. Diese Beförderung und das Verlangen, einen freien Gebrauch seiner Zeit zu gewinnen, erweckte in ihm die Sehnsucht nach dem Vaterland. Die feuchte Luft in Göttingen ward ihm von Tag zu Tag beschwerlicher. Die gespannten Nerven wurden immer empfindlicher; eine Lähmung der Hand machte das Schreiben beschwerlicher; er besorgte die Verminderung des Muths zur Arbeit, die für einen geschäftigen Geist den angenehmsten Genuß des Lebens ausmacht.

Im März 1753 trat er mit Einwilligung der hannöverischen Regierung diejenige Reise nach der Schweiz an, die sein Schicksal für die übrige Zeit seines Lebens entschieden hat. Er erhielt durch das Loos das Amt eines Ammanns, eine Vorbedienung, mit welcher besondere Vortheile für seine Kinder

verbunden waren, nämlich das Vorrecht, bei sich ereignender Ergänzung des großen Raths ein Subject zu empfehlen.

Nachher hat er das Amt eines Oberdirectors der Salzwerke zu Roche und beinahe zwei Jahre lang zugleich die Stadthalterschaft in der Landvogtei Aelen bekleidet. Außerdem hat er dem Staat bei außerordentlichen Aufträgen und durch seinen Rath als Beisitzer besondrer Dikasterien die wichtigsten Dienste geleistet, und zwar zuerst bei dem höchsten Ehgericht und nachher bei dem Oberappellationsgericht der deutschen Lande. Das Waisenhaus zu Bern hat ihm seine erste Einrichtung zu danken. Die Schriften der Göttingischen Akademie der Wissenschaften bereicherte er durch seine Aufsätze. Die Göttingischen Anzeigen haben unzählige Auszüge merkwürdiger Schriften mit der zuverlässigsten Berichtigung von ihm erhalten.

Bei seinem ungemein ausgedehnten Briefwechsel war er jederzeit genau und fleißig in jedem Geschäfte.

Seine erste Muße in der Vaterstadt wandte er dazu an, Beobachtungen über die Entwicklung des thierischen Keims in den Eiern anzustellen. Er hatte schon ehedem bei Erklärung der Boerhaavischen Lehre von einigen sehr genauen Beobachtungen über die dunkle Theorie der Erzeugung Gebrauch gemacht. Einige Jahre nachher widerlegte er mit vieler Bescheidenheit die Meinung des Herrn von Buffon von den innern Formen und den organischen Körperchen. Er zergliederte selbst viele Weibchen vierfüßiger Thiere kurze Zeit nach der Beschwängerung und überzeugte sich, daß der Embryon ursprünglich der Mutter eigen sei. Bei den Eiern fand er, daß das Gelbe oder der Dotter, welcher auch bei unbefruchteten Eiern sich befindet, den wesentlichen Urstoff des künftigen Vogels ausmache.

So stellte er auch Bemerkungen über den Wachsthum der Gebeine und ihre Wiederherstellung nach zufälligem Bruch, über die innere Gestalt des Gehirns und der Augen bei Vögeln und Fischen, auch über die Augen einiger vierfüßigen Thiere an.

Die beträchtlichste seiner gelehrten Arbeiten ist indessen die ausführliche Behandlung der Physiologie. Er war Willens, sie noch psychologisch zu behandeln, wenn er länger gelebt hätte, nämlich die Bildung des Leibes als eines Werkzeugs der Wirksamkeit der Seele zu betrachten und den Einfluß des Willens und der Leidenschaften auf einzelne Theile des menschlichen Körpers zu erklären.

Die Botanik und Anatomie hat ihm unzählige neue Beobachtungen und Aussichten zu danken.

In der Organisation des menschlichen und thierischen Körpers vermuthete er eine eigene Kraft, von welcher alle Triebe des Lebens abhangen, und die von der elastischen Eigenschaft fester Körper verschieden sein muß. Dieses Vermögen, das in der Reizbarkeit des Herzens, der Muskeln, der Eingeweide und verschiedner kleinerer Theile besteht und mit der Empfindsamkeit der Nerven nichts gemein hat, stellte Haller unter unzähligen anatomischen Versuchen immer deutlicher und überzeugender dar. Die Wirkungen desselben zeigen sich in Oscillationen des ersten sichtbaren Punktes in dem Keime eines durch die Bebrütung erwärmten Eies; und es muß für den Ursprung des ersten Triebes zum Wachsthum und Leben erkannt werden.

Wenn man ihn auch nicht für den Erfinder der Lehre von der Irritabilität der Fibern erkennen wollte, so gehört ihm doch der Ruhm, dieses Vermögen in seiner ganzen Ausdehnung an den Tag gelegt und dadurch das Geheimniß der Natur in unserm körperlichen Leben aufgedeckt zu haben. So wie die Fibern hat auch das Geblüt eine besondre Kraft zu reizen von dem Schöpfer erhalten; diese gegenseitige Wirkung erklärt auf die einfachste Weise die fortgesetzte Bewegung des Herzens und den Umlauf des Geblüts durch alle Adern. Nimmt man ferner an, daß die Fibern der Muskeln oder andrer Theile des Körpers ebenso bestimmt sind, daß ihre Reizbarkeit durch eigne Flüssigkeiten erweckt wird, wie in den Muskeln durch den Nervensaft, in den Eingeweiden durch den Chylus oder die Dauungssäfte, in den Drüsen durch die Feuchtigkeiten, die sich in denselben sammeln und vervollkommnen: so können wir uns von dem ganzen animalischen Triebwerk einen Begriff machen. Mit ebenso vieler Gründlichkeit hat Haller das Leibnizische System von dem Ursprung des gegenwärtigen Zustandes der Oberfläche unsrer Erde und die hierüber vom Herrn del Moro, einem gelehrten Italiener, vorgebrachten Gründe widerlegt.

Wer kennt nicht seine in der Manier Fénélon's geschriebenen Romane, die in alle Sprachen übersetzt sind, seinen Usong, Alfred, Fabius und Cato? Auch seine Bemühungen, die Wahrheit der christlichen Religion gegen den Deismus zu vertheidigen, verdienen allen Dank.

Wir schweigen blos deswegen hier von seinen Gedichten,

weil ihr Werth vom Vaterlande längst anerkannt und durch so viele Uebersetzungen bei den Ausländern bestätigt ist. Tiefer Sinn, starker blühender Ausdruck sind ihr Charakter, der sich unter allen fremden Verkleidungen beständig erhalten hat.

Im Umgang war Haller unter Leuten, die an Wissenschaft und Unterricht einen Gefallen hatten, mehrentheils gefällig und aufgeweckt. Er besaß eine gründliche Kenntniß aller Theile der Naturlehre, der neuern und ältern Geschichte, auch einzelner Staaten, besonders was ihre Cultur und Producte anbelangt. Alle Entdeckungen in allen Welttheilen nach allen Umständen waren ihm aus Reisebeschreibungen bekannt. Er hatte sogar eine große Belesenheit in Romanen und Schauspielen.

Er war von langer, ansehnlicher Gestalt; seine Physiognomie war, theils wegen des kurzen Gesichts, theils wegen der angewöhnten Spannung der Muskeln, gemeiniglich ernsthaft, voll Ausdrucks und je nach der lebhaften Abwechslung der Gedanken verschieden. Die zunehmende Stärke des Leibes, die schon bemerkte Schwachheit des Gesichts, die Gewohnheit einer kleinen, fast unleserlichen Handschrift mußten ihm die Arbeit erschweren. Er konnte sich nicht enthalten, des Tages gleich nach den Mahlzeiten und noch bei später Nacht zu lesen und zu schreiben. Bei dem Allen gelangte er an die siebzig Jahre. Er starb den 12. December 1777.

Seine erste Gemahlin war Mariane, die älteste Tochter Herrn Samuel Wyßen, Herr zu Mathod und La Mothe; von dieser Ehe leben noch ein Sohn und eine Tochter. Die zweite war Elisabeth, eine Tochter Herrn Bucher's, Mitglied des engern Raths und Venners der Republik. Die dritte noch jetzt lebende ist eine Tochter des berühmten Teichmeyer zu Jena. Von dieser Ehe sind drei Söhne und drei Töchter bei Leben.

Er war Erbherr zu Goumoens Le Jux und Eclaguens, des großen Raths der Stadt und Republik Bern, ehedem Obersalzdirector zu Roche und Landvogt zu Aelen, Präsident der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen und der ökonomischen Gesellschaft zu Bern, der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris, auch vieler andern berühmten Akademien und gelehrten Gesellschaften Mitglied, königlich großbritannischer Leibarzt, Ritter des königlich schwedischen Ordens des Polarsterns und kurhannövrischer Hofrath.

Beweis, daß die Bahrdtische Verdeutschung des Neuen Testaments keine Uebersetzung, sondern eine vorsetzliche und frevelhafte Schändung der Worte des lebendigen Gottes sei,

aus dem Augenscheine geführt von Johann Melchior Göze,

Hauptpastor zu St. Catharinen in Hamburg.

Hamburg, gedruckt und verlegt von Harmsen, 1773.[1])

Wenn Bonzenfett nach der Meinung des weisen Danischmende zu nichts in der Welt gut ist,[2]) wozu sollte wohl Bonzengift gut sein?

---

[1]) Teutscher Merkur 1774, I. S. 324f. Auch die Anzeige der Uebersetzung von Bahrdt („Die neuesten Offenbarungen Gottes"), 1774, II. S. 339f., scheint, wenn auch nicht unterzeichnet, von Wieland zu sein. Sie lautet: „Was man auch gegen diese Uebersetzung in Absicht auf die Entfernung von dem gewöhnlichen Lehrbegriff und auf den modernisirten Ausdruck der heiligen Schriftsteller sagen mag, so muß ich doch nach bedachtsamem Lesen derselben und mit aller Unparteilichkeit eines Biedermanns gestehen, daß sie größtentheils dem Zweck des Verfassers, das Neue Testament jedem unstudirten Leser ohne Commentar verständlich zu machen, entspricht. Luther's Uebersetzung mag immer ihren kirchlichen Gebrauch behalten, aber wer wird leugnen, daß eine unsern Sitten und Zeiten angepaßte, von den Versehen jenes Reformators gereinigte Uebersetzung höchst nützlich sei? Nur noch einmal, bei einer neuen Auflage, tüchtig durchgefeilt und die Bemerkungen der Kritiker, sollte auch Bonzengift darunter sein, gehörig benutzt: dann wird diese Arbeit allen Handbibliotheken studirter und unstudirter Christen und Unchristen mit gutem Gewissen anzurathen sein." — A. d. H.

[2]) Wieland's „Geschichte des weisen Danischmend", Cap. 9 (Werke, Th. XX. S. 41). — A. d. H.

Briefe über die Polizei des Kornhandels,

herausgegeben von H. L. W. Barkhausen,

königl. preuß. Kriegs- und Domänenrath. Lemgo 1773.[1])

Ein kleines, aber sehr lesens- und überlegenswürdiges Buch über einen der wichtigsten Gegenstände, das sich durch gesunden Verstand, praktische Einsichten, gute Beobachtungen, Vorsicht in den daher gezogenen Inductionen, Deutlichkeit des Vortrags und eine dem Herzen des Verfassers Ehre machende Wärme jedem patriotischen Leser empfiehlt. Wir sehen es als ein heilsames Gegengift gegen gewisse bekannte Schriften an, worin man uns aus sehr subtilen Gründen und mit sehr scharfsinnigen Paralogismen eine allgemeine unumschränkte Freiheit des Kornhandels als das unfehlbarste Mittel, Theurung und Mangel in jedem Lande unmöglich zu machen, angepriesen hat. Herr Barkhausen ist durch seine Betrachtungen und Ueberlegungen auf manche wichtige Bemerkung gekommen, welche jenen Metaphysikern entgangen zu sein scheint; und überhaupt ist vorzüglich an seiner Schrift lobenswürdig, daß er sehr gut gezeigt hat, wie wenig allgemein Brauchbares sich über solche Gegenstände festsetzen lasse, wie viel dabei allenthalben auf die besonderen Localumstände und Verhältnisse ankommt, und mit wie vieler Klugheit man bei jedem Mittel, wodurch man Böses verhüten will, zu Werke gehen muß, damit nicht (wie oft geschieht) die Arznei mehr schade als die Krankheit.

---

[1]) Teutscher Merkur 1774, I. S. 350 f. Vgl. Th. XXXVI. S. 181. — A. d. H.

Abhandlungen aus dem Finanzwesen,

von C. F. Hugo.

Berlin 1774.[1])

Ein neuer Schriftsteller in einem Felde, dem man nicht genug Anbauer und Beobachter wünschen kann. Ein heller Kopf, der mit Beurtheilung gelesen und mit Scharfsinn selbst gedacht hat, und ein guter Vortrag unterscheiden ihn auf eine sehr vortheilhafte Art und machen uns begierig, auch andre Gegenstände der Finanzwissenschaft von ihm abgehandelt zu sehen. Gegenwärtig sagt Herr Hugo seine Gedanken über das Theoretische in den Finanzwissenschaften und über die Monopolien. In der ersten Abhandlung erklärt er sich freimüthig über die Mängel der ehedem und zum Theil noch gewöhnlichen Lehrart der zur Staatsökonomie gehörigen Wissenschaften, bezeichnet den Umfang derselben, zeigt, was zu einem akademischen Lehrer derselben, wenn er dem Staate nützliche Cameralisten bilden solle, erfordert werde, und beurtheilt einige in dieses Fach gehörige Lehrbücher, besonders die von Justi, Stewart und Sonnenfels. In der Abhandlung über die Monopolien scheint uns Herr Hugo eine böse Sache so gut als möglich, wiewol zuweilen mit Waffen, deren Schwäche er selbst fühlen muß, zu vertheidigen; aber wenigstens gebührt ihm das Lob, daß er diese sehr verwickelte Materie wohl auseinandergesetzt und die mannichfaltigen Cautelen und Einschränkungen, unter welchen allein, selbst in den angegebenen besondern Fällen, Monopolien unschädlich oder (seiner Meinung nach) dem Staat sogar nützlich sein können, mit einem Scharfsinn angegeben, welcher der Güte seiner Sache weniger Ehre macht als seinem Kopfe. Die angehängte Uebersetzung des zweiten Buches von Aristotelis Oekonomik wird dadurch interessant, weil man daraus sieht — was man freilich ohnehin zu vermuthen Ursache hatte —, daß die Kunstgriffe unsrer neuern Finanzmeister im Jahrhundert Alexander's so unbekannt nicht gewesen sind.

---

[1]) Teutscher Merkur 1774, I. S. 352f. — A. d. H.

Anmerkungen zu einem Aufsatz „Ueber das Ideal einer Geschichte“.[1])

Diese kleine Abhandlung rührt von einem jungen Gelehrten her, dessen Genie und Lebhaftigkeit des Geistes viel verspricht. Noch ist er nicht, was er werden könnte, wenn äußere, nicht von ihm abhängende Umstände ihm erlaubten, seinen eignen Weg fortzugehen. Was jedem aufmerksamen Leser an diesem und andern Aufsätzen des nämlichen Verfassers sogleich auffallen muß, ist die Crudität seiner meisten Begriffe, die Eilfertigkeit seiner Schreibart, ein gewisser Egoismus, welcher jungen Schriftstellern von feurigem Geist eigen zu sein scheint, und ein Mangel an Belesenheit, der die Ursache ist, daß man mit großer Emphase die bekanntesten Dinge so sagt, als ob man sie zuerst bemerkt hätte. Er übersieht wirklich schon eine große Menge von Gegenständen, aber die meisten liegen noch mehr oder weniger mit Nebel und Duft umflossen vor ihm, gleich den ungewissen Formen der Natur zur Zeit der Dämmerung: er divinirt ihre wahren Gestalten, aber er sieht sie nicht. Damit der umschauende Blick des philosophischen Geistes die Natur richtig ins Auge fasse, muß man erst in die Ebnen und Thäler derselben herabgestiegen sein und die Gegenstände, einen nach dem andern, einzeln, nach allen ihren Theilen, Eigenschaften und besondersten Beziehungen genau betrachtet haben; erst alsdann kann man einen Berg besteigen, um das Ganze, dessen Theile man kennen gelernt hat, mit Alles umfassendem, hellem Blicke zu übersehen. Aber dies

[1]) Teutscher Merkur 1774, II. S. 214—217. Der nicht unterzeichnete Aufsatz steht daselbst S. 195—213. — A. d. H.

kann nicht das Werk etlicher weniger Jahre sein. Unserm jungen Schriftsteller sieht man an, daß einige neuere Denker, die er, weil sie es in seinem Kopfe sehr helle machten, mit Begeisterung gelesen zu haben scheint, besonders Helvetius und Herder, einen großen Antheil an seinen gegenwärtigen Begriffen haben; aber sehr oft wäre zu wünschen, daß er fremde Begriffe nicht zu schnell zu den seinigen machte, und anstatt sie uns in Gestalt wieder von sich gegebener Cruditäten vorzutragen, sie vorher zu Stärkung seines eigenen Geistes in Saft und Kraft verwandelt hätte. Dies Gleichniß ist nicht sehr elegant, aber es drückt das, was ich sagen wollte, am Besten aus.

Der vorerwähnte Egoismus ist einer von den Fehlern, wovor ich angehende Schriftsteller, besonders wenn sie für das eigentliche Publicum schreiben wollen, am Meisten warnen möchte. Das ewige Ich, Ich, in dem Munde eines Ich, das erst kürzlich angefangen hat, eine Person zu werden, und dem größten Theil seiner Leser noch eine unbekannte Person ist, hat etwas Widerliches, das diesem Ich selbsten großen Schaden thut. Wie seltsam klingt zum Exempel nicht folgende Stelle: „Wenn ich dann nun, aus eignem Antrieb oder dazu aufgefodert, eine Weltgeschichte schreiben müßte, wovon ich unendlich entfernt bin, so würde ich erst Thaten und Begebenheiten, Veränderungen auf unserm Erdball und Revolutionen, die das Ganze angehen, u. s. w. sammlen und dann, nach vielen Jahren, aus diesen zusammen ein für sich bestehendes Ganzes bilden.“ Hätte der Verfasser, anstatt zu sagen, was sein Ich thun wollte, wofern es nicht unendlich entfernt wäre, es thun zu wollen, den ganzen Gedanken bescheiden und simpel als einen Vorschlag, was man thun könnte, ausgedrückt, so wäre nichts dagegen einzuwenden. Aber nun klingt es gerade so, als wenn Einer sagte: „Ich bin zwar kein Held und will keiner sein; aber wenn ich ein Held wäre, dann wollt' ich Thaten thun, die Alles, was Alexander, Cäsar und Don Esplandian gethan haben, verdunkeln sollten.“ — „Ihr habt gut sagen, ich will kein Held sein“, würden die Leute sprechen, „die Frage ist, ob Ihr ein Held sein könntet, wenn Ihr wolltet.“ Unter die Stellen, die einem Verfasser nicht entschlüpfen würden, wenn man immer aufgelegt wäre, scharf genug auf sich selbst Acht zu geben und sich seiner ganzen Belesenheit bewußt zu sein, scheint diejenige zu gehören, wo unser Verfasser vom Sallustius spricht: „Das darf ich doch ohne

Scheu sagen, sein tiefer philosophischer Blick versprach sehr viel." Warum sollte er nicht vom Sallust ohne Scheu sagen dürfen, was unter den Gelehrten längst eine ausgemachte Sache ist? Und überdem glauben die Kenner, Sallust's philosophischer Geist habe in seinen Geschichten, wiewol sie nur besondere historische Gemälde aus seiner Zeit sind, wirklich gehalten, was er verspricht. Ein Beispiel, was herauskommt, wenn man eilfertig schreibt, ist die gleich auf jene folgende Stelle, die den Tacitus betrifft. „Seine Schrift von den Sitten der Deutschen", sagt unser Verfasser, „ist der wichtigste Beitrag zur Geschichte der Menschheit, den ich kenne." So weit wird ihm wol jeder Gelehrte beistimmen; aber was soll nun das Folgende heißen? „So wahr und mit so vieler Theilnehmung geschrieben, daß sie nicht nur für seine Römer, sondern für jedes nicht entnervte Volk Satire sein mußte." Das Büchlein De Moribus Germanorum ist Satire für jedes nicht entnervte Volk? Ich wünschte zu wissen, wie dies zugehen sollte. Nicht entnervte Völker sind entweder policirt oder nicht. Im letzten Falle sind sie, was die Deutschen damals waren; im ersten Falle sind sie ohne Vergleichung bessere und glücklichere Menschen, und wo soll dann die Satire Platz finden? Ueberdies, was soll Theilnehmung hier heißen? Vermuthlich was das französische Wort intérêt; aber es ist immer hiezu ein unschickliches Wort. Wie würde es klingen, wenn man die Redensart, il y a beaucoup d'intérêt dans cette pièce, übersetzen wollte: „es ist viel Theilnehmung in diesem Stücke"?

Ich habe den Aufsatz, der mir zu diesen Anmerkungen Gelegenheit giebt, eingerückt, weil ich den Verfasser desselben aller möglichen Aufmunterung würdig halte; aber ich habe mir aus mehr als einer Betrachtung nicht verwehren können, meine Meinung davon zu sagen. Ich hätte sie dem Verfasser ins Ohr sagen können, aber ich hielt für besser, es laut zu thun. Denn erstlich sehe ich nicht, warum ein angehender Schriftsteller — zumal einer, der sehr fruchtbar zu werden verspricht — übel finden sollte, wenn man ihm mit freundschaftlicher Freimüthigkeit bessernde Wahrheiten sagt; und dann sind der jungen Schriftsteller, die den Vortheil davon unter sich theilen können, so viele!

Johann Peter Willebrand's Grundriß einer schönen Stadt,

in Absicht ihrer Anlage und Einrichtung zur Bequemlichkeit, zum Vergnügen, zum Anwachs und zur Erhaltung ihrer Einwohner, nach bekannten Mustern entworfen.

Nebst einer Vorrede von der Wirkung des Klima auf die Gesinnung und Gesetzgebung der Völker.

Erster Theil. Hamburg und Leipzig 1775.[1])

Eine in verschiedner Betrachtung gemeinnützliche Frucht des Fleißes, der Erfahrung, der beobachtenden Reisen und des guten patriotischen Willens eines durch mehrere Schriften bekannten schätzbaren Verfassers. Die gegenwärtige nimmt sich durch die Größe des Gegenstands, die gute Anordnung der Materien, die Vollständigkeit des Detail und die Menge guter Bemerkungen und Verbesserungsvorschläge sehr zu ihrem Vortheil aus. Der Verfasser nimmt in diesem Grundriß einer schönen Stadt das Wort schön in Sokratischem Sinne; eine schöne Stadt heißt ihm also eine Stadt, worin Alles zweckmäßig ist und zur möglichsten Vollkommenheit des Ganzen beiträgt. Diesem sehr richtigen Begriffe zufolge erhielt sein Buch den ganzen Umfang eines vollständigen Entwurfs der Stadtpolizei. Er hat diesen Grundriß nach bekannten Mustern entworfen; denn Herr Willebrand begnügte sich nicht, diese fast unübersehliche Wissenschaft in den Schriften seiner Vorgänger zu studiren; er durchreiste selbst einen großen Theil von Europa und vornehmlich die meisten Theile von Deutschland,

---

[1]) Teutscher Merkur 1775, II. S. 190—192. Eine Selbstanzeige beider Theile gab Willebrand daselbst 1776, III. S. 178—181. — A. d. H.

erkundigte die Beschaffenheit und die Polizei der vornehmsten Städte, unter welchen ich doch Augsburg fast in allen Rubriken, wo diese vorzüglich schöne und wohlpolicirte Reichsstadt als Muster angeführt werden konnte, vermisse,*) bemerkte allenthalben das Gute sowol als das Mangelhafte und setzte sich sodann aus seinen gesammelten Anmerkungen eine Art von Ideal zusammen, ungefähr wie Zeuxis seine Helena zusammengesetzt haben soll; ein Ideal, welches eben dadurch, daß es alle möglichen Vollkommenheiten einer wohlgelegenen, wohlgebauten, mit allen zweckmäßigen Erfordernissen vollständig versehenen und aufs Beste policirten Stadt darstellt, geschickt ist, den Regenten und Vorstehern der Städte unsers lieben deutschen Vaterlandes zugleich die Dienste eines Spiegels und eines Modells zu leisten. Wenn das ganze Deutschland (nach Büsching's Bericht) über 2300 Städte enthält, so kann es diesem Buche nicht an Absatz fehlen, wenn auch in jeder von diesen Städten nur ein einziges Exemplar angeschafft würde. Wenigstens sind derer gewiß nur sehr wenige, welche nicht Ursache und Gelegenheit genug haben sollten, von den darin enthaltnen Grundsätzen, Bemerkungen, Vorschlägen und piis desideriis nützlichen Gebrauch zu machen. Wir empfehlen es zu solchem Ende allen besagten 2300 größern und kleinern deutschen Städten und deren Vorstehern sammt und sonders, herzlich wünschend und hoffend, daß auch dieses patriotische Werk Vieles beitragen möge, die Reste der alten Barbarei, priscae vestigia fraudis,[1]) aus unserm Deutschlande auslöschen zu helfen und die große Zahl der Abderitismen, die uns noch immer hier und da und allenthalben zu Schulden liegen, zu vermindern.

Die in der Vorrede durch das Schlußmotto: *In magnis voluisse sat est*,[2]) und in dem Werke selbst sich offenbarende Bescheidenheit des Verfassers macht beinah überflüssig, zu bemerken, was ihm selbst nicht entgehen wird, daß dies nützliche Buch bei einer künftigen neuen Auflage durch mancherlei Verbesserungen, unter Andern auch in Absicht der etwas zu nach-

*) Des Augsburgischen Rathhauses und Einlasses find' ich zwar gedacht, aber die kennt man aus Büchern, ohne sie gesehen zu haben.

---

[1]) Nach Hor., Epist., II. 1. 160? Dort steht: „manent vestigia ruris“ — A. d. H.

[2]) Sprichtwörtlich nach Properz, II. 8, 10. — A. d. H.

lässigen Schreibart, Vieles werde gewinnen können. So wie Rom nicht in einem Tag gebaut worden und Deutschlands meiste Städte nicht in den nächsten zehn Jahren zu schönen Städten umgeschaffen werden dürften, so kann auch ein so weitgrenzendes Werk nicht auf einmal zu seiner möglichsten Schönheit und Güte gelangen. Genug einsweilen, daß es, so wie es ist, unter die gemeinnützigen Bücher gehört und von Seiten Derjenigen, die davon am Meisten Gebrauch machen können und sollen, um so mehr Aufmerksamkeit verdient, da der Verfasser (außer den Vortheilen, die er aus seinen Reisen gezogen) als ehemaliger königlich dänischer Polizeidirector zu Altona und durch seine Verhältnisse mit einem der aufgeklärtesten und edelsten Staatsmänner unsrer Zeit, dem nun verewigten Grafen von Bernstorff, vorzügliche Gelegenheit gehabt, sich zur Ausarbeitung dieses praktischen Buches (dessen Vollendung Jedermann mit uns wünschen wird) vorzüglich geschickt zu machen. Ueber die Abhandlung Vom Einfluß des Klima &c. werd' ich meinen Gedanken zu einer andern Zeit Luft machen.

Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe,

von Joh. Casp. Lavater.

Erster Versuch. Mit vielen Kupfern.

Leipzig und Winterthur, bei Weidmann's Erben und Reich und Heinrich Steiner und Compagnie.[1])

Shakespeare, selbst ein großer Menschenkenner, läßt den guten König Duncan zu seinem Sohn Malcolm, der ihm die Nachricht vom Tode des Aufrührers Cawdor bringt, sagen:

There is no art
To find the Minds construction in the face!
He was a Gentleman, on whom I built
An absolute trust.

Tragedie of Macbeth, Act I. Sc. IV.

Ich finde diese Ausrufung gegen die Zuverlässigkeit der Physiognomik in Duncan's Mund und unter den vorausgesetzten Umständen höchst natürlich und glaube nicht, daß man mit dem mindesten Grunde daraus folgern könne, Shakespeare habe die Physiognomik dadurch für eine betrügerische Wissenschaft erklären wollen. Wie dem aber auch sei, genug, hier ist ein Werk, welches uns beweiset, daß es eine Kunst giebt, die Gestalt der Seele im Gesichte zu finden; ein Werk, welches, ungeachtet es nur Fragmente verspricht, in meinen Augen eines der wichtigsten Producte unsers Jahrhunderts ist. Wenig Werke, die ein Ganzes ausmachen, reichen an den Werth dieser Fragmente; und wie könnte auch Lavater — den man mit Recht als den Ersten ansehen kann, der dieses unbekannte

[1]) Teutscher Merkur 1775, III. S. 281—283. — A. d. H.

Land im Reiche der Wahrheit mit allen zu einem ächten Seelenforscher erforderlichen Talenten und Tugenden bearbeitet hat — wie könnte er, in einem Alter von 34 Jahren, mehr als Bruchstücke und Materialien zu einer neuen Wissenschaft liefern, an welcher man noch Jahrhunderte zu sammeln, zu sondern, zu prüfen und zu berichtigen haben wird, bis eine Theorie derselben, die solcher Fragmente würdig sei, zu Stande kommen kann! In der That, so groß meine Erwartung von dieser Unternehmung war, und so zuversichtlich ich meines Orts bei jeder Gelegenheit die Vorurtheile bestritt, die solcher bei dem größten Theil des Publicums entgegenstunden, so muß ich doch gestehen, daß Herr Lavater meine Erwartung sehr weit übertroffen hat. Bei einer so feurigen Einbildungskraft, bei solcher Wärme des Herzens, bei einem so hohen Grade des Dichtergenies ein so tiefspähender Blick — ins Innre der Natur, ein so ruhiger Beobachtungsgeist, eine so feine, haarscharfe Unterscheidungsfertigkeit, als in diesem ganzen Werke herrscht, ist mir wenigstens noch nie vorgekommen. Was uns Herr Lavater geliefert hat, ist zwar nur der vierte und noch nicht der wichtigste Theil dessen, was er uns verspricht, aber doch schon so beträchtlich, daß er nicht nur auf die folgenden ungeduldig macht, sondern auch schon als ein nicht genug zu schätzender Beitrag zum Studium des Menschen anzusehen wäre, wenn wir auch weiter nichts von diesem Verfasser zu erwarten hätten. Schon jetzt sind beinahe alle Einwendungen hinlänglich beantwortet, die man gegen die Physiognomik überhaupt bisher vorgebracht hat, schon jetzt alle Cautelen sorgfältigst angegeben, die man zu beobachten hat, um im Angesicht des Menschen nicht falsch zu lesen oder aus dem, was man gelesen, nicht übereilt und unrichtig zu schließen. Eine nähere Beschreibung dessen, was in diesem ersten Theile geleistet worden, gestattet der enge Raum einer Anzeige so wenig als eine nähere Prüfung mancher besonderer Stellen, wo mir die Meinungen des Herrn Lavater problematisch scheinen, und worüber ich meine Gedanken vielleicht in der Folge ausführlicher zu sagen mir vorbehalte.[1]) Auch in Absicht des Vortrags und Stils ist dies Werk — wenn man die ziemlich häufig vorkommenden fremden Wörter übersieht, für welche man gleichbedeutende deutsche gehabt hätte — ein classi-

[1]) Vgl. den Aufsatz „Ueber die Ideale der griechischen Künstler", Th. XXXVII. S. 403 ff. — A. d. H.

sches Werk unsrer Sprache. Die Zusätze sind, wie ziemlich in die Augen fällt, von einer andern, aber auch von einer Meisterhand.[1]) An Pracht und Schönheit des Aeußerlichen ist diesem Buche schwerlich ein andres gleich. Aber eben darum, und weil unter Denen, welche nicht vermögend sind, 70 bis 80 Thaler für ein Werk dieser Art auszugeben, gleichwol viele Hunderte sein mögen, die es zu besitzen werth sind und vielleicht einen weisern Gebrauch davon machen würden als Manche, deren Neugier oder Eitelkeit darauf subscribiret hat, so möchten wir wol — aus unintereſſirtem Verlangen, ein wirklich gemeinnützliches Werk in den Händen Aller, die es benutzen könnten, zu sehen — den Herrn Lavater bitten, einen wohlfeilern Nachdruck dieses Werkes selbst zu veranstalten. Durch kleinern Format, gewöhnliches Papier und kleinern Druck könnte der Preis sehr herabgesetzt werden; und auch zu einem gleichwol richtigen Nachstich der Kupfer würden sich wol um eine mäßige Belohnung geschickte Hände finden lassen. Wir empfehlen diesen Gedanken zu näherer Ueberlegung.

---

[1]) Von Goethe. — A. d. H.

Theorie der Gartenkunst von C. C. L. Hirschfeld.

Leipzig, bei Weidmann's Erben und Reich, 1775.[1])

Herr Hirschfeld glaubt mit bestem Recht, etwas Nützliches zu unternehmen, indem er sich bemüht, „die Vorzüge des reinen und natürlichen Geschmacks in Anlegung der Gärten in ihrem wahren Werth zu zeigen und geltend zu machen". Er hatte sich in seinen vor ungefähr zwei Jahren herausgegebenen Anmerkungen über die Landhäuser und die Gartenkunst den Weg hiezu gebahnet, indem er sich hauptsächlich beschäftigte, das Falsche und Ungereimte des unter uns herrschenden Geschmacks in diesem Fache aufzudecken und die Vorurtheile wegzuräumen, die dem bessern Geschmack entgegenstehen. Da diese erste Arbeit von Kennern und Liebhabern mit verdientem Beifall aufgenommen worden, so fand er sich um so mehr bewogen, die in der Natur selbst aufgesuchten Grundsätze, nach welchen man bei Anlage schöner Gärten zu verfahren hätte, genauer zu entwickeln und also durch die gegenwärtige Theorie der Gartenkunst seine rühmlichen Bemühungen um Verbesserung des Geschmacks in diesem gewiß nicht unwichtigen Gegenstand des menschlichen Schöpfungsgeistes vollständig zu machen. Diese beiden Schriften, welche eigentlich als zwei Theile eines Ganzen anzusehen sind, und wovon dieser zweite sich häufig auf den ersten bezieht, verdienen in den Händen aller Liebhaber einer interessanten Lectüre zu sein und besonders von allen Freunden der Gartenkunst und Besitzern solcher Gärten, die einiger Anwendung dieser Grundsätze fähig sind, fleißig studirt und zu einem Gartenbuch gemacht zu werden. Diese Hirschfeldische Theorie ist nicht nur in ihrer Grundlage und Anordnung die Frucht eines philosophischen Geistes, der sich die Materie, die er bearbeitet, durch vertrauten Umgang mit der Natur, anhaltendes Nachdenken und Benützung dessen, was Andre ihm darin vorgearbeitet haben, deutlich und eigen gemacht hat; sie ist auch mit Empfindung und Wärme geschrieben und also unterhaltend genug, um zugleich zu ergetzen und zu belehren. Eine genaue

[1]) Teutscher Merkur 1775, III. S. 283f. — A. d. H.

Zergliederung des Gebäudes dieser Theorie und der besondern Anmerkungen über die einzelnen Theile verbeut uns der enge Raum und selbst der Zweck dieses Artikels im Merkur, wo es nicht sowol um kritische Erörterungen als um Empfehlung und Anpreisung solcher Bücher, die der Herausgeber für vorzüglich gut und gemeinnützlich erkennt, zu thun ist. Der Herr Verfasser ist viel zu bescheiden, um nicht selbst zu gestehen, daß diese Theorie noch nichts Vollständiges und Vollkommnes ist, noch sein kann. Werden könnte sie es vielleicht am Gewissesten, wenn Herr Hirschfeld durch neue zu diesem Zweck unternommene Reisen, wobei er einen geschickten Maler zum Gefährten hätte, seine anschauende Erkenntniß von vorzüglich schönen Gegenden und Gärten noch erweitern und dadurch seine Theorie nicht nur durch eine größere Anzahl näher bestimmter Wahrnehmungen und Regeln, sondern auch durch mehr besondere Beispiele ausführlicher und praktischer machen könnte. Möchten unsre Großen, oder möchte das Publicum selbst, welches mit vereinigten Kräften mehr als die größten Könige thun könnte, die Ausführung dieses Gedankens möglich machen! Ein Werk, welches für die Gartenkunst ungefähr das wäre, was Lavater's Fragmente für die Physiognomik, würde unsrer Zeit neue Ehre bringen und in mehr als einer Betrachtung unter den nützlichsten einen Platz verdienen. Verwundert haben wir uns, warum in den vorläufigen Anmerkungen über die Gärten der Alten und Neuern der Gärten in der Villa des Kaiser Hadrianus zu Tivoli keine Erwähnung geschehen, welche vermuthlich die Idee zu den berühmten Gärten von Stowe gegeben haben. Sie verdienten vornehmlich deswegen angeführt zu werden, weil Hadrian (der diese Villa nach seiner Zurückkunft von seinen langwierigen Reisen durch die vornehmsten Provinzen des Reichs wenige Jahre vor seinem Tode angelegt) darin auch die berühmtesten Gegenden von Griechenland und unter andern auch die Elyseischen Felder mit ihrem furchtbaren Eingang nachahmend vorstellen lassen. Eine gute Ursache, warum die alten Griechen sich aus der Gartenkunst kein besonderes Geschäfte gemacht (wie Herr Hirschfeld anmerkt), mag wol gewesen sein, weil das ganze Griechenland wie ein großer mit allen Wundern und Schönheiten der Natur und Kunst angefüllter Lustgarten war.

Zu L. Meister's Vorlesung über die Schwärmerei.[1])

Der sinnreiche Verfasser dieser philosophischen Rhapsodie, welche nächstens besonders im Druck erscheinen soll, wird mir vergeben, daß ich aus den mir mitgetheilten ersten Bogen einige Blätter vorläufig durch den Merkur in Circulation bringe. Ich finde Wahres und Gutes in diesen Bogen, aber hin und wieder auch viel Schwankendes und überhaupt einen zu flüchtigen Blick über die Gegenstände, wovon die Rede ist. Man muß tiefer in sie eindringen, um über diese noch lange nicht erschöpfte Materie was Neues und Bessers zu sagen, als seit Shaftesbury und Stinstra[2]) darüber gesagt und nachgesagt, gelallt und nachgelallt worden.

---

[1]) Teutscher Merkur 1775, IV. S. 134. Anmerkung zu den „Auszügen aus einer Vorlesung über die Schwärmerei", daselbst S. 134—151. Wieland's Zusatz (daselbst S. 151—155) ist Th. XXXII. S. 369—371 abgedruckt. Eine scharfe Beurtheilung der Vorlesung von Meister lieferte Merck im Merkur 1776, I. S. 190 auf Wieland's Wunsch, ihn „mit glühendem Draht zu peitschen" (Brief an Merck vom 26. Januar 1776); aber Lavater war mit dieser Einmischung sehr unzufrieden. Vgl. Briefe an und von Merck, S. 67, u. Brief an Lavater vom 28. Mai 1776. Eine zweite Vorlesung Meister's über Schwärmerei ward gleichfalls von Merck ungünstig beurtheilt. — A. d. H.

[2]) J. Stinstra, „Warnung vor dem Fanaticismus, nebst einer Einleitung der Geschichte der Herrnhuter". Berlin, Nicolai, 1752. — A. d. H.

Die Abgötterei unsers philosophischen Jahrhunderts.

Erster Abgott. Ewiger Friede.

Mannheim, bei C. F. Schwan, 1779.[1])

Eines der wirksamsten Mittel, wodurch die Masse der Wahrheiten und Irrthümer, die dem menschlichen Verstand zu seinem Antheil hienieden zugefallen sind, in einigem Gleichgewicht erhalten werden, ist unstreitig dieses, daß, wenn die Menge in einem gewissen Zeitpunkt von dem Strom irgend einer Meinung, es sei nun mißverstandne Wahrheit oder zufälliger Irrthum, sich dahinreißen läßt, immer Jemand sich findet, der sie durch muthige Behauptung der entgegenstehenden Meinung vom Strande wegboegsiret, gegen den sie in Gefahr waren, anzulaufen. Gemeiniglich wird auf beiden Seiten der Sache zu viel gethan, und die Wahrheit lieget zwischen den beiden Extremen in der Mitte; aber eben dadurch, daß der Eine behauptet, die Verfeinerung (zum Beispiel) sei ein Gut, und der Andere, sie sei ein Uebel, findet sich's am Ende, daß sie weder das Eine noch das Andere, sondern (wie alle menschlichen Dinge) eine Mixtur von Beiden ist; und so passiren wir zwischen den beiden entgegengesetzten Meinungen die Diagonallinie und treffen auf die Wahrheit. Der sinnreiche Verfasser dieser Schrift scheint, nach dem Titel zu schließen, sich vorgesetzt zu haben, die Götzenaltäre der Modephilosophie unserer Zeit der Reihe nach umzustürzen; eine Bilderstürmerei, die allem Ansehen nach für Staat und Kirche sehr unschädlich ablaufen wird, und deren verschiedenen Auftritten wir also geruhig zusehen können. Der

[1]) Teutscher Merkur 1778, IV. S. 284 f. — A. d. H.

Anfang wird hier mit dem Ewigen Frieden gemacht, der, so chimärisch er auch immer sein mag, doch von je her der ewige Wunsch des Menschengeschlechts gewesen ist. Der Verfasser behauptet im ersten Abschnitt seines Buchs, daß der Entwurf des guten Abbé de St. Pierre[1]) nicht practicabel sei; und darin ist wol, Zwei oder Drei ausgenommen, Jedermann seiner Meinung; im zweiten: der Entwurf des ewigen Friedens, wenn er auch möglich wäre, dürfte nicht ausgeführet werden, weil ewiger Friede die Menschen äußerst elend machen würde; und wie er dies beweise, werden wol Viele zu sehen neugierig sein. Er hätte hiezu keinen schicklichern Zeitpunkt wählen können als gerade den, da Europa unter der Gefahr eines allgemeinen Krieges banget und die Länder, wo er bereits ausgebrochen ist, nach Frieden wie ein dürres Land nach Regen schmachten. Ein Buch, worin paradoxe Wahrheiten mit Witz, Belesenheit und Wohlredenheit behauptet werden, bedarf keiner Anpreisung. Zu Prüfung einiger darin behaupteter Sätze finden wir vielleicht im künftigen Jahre Muße. Uebrigens zeigen wir an, daß der Herr Verleger bereits auch eine authentische französische Uebersetzung dieses Buchs zum Gebrauch der Ausländer und der Deutschen, die nicht gerne Deutsch lesen, veranstaltet hat.

---

[1]) Sein „Projet de paix perpétuelle" erschien 1713. — A. d. H.

Ueber Winckelmann.[1]

Ich theile diesen Aufsatz den Liebhabern dieser Art von Literatur unverändert mit, wie ich ihn erhalten habe. Ich habe kein Interesse und kann keines haben, den Nachruhm eines Mannes verkleinern zu wollen, den, insofern er ein Mann von eminentem Genie und einer der besten Schriftsteller unsrer Nation war, Niemand höher schätzt als ich. Aber — in Rücksicht auf den großen Haufen artistischer und antiquarischer Kleinmeister, von denen es unter uns wimmelt, die so gern mit Namen Abgötterei treiben, und für die Alles, was Winckelmann als Antiquarius gesagt hat, Orakel ist — schien es mir vielleicht nicht ohne Nutzen zu sein, wenn sie durch die Proben, die der Abbate Bracci von den Uebereilungen unsers Landsmanns in seinen Urtheilen von alten und neuern Kunstwerken und dahin gehörigen Dingen der Welt vorgelegt hat, gewarnt würden, selbst behutsamer zu sein und nicht so sinnlos unter dem Schutz und Vortheil eines Winckelmannen nachgeäfften Enthusiasmus über Künste, Künstler und Kunstwerke zu urtheilen, von denen sie nichts verstehen. Geschieht das am grünen Holz, was wird am dürren werden! Man kann ein Mann von Genie und in den Alten sehr bewandert sein und mit hoher Begeisterung über den Vaticanischen Apollo pindarisiren u. s. w. und doch in dem antiquarischen Studio tief unter einem Andern sein, der weder ein Genie ist noch über

[1] Teutscher Merkur 1779, II. S. 249 f. Anmerkung zu dem Briefe „Etwas vom Herrn Abt Winckelmann" (daselbst S. 232—249), in welchem der Schreiber die Vertheidigung des Abt Bracci gegen Winckelmann aus dessen „Dissertazione sopra un Clipeo votivo" (1771) mittheilt. — A. d. H.

irgend einen Gegenstand pindarisiren kann. Uebrigens bedarf es kaum der Erinnerung, daß Bracci geschickter ist, die Fehler und Schwachheiten Winckelmann's zu rügen, als gegen seine Vorzüge und Verdienste gerecht zu sein. Die Art, wie er mit Winckelmann zu Werke geht, verräth zu viel üble Laune, persönlichen Widerwillen, Tadelsucht und Rachgier über wirkliche oder eingebildete Beleidigungen, als daß er den mindesten Glauben verdienen könnte, wenn er nicht Beweise beibrächte, die auch im Mund eines Feindes ihre Kraft nicht verlieren.

Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen.

Erste Abtheilung.

Zürich u. Winterthur bei Füßli u. H. Steiner u. Comp.[1])

Eben da der letzte Bogen unsers letzten Monatsstücks dieses Jahres gesetzt wird, erhalten wir diese ungemein interessante Schrift, durch welche ich einen meiner lebhaftesten Wünsche auf die angenehmste Art erfüllt und befriediget sehe. Zeit und Raum gestattet diesmal fast nichts weiter, als das Dasein derselben anzuzeigen und sie allen Liebhabern des Wahren und Guten aufs Wärmste anzupreisen. Es ist angenehm und geziemt sich, das Leben eines so verdienstvollen, so vortrefflichen Mannes, wie Sulzer war, von einem seiner Freunde beschrieben zu sehen, der in so vielerlei Betrachtung dazu berufen und qualificirt ist; von einem Manne, der in seinem eignen edeln Wirkungskreise als Mensch, als Hausvater, als Arzt, als republikanischer Staatsmann, als Gelehrter und als Schriftsteller selbst unter die Besten seines Volks und seiner Zeit gehört. Herr Doctor und Rathsherr Hirzel in Zürich, der uns schon vor vielen Jahren im Leben und Charakter des durch ihn so berühmt gewordenen Kleinjogg's einen Sokratischen Bauern und erst kürzlich in seinem, dem Andenken des Zürchischen Bürgermeisters Hans Conrad Heidegger aufgerichteten Denkmal einen philosophischen Staatsmann (in eben dem Sinne des Worts, wie Kleinjogg ein philosophischer Bauer ist) dargestellt hat, beschenkt uns hier mit einer Abschilderung Sulzer's des Weltweisen; und mehr brauch' ich wol nicht

[1]) Teutscher Merkur 1779, IV. S. 289—291. Vgl. Wieland's „Ausgewählte Briefe", III. S. 305 f. — A. d. H.

zu sagen, um alle Edeln und Guten der Nation auf dies Buch aufmerksam zu machen, das mit der dem Herrn Hirzel eignen Klarheit des Geistes und Wärme des Herzens geschrieben ist, und worin uns nicht nur gezeigt wird, was Sulzer war und gethan hat, sondern wie er das wurde, was er war, wie er fähig wurde, zu thun, was er gethan hat, und wie viel das werth ist, was er zur Erweiterung des Reichs nützlicher Wissenschaften, zur wahren Aufklärung und Besserung seiner Zeitgenossen gewirkt hat. Dies Letztere leistet der Verfasser besonders durch ungemein wohl verfaßte Auszüge aus den wichtigsten Schriften des seligen Sulzer's, welche vielen Lesern, besonders jungen Studirenden, Lust und Anleitung geben können, jene Schriften selbst und mit desto größerm Nutzen sich eigen zu machen. Auch die in Sulzer's Leben überall eingeflochtnen Nachrichten und Anekdoten zur Geschichte der Literatur und des Geschmacks unsrer Nation in den letztverflossnen vierzig Jahren (in einem Zusammenhang, wodurch Vielen, die erst in der zweiten Hälfte dieses Zeitraums in die Welt zu gucken angefangen haben, ein nöthiges Licht aufgehen kann) trägt Vieles bei, diese Schrift des Herrn Hirzel um so interessanter zu machen, da diese Nachrichten aus lauter ächten Quellen, aus einer genauen persönlichen Verbindung mit dem seligen Sulzer und größtentheils aus dessen mit Bodmern — einem Mann, der uns nun in seinem achtzigsten Jahre nachgerade merkwürdig zu werden anfängt, nachdem die Nation die nützlichen Einflüsse und Wirkungen seiner so mannichfaltigen Verdienste funfzig Jahre lang unerkannt genossen hat — gepflogenem vieljährigen vertrauten Briefwechsel hergeflossen sind. Doch ich behalte mir auf eines der Monatsstücke des künftigen Jahrgangs vor, wieder zu diesem merkwürdigen Buche zurückzukommen, dessen baldiger Fortsetzung alle Leser desselben mit mir begierig entgegensehen werden.

Desselben Buches zweite Abtheilung. 1780.[1])

Herr Hirzel vollendet in diesem zweiten Theile das angefangene Sulzerische Denkmal, bei welchem Wahrheit und Freundschaft gemeinschaftlich Hand angelegt, und wovon wir bereits

[1]) Teutscher Merkur 1780, II. S. 292f. Diese Anzeige ist nicht mit W. unterschrieben, aber ohne Zweifel von Wieland, dem dann auch wol die Anzeigen der Uebersetzungen von Fontenelle, der Wochenschrift „Die Welt" und des „Tom Jones" von Fielding angehören. — A. d. H.

im December des letztverwichnen Jahres die erste Abtheilung mit dem verdienten Beifall angezeigt haben. Beide sind vollkommen aus einem Stück und werden sowol den Verehrern des verdienstvollen Weltweisen durch eine Menge Charakterzüge aus Briefen an seine Vertrautesten in wichtigen Auftritten seines Lebens als Denjenigen, welche seine Schriften, und was er darin Wichtiges und Gemeinnütziges geleistet, mit einem Blicke übersehen wollen, durch die mit großer Deutlichkeit und Nettigkeit abgefaßten Schattenrisse derselben schätzbar sein. Das Einzige, was uns so stark aufgefallen ist, daß wir uns nicht entbrechen können, dessen zu erwähnen, ist das diesem Theile vorgesetzte Bildniß der seligen Sulzerin, worin wir (von dem Mangel an Charakter und Bestimmtheit in der Gesichtsbildung und von der häßlichen Mammosität nichts zu sagen) das Anständige für eine Frau und für die Frau eines Weisen sehr vermissen. Wir erinnern uns wol, die Ninon l'Enclos ungefähr so abgebildet gesehen zu haben; aber daß eine Jungfrau oder eine Matrone sich freiwillig in einer so unziemlichen Nacktheit vor die Augen der Welt hinstellen werde, ist nicht zu glauben und ist also um so viel widerlicher, weil es einer von plündernden Kosacken an der armen Frau verübten gewaltsamen Entblößung ähnlich sieht. Was Horaz von der Kleidungsart der römischen Matronen sagt: Matronae praeter faciem nil cernere possis, im Gegensatz mit dem: Aperte, quod venale habet, ostendit,[1]) sollte doch wol billig bei Abbildung respectabler Frauen ein allgemeines Gesetz sein; und wenn den Grazien, als den Kammermädchen der Schönheit, ja etwas erlaubt ist, so ist es doch gewiß nicht mehr, als sich z. B. Reynolds in dem unübertrefflichen Bilde der Lady Dutcheß of Ancaster erlaubt hat, welches auch in diesem Stück immer ein Muster des edelsten Stils in weiblichen Bildnissen bleiben wird.

---

[1]) Hor., Sat., I. 2, 83. 84. 94. — A. d. H.

Pomona,
eine neue Monatsschrift für Frauenzimmer.[1])

Die Frau Geheimerath La Roche wird mit dem Jahre 1783 unter obigem Titel eine neue Monatsschrift herausgeben, welche hauptsächlich für das Geschlecht bestimmt ist, dem sie selbst so viel Ehre macht, und für dessen innere Verschönerung sie seit mehrern Jahren schon so viel gethan hat. Alle Monate wird von dieser Pomona ein Stück von 6 Bogen auf schönem Papier und geheftet herauskommen. Die Aufsätze werden größtentheils von der berühmten Herausgeberin selbst herrühren und in dem ersten Jahrgang hauptsächlich aus Briefen an Lina, einem Unterricht nach Thomson's Jahrszeiten und moralischen Erzählungen bestehen, wozu noch einige Gedichte, von Frauenzimmern verfertigt, und Nachrichten von dem, was in England, Frankreich und Italien für Frauenzimmer geschrieben wird, bei jedem Stücke hinzukommen.

Wie viel Nützliches und Unterhaltendes das schöne Geschlecht von diesen neuen Bemühungen der Frau Geheimerath La Roche, sich um dasselbe verdient zu machen, mit größtem Recht erwarten könne, dafür bedarf es keiner andern Bürgschaft als ihrer in mehrere Sprachen übersetzten und mit allgemeinem Beifall gekrönten Geschichte des Fräuleins von Sternheim und ihrer vortrefflichen Briefe von Rosalien. Ich halte es für unmöglich, daß man die eine oder andre dieser Schriften gelesen haben könne, ohne sich von Hochachtung, Liebe und Theilnehmung an der vortrefflichen Verfasserin eingenommen

[1]) Teutscher Merkur 1782, IV. S. 189—191. — A. d H.

zu fühlen. Diese Empfindungen, welche sie unfehlbar in den Herzen aller ihrer bisherigen Leserinnen zurückgelassen hat, sind die beste Empfehlung für die Monatsschrift, die hier angekündigt wird, und werden, wie ich nicht zweifle, für Viele unter ihnen der lebhafteste Antrieb sein, sich die Beförderung derselben in dem Zirkel ihrer Bekanntschaft angelegen sein zu lassen.[1])

Ich ersuche inzwischen alle Gönnerinnen und Freundinnen, welche sich hier in Weimar und in hiesiger Gegend mit Sammlung von Subscriptionen auf diese neue Monatsschrift für Frauenzimmer gütigst bemühen wollen, sich mit ihren Subscriptionslisten binnen sechs Wochen a dato an mich zu wenden, damit ich das Weitere besorgen und die Einrichtung treffen könne, daß die Subscribenten mit ihren Exemplaren monatlich richtig versehen werden.

---

[2]) Von der Monatsschrift Pomona, wodurch die Frau Geheimerath von La Roche von Deutschlands Töchtern alle Liebe erworben hat, die eine vortreffliche und zärtliche Mutter verdienen kann, erscheint nunmehr das erste Heft des zweiten Jahrganges, und (wie wir mit Bedauern vernehmen) auch des letzten Jahrgangs dieser lehrreichen und angenehmen Schrift. Brauche ich Denjenigen, die sich auf den ersten Jahrgang abonnirt haben, noch mehr zu sagen?

Exemplare des zweiten und auch noch einige vom ersten Jahrgang der Pomona sind um den bekannten Preis von einem halben Louisd'or oder 2 Rthlr. 12 Gr. sächsisch Courant bei mir in Commission zu haben.

---

[1]) Hier folgt die Angabe, wo die Zeitschrift zu beziehen sei. — A. d. H.

[2]) Teutscher Merkur 1784, Anzeiger, I. S. XV. Von Rosaliens Briefen der Frau von La Roche hatte der Merkur 1779, IV. S. 253—256 eine „— f." unterzeichnete Anzeige von anderer Hand gebracht. — A. d. H.

Berghofer's gesammelte Schriften.[1])

Diese bestehen aus folgenden, meistens schon besonders gedruckten, aber zum Theil wenig bekannt gewordnen Stücken: Gedichte; Beleuchtung einiger dunkeln Oerter in den vornehmsten Gebäuden der Stadt; Lectüre und Denken; Bescheidenheit und Selbstkenntniß; Fragment zur Sittenlehre; Charakteristische Züge mit freiem Geist entworfen; Briefe an Cleïs; Einige Scenen aus dem Schicksale des Verfassers.

Herr Berghofer hofft, das Publicum werde billig genug denken, zu Anschaffung seiner Schriften den Weg einzuschlagen, der, wie er glaubt, für den Schriftsteller der sicherste ist — nämlich den Weg der Pränumeration. „Diejenigen," sagt er, „welche, nur auf sich selbst bedacht, eine Schrift nach der Hand bequemer anzuschaffen gewohnt sind, mögen bedenken — daß sie dem Verfasser dadurch diese oft einzige Entschädigung und Aufmunterung versagen. Der Verfasser hat es ohnehin seinen Mitbrüdern nicht schwer gemacht, aus seinem Leben und aus seinen Schriften zu erkennen, weß Geistes Kind er ist. Mag der Unrath schreibsüchtiger Köpfe, der Handlungen tödtet, müssiges Denken zeugt und die Menschen um praktische Wahrheit, Gesundheit und Glückseligkeit betrügt — mögen auch seine Schriften, wenn sie darunter gehören, den Weg einer baldigen Fäulniß gehen! Ist aber ein offner Charakter, ist Seelengröße darin, so — ist der Verfasser nicht der erste Eiferer für die reine Tugend und Wahrheit, den man mit Unglück kämpfen und ein mühseliges Leben gleichgiltig hinauswandeln sah. An dergleichen Scenen sind die Menschen schon gewohnt wie an tragische Gemälde, wobei es nichts kostet — zu empfinden. Haben sie nicht auch Lust an kämpfenden Thieren und lassen, sich abzuhärten

[1]) Teutscher Merkur 1782, IV. S. 278—281. Ueber Wieland's Beziehung zu Berghofer vgl. den Brief an Letztern vom 29. September 1789 in Gruber's Leben Wieland's, VII. Cap. 8. Gruber konnte die obige Anzeige nicht auffinden. — A. d. H.

und zu amüsiren, dem Wolf ein Lamm vorwerfen? Die Vornehmsten unter ihnen haben so reizbare Nerven und sind so weichherzig — gegen sich selbst, daß sie nichts weniger als eine freie, gerade Denkungsart vertragen. So sehr sie auch mit erhabenen großen Gesinnungen prahlen, so verstockt und geblendet sind sie beim hellsten Lichte der Wahrheit — sobald man ihnen den Spiegel vorhält, sich selbst zu beschauen. Nicht wahr? ein unruhiger Mann ist's, der beim allgemeinen Betrug allein kein Betrüger sein und jedes Ding bei seinem rechten Namen nennen will? ein Mann ohne Lebensart, der sich da der feigen Höflichkeit schämt — die Eurer Eigenliebe, Euren Lastern und Thorheiten so wohl zu Statten kommt? Weh ihm, daß er nicht mit knechtischer Unterwerfung seiner Grundsätze zu jenen kleingesinnten Großen hinankriecht, die das Glück aus ihren Händen vertheilen! Die Freundschaft edler, wahrheitliebender Seelen, deren es hier und da noch einige giebt, wäre freilich Schadloshaltung für ihn, wenn er durch seine Schriften so glücklich wäre, unter dem Wirbel der Geschäfte und Menschen ihnen bekannt zu werden."[1])

Ich habe den Herrn Berghofer, der (wie ich besorge) der Welt noch zu wenig bekannt ist, persönlich als einen der edeln und guten Menschen kennen gelernt, welche mehr sind, als sie scheinen, und denen man gleich in der ersten Viertelstunde sein Herz nicht versagen kann. Er hat in seiner natürlichen Anlage, in seiner Sinnesart und in seinen Schicksalen viel Aehnliches mit J. J. Rousseau; und wenn ihm die Umstände günstiger gewesen wären, würde er diesem berühmten und ehrwürdigen Sonderling auch an den Talenten des Geistes und als Schriftsteller vielleicht ebenso nahe kommen, als er ihm in Mangel an Weltklugheit und in tugendhafter und menschenfreundlicher Misanthropie ähnlich ist. Wie ich ihn kenne, muß ihm der Schritt, den er hier thut, sauer geworden sein. Aber vielleicht ist es ein Mittel, dem großen Kaiser bekannt zu werden, der einen Mann von solchem Werth und von solcher Brauchbarkeit gewiß nicht lange ungenützt in seinen Staaten lassen würde.

---

[1]) Hier folgt eine Anzeige, wo man außer bei dem Verfasser in Wien pränumeriren könne. — A. d. H.

Beitrag zum Forschen nach Licht und Recht.

Veranlasset durch
ein Schreiben an Herrn Moses Mendelssohn unter diesem Titel.
Von O. J. W. Hesse, Oberprediger zu Bleicherode.
Berlin, bei Friedrich Maurer, 1783.[1])

So wünschenswürdig es auch aus gewissen Betrachtungen sein mag, daß ein Mann wie Moses Mendelssohn aus voller Ueberzeugung sich für die christliche Religion erklären möchte, so kann doch die Zudringlichkeit, womit einige vermuthlich wohlmeinende Personen diesen weisen und rechtschaffnen Israeliten nöthigen wollen, hereinzukommen, Jedem, der einige Billigkeit und feineres Gefühl hat, nicht anders als anstößig sein. Indessen hat doch jenes Sendschreiben an Herrn Mendelssohn etwas Gutes geschafft, indem es dieses kleine goldne Büchelchen veranlaßt hat, welches wir hier anzeigen. Es enthält auf 72 Octavseiten so viel Wahres und Wichtiges über das, was immer die wichtigste Angelegenheit des menschlichen Geistes und Herzens bleiben wird, und trägt diese Wahrheiten mit einer so einleuchtenden Klarheit und mit so viel Bescheidenheit, so frei von Vorurtheil, Leidenschaft, Uebereilung und Einseitigkeit, kurz, auf eine so überzeugende Art vor, daß wir wünschten, ihm so viele Leser unter Juden und Christen zu verschaffen, als es unter beiden giebt, welche Deutsch lesen können. Der Verfasser übernimmt die Apologie des vortrefflichen Mendelssohn's gegen den Verfasser des Sendschreibens, dessen Absicht am Ende dahinaus zu gehen scheint, dem Herrn Mendelssohn zu beweisen, daß er nothwendig ein Christ werden müßte, wenn es ihm mit seinem Forschen nach Licht und Recht ein Ernst wäre. Aber er führet diese Apologie mit solcher Unparteilichkeit, daß jeder Theil das Seinige bekommt. Indem er die Ursachen angiebt, aus welchen es sehr begreiflich ist, wie und warum ein aufgeklärter

[1]) Teutscher Merkur 1783, Anzeiger, III. S. CXVII—CXIX, nicht unterzeichnet, aber unzweifelhaft, wie die daselbst vorhergehenden Anzeigen, von Wieland. Das erwähnte Sendschreiben ist von Lavater. — A. d. H.

Israelit seiner Redlichkeit unbeschadet Bedenken tragen könne, sich zu einer der christlichen Religionsparteien zu schlagen; ja, woher es komme, daß ein solcher nicht einmal zur völligen Ueberzeugung des Vorzugs des Christenthums vor dem Judenthume gelangen könne, so bemüht er sich zugleich, diese Hindernisse, so viel an ihm ist, aus dem Wege zu räumen und zu zeigen, daß die reine Lehre des unverfälschten Christenthums nichts enthalte, welchem ein denkender und redlicher Israelit seinen Beifall versagen, oder was er nicht wenigstens sehr wünschenswürdig finden müsse, und daß der Zweck des Evangeliums im Grunde kein andrer sei, als die Religion, welche Gott an **Abraham** so wohl gefiel, zu erleichtern und aufzurichten. Das Resultat dieser ganzen kleinen Schrift ist (um mit den eignen Worten des Verfassers zu reden), „daß mehr als ein Schritt dazu erfordert werde, wenn Herr Moses Mendelssohn ein Christ werden solle, und daß die Christen ihm auch noch mit mehrern Schritten entgegenkommen und nichts verlangen müßten, was seiner Ueberzeugung widerspricht, und was sein Gewissen nicht billigen kann".

Dürfen wir über den Hauptgegenstand dieser Schrift nun auch unsre Meinung von der Brust weg sagen, so ist es diese. Wenn Abraham, Moses, Elias mit allen andern großen und kleinen Propheten und Jesus Christus selbst mit allen seinen Aposteln in unverklärten menschlichen Leibern wiederkämen, würden sie nicht, wofern sie als Glieder der bürgerlichen Gesellschaft unter uns wohnen wollten, im heiligen römischen Reiche genöthiget werden, sich entweder als römisch-katholische oder Lutherische oder reformirte Christen anzugeben? Würden sie nicht, wofern sie (per impossibile) einer dieser Parteien beiträten, von den beiden übrigen für heterodox erklärt und, wenn sie sich geradezu erklärten, daß sie ihrer Ueberzeugung nach weder die Canones der Tridentinischen Kirchenversammlung noch die Formulam Concordiae noch den Heidelberger Katechismus unterschreiben könnten, ohne Weiteres, autoritate Caesarea und in Gemäßheit des westphälischen Friedens und der kaiserlichen Wahlcapitulation zum heiligen römischen Reich hinausgeschafft werden? Was sagen die Herren dazu? Und was läßt sich nun, rebus sic stantibus, dem Herrn Mendelssohn (zumal nachdem er sich über religiöse Macht und Gewissenszwang in einem eigenen Buche so bündig erklärt hat) billigerweise noch zumuthen?

Literatur und Völkerkunde.

Dritter Band, Nr. I. Julius 1783.

Auf Kosten der Verlagscasse in Dessau und zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten.[1])

Dieses Journal, wovon wir hier das erste Monatsstück seines zweiten Jahrganges anzeigen, zeichnet sich unter einer Menge ähnlicher auf eine sehr vortheilhafte Art aus. Unsre Leser sind mit der Einrichtung dieser Monatsschrift, mit den Hauptrubriken der darin vorkommenden Stücke und mit dem, was man sich von Verfassern, deren einige durch vieljährige Reisen Gelegenheit gehabt, sehr interessante Materialien zu sammeln und mit verschiedenen auswärtigen Gelehrten in Briefwechsel stehen, versprechen kann, schon durch eine in den September des Teutschen Merkur's 1782, S. 295 f. eingerückte Anzeige[2]) bekannt gemacht worden, auf welche wir hiemit Kürze halber uns wieder bezogen haben wollen. Wir können mit der Gewißheit der Ueberzeugung hinzuthun, daß die Verfasser das, was sie versprochen, bisher reichlich erfüllt haben, und daß dieses periodische Werk eines der unterhaltendsten, lehrreichsten und gemeinnützigsten ist, die wir kennen. Das gegenwärtige Stück liefert I. Nachrichten von dem Leben des berühmten Rabelais nebst Auszügen aus seinen Schriften. Ein wohlgeschriebener Artikel, der hier 27 Seiten einnimmt und noch fortgesetzt wird. II. Ueber die Götter der Phönicier.

[1]) Teutscher Merkur 1783, Anzeiger, III. S. CXX—CXXII. Auch ohne Wieland's Namen, aber ohne Zweifel von Diesem, dem der Herausgeber Archenholz befreundet war. — A. d. H.

[2]) Der Verlagshandlung. — A. d. H.

III. Fragmente aus dem ungedruckten Tagebuche eines Reisenden. Ueber Rom. Die Auszüge aus diesem Tagebuch haben bisher einen der angenehmsten Artikel dieses Journals ausgemacht, und alle Leser werden mit uns die Fortsetzung desselben wünschen. Es hat einen Mann zum Verfasser, der mit ausgebreiteten gelehrten Kenntnissen die praktische Welt- und Menschenkenntniß verbindet, welche man sich nur durch vieles Reisen und langen Aufenthalt in den Hauptstädten der Welt verschaffen kann; und es ist mit dem feinen Geist, der Politesse und der Freimüthigkeit geschrieben, die man von einem solchen Reisenden billig erwartet. Ein einziger Zug ist uns in dem gegenwärtigen Fragment aufgefallen. Nach den Anekdoten, die der Verfasser von der huronenmäßigen Rohheit und Dummheit der päpstlichen Schweizergarde anführt, zu urtheilen, mag er ihnen hierin wol nicht zu viel zu thun. Aber da er (S. 42) hinzusetzt: „Wobei zu merken ist, daß diese Leute nicht zu der aufgeklärten Schweiz, sondern zu den katholischen Cantons gehören, wo noch immer die dickste Finsterniß herrscht", so wünschen wir, daß er dies harte Urtheil blos auf den Pöbel, der überall (in katholischen Ländern freilich vorzüglich) roh und mit Finsterniß umhüllt ist, eingeschränkt und besonders die aristokratischen Cantons, Solothurn, Luzern und Freiburg, ausgenommen hätte, weil sie diese Ausnahme verdienen. Daß übrigens die Aufklärung auch noch nicht in alle Gegenden der protestantischen Schweiz gedrungen sei, davon liegt das Beispiel, das vor Kurzem die zu Glarus haben ausgehen lassen, noch in frischem Andenken. IV. La Vallee und Bodin. Zwei literarische Anekdoten. Sehr interessant wie alle ähnlichen Artikel in den vorhergehenden Monatsstücken. V. Gespräch des Methodisten Wesley mit amerikanischen Wilden im Jahre 1739. Liest sich nicht übel, zumal weil jeder Theil weder sich selbst noch den andern sonderlich verstanden zu haben scheint. VI. Zur Geschichte des bürgerlichen Kriegs in Frankreich. Aus Handschriften. VII. Mounier. Eine Anekdote des siebzehnten Jahrhunderts. Aus einer Handschrift. Wenn vernünftige Leute über die Menge unsrer Journale, wo an jedes abfallenden Stelle zwei neue wachsen, sich beschweren, so ist dieses gewiß nicht mit gemeint! Wir wenigstens sehen jedem neuen Stücke desselben immer mit Ungeduld entgegen.

Historisch-genealogischer Kalender oder Jahrbuch der merkwürdigsten neuen Weltbegebenheiten für 1784.

Leipzig, zur Messe. Berlin bei Haude und Spener.[1])

Dieses ist der erste Jahrgang eines neuen Almanachs, von dessen Werthe der Beifall, womit er bereits aufgenommen worden, das giltigste Zeugniß ablegt. Was wir neulich von Buchhändlerspeculationen, womit der Literatur und dem Publico übel gedient werde, sagten,[2]) war durch den Zusammenhang genugsam bestimmt, um nicht zu besorgen, daß uns Jemand falsch verstanden haben könnte. Eine Speculation, wobei ein Gelehrter von so bekannten Verdiensten wie Herr Professor Sprengel in Halle, und ein Verleger, der seiner Classe so viel Ehre macht wie Herr Karl Spener in Berlin, sich zu einer literarischen Unternehmung wie diese vereinigen, die ihrem Plane nach wirklich ebenso gemeinnützlich ist und dem Wunsche des Publici gleichsam entgegenkommt, als sie durch ihre Ausführung augenscheinlich beweist, daß man sich den möglichsten Grad von Vollkommenheit zum Endzwecke dabei gesetzt habe: eine solche Speculation verdient den allgemeinen Beifall und Dank der Nation. Solcher Speculationen können nie zu viel sein; und wenn der Unternehmer einen seinem darauf verwandten Fleiße und Aufwande proportionirten Vor-

[1]) Teutscher Merkur 1784, Anzeiger, I. S. XXIII–XXV. Nicht unterzeichnet. — A. d. H.

[2]) In demselben Anzeiger, S. 1f. Wir geben diese Bemerkungen unter der Abtheilung Teutscher Merkur. — A. d. H.

theil dabei fände, so wäre es nur, was Jedermann für höchst billig erkennen müßte. In gegenwärtigem Falle kann, wie wir glauben, die Güte des Werkes den würdigen Unternehmer aller diesfallsigen Sorgen überheben. Die Wahl des historischen Gegenstandes für diesen ersten Jahrgang hätte auf keinen größern und anziehendern fallen können als auf die Revolution von Amerika; und die Art, wie Herr Sprengel seine Geschichte derselben aus den besten Quellen gezogen, angeordnet und ausgearbeitet hat, verdient unsern ganzen Beifall. Auch der Herr Verleger hat es an nichts fehlen lassen, die Befriedigung der Liebhaber vollkommen zu machen. Berlin's berühmteste Künstler, Chodowiecki, Meil und Berger, haben an den vielen und interessanten Kupfern, womit dieser Almanach geziert ist, mit einem ihres Ruhmes würdigen Fleiße gearbeitet, besonders nehmen sich die fünf Bildnisse von Washington, Gates, Franklin, Laurens und Paul Jones aus, welchen eine interessante Nachricht von diesen Männern, die in den letzten neun Jahren so wichtige Rollen gespielt haben, beigefügt ist. Auch ist die der Hauptgeschichte vorangeschickte Beschreibung der dreizehn vereinigten Provinzen mit einer sehr nett gestochenen und illuminirten Karte versehen. Kurz, niemals ist dem Publico etwas in seiner Art Vollkommneres um einen so geringen Preis geliefert worden; denn dieser ist in Verhältniß mit dem Aufwande so gering, daß ein Absatz von einigen Tausenden kaum hinreichen wird, den Unternehmer nur schadlos zu halten.

Gartenkalender auf das Jahr 1784.

Herausgegeben von C. C. L. Hirschfeld. Dritter Jahrgang.

Kiel bei dem Herausgeber. 344 S. ohne den Kalender, in Taschenformat.[1])

Die Stimme des Publicums hat sich bereits für die beiden vorhergehenden Jahrgänge des Gartenkalenders so günstig erklärt, daß die Fortsetzung davon nicht anders als willkommen sein kann, wenn sie auch minder reichhaltig an innerm guten Bestand wäre, als sie es wirklich ist; sie verleugnet auch diesmal nicht die Absicht der Nutzbarkeit und des Vergnügens. Gleich der erste Artikel, von der Gartenliteratur, giebt eine angenehme Uebersicht aller nur einigermaßen beträchtlichen Schriften, die Gärtnerei betreffend, von den beiden nächstverflossnen Jahren in gedrungenen Anzeigen, darunter einige polemisch ausgefallen sind. Mit gutem Grunde unterscheidet Herr Hirschfeld irgendwo die Gärtnerei von der Gartenkunst und den Zünftler von dem Künstler; der Eine wie der Andre schreibt, und Mancher nimmt jetzt die Feder zur Hand, dem seine natürliche Bestimmung den Spaten angewiesen hat; diesem ist eine ernsthafte Zurückweisung in einem Buche, das ihm wahrscheinlicherweise noch am Ersten zu Gesichte kommt, bisweilen heilsam. Die Gartenberichte liefern aus allen Weltenden Verzeichnisse oder vielmehr historische Nachrichten der daselbst einheimischen Pflanzen, Baumarten und

[1]) Teutscher Merkur 1784, Anzeiger, I. S. XXV—XXVII. Die Anzeige ist ebenso wenig wie die ihr vorangehende und die folgende unterzeichnet, die aber unzweifelhaft von Wieland sind. Pränumeration auf den Kalender hatte Wieland übernommen. Vgl. Teutscher Merkur 1781, III. S. 287. Vgl. auch die Anzeige oben S. 556 f. — A. d. H.

Früchte, von denen viele in unsern Gärten das Gastrecht genießen; unterweilen mischen sich artige statistische Bemerkungen mit ein. Die einzige Stadt Messina verschiffte vor ihrer letzten Verheerung durch das Erdbeben allein 30,000 Kisten von den sogenannten glatten sauern Citronen, welche die Seereise vertragen, jede Kiste zu 440 Stück, in den drei Wintermonaten jährlich nach dem nördlichen Europa; 13,000 bis 14,000 Fässer Madeirawein von der besten Sorte, das ist beiläufig die kleinere Hälfte des jährlichen Ertrags, tränken die vornehmere Welt, eigentlich wol die durstige. An die Stelle der Gartenbeschreibungen hat diesmal der Herausgeber das Gedicht des Abbé Delisle: Les Jardins, ou l'art d'embellir les Paysages, im Original einrücken lassen, welches gewiß die Leser so gut unterhält als das lieblichste Gartengemälde. Der Recensent kündigt es in der Rubrik der Gartenliteratur S. 12 als einen würdigen Pendant zu Mason's „Englischem Garten" an, davon unlängst eine deutsche Uebersetzung heraus ist. Eine schmeichelhafte, aber verdiente Empfehlung. Die darauf folgenden kleinen Abhandlungen und Aufsätze sind an instructiven Nachrichten und Bemerkungen von allerlei Art sehr reich, daß man diese Artikel den praktischen Theil des Gartenkalenders nennen möchte. Des Guten ist so viel und die Beschaffenheit davon so mannichfach, daß es schwer wird, eine Wahl zu treffen, um den Lesern etwas davon zu credenzen. Neu und vielleicht bei uns noch nicht gewagt ist der Vorschlag: um desto sicherer Früchte zu gewinnen, das frühe Treiben der Obstbäume, wenigstens der kleinern oder Spalierbäume, durch angehäuften Schnee, der durch Angießen in Eis verwandelt worden, und welches im Frühjahr später aufthauet, wenn es mit Stroh überdeckt worden, zu verhindern. Die vollständige und deutliche Beschreibung von der leicht zu bewerkstelligenden Zubereitung des Ciders verdient Beherzigung und die Sache selbst in dem nördlichen Deutschland bei der sich allenthalben mehrenden Anpflanzung der Obstbäume Nachahmung. Die zu den diesjährigen Verzierungen des Buchs gewählten Vorstellungen bestehen theils aus artigen und bequemen Landhäusern von verschiedener Form und Charakter, theils aus freien Gartenscenen von Herrn Brandt's Erfindung.

Herzog Leopold zu Braunschweig,

der Menschenfreund. Ein Schattenriß, versucht von M. A. F. Fromm, königl. Professor, Archidiacon bei der Hauptkirche zu Frankfurt an der Oder u. s. w.

Berlin 1785, bei Haude und Spener. [1])

Der allzu frühzeitige, wiewol edle und preiswürdige Tod dieses Prinzen war ein Verlust für ganz Deutschland, der durch alle um Ihn geweinte Thränen und alle die Denkmäler, die Ihm mit einem außerordentlichen Wetteifer in Prosa und Versen gesetzt worden sind, sehr wenig vergütet wird. Indessen gereicht doch die bei dieser Gelegenheit allgemein geäußerte Theilnehmung dem Gefühl der Nation zur Ehre, und es ist löblich, daß man das Andenken der Tugenden und liebenswürdigen Eigenschaften eines Fürsten, der auf eine so heldenmüthige Art in der Blüthe seines Lebens das Opfer seiner Menschenliebe wurde, auf alle mögliche Weise zu verewigen sucht. Unter den Schriften, die dieses zu bewirken suchen, zeichnet sich diese Abschilderung des Charakters und Herzens des Hochseligen Herzogs Leopold unter dem bescheidenen Titel eines Schattenrisses besonders dadurch aus, daß sie in einem wahren Drange des Herzens geschrieben scheint; daß sie von einem Manne herrührt, der dem Hochseligen Prinzen werth war und vorzügliche Gelegenheit hatte, seinen

[1]) Teutscher Merkur 1785, III. S. CXXXIII f. Wieland wollte das Andenken des Bruders der Herzogin Amalia, dem Goethe und Herder Gedichte gewidmet hatten, nicht ganz ungeehrt lassen. Ueber den zur Zeit verklärten Tod des menschenfreundlichen Prinzen, der 1785 als preußischer General der Sage nach bei der Rettung von Verunglückten in der Oder bei Frankfurt selbst den Tod fand, vgl. G. W. Keßler in Raumer's „Historischem Taschenbuch", XV. S. 683 ff. – A. d. H.

Charakter kennen zu lernen, und daß sie also aus einer unverdächtigen Quelle eine Menge Thatsachen und besondere Züge liefert, welche diesen edeln Zweig eines glorreichen und an großen Männern und vortrefflichen Frauen ungemein reichen Fürstenstammes als einen der besten, gefühlvollsten und wohlthätigsten Menschen, die jemals der menschlichen Natur Ehre gemacht haben, darstellen. Diese kleine, aber sehr lesenswürdige Schrift ist durch die rühmliche Verwendung der Verleger mit einem von Bergern gestochenen Bildniß des Herzogs Leopold (wobei eine Nachbildung des bekannten Blattes, welches Chodowiecki zum Besten der durch die Ueberschwemmung der Dammvorstadt zu Frankfurt beschädigten Einwohner herausgegeben, als Basrelief angebracht ist) und mit den Abbildungen der beiden auf diesen traurigen Vorfall von den Medailleurs Abramson und Stierle verfertigten Gedächtnißmünzen geziert und dadurch noch interessanter gemacht worden.

Bemerkung zur Einleitung von Schiller's Abfall der vereinigten Niederlande.[1])

Der historische Aufsatz, den ich hier mittheile, ist aus einem größern Werke des Herrn Rath Schiller's gezogen, welches unter obigem Titel auf nächstkommende Jubilatemesse in Crusiussischem Verlage zu Leipzig erscheinen wird und den ganzen niederländischen Krieg unter Philipp II. zum Gegenstande hat, auch vielleicht bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzt werden dürfte. Wenn die Leser des Teutschen Merkur's durch dieses Fragment (welches jedoch als Darstellung der wesentlichsten Grundlinien und Resultate dieser Geschichte gewissermaßen schon ein Ganzes ist) auf das dadurch angekündigte Werk selbst aufmerksam gemacht werden, und aus dieser Probe von dem innern Beruf des Verfassers, sich dieser Art, die interessantesten Theile der Geschichte zu bearbeiten, vorzüglich zu widmen, ebenso viel Gutes auguriren als ich: so ist die Hauptabsicht erreicht, die ich bei Bekanntmachung desselben habe, und so wird es wol keiner Apologie bedürfen, daß ich dem Gedanken nicht widerstehen konnte, ein zahlreiches Publicum an dem Vergnügen, das mir dieses schöne historische Gemälde gegeben, durch gegenwärtige Ausstellung desselben Theil nehmen zu lassen. Uebrigens erinnere ich nur noch, daß ich die Leser sowol wegen des Details der Begebenheiten als wegen der Quellen, woraus der Verfasser geschöpft hat, auf die Erscheinung der Geschichte selbst verweisen muß, weil der kleine Raum im Teutschen Merkur eine umständliche Anführung derselben verbietet. Auch berichte ich noch beiläufig, daß auf besagte Ostermesse in ebendemselben Verlage der erste Band einer Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen erscheinen wird, die von mehrern Verfassern bearbeitet werden und den Herrn Rath Schiller zum Herausgeber haben.

---

[1]) Teutscher Merkur 1788, I. S. 3 f. Es ist eine Anmerkung zum Anfange der Einleitung. Schiller's Theilnahme am Merkur hatte Wieland zu Ende des vorigen Jahrganges angezeigt. — A. d. H.

Frau von Buchwald.

An Sophie von La Roche.[1])

Wenn Sie, liebe Freundin, die kleine Schrift (von 72 Seiten in gr. 8vo) des Herrn Gotter, „Zum Andenken der Frau von Buchwald", die vor Kurzem in der Ettingerischen Buchhandlung zu Gotha erschienen ist, noch nicht kennen sollten, so rathe ich Ihnen, sich je bälder je lieber in den Besitz derselben zu setzen. Denkmäler wie dieses sind in Deutschland noch ebenso selten als Personen, die ein solches Andenken hinter sich lassen. Wie Wenige verstehen die Kunst, so zu loben, daß es wirklich ehrenvoll ist, von ihnen gelobt zu werden; zu loben, ohne zu schmeicheln, oder auch dann, wenn schonende Liebe oder Ehrerbietung ihren Pinsel führt, zu schmeicheln, ohne der Wahrheit Abbruch zu thun! Die kleine Schrift, die ich Ihnen empfehle, zerfällt in zwei Abschnitte; der erste enthält eine Schilderung des Charakters der Frau von Buchwald, der andere eine kurze Darstellung ihrer Lebensgeschichte, welche gleichsam die Beläge zu dem ersten liefert. Anhangsweise ist eine Uebersetzung zweier noch ungedruckter Briefe von Voltaire an die selige Frau von Buchwald beigefügt.

Wenn ich nicht sehr irre, so sind die Gesetze, welche der berühmte Vorsteher der Malerakademie in London, Sir Josua Reynolds, den Porträtmalern, unter welchen er selbst eine der ersten Stellen einnimmt, in einer seiner akademischen Reden vorgeschrieben hat, auch auf die moralischen Bildnisse einzelner

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1790, II. S. 191—200, unter der Ueberschrift: „A. F. S. V. L. R." (An Frau Sophie von La Roche), als erster der „Vermischten Briefe über allerlei literarische und andre Gegenstände". — A. d. H.

Personen anwendbar und enthalten Alles, was man von einem Seelenmaler, der den individuellen Charakter des Geistes und Herzens, der Sinnesart und der Sitten einer interessanten Person entwerfen will, fordern, und Alles, was man ihm zugestehen kann, wenn er nicht blos für die Welt, sondern (wie es meistens der Fall ist) auch für die Freunde dieser Person malt; zumal wenn ihn sein eignes Herz unvermerkt zum Verschönern geneigt macht, und er also gewissermaßen mitten im Arbeiten immer gegen sich selbst auf der Hut sein muß. Nach Reynolds' Theorie ist es nicht nur erlaubt, sondern sogar Pflicht des Porträtmalers, eine Person so, wie sie sich uns zu ihrem größten Vortheil zeigt, darzustellen, insofern es geschehen kann, ohne der Aehnlichkeit zu schaden und also die Wahrheit zu verletzen, die an dem Bildniß einer merkwürdigen Person gerade das ist, was uns am Stärksten interessirt, und wovon es allen seinen Werth erhält. Dies (werden Sie vielleicht sagen) könne bei einer Person von so außerordentlichen Vorzügen und Verdiensten, wie die Frau von Buchwald war, eben keine schwere Arbeit sein. Aber mir scheint es gerade deswegen desto schwerer. Denken Sie Sich nur so viel möglich in die besondere Lage des Malers! Erwägen Sie, ob es leicht ist, mit einem vollen und überfließenden Herzen nie zu viel zu sagen; ob es leicht ist, in dem Bildniß einer allgemein verehrten und geliebten Person auch Denjenigen eine Genüge zu thun, die von Jugend an mit ihr lebten und in einer langen Reihe von Jahren mit den feinsten, zartesten und individuellsten Zügen und Formen ihres Geistes und Herzens vertraut genug werden mußten, um selbst den kleinsten Fehler des Malers zu bemerken und unverzeihlich zu finden; kurz, die sich (wenn ich mich so ausdrücken kann) zu lange unter dem Zauber, womit diese seltne Frau auf Alles wirkte, was in ihren Kreis trat, befunden hatten, um nicht ein Wenig mit dem glücklichen Irrthum aller Liebenden behaftet zu sein und zu finden, daß sogar ein kleines Maal an dem Gegenstande ihrer Bewunderung eine Grazie oder ein Lichtpunkt sei, der die Schönheit des Ganzen erheben helfe — erwägen Sie das Alles und gestehen, daß eine ebenso leichte als feste Hand und ein sehr zarter Pinsel dazu gehöre, von einer solchen Person ein Bildniß aufzustellen, dessen Aehnlichkeit Jeden, der sie kannte, beim ersten Anblick frappirt und bei der genauesten Prüfung der einzelnen Züge selbst Diejenigen, die am Meisten zu fordern und am Wenigsten zu verzeihen geneigt sind, befriedigen muß.

Da es keineswegs meine Meinung ist, Ihnen das Lesen einer so lesenswürdigen Schrift unnöthig zu machen, so erwarten Sie nicht von mir, daß ich Ihnen weder einen vollständigen Auszug vorlege, noch alle die Stellen anzeichne, die ich Ihrer Aufmerksamkeit vorzüglich würdig halte, welches mich nöthigen würde, unvermerkt das Ganze abzuschreiben. Indessen kann ich mir doch nicht verwehren, zur Probe eine einzige, wiewol etwas lange Stelle auszuheben, wo Herr Gotter denjenigen Vorzug der Frau von Buchwald, worin sich alle ihre übrigen Gaben, Talente und Tugenden so zu sagen concentrirten, auf eine sehr meisterhafte Art charakterisirt. Er hatte unmittelbar vorher von den seltnen Gaben gesprochen, womit die Natur ihren Geist ausgestattet hatte, und die bei ihr durch Erziehung, Fleiß und glückliche Umstände auf einen ungewöhnlichen Grad von Vollkommenheit entwickelt und ausgebildet worden waren. „Blühende Einbildungskraft", sagt er, „stand bei der Frau von Buchwald mit überraschender Gegenwart des Geistes, der schnellste Scharfsinn mit dem glücklichsten Gedächtniß und bezaubernder Witz mit tiefer Einsicht in der ungewöhnlichsten Verbindung. Und bei allen diesen unter sich so verschiedenen Eigenschaften war sie so sehr Meisterin des Ausdrucks, daß er sich ihren Ideen ohne den geringsten Schein von Kunst oder Mühe anschmiegte, und daß nichts der Bestimmtheit, der Energie, dem Feuer ihrer von der angenehmsten Stimme und lebhaftesten Pantomime unterstützten Rede gleich kam." Und nun fährt er fort: „Weit entfernt aber, die Ueberlegenheit ihrer Talente auf Kosten Anderer geltend zu machen, ehrte sie vielmehr fremdes Verdienst mit ungeheuchelter Auszeichnung. Niemand kann bereitwilliger sein, als sie war, einen Jeden, der sich ihr nahte, in Vortheil und Wohlbehagen zu setzen, sich zu dem Grade seiner Fähigkeiten herabzulassen, in die Eigenheiten seiner Lage, in die Falten seines Charakters hineinzugehen, des Schwachen zu schonen, den Irrenden unvermerkt zurechtzuweisen und Dem, den die Natur stiefmütterlich behandelt hatte, gleichsam von ihrem Verstande zu leihen. Wie schwer ist diese Kunst! wie viel Reichthum und Geschmeidigkeit des Geistes, welch ein Umfang von Menschenkunde, und welche Zartheit des Gefühles wird nicht dazu erfordert! Die Frau von Buchwald besaß dieses Geheimniß ganz und in ihm den unfehlbarsten Talisman der Herzen. Darum fanden Fremde beiderlei Geschlechtes und jedes Standes in ihrer Unterhaltung gleiche Befriedigung und verließen sie nie, ohne

von ihr entzückt zu sein. Darum war sie das Orakel und die Lust ihrer Freunde. Darum fühlte sich, wer seine Zuflucht zu ihr nahm, durch die unwiderstehlichen Eindrücke ihres zuvorkommenden und theilnehmenden Wesens selbst dann beruhigt und aufgerichtet, wenn sie seinen Wünschen keinen günstigen Erfolg versprechen konnte. Darum ebneten sich ihr bei Unterhandlungen die abschreckendsten Hindernisse, gelang es ihr, innerhalb ihres Wirkungskreises überall Gleichgewicht und Eintracht zu erhalten und oft selbst den Wetteifer der Parteien zum Werkzeuge rühmlicher Absichten zu machen. Darum endlich behauptete sie bis zum letzten Augenblicke ein Ansehen, dessen unerschütterliche Grundpfeiler Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit waren."

„Welch ein Ideal von einem Weibe!" höre ich Sie ausrufen. „Eine solche Frau würde nicht nur der Stolz eines jeden Hofes, sie würde die Zierde eines jeden Thrones gewesen sein!" Ganz gewiß, liebe Sophie. Und dieses Ideal war die Frau von Buchwald. Alles, was Sie so eben gelesen haben, war sie im buchstäblichen Verstande der Worte, und so viel auch damit gesagt ist, so werden Alle, die sie gekannt haben, gestehen, daß ihr Biograph keine Silbe zu viel gesagt hat.

Diese bewundernswürdige Frau hatte schon ihr achtundsechzigstes Jahr zurückgelegt, als mir mein glücklicher Stern den ersten Zutritt zu ihr verschaffte — — und, meine Freundin, ich schwöre es Ihnen bei den Grazien und Musen, quarum sacra fero,[1]) niemals hat ein menschliches Wesen mit einem solchen Zauber auf mein Gemüth gewirkt wie diese — alte Dame. Ich kenne keine Art von Unterhaltung, wie anlockend und glänzend sie immer hätte sein mögen, die ich, auch noch mehrere Jahre später, dem Vergnügen vorgezogen hätte, neben ihrem grünen Kanapee zu sitzen und die süße Rede wie Honig von den welken Zauberlippen dieses weiblichen Nestor's[2]) fließen zu hören. Es ist vielleicht nichts, das Ihnen einen anschaulichern Begriff von dem Umfang und Reichthum ihres Geistes, von der unbegreiflichen Leichtigkeit, womit sie von einem Gegenstande zum andern, von jeder Tonart der Seele (wenn ich so sagen kann) selbst zur entgegengesetztesten überging, verschaffen kann, als wenn ich Ihnen sage, daß eben die siebzigjährige Frau, von welcher viel-

[1]) Virg., Georg., II. 476. — A. d. H.
[2]) Nach der Ilias, I. 249. — A. d. H.

leicht kurz zuvor irgend ein großer Held oder Staatsmann, ein feiner Weltmann oder ein adonisirter Elegant bezaubert weggegangen war, sich auf einmal mit der größten Leichtigkeit in eine Platonische Diotima verwandeln und einen Menschen, der in seinem ganzen Leben immer (wie Gozzi's Pantalon) mit dem Herzen in der Hand sprach und der ausgemachteste Antipode von einem Hofmann war, der sich jemals an einen Hof verirrt haben mag, ein paar Abendstunden lang über Gegenstände des Geschmacks, des moralischen Sinnes, der Philosophie des Herzens u. dergl. so zu unterhalten wußte, daß ihm die Minuten zu Augenblicken wurden, und daß er den geistigen Schmaus, den diese wundervolle Fee seiner Seele gab, während sie seinen animalischen Theil aus ihren kleinen Töpfchen und Schüsselchen wohl oder übel fütterte, dem Nektar und Ambrosia der Götter und einem Platz zwischen Venus und ihren Grazien vorgezogen hätte.

Es wäre eine lächerliche Eitelkeit, deren Sie mich hoffentlich nicht fähig halten, meine Freundin, wenn ich mir auf die Merkmale von Achtung und Wohlwollen, womit auch ich, wie so viele tausend Andere, von der seligen Frau von Buchwald begünstigt zu werden die Ehre hatte, bei dieser Gelegenheit viel zu Gute thun wollte; aber da es dem Herrn Gotter beliebt hat, des Umstandes zu erwähnen, daß Oberon vor seiner öffentlichen Erscheinung an ihrem grünen Kanapee im Manuscripte vorgelesen worden, so sehe ich es für eine Art von Pflicht an, Ihnen nicht zu verschweigen, daß ich es dem immer sichern Geschmack der Frau von Buchwald und ihrem äußerst feinen Sinn für das Schickliche zu danken habe, daß Oberon einige Flecken weniger hat.

Doch es ist Zeit, daß ich abbreche, da ich hoffen darf, Sie begierig genug gemacht zu haben, sich diese kleine Schrift selbst anzuschaffen, die, wie gesagt, sowol wegen ihres Gegenstandes als der meisterhaften Ausführung und des guten Tons, der durch das Ganze herrscht, des allgemeinsten Beifalls ebenso gewiß sein kann, als sie dem Orte Ehre macht, von welchem Herr Gotter mit Wahrheit sagt, daß er bei dem Glück, eine Frau von Buchwald mehr als funfzig Jahre zu besitzen, ihrem unleugbaren Einflusse auf Bildung des Geschmacks und Verfeinerung des Tons zahllose Verbindlichkeiten habe u. s. w.

Ich füge nur noch bei, daß Herr Gotter das Unterhaltende einer an sich schon so interessanten Schrift auch noch durch einige Charakterzeichnungen verschiedener, theils früher, theils später

vom Schauplatze abgetretener merkwürdiger Personen, die in die Lebensgeschichte seiner Heldin eingeflochten waren, zu vermehren nicht vergessen hat. Vorzüglich schön werden Sie das Gemälde einer Freundschaft finden, die schon zwischen zwei Frauen eine große Seltenheit, aber zwischen einer Fürstin und einer Privatperson vielleicht ohne Beispiel und nur zwischen einer Fürstin wie diese und einer Oberhofmeisterin wie die Frau von Buchwald denkbar ist. „Es war“, sagt Herr Gotter (denn ich kann dem Trieb nicht widerstehen, Ihnen diese Stelle noch abzuschreiben), „es war eine Freundschaft, deren Lebhaftigkeit an Schwärmerei grenzte, ohne in Uebertreibung zu fallen. Es war ein beständiger Wettstreit von Edelmuth und Delicatesse. Eine Jede las in der Seele der Andern. Aber je bescheidener die Eine sich mit dem Abglanze begnügte, der vom Throne ihrer Gebieterin auf sie zurückfiel, je ehrerbietiger sie den Eifer ihrer Liebe in Pflichten und Huldigungen hüllte, um so gütiger zog die Andere sie zu sich hinauf, um so sinnreicher war sie, ihre Freundin bei jeder Gelegenheit in das vortheilhafteste Licht zu stellen, gleichsam als hätte sie selbst durch die allgemeine Billigung ihrer Wahl einen Zuwachs des Ruhms erhalten können.“ Sie werden in dieser Stelle wie überhaupt in der ganzen Schrift, der deutschen Sprache unbeschadet, einen gewissen französischen Ton (der aber nicht der jetzige Pariser Ton ist) bemerken, den Sie nicht mit Unrecht als ein Beispiel dessen, was vorhin von dem Einfluß der Frau von Buchwald auf die Verfeinerung des Tons in dem Ort ihres Aufenthalts gesagt wurde, ansehen können.

Reise zur Entdeckung der Quellen des Nils
in den Jahren 1768—1773,

in fünf Bänden,

von Johann Bruce von Kinnaird, Esq.,

Mitglied der K. Gesellschaft der Wissenschaften.

Ins Deutsche übersetzt von Herrn D. Volkmann und mit einer Vorrede und Anmerkungen von Herrn Hofrath Blumenbach in Göttingen. Erster und zweiter Band.

Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung, 1790.[1])

Schon die literarische Geschichte dieses Werkes, welches so viel von sich zu reden gemacht hat, würde es zu einer besondern Merkwürdigkeit machen, wenn es auch nicht an sich selbst, durch die beträchtlichen Beiträge, die es zur bessern Kenntniß eines bisher noch wenig gekannten ansehnlichen Theils von Afrika liefert, die allgemeine Aufmerksamkeit der gelehrten Welt verdiente. Sowol von der Geschichte dieses Werks als von seinem innern Werthe und von dem Grund oder Ungrunde der so verschiedenen darüber gefällten Urtheile erstattet Herr Hofrath Blumenbach in seiner lesenswürdigen Vorrede einen unparteiischen historisch-kritischen Bericht. Das Resultat desselben ist, daß, ungeachtet der mancherlei Ausstellungen, welche sich Herr Bruce verdienterweise zugezogen hat, sein Werk durch den Reiz der Neuheit und die mannichfaltigste Reichhaltigkeit an interessanten Nachrichten, welche in die Geographie, Naturgeschichte, Astronomie, Menschen-, Völker- und Sprachenkunde, Handel, Schifffahrt u. s. w. einschlagen, unstreitig unter den merkwürdigsten Producten solcher Reisen, die mit unendlichen Schwierigkeiten und Gefahren zum

---

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1791, I. S. 222—224. — A. d. H.

Behuf der Wissenschaften in unserm Jahrhundert unternommen worden sind, eine ansehnliche Stelle verdiene. Wir finden kein Bedenken, das Urtheil eines so competenten Richters in diesem Fache, wie Herr Blumenbach ist, zu unterschreiben, und erfreuen uns um so mehr darüber, daß die Weidmannische Buchhandlung diese Uebersetzung eines im Original ungleich theureren Werkes veranstaltet hat, da zu erwarten ist, daß diese deutsche Ausgabe desselben durch die prüfenden, aufklärenden und berichtigenden Anmerkungen, wozu uns Herr Blumenbach in einem der folgenden Bände Hoffnung macht, einen sehr wesentlichen Vorzug vor der englischen Ausgabe selbst erhalten werde; zumal da die Verlagshandlung (wie man es von ihr gewohnt ist) nichts gespart hat, dem Werke auch durch seine Außenseite die gebührende Ehre anzuthun und es durch gute Nachstiche der vielen dazu gehörigen Kupfer und Karten dem Original an Vollständigkeit und innerm Werthe bei einem beträchtlich mindern Preise gleich zu machen.

Die Uebersetzung liest sich überhaupt ganz gut, und der Name des Uebersetzers bürgt uns für ihre Treue. Indessen ist doch zu beklagen, daß es ihm vermuthlich an Zeit gefehlt hat, etwas mehr Aufmerksamkeit auf den Stil zu wenden, dem es gar sehr an der letzten Feile fehlt; denn gewiß würde diese solcher Sprachunrichtigkeiten, wie z. B. „David hatte sich an die Mönche gerochen", nicht verschont haben. In einem so großen und mühsamen Werke übersieht man gern einige Flecken; auch würde ich über diesen Punkt lieber gar nichts gesagt haben, wenn die Vernachlässigung der Sprache und des Stils unter unsern Gelehrten nicht ziemlich epidemisch geworden wäre.

Grundsätze, woraus das mercantilische Verhältniß zwischen Schriftsteller und Verleger bestimmt wird.[1])

1.

Ein zu öffentlichem Druck und Verkauf bestimmtes Manuscript (wie groß oder gering sein innerer Werth sein mag) wird hier blos als ein Product der Kunst oder des Fleißes eines Schriftstellers betrachtet, insoferne solches auf Kosten und Risico eines Verlegers zu einer Waare wird, die in Geld oder Geldeswerth umgesetzt, und an welcher gewonnen oder verloren werden kann.

2.

Ein jedes Manuscript ist und bleibt ein unstreitiges Eigenthum seines Verfassers, und dies so lange, bis er sein Eigenthumsrecht an dasselbe einem Andern auf eine rechtsgiltige Art übertragen und abgetreten hat, insoferne als dies vermöge der Natur der Sache geschehen kann.

3.

Insoferne das Product eines Schriftstellers durch den Druck und Verkauf zu einer Kaufmannswaare wird, lassen sich alle Grundsätze und Regeln, die von allen Waaren überhaupt gelten, auf dasselbige insoweit anwenden, als die besondere Art

[1]) Abgedruckt in der Schrift von Karl Buchner: „Wieland und die Weidmannsche Buchhandlung. Zur Geschichte deutscher Literatur und deutschen Buchhandels“. Berlin 1871. S. 135—145. Dort findet sich auch Genaueres über die Veranlassung zu dieser Denkschrift und deren Entgegnung von dem Buchhändler Gräff (S. 146—152). — A. d. H.

und Natur dieser literarischen Waaren nicht besondere Modificationen und Bestimmungen nothwendig machen.

4.

Das Eigene dieser literarischen Waaren, wodurch sich die Producte der Kunst oder des Fleißes des Schriftstellers von allen andern Producten der menschlichen Industrie wesentlich unterscheiden, besteht darin, daß sie a) vermittelst des Drucks ins Unendliche vervielfältiget und b) durch Nachdruck oder Contrefactur von einem Jeden, der es unternehmen will, nachgemacht werden können.

Was hieraus sowol zum Vortheil als Nachtheil des Autors und des Verlegers folget oder folgen kann, wird sich in der Folge zeigen.

5.

Ein Autor kann nach Willkür sein Product entweder auf eigene Kosten und Risico drucken lassen und verkaufen, d. i. sein eigener Verleger sein, oder den Verlag desselben unter Bedingungen, worüber beide Theile übereingekommen sind, und für einen bestimmten Preis, welcher gewöhnlich das Honorarium genannt wird, einem Buchhändler überlassen, welcher sodann den Namen des Verlegers bekommt und mit dem von ihm auf diese Art acquirirten Werke wie jeder andre Kaufmann mit seiner Waare handelt.

6.

Im erstern Falle, wenn der Autor auch Selbstverleger ist, kommt ihm ein zweifaches Eigenthumsrecht zu: 1. das natürliche Recht an das Product seines Geistes oder literarischen Kunstfleißes; 2. das Recht, welches er als Verleger durch die auf seine Kosten bewerkstelligte Verfertigung einer gewissen Anzahl Exemplarien desselben, insofern sie dadurch eine Art von Fabrikwaare geworden sind, auf diese nämliche Waare als Waare erhalten hat.

7.

Jenes, nämlich das natürliche Eigenthumsrecht an das Product seines Geistes und Fleißes, gehört unter die unverlierbaren Rechte der Menschheit, und der Grund davon liegt in der Natur der Sache. Eine natürliche und von Niemand bezwei-

selte Wirkung desselben ist das Recht eines jeden Autors, sein Werk, nachdem es durch den Druck publicirt ist, noch immer, und so lange er lebt, zu verändern, zu verbessern und der möglichsten Vollkommenheit, deren es durch ihn fähig ist, näher zu bringen.

8.

Ein Autor kann dem Buchhändler, dem er sein Werk zum Verlag überläßt, kein anderes Recht abtreten als das Recht, eine gewisse Anzahl Exemplarien desselben auf seine, des Verlegers, Kosten drucken zu lassen und zu verkaufen. Aber auch hiezu kann er demselben kein ausschließliches Recht geben, welches den Effect hätte, Andere zu verhindern, sein Werk so viel und oft, und um welchen Preis, als ihnen gefällig ist, nachzudrucken; so lange nämlich kein allgemein giltiges positives Gesetz in Deutschland existirt, welches den Büchernachdruck für unerlaubt erklärt. Am Allerwenigsten aber kann ein Autor seinem Verleger das Recht, eine unbestimmte willkürliche Anzahl von Exemplarien machen zu lassen, geben oder gegeben zu haben präsumirt werden, ehe und bevor er seinem Werke (über welches als ein Product seines Geistes er lebenslänglich ein unverlierbares Recht behält, §. 7) die letzte Vollendung gegeben hat.

9.

Das Verhältniß zwischen dem Verleger eines Buchs und dem Autor des literarischen Products, welches von jenem durch den Verlag und Druck bis auf eine gewisse Anzahl von Exemplarien vervielfältiget wird, gründet sich auf einen zwischen beiden Theilen vorgegangenen Vertrag, welcher, um rechtsbeständig zu sein, den Regeln der allgemeinen Gerechtigkeit und Billigkeit zufolge so beschaffen sein muß, daß keiner von beiden Contrahenten einen übermäßigen Vortheil vor dem andern habe, sondern das Honorarium des Autors dem Profit des Verlegers, so viel es die Natur der Sache zuläßt, das Gleichgewicht halte. Ein Vertrag, vermöge dessen der Autor mit einem verhältnißmäßig geringen Honorar zufrieden sein müßte, der Verleger hingegen berechtigt wäre, seinen Profit selbst zum offenbaren Nachtheil des Autors so hoch zu treiben, als er könnte und wollte, ein solcher Contract würde ein contractus leoninus sein und auch selbst in dem Falle, daß der Autor aus

Unkunde der Geschäfte, aus Noth oder andern Ursachen sich zu einem so unbilligen Contract hätte induciren lassen, von keiner Rechtsbeständigkeit sein können.

10.

Um die billig-mäßige Proportion zwischen dem Gewinn des Autors und seines Verlegers einigermaßen bestimmen zu können, müssen auf beiden Seiten verschiedene Umstände in Betrachtung gezogen werden.

11.

Auf Seiten des Autors ist in Anschlag zu bringen:

I. Ueberhaupt, daß derselbe (außer dem beträchtlichen Capital, welche seine scholastischen und akademischen Jahre 2c. absorbirt haben, und demjenigen, so er auf Anschaffung eines zu seinem Fache dienenden Büchervorraths 2c. verwenden mußte) den besten Theil seiner Kräfte und seines Lebens verzehren mußte, um die Wissenschaften und Kunstfertigkeiten zu erlangen, die ihn in den Stand setzten, ein in seiner Art vortreffliches oder doch gutes und brauchbares Werk hervorzubringen.

II. Ins Besondere,

1. Wie viel Anstrengung des Geistes (und folglich auch der Lebenskräfte) und wie viel Zeitaufwand sein Werk ihn gekostet haben könne;
2. In welchem Ruf er als Schriftsteller in Rücksicht auf Genie, Talente, Geschmack 2c. zur Zeit, da er mit dem Verleger über eines seiner Werke oder mehrere contrahirte, gestanden. Dieser Umstand giebt hier einen der hauptsächlichsten Bestimmungsgründe ab, indem der Verleger eines sehr beliebten und angesehenen Autors, nach dessen Werken die Nachfrage groß ist, auf einen ganz andern Absatz rechnen kann als (ordentlicherweise) bei einem noch unbekannten oder in keinem vorzüglichen Ruf stehenden;
3. Ob die schriftstellerische Reputation des Autors, von dem die Rede ist, so beschaffen sei, daß sie sich erhält, daß seine Schriften auf zwanzig, dreißig und mehr Jahre nach ihrer ersten Erscheinung noch geschätzt und gesucht werden, und also mit Grund zu vermuthen ist, daß sie ihren Verfasser überleben dürften.

4. Kommt auch noch in Betrachtung, ob ein Werk sowol seinem Inhalt als seiner Form nach von einer Art sei, die nur für eine einzige oder auch für einige wenige Classen von Lesern taugt und bestimmt ist, oder ob die ganze Lesewelt, wenigstens der größte Theil derselben, das Publicum ist, auf welches der Autor und sein Verleger Rechnung machen können. Denn auch dieser Umstand versichert dem letztern einen sehr überwiegenden Vortheil.

12.

Auf Seiten des Verlegers ist natürlicherweise nicht Alles reiner Gewinn, was in die Casse fällt. Von diesem letztern muß außer den eigentlichen Verlagskosten für Papier, Druck, Kupfer u. dergl. noch abgezogen werden:

1. Die Rata von dem Interesse des Capitals, welches der Verleger zu seiner Handlung überhaupt vonnöthen hat, und worunter ich der Kürze halben alle Ausgaben begriffen haben will, die mit Führung eines ansehnlichen Buchhandels vermöge der Natur der Sache verbunden sind;
2. die gewöhnlichen 33⅓ pr. %, die er den Buchhändlern, die ihm seinen Verlag abnehmen, bewilligen muß;
3. der etwanige Schaden und Verlust, den er von schlechten Zahlern zu erleiden hat;
4. der Schaden der defect werdenden Exemplarien.

13.

Hingegen muß auch in Betracht gezogen werden, daß bei einem Buche, bei dessen Verfasser die §. 11 angeführten Umstände stattfinden, der Absatz so zuverlässig und beträchtlich ist, daß der Verleger, wofern er anders die Auflage nicht unmäßig groß gemacht hat, keine Gefahr laufe, einen Theil (geschweige einen beträchtlichen Theil) seiner Exemplarien in die Maculatur werfen zu müssen.

14.

Wiewol es nun nach allen den Umständen, welche laut §§. 11 und 12 sowol auf Seiten des Autors als Verlegers zwar in Betrachtung kommen, aber nicht alle genau berechnet werden können, sehr schwer, wo nicht ganz unmöglich ist, ein

ganz reines Verhältniß anzugeben, wornach die Beziehung des Gewinns, den der Verleger mit einem beliebten und gangbaren Artikel macht, zu dem Honorar des Schriftstellers bestimmt werden könnte, so dienen sie doch wenigstens dazu, das Urtheil der Billigkeit zu leiten und es einem jeden Unbefangenen vor der Hand wenigstens wahrscheinlich zu machen:

> „daß ein Verleger keine Ursache hätte, sich über Unrecht zu beklagen, wenn ein Gesetz gegeben würde, welches das Honorar eines für vorzüglich geachteten Nationalschriftstellers auf die Hälfte des reinen Gewinns setzte, der dem Verleger nach Abzug der genau zu berechnenden und nach billiger Schätzung der nur en gros anzugebenden, aber ebenfalls abzuziehenden Auslagen, Kosten und Schaden übrig bliebe“.

15.

Dieser Satz wird, wenn ich nicht irre, etwas mehr als wahrscheinlich werden, wenn wir uns einen noch bestimmtern und anschaulichern Begriff von der Sache zu machen suchen, welches durch ein paar Beispiele am Besten wird geschehen können. Wir wollen also den Fall setzen, ein Verleger honorire einen Schriftsteller — von welcher Qualität, kann hier gleich viel gelten — für ein Werk von derjenigen Art, die (besonders damals) am Meisten Leser finden, mit 500 Reichsthaler; er lasse dasselbe in einem eleganten Format und Aeußerlichem so abdrucken, daß es ungefähr 60 bis 62 Bogen ausmache, setze den Ladenpreis nur auf 2 Rthlr. 12 ggr. und verkaufe (eines mehrfältigen Nachdrucks ungeachtet) binnen 20 Jahren nur 3000 Exemplare davon.

Dieses als Hypothese oder Thatsache vorausgesetzt, wird folgendes Schema, worin Alles der bessern Bequemlichkeit wegen mit runden Zahlen angegeben ist, das Verhältniß des Honorars zum reinen Gewinn des Verlegers ziemlich anschaulich machen.

Ausgabe des Verlegers.	Rthlr.
Honorarium an den Autor	500
Papier zu 3000 Exempl. zweiundsechzigmal = $37^1/_5$ Ballen à 16 Rthlr. in runder Zahl . .	600
Setzer und Druckerlohn aufs Höchste berechnet . .	400
Vier Kupfer	200
Rthlr.	1700

Einnahme desselben.		Rthlr.
3000 Exempl. à 2 Rthlr. 12 ggr. nach Abzug des Rabatt mit 33 1/3 pr. %		5000
Hievon die obige Ausgabe abgezogen, verbleibt .		3300
Noch weiter hievon abgerechnet,		
a) die Interessen für das ausgelegte Capital auf 5 Jahre, binnen welchen dasselbe remboursirt ist, à 5 pr. % ungefähr Rthlr.	300	
b) für alle übrigen faux-frais (vermuthlich viel zu hoch angesetzt)	1500	
Rthlr.	1800	

So verbleiben nach Abzug dieser 1800 Rthlr. noch immer Rthlr. 1500, die ich für einen Profit rechnen zu können glaube, und wogegen sich das Honorar des Autors verhält wie 1 zu 3. Dieser könnte also auch (wie vielleicht der Fall war) 50 Louis-d'or mehr empfangen haben, und der größere Gewinn würde noch immer auf Seiten des Verlegers gewesen sein. Wollte man mir einwenden: „Der Autor habe billig in Anschlag zu bringen, daß er seinen Antheil von dem Verleger voraus und auf einem Brette empfangen habe, und dieses Capital, wofern er ein guter Wirth sei, binnen 20 Jahren habe dupliren können; da hingegen der Verleger seinen Gewinn nur nach und nach in unbedeutenden kleinen Summen bezogen habe": so wüßte ich zwar nichts dagegen zu sagen, glaube aber, der Verleger müßte seines Orts kein sehr guter Wirth gewesen sein, wenn er von einem Buche, das bei seiner Erscheinung viel Sensation machte und von Jedermann gelesen wurde, in zwanzig Jahren nicht mehr als 3000 Exemplare abgesetzt hätte. In der That ist dies so wenig wahrscheinlich, daß man die Vermuthung, daß er innerhalb eines so langen Zeitraums eher ein Tausend Exemplare oder mehr habe nachschießen lassen, viel weniger unglaublich finden wird. Noch ein andres Beispiel wird vielleicht noch einleuchtender darthun, wie sehr in Rücksicht des Gewinns, der mit literarischer Waare zu machen ist, das Uebergewicht auf Seiten des Verlegers sei. Wir wollen annehmen, dieser bekomme von einem bekannten Schriftsteller ein zwar bereits abgedrucktes, aber noch immer gesuchtes und ziemlich allgemein geschätztes Werkchen in Verlag und bezahle demselben dafür 64 gute wichtige Ducaten, die wir, zu 3 Rthlr. das Stück, zu 192 Rthlr. berechnen wollen. Setzen wir ferner: er lasse es in einem kleinen Format auf 32 Bogen abdrucken,

mache die Auflage 1500 Exemplare stark und setze sie binnen 5 Jahren ab. Der Ladenpreis soll nur einen Reichsthaler und die Auslagen für Papier und Druck, aufs Höchste gerechnet, 320 Rthlr. betragen. Die Einnahme wird also nach Abzug des gewöhnlichen Rabatts Tausend Reichsthaler und also, wenn wir die faux-frais auch auf 40 pr. % rechnen, das Honorarium des Autors noch immer um 300 pr. % übersteigen. Setzen wir nun vollends den Fall, der Verleger sei durch einen Contract berechtiget, nach Verfluß der besagten fünf Jahre eine neue Auflage zu machen und den Autor dafür mit 32 Ducaten abzufinden, so werden wir (wofern diese Beispiele für Maßstäbe des gewöhnlichen Verhältnisses zwischen dem Profit der Verleger und der Autoren gelten können) gestehen müssen, daß die erstern gewöhnlich mit den letztern ziemlich ungleich theilen.

16.

Ich sage dies nicht, um die Verleger zu verunglimpfen; im Gegentheil, ich sehe sehr wohl ein und gestehe meines Ortes gerne zu, daß sie (zumal in Deutschland, wo der Buchhandel noch mit so mancherlei drückenden und nachtheiligen Umständen umgeben ist) einen ansehnlichen Gewinn machen müssen, um bestehen zu können, und daß es ihnen wohl zu gönnen ist, wenn sie durch einen Schriftsteller wieder gewinnen, was sie an drei andern verloren haben, wiewol diese letztere Rücksicht den guten Schriftsteller nichts angeht und keinen giltigen Grund abgeben kann, warum er für die schlechten oder für die verunglückten Speculationen eines Verlegers büßen soll.

Wie dem aber auch sein mag, ich habe nichts dagegen, daß der reine Gewinn des Verlegers an einer oder zwei Auflagen das Honorar des Autors um 100, 200 oder noch mehr Procent übersteige; ich behaupte nur,

> „daß ein Verleger, der an einer oder zwei, auch wol noch mehreren Auflagen eines Werks beträchtlich gewonnen hat, sich darum kein ausschließliches Eigenthumsrecht an dieses Werk, am Allerwenigsten gegen den Autor und wider seinen Willen, anzumaßen befugt sei".

Der für ihn, den Verleger, sehr glückliche Umstand, daß er viel daran gewonnen hat, mag zwar den sehr natürlichen Wunsch, noch mehr damit zu gewinnen, in ihm erregen, kann ihm aber kein Recht, geschweige ein Zwangsrecht geben, wodurch er den

Autor verhindern könnte, über eine neue Ausgabe seines Werks nach seiner Convenienz zu disponiren.

Die Unleugbarkeit dieses Satzes wird durch Folgendes in ein noch helleres Licht gestellt werden.

17.

Es gehört unglücklicherweise unter die Mängel unserer Gesetzgebung, daß wir in Deutschland kein allgemein giltiges positives Gesetz haben, wodurch genau bestimmt wäre, was in allen streitigen Fällen, die zwischen Autor und Verleger vorkommen können, Rechtens sein solle.

Die bürgerlichen Gesetze, wodurch in allen andern gewöhnlichen Fällen das Recht des Eigenthums entschieden wird, lassen sich ohne die größte Unfüglichkeit und Ungerechtigkeit auf das mercantilische Verhältniß zwischen Autor und Verleger nicht anwenden, weil es mit den Producten des Geistes und der Industrie der Gelehrten und Schriftsteller eine ganz andere und in wesentlichen Punkten verschiedene Bewandniß hat als mit allen andern Natur- und Kunstproducten, die ein Gegenstand des Handels und gegenseitigen Verkehrs unter civilisirten Menschen sind.

Es bleiben also keine andern Gesetze zu Bestimmung dessen, was zwischen Autor und Verleger recht ist, übrig als die Grundregeln der allgemeinen Gerechtigkeit und Billigkeit, vermöge welcher

1. bei einem Contract der Vortheil, so viel die Natur der Sache zuläßt, auf beiden Theilen gleich sein soll, folglich
2. kein Theil den andern gefährden oder übervortheilen darf, auch
3. nicht erlaubt ist, daß ein Theil von der Unwissenheit, der Unerfahrenheit oder dem gutherzigen Zutrauen des andern zu seinem größeren Vortheil und zu des andern Schaden Gebrauch mache, sondern (selbst nach den positiven Gesetzen) ein Contract alle Rechtsgiltigkeit verliert, sobald einer der Contrahenten beweisen kann, daß ihm (aus einer der angeführten Ursachen) eine enorme Läsion daher entstehen würde.

18.

Wenn also — um die Anwendung hier auf die vorliegende Frage zu machen — ein Verleger beweisen könnte, daß er an

dem Werke eines Autors nichts gewonnen oder gar Schaden gehabt hätte, so könnte ihm von Rechts und Billigkeit wegen nicht verwehrt werden, wenn er wollte, den Versuch zu machen, ob er sich bei vielleicht in der Folge sich veränderten Umständen an einer neuen verbesserten Auflage des ehmals verunglückten Werks seines Schadens erholen könne; und der Autor würde in diesem Falle wider alle Billigkeit handeln, wenn er sich zu einer solchen Entschädigung nicht bequemen wollte. Ja, ich lasse (da es zu dem gegenwärtigen Zweck nicht gehört) dahingestellt sein, ob es nicht Fälle geben könnte, wo ein Verleger wegen eines ohne seine Schuld erlittnen enormen Schadens sich geradezu an den Autor, der daran Schuld wäre, zu halten befugt sein dürfte.

19.

Wenn hingegen der Verleger nicht in Abrede sein kann, an einer Auflage eines Buches nicht nur keinen Schaden erlitten, sondern noch ein Namhaftes mehr gewonnen zu haben, als das Honorarium des Autors betrug, so ist der Autor quitt mit ihm, und es ist nicht der mindeste Rechtsgrund in der Sache vorhanden, warum ihm der Absatz der ersten Auflage ein ausschließliches Recht an eine zweite geben sollte, oder, falls der Autor so gefällig gewesen wäre, ihm gegen ein geringes Honorar noch eine zweite oder wol gar eine dritte Auflage zu gestatten, wie eine solche Gutmüthigkeit oder Nachgiebigkeit des Autors (der ohnehin dabei sehr beträchtlich zu kurz kommt) dem Verleger die Befugniß geben könnte, dem Autor zu verwehren, sich seines Rechtes zu bedienen und eine dritte oder vierte Auflage, von wem es ihm beliebte, machen zu lassen.

20.

In der Sache selbst ist also nichts, was dem Autor im vorliegenden Falle die Hände bände. Aber wie, wenn er sich selbst sua culpa die Hände gebunden, wenn er sich mündlich oder schriftlich bei der ersten Transaction über sein Manuscript anheischig gemacht hätte, es dem Verleger gegen das blos für die erste Ausgabe empfangene und blos mit dem Gewinn derselben in einiger Proportion stehende Honorarium auf immer zu überlassen? So sage ich: Nimmermehr würde ein Autor, der bei seinen fünf Sinnen ist (falls ihn nicht etwa irgend eine große Noth zwingt, sich Alles gefallen lassen zu müssen), sich zu einem

so leoninischen Vertrag verstehen, wofern ihn nicht gänzliche Unkunde des Buchhandels, eine zu geringe Meinung von dem mercantilischen Werth seines Werkes, vielleicht auch ein zu großes Vertrauen in die vorgebliche Freundschaft seines ihm in praktischen und kaufmännischen Künsten unendlich überlegenen Verlegers dazu verleitet hätten. Ich könnte sehr eclatante Beispiele anführen, wenn ich hierüber ins Detail gehen wollte. Aber es bedarf keiner Beispiele, wo die Billigkeit so laut für den allgemeinen Satz spricht: daß eine Zusage, wobei der Vortheil ganz auf der einen Seite und der Nachtheil ganz auf der andern ist, schon an sich null und nichtig ist und keine wirkliche Verbindlichkeit hervorbringen kann. Selbst der förmlichste Contract, der dem Verleger eine so disproportionirte Ueberlegenheit einräumte, würde von keiner Kraft sein, da er gegen die wesentlichste Bedingung aller Contracte, die auf Billigkeit gegründet sein müssen und nur insoferne giltig sind, so gröblich verstieße.

21.

Wenn nun aus allem bisher Gesagten, wie ich glaube, deutlich erhellet,

„daß eine Verlagshandlung, nachdem sie von einem Werke eine oder mehrere Auflagen mit beträchtlichem Gewinn abgesetzt und den Autor dafür mit einem für diese besagten Auflagen allenfalls billig-mäßigen, aber mit einer gänzlichen, unbedingten und dem Autor alle künftige Disposition über sein eigenthümliches Werk benehmenden Cession keinesweges in Proportion stehenden Honorario remunerirt hat, sich schlechterdings keines ausschließlichen Zwangsrechts auf den alleinigen, immerwährenden Verlag dieses Buches anzumaßen habe und eine solche Anmaßung auf irgend ein natürliches oder bürgerliches Gesetz oder auf die allgemeinen Regeln der Gerechtigkeit so wenig begründen könne, daß diese vielmehr offenbar für das Recht des Autors entscheiden, so wird die Frage: ob eine Verlagshandlung unter Voraussetzung aller obigen Umstände, nur darum, weil sie sich viele Jahre lang im Besitze der meisten Werke eines Autors befunden und daraus einen considerabeln Gewinn gezogen hat, ein ausschließliches Eigenthumsrecht an diese Werke gegen den Autor selbst geltend machen

und ihn rechtmäßigerweise verhindern könne, eine vom Publico längst gewünschte allgemeine, vollständige und vollendete Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, so wie er sie der Nachwelt zu hinterlassen gedenkt, noch bei seinen Lebzeiten zu veranstalten, und wenn sie dieses zu verhindern kein Recht hat, ob sie wenigstens befugt sei, dem besagten Autor das Recht, eine solche Ausgabe einem andern Verleger zu überlassen, streitig zu machen und sich (unter übrigens gleichen Bedingungen) ein ausschließliches Vorzugsrecht an selbige zu prävaliren."

Ich sage, diese Frage wird aus den bisher angeregten Sätzen leicht zu beantworten sein. Was von einem Verlagswerke gilt, gilt auch von vielen; diese vielen geben dem bisherigen Verleger nicht nur kein größeres Recht, sondern im Gegentheil, je ansehnlicher der Nutzen ist, den er in einer langen Reihe von Jahren aus selbigen gezogen hat, um so unbilliger würde die Anmaßung sein, dem Autor sein Recht, eine Ausgabe von der letzten Hand von seinen sämmtlichen Werken nach Willkür und Gutbefinden zu veranstalten, streitig machen zu wollen.

Der einzige Bestimmungsgrund, der in den Augen der unparteiischen Welt dem bisherigen Verleger eine Art von Vorzug vor andern zuzueignen scheinen könnte, läge allenfalls blos in der Rücksicht auf eine alte, vieljährige Connexion; aber diese würde die Differenz zwischen beiden bis jetzt in Widerspruch stehenden Theilen (wenn anders bewandten Umständen und vorliegenden Gründen nach noch eine Differenz stattfinden kann) vielmehr zu einer gütlichen Unterhandlung und Auskunft als zu einem litigiösen Handel qualificiren.

Weimar, den 5. November 1791.

Ankündigung der Reise Fr. Stolberg's nach Italien.[1])

Allen Natur- und Kunstliebhabern, besonders Denen, die das schöne Italien entweder selbst gesehen haben oder, weil ihnen dieses Glück nicht gegönnt war, es gern durch geist- und gefühlvolle fremde Augen sehen mögen, glaube ich eine sehr angenehme Nachricht zu geben, indem ich ihnen melde, daß Herr Graf Friedrich Leopold zu Stolberg die Früchte seines volljährigen Aufenthalts in Italien und Sicilien in einer Reihe von Briefen, unter dem Titel: Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien, auf nächste Ostermesse der Welt mitzutheilen gesonnen ist. So wenig an Büchern von ähnlichem Titel und Zweck Mangel ist, so gewiß ist es auch, daß der Stoff, den sowol unser eigenes Vaterland und die Schweiz als der classische Boden von Hesperia und Trinakria reisenden Beobachtern von Genie, Geschmack und Bekanntschaft mit den Alten darbietet, so mannichfaltig und reichhaltig ist, daß man ihn mit gutem Grund als unerschöpflich ansehen kann; zumal da Jeder seine eigene Art zu sehen hat, die aufgefaßten Bilder durch ein anderes Medium in uns reflectiren läßt und nicht nur ebendieselben Gegenstände von Diesem mit einem schärfern Kennerauge, von Jenem mit mehr Liebhaberwärme, von einem Dritten aus einem andern Gesichtspunkt oder von einer neuen Seite, von einem Vierten in einem andern Lichte u. s. w. betrachtet und dargestellt werden, sondern auch nicht

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1794, I. S. 297—299. Anmerkung zu dem daselbst S. 297—305 gegebenen „Auszug eines Briefes aus Sicilien". — A. d. H.

selten ein Jeder manches Bemerkenswürdige wahrnimmt, was Andern entweder nicht zu Gesichte gekommen oder von ihnen übersehen worden. Aber auch ohne alle diese Rücksichten würde das angekündigte Werk von einem Liebling der Musen, wie Graf Leopold Stolberg, weniger durch das, was er gesehen, als dadurch, wie er's gesehen, und durch die ihm eigene Art der Darstellung für Alle, welchen Empfänglichkeit für die Reize der Natur und der schönen Künste gegeben ist, ein vorzügliches Interesse haben und auch bekannten Dingen den Zauber der Neuheit geben. Man erwartet also mit Recht, daß sich diese Reise vor den meisten ihresgleichen durch einen eigenen Charakter auszeichnen werde, und man wird sich hierin um so weniger getäuscht finden, da (mit den eignen Worten des Herrn Verfassers zu reden) „Elysische Schönheit der Natur — Milde und Ergiebigkeit des Klima — Charakter des Volks — Blicke auf die Geschichte der Länder und Städte, besonders in Großgriechenland und Sicilien, Vergegenwärtigung der alten Schriftsteller, vorzüglich der Dichter und Geschichtschreiber, durch Darstellung des Localen und der Sitten — nebst den Werken der alten und neuern Kunst — sofern ein Dilettant, der nur seine Empfindung reden läßt, davon sprechen kann — die vornehmsten Gesichtspunkte sind", aus welchen er seinen großen Gegenstand umfaßt hat.

Dieses Werk, dem alle Freunde der Stolbergischen Muse gewiß mit Ungeduld entgegensehen, ist in Form von Briefen abgefaßt, und der gegenwärtige Auszug eines aus Palermo im Jahre 1792 geschriebenen Briefes (den ich mit Erlaubniß des erlauchten Verfassers mittheile) kann, so unzulänglich er auch zu einem Urtheil von einem so mannichfaltigen Ganzen wäre, doch immer dazu dienen, uns einigen Vorgeschmack und einen richtigern Begriff von dem, was wir zu erwarten haben, zu geben als das Stückchen Marmor vom Palast des Prinzen Eugen's in Wien (jetzt der Fürst-Liechtensteinische), welches jener Reisende vorzeigte, um der Gesellschaft, in welcher die Rede von der Pracht und Schönheit dieses Gebäudes war, einen anschaulichen und handgreiflichen Begriff davon zu machen.

Ueber Dr. Posselt's Allgemeine Zeitung.[1])

Ich habe den vorstehenden, von einem schätzbaren jungen Geschäftsmanne herrührenden Aufsatz um so mehr, so wie er mir für den Merkur zugeschickt worden ist, abdrucken lassen, da ich beinahe Alles, was Herr v. R. sowol zum Lobe als zum Tadel der Posselt'schen ci-devant Allgemeinen Weltkunde, nunmehr Allgemeinen Zeitung, sagt, ohne Bedenken unterschreibe. Wenn auch der Ton des Lobes Manchem fast zu hoch gestimmt scheinen möchte, so würde es uns, glaube ich, mehr Ehre machen, wenn wir in der Schätzung dessen, was wir wirklich Vortreffliches und Vorzügliches vor andern Völkern, die sich mit Recht oder Unrecht besser dünken, aufzuzeigen haben, eher ein Wenig zu weit gingen, als, wie gewöhnlich, so weit zurückblieben, daß wir von dem Vorwurf einer kalten und nahe an Geringschätzung grenzenden Gleichgiltigkeit gegen so manches Vortreffliche und Gemeinnützige, worauf andre Nationen stolz wären, schwerlich freigesprochen werden können.

---

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1799, I. S. 12–25. „Beilage" zu einem Aufsatze unter derselben Ueberschrift, daselbst S. 3—11, unterzeichnet „C—n. v. R.", in welchem Posselt's Allgemeine Weltkunde oder, wie sie seit Kurzem hieß, Allgemeine Zeitung als ein „treffliches Institut" gelobt wird, da sie „eine gedrängte Darstellung des wahrhaft Wissenswerthen unter bestimmten Rubriken geordnet enthalte, die es auch dem thätigsten Geschäftsmann möglich machen, ohne Zeitverlust mit dem jetzt so wichtigen Gange der politischen Begebenheiten Schritt zu halten". Auch „bei der Parallele mit den politischen Zeitungen anderer Länder und Völker trage sie die Palme davon". Posselt sei „unter allen unsern dermaligen großen Geschichtschreibern und Forschern gerade Derjenige, der mit seinem Talent am Zweckmäßigsten und Gemeinnützigsten zu wuchern wisse", der „nicht nur unser Annalist für die Mitzeit sei, sondern es auch noch für die Folgezeit bleiben werde". Dagegen tadelt der Recensent den Stil, „die schwülstigen Auswüchse der Schreibart" und die „erklärte Parteilichkeit des Verfassers für die französische Revolution und Alles, was mit ihr zusammenhängt oder auf sie Bezug hat". Auch wünscht er für die Zeitung stärkeres und haltbareres Papier, da sie wohl verdiene, auf jede Weise vor schneller Vergänglichkeit bewahrt zu werden. — A. d. H.

Wenn die Allgemeine Weltkunde Alles das, was uns der Herausgeber in den beiden ersten Blättern hoffen ließ, schon im ersten Jahrgang vollständig und vollkommen geleistet hätte, so wäre sie nicht nur das erste und einzige Tagblatt dieser Art in der Welt, sondern vielleicht mehr als das Werk eines — Menschen gewesen. Aber was ihr, bereits ehe sie ein halb Jahr gedauert hatte, bei gemäßigten Lesern nicht weniger als bei den leidenschaftlichsten Feinden der französischen revolutionären Republik Schaden that, war nicht die allen menschlichen Dingen anklebende Unvollkommenheit, sondern der überspannte, an einem Deutschen anstößige, nicht selten ganz ins Unausstehliche fallende Enthusiasmus, womit in diesem Tageblatt die Großthaten der sogenannten großen Nation und ihrer Helden im allerhöchsten Siegeston präconisirt wurden, und der Vorwurf der offenbarsten Parteilichkeit, dem es sich in dieser Rücksicht so häufig aussetzte; Excesse, die ich mir anfangs nicht anders zu erklären wußte als durch die Meinung, worin ich irrigerweise stand, daß der Verfasser, der so jugendlich schwärmte, noch ein fünfundzwanzigjähriger Jüngling oder (nach der Pythagoreischen Berechnung der vier menschlichen Alter) erst fünf oder sechs Jahre über dasjenige, worin man noch ein Knabe ist, hinaus sei. Was die Welt von dem Herausgeber der Weltkunde, jetzt Allgemeine Zeitung genannt, erwartet und von jedem Annalisten zu fordern berechtigt ist, sind Thatsachen, einfach, wahr und prunklos erzählt, und da es nicht immer möglich ist, Thatsachen ohne alles Urtheil zu erzählen, unparteiische Gerechtigkeit und Billigkeit im Urtheilen.

Man ist, dünkt mich, der Allgemeinen Weltkunde die Gerechtigkeit schuldig, anzuerkennen, daß sie sich bereits von der Zeit an, da sie (zu nicht unbilligem Mißbelieben des Publicums) Zeitung heißt oder sich, wie es scheint, diesen Alltagsnamen geben mußte, in Hinsicht auf die beiden von Herrn v. R. getadelten Punkte merklich gebessert hat. Recidive, wie z. B. die von Herrn v. R. ebenfalls gerügte und vermuthlich allen Lesern aufgefallene Art, wie der Herausgeber sich über Nelson's Sieg bei Abukir vernehmen ließ,[1]) müssen ihn freilich der Ge-

[1]) Posselt habe sich dabei lediglich mit den Gründen beschäftigt, bemerkte v. R., „aus denen die Franzosen den Herrschern der See diesmal hätten unterliegen müssen, und die wahrhafte Heldenthat der letztern recht geflissentlich verkleinert". — A. d. H.

wohnheit wegen, die als altera natura uns Menschen zuweilen unversehens überschleicht, zu gut gehalten werden. Da sie indessen doch beweisen, daß er von seiner zärtlichen Vorliebe für die Gallofranken noch nicht völlig geheilt ist, so schien es mir, das von Herrn v. R. administrirte bittere Tränkchen könnte noch immer eine gute Wirkung thun; zumal da Herr Posselt hoffentlich an unsrer herzlichen Wohlmeinung nicht zweifeln kann. Was den Theil des Tadels, der auf den Stil fällt, betrifft, so kann der pompose und oft ganz dithyrambische und ekstatische Ton, in welchen Herr Posselt ehemals bei Lobpreisung der Magnalien seiner Lieblingsnation zu gerathen pflegte, schwerlich Jemanden stärker auf die Brust gefallen sein als mir, dem wegen langen Umgangs mit den besten prosaischen Schriftstellern Griechenlands und Roms eine von der ihrigen so gewaltig abstechende Schreibart, zumal an einem Geschichtschreiber, unbeschreiblich ekelhaft ist. Indessen glaube ich doch, um nicht ungerecht gegen meinen übrigens so talent- und verdienstvollen Landsmann zu sein, erinnern zu müssen, daß er erstens gewöhnlich nur dann in diesen Dithyrambenton ausbrach, wenn ihn die Sache, von der er sprach, wirklich in dithyrambische Begeisterung setzte; zweitens, daß der von Herrn v. R. mit so großem Recht gemißbilligte pompose, schwülstige, emphatische und hyperbolische Stil (kurz, der Stil des Parisischen Haarkünstlers, der Yorick's Locke zur Probe ihrer Festigkeit in den Ocean tauchen wollte)[1]) eine ziemlich über ganz Europa verbreitete Schriftstellerseuche ist, welche hoffentlich nun bald ausgetobt haben und nicht in das neunzehnte Jahrhundert übergehen wird, und endlich drittens, daß ich das Rednerische im Stil des Herrn Posselt gewißermaßen für eine natürliche Folge des Vergnügens halte, womit er die prächtigen Tribunenreden bekannter und ihrer vorzüglichen Redseligkeit oder wirklichen Beredsamkeit wegen gepriesner französischer Volksredner, vielleicht auch besonders die meistens sehr prächtig geschriebenen Proslalien des Directoriums an das französische Volk gelesen haben mag. Ich gestehe gern, daß ich selbst manche dieser Reden (so widerlich mir in gewisser Rücksicht ihr Inhalt war) als Meisterstücke der Kunst, worin die griechischen Sophisten zu Sokrates' Zeiten eminirten (der Kunst, der schlimmern Sache den Sieg über die gute zu verschaffen), mit einer Art

---

[1]) Vgl. Th. XXXV. S. 123, Anm. 2. — A. d. H.

von Bewunderung gelesen habe. Aber wir müssen nicht Alles, was uns an Ausländern gefällt, darum gleich nachahmen wollen. Die französische Sprache hat einen von der unsrigen sehr verschiedenen Genius, und Manches, was in ihr blos edel oder vornehm klingt, lautet in der unsrigen hochtrabend, schwülstig und geckenhaft. Ebendasselbe gilt in seinem Maße auch vom Englischen. Unsere Sprache besitzt (was ich hier nur beiläufig erwähnen will) vielleicht mehr als irgend eine andere, selbst von denen, die aus der lateinischen entstanden sind, eine Anlage zu der edeln Einfalt, schönen Großheit, anspruchlosen Würde und männlichen Kräftigkeit, wodurch sich die ewigen Vorbilder alles wahren Schönen, die classischen Schriftsteller der Alten, auszeichnen. Vos exemplaria Graeca etc. Dazu muß und wird es wieder kommen, trotz den Afterweisen, die unsrer Jugend weismachen wollen, daß man, seit sie die Welt erleuchten und die Menschen (was man scilicet noch nie konnte) denken und schreiben lehren, solcher Gängelwägelchen und Leitbänder nicht mehr bedürfe.

So wie nun unsere Sprache nicht recht dazu taugt, sich nach der französischen, zumal der neuen republikanischen (vor welcher die Fénélon, Bossuet, Pascal, La Bruyère u. s. w. sich oft gewaltig verschütteln würden), umbilden zu lassen, so steht der exaltirte, emphatische, großsprecherische, anfeuernde und das, was man gern thun wollte und vielleicht nie thun wird, als schon gethan ankündende Directorialton einem deutschen Geschichtschreiber noch viel weniger an, zumal da bei letzterem keine von den Ursachen stattfindet, warum die Demagogen und Demiurgen jenseits des Rheins sich dessen so häufig bedienen. Denn er braucht Niemand Staub oder Dunst vor die Augen zu werfen und hat keinen Beruf, weder eine schlimme Sache gut scheinen zu machen noch seine Leser in Feuer und Flammen zu setzen; es wäre denn, daß er die guten Schwaben (denen man, hoffentlich mit Unrecht, Schuld giebt, daß seit einiger Zeit, ich weiß nicht was für ein revolutionslustiger Dämon in einen großen Theil von ihnen gefahren sei) unnöthigerweise oder wol gar absichtlich noch mehr erhitzen und zu irgend einem raschen Schritt anspornen wollte, den sie, wie die armen Helvetier, zu spät bereuen würden, wenn nicht mehr zu helfen wäre. Ferne sei es von mir, einen rechtschaffnen Mann in einem solchen Verdacht zu haben! Aber ein Wort der Warnung, damit den Lesern kein Anlaß

gegeben werde, über die Tendenz unsrer Wirksamkeit in Verlegenheit zu gerathen, ist erlaubt, et hanc veniam damus petimusque vicissim.[1])

So viel, was die Hauptsache betrifft. Es finden sich aber in vorstehendem Aufsatze noch einige beiläufige Aeußerungen des Verfassers über andere im Vorbeigehen berührte Gegenstände, bei welchen ich, da ich sie nicht unterschreiben kann, Einiges zu erinnern nöthig finde. Ich habe sie im Texte mit a, b, c, d bezeichnet, und meine Anmerkungen folgen also hier unter ebendenselben Buchstaben.

(a) Herr v. R. scheint es der Verlagshandlung der Weltkunde oder Allgemeinen Zeitung zum Verdienst anzurechnen, daß „vielleicht keine deutsche Buchhandlung seit 1795 so viel treffliche, ausgezeichnete Producte geliefert habe als sie, da binnen dieser Zeit die Horen, Posselt's Annalen, Schiller's neueste Almanache, Goethe's Propyläen u. a. m. in ihrem Verlag erschienen seien.[2]) Ich meines Ortes möchte der Cottaischen Handlung (deren Eigenthümer ich übrigens als einen sehr achtungswürdigen Mann persönlich kenne und schätze) kein besonderes Verdienst aus dem machen, was ein besonderes Glück für sie ist; denn gewiß giebt es in ganz Deutschland schwerlich einen einzigen Buchhändler, der sich nicht alle Tage mit Freuden das Verdienst erwerben möchte, Werke von Goethe und Schiller zu verlegen. Und dann möchte ich auch Niemand auf Unkosten anderer braven Leute loben. Um unter mehrern andern, die ich anführen könnte, nur etliche zu nennen, hat nicht die Hartknochische, Unger'sche, Vieweg'sche Buchhandlung binnen dieser Zeit ebensowol treffliche und ausgezeichnete Schriften geliefert? In meinen Augen wiegen blos die von Hartknoch verlegten Herder'schen Schriften, neuerlich besonders die Briefe über die Humanität, an Materie und Form, an Reichthum und Wichtigkeit ihres innern Gehalts, an Mannichfaltigkeit der schönsten Geistesproducte, an Menge lehrreicher, lichtvoller, geisterhebender und herzerwärmender Aufsätze und an ebenso prunk- und anspruchloser als entschiedener Tendenz zum gemeinen Besten der Nation und der Menschheit überhaupt — mehr als die Hälfte alles andern bedruckten Pa-

[1]) Hor., Ars. Poet., 11. — A. d. H.

[2]) v. R. hatte dabei bemerkt, „daß er zu dieser Behauptung nicht durch das entfernteste Verhältniß zu der gedachten Handlung, sondern durch parteilose Beobachtung veranlaßt werde". — A. d. H.

viers, das seit vier Jahren auf die Messen gekommen ist, zu Boden. Und um hier im Vorbeigehen auch meinem Freunde Göschen sein Recht widerfahren zu lassen, hat nicht die Göschen'sche Buchhandlung, wiewol sie mit der vierfachen Ausgabe meiner sämmtlichen Werke schwer genug belastet war, die prächtigen Ausgaben von Klopstock's Oden, Alxinger's Doolin, das in seiner Art einzige Meisterstück der deutschen typographischen Kunst, Neubeck's Gesundbrunnen, die schöne Uebersetzung der Elegien von Properz, Iffland's sämmtliche Werke u. a. m. binnen besagter Zeit zu Tage gefördert? Lassen und geben wir doch Jedem das Seine und hüten uns, Andern Unrecht zu thun, indem wir gegen Einen gerecht sein wollen!

(b) Jede Sache hat mehr als eine Seite und muß, wenn man ihr das gehörige Recht widerfahren lassen will, nach ihrem Zweck beurtheilt werden. Die von Herrn v. R. so sehr verächtlich behandelten London'schen Tagblätter[1]) werden nicht für uns, sondern für die britischen Kaufleute, Stock-jobbers, Speculanten aller Art, für den Londner Bürger und die müssige Gentry auf dem Lande ausgegeben; sie sind zu dem, wozu sie dienen sollen, zweckmäßig eingerichtet, und es kann uns, dünkt mich, genug sein, daß uns gottlob Niemand zwingt, zu lesen, was wir nicht gebrauchen können, ohne daß wir es mit verächtlichen Benennungen von uns weisen. Ein englisches Daily Papper kann, wenn es den Wünschen Derer, die es halten, entsprechen soll, unmöglich etwas Anders als ein buntes Salmigondis sein.

(c) Unter was für Menschen muß Herr v. R. leben, daß er sich einer so sonderbaren Wendung bedienen muß,[2]) damit er sein Recht, in Sachen die französische Revolution und ihre Früchte betreffend, gemäßigte Gesinnungen laut zu äußern, gegen die schwärmerischen Anhänger der Freiheit und Gleichheit behaupten dürfe? Im größten Theil von Deutschland haben sich die Sachen sehr geändert, und wenn von gemäßigten Gesinnungen etwas zu befürchten ist, so ist es nicht mehr von Seiten der letztern, sondern vielmehr von Seiten

---

[1]) v. R. hatte bemerkt: „Denn sind nicht die englischen Zeitungen ungeheure, ellenlange Mißgeburten, die mit dem Morgen oder Abend, von dem sie ihr Dasein erhalten, gleich dem Uferaase wieder untergehen? Ist ihr buntscheckiger Salmigondi [hier steht Wieland's Notenzeichen (b)] nicht zum Sprichwort geworden?" — A. d. H.

[2]) v. R. hatte gesagt: „So lange indeß noch ein Mann wie W** es nicht verschmäht, gemäßigte Gesinnungen laut zu äußern". Das Notenzeichen (c) stand nach „verschmäht". — A. d. H.

einer andern Partei, welche zu glauben scheint, man könne sich nie positiv und feurig genug gegen Alles, was nur einigen Bezug auf die französische Revolution hat, erklären. Dem sei aber, wie ihm wolle, so ist und bleibt es eine der ersten Pflichten eines vernünftigen Wesens, in Allem, was Menschen und menschliche Angelegenheiten betrifft, seine Urtheile sowol als seine Leidenschaften zu mäßigen; und ich gestehe, daß ich mit dem Ausdruck, „der oder jener große oder kleine Mann verschmäht es nicht, gemäßigte Gesinnungen laut werden zu lassen“, keinen schicklichen Sinn verbinden kann. Es kommt mir ebenso vor, als wenn man sagte: „N. N. verschmäht es nicht, sich wie ein verständiger und gesetzter Mann aufzuführen.“ Was die Parallele zwischen Suwarow und Bonaparte[1]) betrifft, so will ich hier nicht untersuchen, wiefern sie, die Sache scharf genommen, stattfinde, und ob nicht Beiden dadurch zu viel und zu wenig geschehe. Genug, daß Herr v. R. vollkommen Recht hat, sich darüber aufzuhalten, wenn Suwarow von Demjenigen ein zweiter Tamerlan gescholten wird, der den Zerstörer der alten und Stifter der neuen Republiken in Italien einen Weltbeglücker nennt. Indessen bin ich doch sehr geneigt, zu glauben, daß Bonaparte den letzten Titel mit der Zeit verdient haben könnte, wenn die souveräne Nation der Franzosen im rechten Momente den weisen Einfall gehabt hätte, ihr Pentarchat und alle ihre constituirten Gewalten nach Cayenne zu deportiren und Bonaparten zum Dictator perpetuus consulari, tribunicia et pontificia potestate zu ernennen. Das wäre doch noch ein vernünftiger Gebrauch von ihrer allerhöchsten Machtvollkommenheit gewesen!

(d) Es geschieht blos zur Steuer der Wahrheit, daß ich das Journal Frankreich,[2]) mit dessen Verfassern und Unternehmern ich nie in der mindesten Verbindung gestanden bin, von denjenigen ausgenommen wünschen möchte, „die das stillschweigende Privilegium erlangt haben, die Gegenpartei (derjenigen nämlich, für welche Herr Schirach und Herr Mallet

---

[1]) „Der ganze Unterschied zwischen Beider Weltbeglückung bestehe darin,“ hieß es bei v. R., „daß der Erste für die Regentin einer Monarchie im Norden viele schuldlose Schlachtopfer würgte, hingegen der Andere bei Lodi und Arcole zum Vortheil der französischen Pentarchie den schönsten Theil Europa's ausplünderte u. s. w.; daß der Erstere die Polen, der Zweite mehrere, wenigstens ebenso schätzbare Völker ihrer Freiheit beraubte.“ — A. d. H.

[2]) Die von K. Friedr. Cramer u. d. T. „Frankreich im Jahre 1795, 1796 u. s. w.“ bis 1805 in Paris herausgegebene Monatsschrift. — A. d. H.

du Pan, zwei nicht ganz gleichartige, aber wenigstens von gleichem Feuereifer brennende Gladiatoren, fechten) aufs Einseitigste zu panegyrisiren".[1]) Ich habe das Journal Frankreich von seinem Ursprung an mit ruhiger Unparteilichkeit gelesen und glaube ein billiges Urtheil darüber fällen zu können. Die Verfasser sind theils französische Bürger, wie es scheint, von der ehemaligen Girondepartei, theils Deutsche, die der französischen Republik wohl wollen, ohne darum (so viel wenigstens aus diesem Journal zu ersehen ist) ihrem deutschen Vaterlande übel zu wollen oder Gesinnungen zu zeigen, die mit den Pflichten eines guten deutschen Bürgers unverträglich wären. Wenn die Verfasser auch von einiger Vorliebe für die republikanische Verfassung und von einer gewissen (dermalen ziemlich allgemeinen) Abneigung gegen privilegirte Kasten, und was in diese Rubrik gehört, nicht ganz freigesprochen werden können (und Beides ist doch, in Deutlchland wenigstens, kein in Karl's V. peinlicher Halsgerichtsordnung verpöntes Verbrechen), so muß man ihnen wenigstens das Recht widerfahren lassen, daß sie mit Mäßigung schreiben, und daß ihr Journal keineswegs unter die incendiarischen gehört wie das Politische Journal, Mallet du Pan's Mercur, die Eudämonia und ihresgleichen. Es ist möglich (denn mein Gedächtniß ist mir nicht mehr treu genug, daß ich mich aller Stücke und Aufsätze im Journal Frankreich aus den ersten Jahrgängen genau erinnern sollte), es ist, sage ich, möglich, daß im Detail manches Tadelhafte mit untergelaufen sein kann; aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn die Tendenz des Ganzen nicht unschuldig und vielmehr edel und gemeinnützig als schädlich wäre. Besonders sehe ich nicht, wie man dieser Zeitschrift (um nur ein Beispiel aus dem letzten Jahrgang anzuführen), worin des königlichen Kammerdieners Clery Tagbuch, das jeden Leser für den Charakter und das Schicksal des guten Königs Ludwig XVI. so lebhaft interessiren muß, und die kritische Dekade, die der jetzigen französischen Regierung so derbe und bittere Wahrheiten sagt, ausführlich nach und nach eingerückt worden, den Vorwurf der Einseitigkeit machen kann. Mir scheint sie gerade darum, weil sie nicht einseitig ist,

[1]) v. N. fragt: „warum, während Alles über Schirach's Parteilichkeit, und zwar mit Recht, Stentormäßig schreit, die Zeitschrift Frankreich, das Posselt'sche Journal, die Allgemeine Zeitung und mehrere ähnliche Blätter (der geißelnswerthen Geißel das Citoyen Rebmann, seiner laternisirenden Laterne und Schildwache zu geschweigen) gleichsam das stillschweigende Privilegium erlangt haben, die Gegenpartei aufs Einseitigste zu panegyrisiren". — A. d. H

sondern ihrem Plan und Zweck gemäß uns Deutsche mit dem innern dermaligen Zustande Frankreichs, von allen seinen Seiten betrachtet, ausführlicher und zuverlässiger bekannt macht als irgend eine andere, die ich kenne — unter den laufenden politischen Zeitschriften dieses Jahrzehends eine der vorzüglichsten, unterhaltendsten und brauchbarsten zu sein.

Und nun zum Schluß noch ein Wort von der Allgemeinen Weltkunde überhaupt. Wer den Plan derselben in den beiden ersten Blättern gelesen hat und weiß, wie reichlich Herr D. Posselt mit allen zur Ausführung desselben erforderlichen, in einem Manne selten zusammentreffenden Requisiten versehen ist; wer den ausgebreiteten Nutzen eines nach diesem Plan mit fester Hand ausgeführten Instituts und die Ehre, die der Nation selbst daraus zuwachsen würde, überlegt und dabei bedenkt, daß die Vermeidung dessen, was Großen und Kleinen an der Weltkunde anstößig war, an der Allgemeinen Zeitung aber immer weniger wird, blos von dem Willen des Herrn Posselt abhängt, und daß, wenn er nur über diesen Punkt den Wünschen aller ächten Kosmopoliten nachgeben und seinem eigenen Versprechen der strengsten Unparteilichkeit volles Genüge thun wollte, kein Schatten eines Grundes mehr übrig bliebe, warum die Allgemeine Weltkunde nicht unter diesem ihrem ersten und anständigern Namen ihren Lauf wieder von Neuem beginnen sollte: wer dies Alles in gehörige Betrachtung zieht, wird sich hoffentlich mit Herrn v. R. und mir und Jedem, dem etwas für seine Nation im Busen schlägt, vereinigen, nicht nur sein Amen hinzuzufügen, sondern auch alles Mögliche beizutragen, daß dieser Wunsch je bälder je lieber realisirt werden möge. Die Sache, in ihrem wahren Lichte betrachtet, ist wirklich mehr Nationalangelegenheit als Privatsache des Unternehmers; indessen kommt doch Alles blos auf den Willen des letztern an. Das Publicum kann nichts dabei thun, als Den, der sich ein großes Verdienst um Zeitgenossen und Nachwelt macht, durch allgemeine Achtung und Aufmunterung belohnen; die Kraft und den Willen zu diesem Verdienst muß er in sich selbst finden.[1])

---

[1]) Wieland läßt darauf noch eine Stelle aus einem Schreiben „eines sehr hochachtungswürdigen Staatsmannes" (S. 25—27) abdrucken, der den Plan der Allgemeinen Zeitung sehr gut angelegt findet, aber die Parteilichkeit rügt, die sich besonders beim Nelson'schen Siege gezeigt, und vor der „Giftcur" der Revolution warnt. — A. d. H.

Wieland's Brief über Herder's Adrastea.[1])

Ich habe das erste Stück der Adrastea gelesen. Es ist eine herrliche Idee, und für ihre Ausführung bürgt dies erste Stück und der Geist des Herausgebers, der ein unerschöpflicher Quell von Wasser des Lebens ist. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, mit welchem innigen Vergnügen ich die zehn ersten Artikel der Rubrik „Begebenheiten und Charaktere des vergangenen Jahrhunderts“ gelesen habe. Wie wahr und richtig ist Alles in seinen Ursachen und Wirkungen und in seinem Verhältniß zum Ganzen, so weit der schärfste menschliche Blick aus dem höchsten Gesichtspunkt es übersehen kann, gesehen, gefaßt und gezeichnet! Welch ein reines, aber zugleich so mildes Licht wird über Personen, Handlungen und Begebenheiten verbreitet! Beide Adrasteen, Wahrheit und Gerechtigkeit, sprechen unmittelbar aus dem Munde des unbefangenen Richters der vergangenen Zeit; aber die schöne Humanität, die alle seine

[1]) Mitgetheilt von Böttiger im Neuen Teutschen Merkur 1801, I. S. 312—315. Der Brief war an Herder's Gattin geschrieben. Böttiger, dem sie den Brief vorlas, meinte gleich, er müsse in den Merkur, wozu Wieland seine Einwilligung gab. Vgl. Knebel's literarischer Nachlaß, II. S. 338. Böttiger leitete ihn mit den Worten ein: „Verzeihe mir's der edle Vater und Herausgeber dieser Monatsschrift, wenn ich diesmal einen kleinen Verrath an ihm begehe und, was über den ersten Eindruck dieser Adrastea nur dem Freund in einem Briefe mitgetheilt war, für etwas laut Gesagtes und auch dem Publicum in die Gedächtnißtafel Geschriebenes halte. So rein und tief empfunden kann nur er es sagen. Gerade dieser erste Eindruck ist hier der schönste Moment der Kritik bei einem Werke, das zwar auch die strengste Zergliederung aushält, aber doch sogleich mit Liebe und Wohlwollen, wie es gegeben wurde, auch empfangen sein will. Möchten doch Viele es so lesen und es so aufnehmen!“ Wieland's Anzeigen von Herder's „Metakritik“ und „Kalligone“ sind Th. XXXII. S. 541—565 abgedruckt. — A. d. H.

Urtheile temperirt, und die so exemplarisch schön mit der übermüthigen, schneidenden, einseitigen, stolz und rasch daherfahrenden Art, wie man heut zu Tage über Alles abspricht, contrastirt, diese, wenn sie nicht in unserm eignen Herzen lebt und webt, kann kein Gott uns geben. Ganz besonderes Wohlgefallen habe ich an den Beilagen, die aus den vorangeschickten Thatsachen theils hervorgehen, theils durch sie veranlaßt werden, und indem sie den Leser belehren und zum eignen Nachdenken reizen, zugleich musterhafte Beispiele sind, wie die Geschichte gelesen und angewendet werden muß, wenn sie mehr werth sein soll als Feenmärchen. Die lieblichste Blume in dem ganzen, Augen und Herz erfreuenden Kranz ist indessen, nach meinem Gefühl, Aeon und Aeonis, die Perle aller Allegorien, die ich kenne; so trefflich gedacht, so unnachahmlich zart, geistreich und anmuthend ausgeführt, so voll Wahrheit und Grazie und warmen Lebens bis in den zartesten Fäserchen, so schön und ungezwungen zierlich in Sprache und Rhythmus — kurz, mir war und ist jetzt noch, ich hätte in meinem Leben nichts Sublimeres, Schöneres und Herzrührenderes gelesen als diese dramatisirte Allegorie. An mehrern Stellen trieb mir das lebendige, meine ganze Seele durchblitzende Gefühl ihres tiefgedachten Sinnes Thränen in die Augen, z. B. bei dem Chorgesang:

„Steig hinunter zu den Schatten,
Mit dem Schicksal ganzer Völker
Schwer beladen! Deine Thaten,
Deinen Willen, Deine Fehle
Wägt und misset die gerechte,
Linde Adrastea dort",[1])

wo in so wenigen, aber unendlich viel bedeutenden Worten Alles, was jede Folgezeit der Vorzeit, d. i. die Menschen, die jetzt leben und wirken, den Menschen, die vor ihnen gelebt und gewirkt haben, schuldig sind, so warm, kräftig und herzlich ausgedrückt ist!

Ich bin gewiß, wenn dieses kleine Stück, das an Gehalt und Gewicht so viele große bis an die Decke fliegen macht, von einem ächten Meister des Gesangs in Musik gesetzt und

[1]) Herder's Werke, Th. II. S. 167. — A. d. H.

gehörig aufgeführt würde, es müßte eine Wirkung thun, dergleichen nicht nur keine Allegorie, sondern kein musicalisches Drama, wie es Namen haben möchte, bisher noch gethan hat. So groß ist der Zauber erhabener, tief gedachter und empfundener, rein menschlicher Ideen und Wahrheiten, wenn ein Prometheus ihnen schöne Menschengestalten anzubilden und lebendige Seelen und himmlisches Feuer in diese Gestalten zu athmen vermag.

Ueber Herder's Adrastea, erstes bis viertes Stück.[1])

Meine Absicht bei dem Wenigen, was ich über diese Zeitschrift zu sagen gedenke, ist, weder sie bekannt zu machen noch anzupreisen. Sie bedarf das Eine so wenig als das Andere. Ich müßte gar zu schlecht von dem Genius dieser Zeit und dem Geschmack meiner Zeitgenossen denken, wenn Adrastea nicht bereits in den Händen aller Derjenigen wäre, welche Sinn für das Wahre und Schön-Gute (καλὸν κἀγαθόν) haben, und was sich in jeder Art unter dem Besten auszeichnet, gehörig zu erkennen und zu würdigen wissen, d. i. gerade des Publicums, für welches sie bestimmt ist, und welches zugleich die angenehmste, lehrreichste Unterhaltung und die reinste Nahrung des Geistes in ihr finden wird; und eben darum bedarf auch, was sich durch sich selbst bewährt, keiner Anpreisung, wie (nach dem alten Sprichwort) guter Wein keines Kranzes und das Sonnenlicht keiner Laterne.

Ich hätte also ebenso gut wie tausend Andere mich in der Stille dieser neuen Erscheinungen eines der wohlthätigsten Geister unsrer und aller Zeiten erfreuen und mich wohlbehäglich an seinem Feuer wärmen und von seinem Licht bestrahlen lassen können, ohne einen öffentlichen Laut von mir zu geben, wenn ich es nicht von Einem, der seit mehr als einem halben Jahrhundert laut zu denken gewohnt ist und meistens mit mehr oder weniger Aufmerksamkeit gehört wurde, für Pflicht hielte, dem Verfasser dieser Zeitschrift, die über alle andern, großentheils ephemerischen Ephemeriden und Ollapotriden des Tages so hoch emporragt, im Namen Aller, die mit mir gleiches Sinnes sind, den einzigen Dank darzubringen, der seiner würdig ist

---

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1802, I. S. 277–298. – A. d. H.

und seinem Herzen wohlthun kann, indem wir ihm die Gewißheit geben, daß er Leser hat — und vielleicht in viel größerer Zahl, als man dem frivolen Kakodämon unsrer Zeit zutrauen sollte —, an welchen sein edler Zweck nicht verfehlt wird, und die alles Gute und Schöne, was er uns aus der unerschöpflichen Fülle seines Geistes und Herzens und aus dem reichen Schatz seiner (zumal bei den Schriftstellern unsrer Zeit so seltnen) Welt-, Menschen- und Bücherkenntniß mittheilt, zu schätzen und zu genießen wissen.

Es war ein großer und kühner Gedanke, am Anfang dieses neuen Jahrhunderts eine Adrastea erscheinen zu lassen, welche die denkwürdigsten Menschen des letztverflossnen mit ihren Thaten und Werken mäße, wöge und würdigte; ihren wahren Charakter, entblößt von jedem täuschenden Anstrich und Nimbus der äußern Umstände, befreit von jedem falschen Schein, Schatten oder Schmutzflecken, welchen Unverstand und Einseitigkeit oder böser Wille und gehässige Leidenschaften auf sie warfen — und alles Bleibende, was sie, mit oder ohne Vorsatz, gut oder übel gethan, und wie ihre Zeit und die Vorwelt auf sie, wie sie hinwieder auf ihre Zeit und die Nachwelt gewirkt, rein, einleuchtend und unbefangen darstellte und solchergestalt ein großes — freilich sehr zusammengesetztes und vielgestaltiges — aber durch gehörige Gruppirungen, geschickte Vertheilung der Licht- und Schattenmassen u. s. w. aus dem rechten Standpunkt überschauliches Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts aufzustellen, woraus Jeder, der Augen zu sehen hat, sich die gegenwärtigen Erscheinungen in der politischen und moralischen Welt erklären, die Stufe der Cultur und Humanität, worauf wir stehen, genau bestimmen, und was für Früchte das neunzehnte Jahrhundert von der Bestellung und Aussaat des achtzehnten zu erwarten hat, wo nicht immer mit Gewißheit voraussehen, doch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit errathen und berechnen könnte.

Wer sieht nicht, daß, dies Alles in der reinsten Vollkommenheit zu leisten, das Werk eines Gottes wäre? Aber Heil dem Sterblichen, der Kraft in sich fühlte, die Hand an ein solches Werk zu legen, und was einem Menschen nur auf menschliche Weise, d. i. durch ernstes Streben nach dem Höchsten und

Besten, erreichbar ist, wirklich in einem so hohen Maß erreicht hat, als wir in den vier Stücken des ersten Jahrgangs der Adrastea bereits vor unsern Augen liegen sehen. Denn wahrlich, der Vorsatz einer solchen Unternehmung konnte nur in einem Geiste lebendig werden, der sie auszuführen vermochte! Und welcher Wohlgesinnte wird sich nicht mit mir vereinigen, dem edeln Unternehmer Leben, Gesundheit und Muße zur Vollendung derselben zu wünschen? Denn wo fände sich ein anderer Apelles, der sich diese herrliche Aphrodite-Nemesis zu vollenden getraute, wenn dieser es unvollendet gelassen hätte?

Der Gedanke, diese Zeitschrift Adrastea zu benennen, war wol einer der glücklichsten oder vielmehr der weisesten, den der Genius dem Verfasser einhauchen konnte. Ich erinnre mich nicht gleich, wie der Schriftsteller hieß, der, wenn er sich an seinen Schreibtisch setzte, die größten Geister des Alterthums in Gedanken um sich her versammelte, um gleichsam unter ihren Augen zu arbeiten, jeden ihrer bei- oder mißfälligen Winke zu belauschen und so durch den Zauber ihrer geistigen Gegenwart sowol sich selbst als die zehntausend Kakodämunkeln in Respect zu erhalten, welche nach der hypochondrischen Meinung des weiland Erzbischofs von Benevent, Johann della Casa, das Tintenfaß eines jeden Schriftstellers (besonders der Philosophen und Dichter) umflattern und (wenn anders dem muthwilligen Tristram Shandy zu glauben ist) die Ursache waren, warum Johann della Casa vierzig ganzer Jahre an seiner Galatea arbeiten mußte, wiewol das Werkchen, als es endlich zum Vorschein kam, kaum ein Zehntel eines Pariser Zolls dick war. Die Sache ist ernsthaft genug, um einen kleinen Scherz vertragen zu können.

Der Verfasser läßt zwar an der Stirne des ersten Stücks in einer lieblichen allegorischen Dichtung, die den Geist und Zweck des Ganzen andeutet, zwei schwesterliche Adrasteen erscheinen, die Wahrheit und die Gerechtigkeit, und „beiden (sagt der Prolog) widmet sich diese Zeitschrift". Aber im Grunde sind beide unter zwei Gestalten nur eine und ebendieselbe Göttin; denn die Wahrheit ist immer gerecht, die Gerechtigkeist ist immer wahr. Unter beiden bilden wir uns die ewige unwandelbare Ordnung der Dinge vor, die das Urbild unsrer Gedanken und

die Regel unsrer Urtheile und Handlungen sein muß, wenn in jenen Wahrheit, in diesen Gerechtigkeit sein soll; und von dieser einen spricht der Prolog, da er sagt: „In tausend Farben bricht sich der Strahl und hangt an jedem Gegenstand anders. Alle Farben aber gehören einem Licht, der Wahrheit. In vielen melodischen Gängen wandelt der Ton auf und nieder, und doch ist nur eine Harmonie auf einer Tonleiter der Weltbegebenheiten und des Verhältnisses der Dinge möglich. Was jetzt mißklingt, löset sich auf in einem andern Zeitalter. Diese Adrastea in der Natur wie in der Geschichte zu kennen und zu ehren, sei unser Bestreben."

Die Adrastea oder Nemesis der alten Griechen wurde meistens in solchen Augenblicken angerufen und um Schonung oder Verzeihung gebeten, wo man plötzlich von einer ängstlichen Besorgniß befallen wurde, etwas zu sagen oder zu thun oder so eben gesagt oder gethan zu haben, was diese Göttin für Frevel oder Uebermuth aufnehmen könnte.*) Dem prüfenden und richtenden Geschichtschreiber der Menschheit, der als solcher sich zum Priester und Ausleger der Wahrheit und Gerechtigkeit geweiht hat, wird die ernste Adrastea mit ihrem Richtmaß und Befehlstab, ihrem Zügel und ihrer Wage immer vor der Stirne schweben; und desto sicherer kann er sein, in seinen Urtheilen über menschliche Dinge, von welcherlei Art sie sein mögen, den goldnen Wahlspruch des weisen Chilon, Nichts zuviel! — (zwei Worte, in welchen der Inbegriff aller Weisheit, ja das ewige Grundgesetz der Harmonie des ganzen Weltalls enthalten ist) — nie aus den Augen zu verlieren. „Allenthalben", sagt der mehrmals angezogene Prolog, „stehen uns in dieser Zeitschrift die strengen Göttinnen vor, mit ihrem Maß, mit ihrem Befehlstabe. Nichts zuviel! ist ihr schweigendes Wort. Ihr Finger am Munde gebietet Vorsicht."

*) Ein Beispiel des Erstern findet sich zu Anfang des fünften Buchs der Republik Platon's, wo Sokrates, von seinen Freunden aufgefordert, sich über die Gemeinschaft der Weiber und Kinder in seiner idealischen Republik ausführlich zu erklären, nachdem er sich dessen eine Weile geweigert und zu erkennen gegeben, daß er großes Bedenken trage, sich über einen so häkeligen Gegenstand herauszulassen, endlich Adrasteen fußfällig (wie er sich ausdrückt) um Verzeihung oder Schonung wegen dessen, was er vorbringen werde, bittet (προσκυνῶ δὲ Ἀδραστείαν χάριν οὗ μέλλω λέγειν). Ein Beispiel des Andern giebt die Mutter Krobyle im sechsten der Hetärengespräche Lucian's, wo sie, in dem Augenblick, da sie sagen will, wie viel schöner und jünger ihre Korinna sei als die Tochter der Daphnis, mitten in der Rede inhält und Adrasteen um Vergebung bittet, aus Furcht, die Göttin möchte es für Uebermuth aufnehmen und es zu Bestrafung der Mutter die Tochter entgelten lassen.

Adrastea, die Göttin selbst, ist streng, aber immer gerecht. Sie kann der scharfen Linie, „über und unter welcher das Rechte aufhört, recht zu sein", nie verfehlen, und daher kann das Sprichwort „Höchstes Recht, größtes Unrecht", nie von ihren Urtheilen gelten. Der Sterbliche hingegen, der in ihrem Namen und an ihrer Statt richtet, bleibt auch mit dem hellsten Verstand des Irrthums fähig und kann mit dem reinsten Willen auf mancherlei Art getäuscht werden und über jene scharfe Linie hinaus gerathen. Ihm ist es daher unerläßliche Pflicht, die Gerechtigkeit, die er handhabt, mit Billigkeit zu mildern und, indem er bei Beurtheilung einzelner Menschen und ihrer Handlungen außer der allgemeinen Rücksicht auf die schwache Seite unsrer Natur immer alle innern und äußern Umstände und Verhältnisse mit in Rechnung bringt, lieber zu gelinde als zu hart zu richten. Daß diese milde und schonende Stimmung, dieser Geist der ächten Humanität mit der parteilosen Wahrhaftigkeit und Freimüthigkeit als einer nicht minder heiligen Pflicht jedes öffentlichen Beurtheilers des Geschehenen sehr verträglich sei, ist wol ebenso gewiß, als daß eine solche Vereinigung der Gerechtigkeit mit der Billigkeit, der Strenge mit der Schonung nur Demjenigen möglich ist, bei welchem sich, wie bei dem Verfasser dieser Zeitschrift, eine klare, ruhige An- und Uebersicht der Dinge mit dem lautersten Wohlwollen gegen die ganze Menschheit unzertrennlich beisammen findet. Alles kommt darauf an, daß man, ohne den gemeingiltigen Grundbegriffen dessen, was recht ist — deren Wahrheit alle Menschen, selbst indem sie dagegen handeln, anerkennen müssen —, das Geringste zu vergeben, dennoch den Gedanken nie aus dem Gesicht verliere: „daß der Mensch (wenn ich hier die Worte meines Aristipp's mir selbst abborgen darf) mit unzähligen, ihm selbst größtentheils unsichtbaren Ketten und Fäden an der Nothwendigkeit (Platon's Spindel der Ananke) hängt und von ebenso unsichtbaren Händen in das unermeßliche und unauflösliche Gewebe der Natur eingewoben wird"; — und daß daher jeder einzelne Mensch (sogar die größten Verbrecher nicht ausgenommen) bei allen seinen Verschuldungen, deren keine unvergolten bleibt, ebenso sehr ein Gegenstand des Mitleids als des Tadels und Abscheues ist. Nur durch unverwandte Beobachtung der hieraus entspringenden Pflicht bleibt die Muse der Geschichte in ihren Ansichten und Urtheilen immer wahre Prophetin oder Auslegerin der göttlichen Adrastea, d. i.

der unwandelbaren Gerechtigkeit des Schicksals, welche zwar kein Unrecht, keinen Uebermuth, keine Verletzung der heiligen Gesetze der Natur und Vernunft ungeahndet läßt, aber auch, indem sie gewöhnlich die Mißthaten des Einen durch die Mißthaten eines Andern bestraft, ihre Wage immer in so richtigem Gleichgewicht erhält, daß Keinem zu viel geschieht. Der größte Frevler kann sicher auf ihren Schutz rechnen, sobald an ihm wieder gefrevelt wird; so wie dem von ihr beschützten Unterdrückten, sobald er sich dessen überhebt und selbst zum Unterdrücker wird, die verdiente Demüthigung und Züchtigung sicher nicht ausbleibt.

Eines der strahlendsten Beispiele dieser Art ist der Welt an Frankreichs vierzehntem Ludewig aufgestellt worden. „Wenn" (sagt der Verfasser der Adrastea) „in der Lebens- und Regierungsgeschichte eines Königes die streng-milde Nemesis sichtbar geworden, ist's in der seinigen; er lebte und regierte lange gnug, um ihr langsames Rad sich um und um kehren zu sehen, und was er mit sorglos königlicher Hand reich gesät hatte, auch sorgenvoll königlich zu ernten." Ich setze hinzu: Wenn jemals die Geschichte und der persönliche Charakter eines Königs auf wenig Blättern, mit gleich vieler Billigkeit und Wahrheit geschildert, sein Gutes und Böses mit der gleichmüthigsten Ruhe gewürdiget und gegen einander abgewogen und aus einem in politischer und moralischer Hinsicht sehr verwickelten Problem ein reines Resultat gezogen worden, so ist es im ersten Stück der Adrastea in der sinnreichen Darstellung des Lebens dieses von seinen Schmeichlern und Parasiten schamlos vergötterten, von seinen Feinden ebenso ungebührlich mißhandelten Königs unter dem Bild eines vollständigen und (vornehmlich für alle großen und kleinen Weltregierer) lehrreichen Dramas in fünf Aufzügen geleistet worden.

Die berüchtigte Aubigné-Scarron-Maintenon, von dem Dichter Racine zur Esther idealisirt, von den Hugenotten zur Jesabel und Herodias verzerrt, wird (S. 35 und 36) mit wenigen, aber treffenden Zügen gezeichnet und in ihr wahres Licht gestellt. Fast möchte man glauben, daß sie mit mehr

Schonung, als ihr, wo nicht heuchlerischer, doch gewiß sehr zweideutiger Charakter zu verdienen scheint, behandelt werde. Aber um dieser räthselhaften Frau vollständiges Recht anzuthun, hätte sie einem Untersuchungsproceß unterworfen werden müssen, der einen großen Theil dieses Hefts eingenommen haben würde; und dazu war sie in keinerlei Rücksicht wichtig genug, weder als moralisches Phänomen (denn im Grunde war sie doch nur ein schwaches, engherziges, ewig sich selbst und Andre täuschendes Weib) noch als mitspielende Person im Drama der Weltbegebenheiten ihrer Zeit (denn ihr wirklicher Einfluß auf Ludwig XIV. war so viel als nichts; sie konnte weder Gutes noch Böses von Bedeutung thun oder verhindern und wirkte, insofern sie eine Art von Rolle spielte, blos als Werkzeug der Jesuiten). Da es nun, ohne ein eignes Buch über diese in ihrer Art einzige Frau zu schreiben, ebenso schwer war, ihr kein Unrecht zuthun, als strenge Gerechtigkeit an ihr zu üben, so trat hier der oben erwähnte Fall ein, wo es besser ist, zu gelinde als zu hart zu richten. So viel ich sie kenne, scheint mir von der Zeit an, da ein vertrautes Verhältniß mit ihr dem König in mehr als einer Rücksicht Bedürfniß zu werden anfing, ihr angelegenster Zweck gewesen zu sein, de faire le salut du Roi, d. i. nach den damals in Frankreich herrschenden Religionsbegriffen die mit Sünden aller Art schwer beladene Seele Sr. Majestät der Gefahr des höllischen Feuers zu entreißen. Um diesen Zweck zu erreichen, mußte sie einen großen persönlichen Einfluß auf den immer schwerer zu lenkenden Monarchen haben, dem man niemals auch nur leise ahnen lassen durfte, daß er geleitet werde; und um sich in diesem Verhältniß gegen ihn zu erhalten, mußte sie sich Alles gefallen lassen, fast immer gegen die Eingebungen ihres eigenen Herzens reden, schweigen und handeln, kurz, gern oder ungern nervis alienis mobile lignum,[1]) eine Drahtpuppe der jesuitischen Hofpartei sein; wobei vielleicht noch das Mühseligste sein mochte, daß sie den ewigen Zwang, den sie sich selbst anzuthun genöthigt war, immer unter der Grazie der ungezwungensten Gefälligkeit verbergen mußte. So wurde denn auch sie wie der arme, einst so übermüthige König auf vielfältige Weise ein Opfer der Nemesis, d. i. durch die Folgen ihrer Unlauterkeit und mancher freiwilligen Abweichungen von dem geraden Wege bestraft. Indessen zweifle

[1]) Hor., Sat., II. 7, 82. — A. d. H.

ich nicht, daß eine gewisse in der menschlichen Natur verborgene Kraft, sich in allen Nöthen und Drangsalen dieser Art unvermerkt selbst zu helfen, auch ihr zu Statten gekommen, so daß die zwangvolle Rolle, die sie in majorem Dei et Societatis Jesu gloriam und pour faire le salut du Roi spielen mußte, ihr endlich durch die Länge der Zeit leicht und natürlich genug geworden, um auch sich selbst zu täuschen und, wenigstens nach dem Tode des Königs, in den heiligen Mauern des von ihr gestifteten St. Cyr einer innerlichen Ruhe und Selbstzufriedenheit zu genießen, die wir (wofern dies wirklich der Fall gewesen sein sollte) der guten abgelebten Dame gerne gönnen wollen.

Unendlich würdiger, uns länger mit ihm zu unterhalten und uns seinen wahren Charakter kennen zu lehren, war der ebenso verehrens- als liebenswürdige, von dem scheingroßen Ludwig verkannte und gehaßte, von den Jesuiten unerbittlich verfolgte und von der schwachen Maintenon unwürdig aufgeopferte Fénélon, welchem Adrastea (I. 38—44 incl.) besonders in Hinsicht auf das, wodurch er auch uns noch wichtig ist und auf die Folgezeit wohlthätig zu wirken nie aufhören wird, seine Schriften, die vollständigste Gerechtigkeit widerfahren läßt. „Wenn ein Sterblicher", sagt Herder, „Gaben des Herzens und des Verstandes in Einfalt, Würde und Lieblichkeit zu vereinigen und alle unter das strenge Gesetz der Hingabe sein selbst zu bringen wußte, war's Fénélon. So erscheint er in seinen Schriften; der war er, nach dem einstimmigen Zeugniß seiner Feinde selbst, im Leben: Docteur, Evêque et Grand Seigneur*) in der liebenswürdigsten Verleugnung aller Hoheit seines Standes und Charakters. Lese man von ihm Ramsay (seinen würdigen Lebensbeschreiber), höre man hie und da**) nur einzelne Worte von ihm und lese seine Briefe: es spricht, es schreibt ein Himmelsgenius unter den Menschen, der von seinem Erdengeschlecht weder Dank noch Ruhm begehrt."

*) Fénélon war Doctor der Sorbonne, Erzbischof und Herzog von Cambray (auch, als solcher, des H. R. R. Fürst) und stammte aus dem alten, edeln, durch Staats- und Kirchenwürden ausgezeichneten Hause Salignac de la Motte-Fénélon in Quercy ab.

**) In den Schriften, auf welche der Verfasser sich hier in einer Note bezieht, zeichnet sich besonders die vortreffliche Schilderung Fénélon's in den Mémoires du Duc de St. Simon aus, deren Wärme und Herzlichkeit an einem alten Hofmann beinah einem Wunder ähnlich ist.

Ebenso wahr und aus dem richtigsten Gesichtspunkt genommen ist die Würdigung seines Telemach's und andrer zum Behuf der Erziehung des Herzogs von Burgund (Enkels und präsumtiven Thronfolgers Ludwig's XIV.) geschriebenen Aufsätze (wohin auch einige geist- und lehrreiche kleine Erzählungen gehören), ingleichen seiner geistlichen Schriften, Briefe u. dergl. „Seine Gespräche über die geistliche Beredsamkeit sind ein Gegengift gegen den Kanzelwitz und die Hofrednerei, die nicht nur damals galten; denn wie lange hat ein Theil der sogenannt-heiligen Beredsamkeit, die unter Ludwig XIV. galt, dies tönende Erz, diese wohlklingende Schelle, noch nachgeklingelt?" Herder dachte hier vermuthlich an Fléchier und seine Nacheiferer, scheint sich aber in diesem Augenblick weder Bourdaloue's noch Massillon's erinnert zu haben, welchen er sonst gewiß (wenn ich nicht sehr irre) eine Ausnahme und vielleicht ein eignes Blatt in der Adrastea zugestanden hätte.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts standen Frankreich und England in Hinsicht auf Cultur, Polizei und Kriegskunst, speculative Wissenschaften, Literatur, Künste, Manufacturen, Land- und Seehandel u. s. w. und durch den überwiegenden Einfluß, den ihnen dies Alles in die europäische Staatenrepublik verschaffte, unstreitig an der Spitze der Völker des cultivirtesten Theils der Erde. Ihre Geschichte giebt daher die hellsten Punkte an dem großen Weltgemälde dieses Zeitabschnittes, und die großen und ausgezeichneten Männer aller Arten, welchen jene beiden Völkerschaften diesen Vorzug zu danken hatten, ragen um so mehr hervor, je ausgebreiteter ihr Einfluß war, je mehr oder minder sie den übrigen, theils immer tiefer sinkenden, theils langsam emporstrebenden, theils aus alter Barbarei sich erst herausarbeitenden Völkern zur Stütze, zur Aufmunterung und zu Modellen dienten, welche nach Vermögen bald besser bald schlechter nachgeahmt und zum Theil lächerlich genug nachgeäfft wurden.

Natürlicherweise beschäftigten sich also, der Idee und Absicht des Verfassers gemäß, die ersten Stücke der Adrastea hauptsächlich mit Begebenheiten und Charakterzeichnungen aus der letzten Periode des berühmten Siècle de Louis XIV.*) und aus der Regierungszeit Königs Wilhelm's III. und seiner Thronfolgerin Anna Stuart.

*) Dessen Geschichtschreiber Voltaire im Vorbeigehn (I. S. 22 und 23) mit ebenso viel Billigkeit als Scharfsinn charakterisirt wird.

Wo Alles zu loben ist, Alles selbst gelesen zu werden verdient und, zehnmal gelesen, nur desto mehr gefallen und einleuchten muß; wo uns auf jedem Blatte Zeichnungen in die Augen fallen, die mit etlichen kräftigen Strichen ein vollendetes und Leben athmendes Gemälde darstellen — Bemerkungen und Gedanken, die das Resultat tiefer Blicke in die allgemeine und menschliche Natur oder heller in einen Blick concentrirter Uebersicht eines großen Ganzen sind — wo nichts unbedeutend ist, Alles nach einem großen, edeln Ziel hinstrebt, Alles ineinandergreift und durch feste Grundideen Bestandheit und Gediegenheit erhält, kurz, wo Alles Licht und Wärme, Geist und Leben ist, — da würde man durch Auszüge oder Auszeichnung einzelner Theile immer Gefahr laufen, gegen das Uebrige ungerecht zu sein oder wenigstens zu scheinen.

Indessen möge mir doch erlaubt sein, aus dem ersten Bande einige Nummern anzuzeigen, welche wegen ihres reichhaltigen Inhalts oder wegen Berichtigung schiefer Urtheile über vortreffliche Männer jener Zeit, die dem Publicum unvermerkt aufgeschwatzt und zu einer Art von Sagen geworden sind, oder irgend eines andern Grundes wegen für mich wenigstens ein besonderes Interesse haben, und die ich auch Andern zu vorzüglicher Aufmerksamkeit empfehlen möchte. Diese sind im ersten Stück die Abschnitte: Akademien und schöne Künste unter Ludwig XIV. — Französische Flüchtlinge (die sogenannten Refugiés nach Aufhebung des Edicts von Nantes) — Bayle — Französischer Klerus — und unter den Beilagen (deren zwar keine ohne ihr eigenes Interesse ist) vorzüglich die Erörterung der Fragen: Giebt es feste Formen des Schönen? — Wodurch verbreitet sich eine Sprache mit bleibender Wirkung?*) — Was ist Klerus? — und die Betrachtung über Zweifelsucht und Disputirränke, S. 109f. Im zweiten Stück die Abschnitte: Englische Kirche — John Locke und die Freidenker — Glänzendes

*) Auf wenigen Seiten wie viel heller und tiefer Sinn! Resultate des schärfsten Denkens, der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit und vieljähriger philosophischer Sprachforschungen! Besonders finde ich auf S. 99, §. 7 und 8 die Frage: „was durch Verbannung aller fremden Wörter gewonnen werde?" meiner Ueberzeugung nach entscheidend beantwortet. „Der sclavischen Nachahmungssucht im Gebrauch fremder Sprachen arbeitet man nicht dadurch am Kräftigsten entgegen, daß man einzelne Worte verbannt, sondern daß man den Geist seiner Nation in sich kräftig macht, zu sprechen und zu denken, sie also zu sich selbst erhebt. Denn zu jeder Rede gehören Zwei, der Redende und Der, zu dem ich rede. Verbindet dieser mit meinem Wort nicht ganz und im genauesten Umriß meinen Begriff, warum sollte ich, um ein schlaffes Mißverständniß zu

Quindecennium der Königin Anna nebst der Gegenseite — Shaftesbury (der Verfasser der Charakteristics) — Jonathan Swift; und unter den Beilagen: Was ist Kirche und Haupt der Kirche? — ferner die Betrachtung über romantische Charaktere, S. 289f. — und Strafende Genien (S. 329f.) und das schöne Gegenstück zu Swift's humoristischen Versen über seinen Tod, welche sich S. 307—323 meisterhaft übersetzt befinden. Vor Allem aber kann ich mir's nicht versagen, Adrasteen meinen wärmsten Dank öffentlich darzubringen für die herrliche Charakteristik des liebenswürdigsten aller neuern Schriftsteller, der seine Bildung mehr als irgend ein Anderer, den ich kenne, dem frühen Studium der Griechen, besonders der Sokratischen Schule zu danken hatte, und aus dessen Werken überall ihr dem seinigen congenialischer Geist, ihre reine Humanität und alle ihre Grazien athmen — des Grafen Anton von Shaftesbury, welchem ich selbst einen so großen Theil meiner eigenen Bildung in meinen frühern Jahren schuldig bin, und der stärker auf mich gewirkt hat, als ich ohne Beschämung sagen kann, da ich demungeachtet so weit hinter ihm zurückgeblieben bin. Dank, herzlicher Dank sei Adrasteen für die Gerechtigkeit, welche sie diesem Edeln und Einzigen widerfahren ließ, in welchem Platon's hoher Idealism mit Xenophon's Sokratischer Kalokagathie und Sophrosyne und Horazens weisem Frohsinn und lieblich um die praecordia der Leser spielendem geistvollen Scherz so schön vereiniget war! Dank für die vortreffliche Apologie dieses (zu ihrer Schmach) von so vielen Briten noch immer verkannten, so oft schief und hämisch beurtheilten Wiederherstellers der reinen Sokratischen Lehre gegen seine eignen Landesleute und ihre Nachlaller unter den unsrigen! Dank endlich für die zartschonende Billigkeit, womit sie die wenigen Blößen bedeckt, wodurch er selbst, nach der höchsten Strenge beurtheilt, zu den Mißverständnissen seiner Tadler und Verleumder Gelegenheit gegeben haben mag!

Der zweite Band des ersten Jahrgangs oder das 3. und 4. Stück der Adrastea beschäftigt sich hauptsächlich mit den Früchten der sogenannt goldnen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts und enthält theils Uebersichten und

vermeiden, nicht lieber das fremde Wort nützen, mit dem er meinen Gedanken denkt? Zwinge ich ihn aber, in meiner Sprache mit mir zu denken, so daß ihm diese nicht nur verständlich, sondern auch lieb wird, gern wird er der fremden entbehren" u. s. w.

Beurtheilungen dessen, was die ausgezeichnetsten Männer von Geist und Talenten unter Ludwig XIV. und Königin Anna (denen das Zeitalter dieser Monarchen den Ehrennamen des goldnen eigentlich zu danken hat) in den verschiedenen Zweigen der Literatur und der Musenkunst geleistet haben, und was durch ihre Schriften und Werke für den Endpunkt aller menschlichen Kräfte, Strebungen und Schöpfungen — für Veredlung des Menschengeschlechts und Besserung seines Zustandes gewonnen worden; theils Betrachtungen, Untersuchungen, Vorschläge, Winke und Elenchen, welche aus Vergleichung dessen, was von den Meistern der vielbesprochnen vier goldnen Jahrhunderte geleistet worden, mit einander und mit dem, was geleistet werden kann und soll, hervorgehen, und wovon eines der wichtigsten Resultate ist, daß wir uns dadurch überzeugen können, wie hoch das Ideal, zu welchem die Musenkünste aufstreben, noch über uns stehe, wie weit wir in manchen Stücken selbst hinter Denen, die mehr als zweitausend Jahre vor uns waren, noch zurück sind, wie Manches aber auch anders und besser zu machen wäre, als sie es machen konnten und wollten. Ich müßte mich sehr irren, oder diese Ueberzeugung ist unumgänglich nöthig, damit die Söhne des neu angefangnen Jahrhunderts den Weg nicht verfehlen, Fortschritte zu machen, statt immer weiter rückwärts zu glitschen, welches Letztere die natürliche Folge davon wäre, wenn man eine allzu hohe Meinung von den Vorzügen und Werken des verflossnen Jahrhunderts hegte und diese für unverbesserliche Modelle und das non plus ultra des Genius und der Kunst halten wollte, da doch der größte Nutzen, den sie der Folgezeit gewähren können, nur darin besteht, wenn sie die fähigsten Köpfe derselben zu edlem Wetteifer reizen und durch das Studium ihrer Verdienste sowol als ihrer Mängel und Irrungen geschickter machen, ihre Vorgänger zu übertreffen.

Diese beiden Stücke (3 und 4) sind so gedrängt voll anziehender, wichtiger und durch das Licht, das sie auf einander werfen, in ein Ganzes verbundener Aufsätze und enthalten so Vieles, worauf ich unbefangene, Wahrheit suchende Leser besonders aufmerksam machen möchte, daß ich mir — da Raum und Zeit mich abzubrechen nöthigen — vorbehalte, in einem der nächsten Stücke dieser Zeitschrift den hier abgerissnen Faden wieder aufzunehmen.

Wieland's Aeußerungen über seine eigenen Schriften.

Vorwort zur Fortsetzung der Abderiten.[1])

An den Leser.

Es würde schmeichelhaft für den Herausgeber der Abderiten sein, wenn viele Leser des Teutschen Merkur's bemerkt haben sollten, daß seit dem letzten Mai 1774, da er in seiner Erzählung von dieser berühmten Nation nur eine kurze Pause zu machen gedachte, und diesem gegenwärtigen 1. Julius, wo er selbst zu bemerken angefangen, daß diese Pause etwas lange währe — vier volle Jahre weniger vier Wochen und etliche ungerade Tage verstrichen sind.

Ihnen begreiflich machen zu wollen, wie es zugegangen, daß aus vier Wochen ebenso viele Jahre geworden, möchte leicht unter allen Abderitenstückchen, womit wir sie im Jahre 1773 und 1774 zu unterhalten das Glück und die Ehre hatten (wenn's erlaubt ist, dem berühmten Herrn Johann Bunkel[2]) seinen Favoritausdruck abzuborgen) und — sofern die großen Aristotelischen Beweger der Welt, Nothwendigkeit, Natur und Zufall, nichts Anders verfügen — noch einige Zeit zu unterhalten hoffen, das langweiligste sein. Wahr ist's, an Mahnern hat es uns diese vier Jahre über nicht gefehlt; allein dargegen hat es auch dem Herausgeber nicht an Ursachen gefehlt, den Aufschub wenigstens sich selbst zu rechtfertigen, als da ist, zum

[1]) Teutscher Merkur 1778, III. S. 26–30. Der Schluß des ersten Theils der Abderiten, Cap. 14 (das Ende des zweiten Buchs in den Werken), war im Maiheft 1774 erschienen, ein Anfang des zweiten Theils im Juliheft, dann aber war die Fortsetzung unterblieben. Erst im Juli 1778 wurde der Roman unter Aufgabe des im Juliheft 1774 abgedruckten Stückes weitergeführt. Diese Weiterführung begann mit Cap. 15 (der Anfang des dritten Buchs in den Werken), welchem das obige, in den Werken ausgefallene Vorwort voranging. — A. d. H.

[2]) Vgl. Th. XXXVI. S. 193f. — A. d. H.

Exempel, die alte Musikregel: „Klimpre nicht so lange auf einer Saite, bis den Zuhörern die Ohren davon gellen", item die diätetische Vorsicht des weltberühmten Leibarztes der Statthalter der Insel Barataria, Don Pedro Rezio de Malaguero,[1]) gebürtig von Tirteafuera, welches zwischen Caraquel und Almodabar del Campo rechter Hand liegt, der sein fischbeinernes Stäbchen just in dem Augenblick auf eine Schüssel fallen ließ, wenn er sah, daß es dem Herrn Statthalter am Besten schmeckte — item das bekannte Dictum: *Tu nihil invita dices faciesve Minerva*[2]) — und zwanzig andre Ursachen, die diesen an Gewichte wenig nachgeben — unter andern auch, daß wir dem geneigten Leser Zeit lassen wollten, den feinen Abderitischen offnen Brief wohl zu belesen, zu beherzigen, zu ponderiren, zu vergleichen, zu zergliedern oder sonst beliebigerweise sich zu Nutze zu machen, den, ich weiß nicht welcher moralischer Don Pedro Rezio im Namen aller kleinen Städte unter dem respectabeln Namen eines Bürgermeisters von irgend einem Neu-Abdera vor Jahren an den Herausgeber ergehen ließ. Ob er dazu einen besondern Auftrag gehabt, oder ob ihn blos sein patriotischer Eifer für die gemeine Abderitische Sache zu diesem Schritte bewogen, können wir nicht sagen. Aber dies ist gewiß (wie es denn auch der verständige Leser ohne unser Erinnern sogleich bemerkt haben muß), daß der ausgemachteste Abderitische Feigenredner (wenn es erlaubt ist, das Wort Sykophant im Geschmack unsrer puristischen Uebersetzer zu verdolmetschen) die besagte gute Sache nicht meisterlicher hätte führen können. Insonderheit wird man die Kunst bewundert haben — wenn es anders Kunst und nicht die liebe Natur selbst war, die manche Köpfe, vermuthlich aus guten Ursachen, von Mutterleib an etwas schief zwischen die Schultern setzt —, womit der Herr Bürgermeister seinen Gegnern so behende, daß es unter zwanzig Abderiten nicht einer merkt, die Volte zu schlagen und die Beistehenden glaubend zu machen weiß: der ehrliche Demokritus und dessen Apologist führten weitaussehende gefährliche Dinge im Schilde und gingen auf nichts Geringers aus, als den wenigen Ueberrest von altdeutscher Redlichkeit, Bürgerlichkeit, Häuslichkeit und Einfalt der Sitten, der sich noch in einigen kleinen Städten und Marktflecken hier und da er-

[1]) Im Don Quixote. — A. d. H.
[2]) Hor., Ars Poet., 385. — A. d. H.

halten hat, vollends auszureuten und aus dem seligen Mangel an ächter und unächter Verfeinerung, der ihre Unschuld, ihren Reichthum, ihr ganzes Glück theils ausmacht, theils sicher stellt, Ursachen und Gelegenheit zu ziehen, sie dem unverständigen Spott leichtfertiger Weltkinder preiszugeben. Wie gesagt, da es ungereimt gewesen wäre, uns über diese Dinge mit Sr. Abderitischen Herrlichkeit in öffentliche Correspondenz zu setzen, so schien vor der Hand das Beste zu sein, wenn man dem unbefangnen Leser Zeit ließe, Alles bei guter Muße selbst zu überlegen und dann in Sachen Urtheil zu sprechen, wie Vermögen und Umstände, Wind und Wetter, Schlaf, Verdauung, Secretion und Excretion, besonders das Medium, wodurch sein Seelenauge die Sachen zu sehen pflegt, und der Grad der Aufmerksamkeit, wovon er etwa bei der Untersuchung just Herr sein möchte, es mit sich bringen würden.

Nun bekennen wir zwar, daß es dazu eben keiner vier Jahre bedurft hätte; indessen hat dieser Aufschub (an welchem der Zufall, dieser große Dator Bonorum, am Ende wenigstens so viel Antheil hat als die übrigen vierundzwanzig Ursachen zusammengenommen) doch immer das Gute hervorgebracht, daß der Herausgeber aus einer gewissen Ungeduld, die man über das Ausbleiben der erwarteten Fortsetzung blicken ließ, und aus den häufigen Mahnbriefen, die (ohne Ruhm zu melden) deshalben an ihn ergingen, ziemlich sicher schließen konnte, das ehrsame Publicum, sonderlich in Republiken und Residenzstädten (welches man sich, collective genommen, als einen sehr großen Herrn, etwa unter dem Bilde des großen Gargantua, vorzustellen hat), so viel Belieben es auch manchmal an dem Taschenspiel eines fixen, gewandten, spitzzungigen Feigenredners finden mag, lasse sich doch am Ende nicht dadurch irre machen, sondern wisse sein Recht, einen Jeden zu brauchen, wozu er gut ist, so meisterlich zu behaupten als irgend ein andrer Sultan in und außer der Christenheit.

Wir schreiten also ohne weitere Vor-, Schutz- und Trutzrede zur Sache selbst, nachdem wir den geneigten Leser nur noch um zwei Gefälligkeiten ersucht haben werden.

Die erste ist: das einzelne Capitel, das sich in das siebente Stück des zweiten Jahrgangs des Teutschen Merkur unter der Rubrik: Die Abderiten, zweiter Theil, eingeschlichen, entweder gänzlich als ungeschrieben oder doch als eine Art von Intermezzo, das nicht am rechten Orte steht, anzusehen —

und überhaupt zu bemerken, daß die folgende Erzählung mit dem vierzehnten Capitel (im zweiten Stück des VI. Bandes vom Merkur 1774) unmittelbar zusammenhange und also eigentlich kein zweiter Theil, sondern blos eine Fortsetzung und Vollendung des ersten sei.

Die andre Gefälligkeit, wobei sie selbst und wir gleich stark interessirt sind, besteht darin: sich die Mühe zu geben, und — nicht eben die ganze Abderitengeschichte *ab ovo* (wofern sie nicht etwa ein sonderlich Belieben dazu trügen) — aber doch wenigstens das besagte vierzehnte Capitel und wo möglich auch einen Theil des zweiten (Teutscher Merkur, V. Band, erstes Stück), nämlich von den Worten Abdera führt rc. (S. 49) bis zu den Worten: Harmonien gestopft wurden (S. 54) vorher wieder zu überlesen, eh sie uns die Ehre erweisen, sich erzählen zu lassen, was am Abend des nämlichen merkwürdigen Tages, da der Stundenrufer den Senat und gemeine Stadt von Abdera so glücklicherweise aus der Gefahr eines weitaussehenden Bürgerhandels zog, sich ferner mit den Abderiten zugetragen.[1])

---

[1]) Das 15. Capitel (in den Werken Buch III. Cap. 1) begann hier: „Ungeachtet das Abenteuer des Abderitischen Senats mit dem Arzt Hippokrates außerordentlich genug war, um einen Platz in den Jahrbüchern ihrer Republik zu verdienen, und wiewol es bei den Rathsherren" u. s. w. (s. Wieland's Werke, Th. VII. S. 115). — A. d. H.

Ueber falsche Auslegung der Abderiten.[1]

Auszug aus einem Schreiben an einen Freund in D*** über die Abderiten im siebenten Stück des „Teutschen Merkur's" dieses Jahres.

Was Sie mir von den Bewegungen melden, welche die neuliche Fortsetzung der Abderiten in M**[2]) erregt haben soll, würde mich weniger befremden, wenn Sie nicht eine Ursache davon angäben, von der ich gar nichts begreife. Wie? ich soll glauben, daß es Leute gebe, welche Schiefheit oder bösen Willen genug haben, von dem, was ich im sechzehnten Capitel[3]) vom Abderitischen Theaterwesen erzählte, Anwendungen auf Männer von wahren Talenten, auf meine öffentlich erklärten Freunde zu machen? mich zu beschuldigen, daß ich diese Anwendungen im Sinne gehabt, daß ich diese Personen vorsätzlich habe lächerlich machen wollen? Und meine Freunde selbst können mich dessen fähig halten? Ich falle aus den Wolken, mein Freund, und weiß nicht, ob ich träume oder wache. Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß ich meine Freunde beleidigen und mich selbst hinwerfen würde, wenn ich eine solche Beschuldigung nur eines einzigen Wortes von Apologie würdigen wollte.

Aber dies mag wol nicht überflüssig sein, wenn ich diese Gelegenheit ergreife, ähnlichen Mißdeutungen, deren mir schon manche zu Ohren gekommen sind, wo möglich dadurch vorzu-

---

[1]) Teutscher Merkur 1778, III. S. 241—259. Das siebente Stück enthielt Buch III. Cap. 1—4 nach der Eintheilung in den Werken. Die erste Ueberschrift haben wir hinzugesetzt. Zu „D***" vgl. S. 438, Anm. 1. — A. d. H.

[2]) Mannheim. — A. d. H.

[3]) Jetzt Buch III. Cap. 2. — A. d. H.

beugen, daß ich Ihnen und allen meinen Lesern, Freunden und Nicht-Freunden freimüthig mittheile, was ich über die Abderitengeschichte auf dem Herzen habe.

Wer Spaß liebt, sollte auch Spaß verstehen. Aber wahrlich, meine Erfahrung hat mich gelehrt, daß es unserm Publico mehr als irgend einem andern am Letztern fehlt. Schon der Goldne Spiegel hatte das Unglück (sonderlich in gewissen Gegenden), ganz jämmerlich mißverstanden und tausendmal zu unartigen Anwendungen, an die der Verfasser nicht einmal hatte denken können, mißbraucht zu werden. Den Abderiten ist's noch ärger ergangen. Zwar, daß man überhaupt von dergleichen Schriften Anwendungen macht, ist natürlich; aber daß man sie ohne Discretion macht, ist zwar — sehr Abderitisch, nur kann der Dolch nichts dazu, wenn er in der Hand eines Unvorsichtigen oder Boshaften einen Unschuldigen verletzt.

Man sollte so etwas nicht sagen müssen — da es sich so sehr von selbst versteht —, aber es giebt gleichwol noch immer Leser genug, denen man sagen muß, was sich von selbst versteht. Diesen sag' ich's also: Die Geschichte der Abderiten ist eine Dichtung — wie alles andre Dichterwerk —, eine Composition von Wahrheit und Lüge, von Licht und Schatten. Wer sie als Composition betrachtet, kann Freude daran haben; Dem, der sie als einen kleinen Taschenspiegel blos zu seinem eignen Gebrauch führen will, kann sie zuweilen Dienste thun: aber wer sie als einen Reflexionsspiegel brauchen will, mag sich in Acht nehmen!

Ich hab' es schon ehmals erinnert, man kann nicht sagen: „Hier ist Abdera, oder da ist Abdera!" Abdera ist allenthalben, und — wir sind gewissermaßen Alle da zu Hause. Wo ist der Menschensohn, der nicht mehr als einmal in seinem Leben was Abderitisches gesagt oder gethan hätte? Indessen ist richtig, daß es Erdstriche und Gegenden giebt, wo der Abderitismus mehr als in andern florirt. Wo Menschen sind, bei denen sich ein immerwährendes Gemisch von Dummheit und schiefem Witz, mit rascher Einbildung und langsamem Verstand und mit einem starken Zusatz von Eitelkeit und Selbstbetrug in ihrem öffentlichen und Privatleben zeigt — da wehet, man verlasse sich darauf, der Geist von Abdera. Aber doch ist dies noch nicht Alles. Die alten Abderiten waren rohe lycische Bauern, in thracischen Boden verpflanzt und erst kürzlich mit attischen Grazien und Künsten oculirt. Unter

jedem Volke, in jeder Stadt, wo ähnliche Umstände und Ursachen stattfinden, müssen ähnliche Wirkungen erscheinen; und wer wird sich also wundern, wenn es in dieser Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts so viel Abderiten und Abderitheit in unserm werthen deutschen Vaterlande giebt?

Dies ist — credite, posteri! —[1]) wirklich mehr, als ich selbst wußte, da ich anfing, die Abderiten zu schreiben. Denn weil ich nie im Sinn hatte, einzelne Orte oder Personen weder zu conterfeien noch zu Caricaturen zu machen und so einem unedeln Gelächter preiszugeben — da meine Absicht blos war, den Abderitencharakter, so wie ich ihn mir in abstracto dachte, vermittelst einer Reihe von erdichteten Begebenheiten in concreto darzustellen — da ich überdem in den meisten Städten und Provinzen Deutschlands in meinem Leben nicht gewesen bin und keine Seele dort kenne, noch von den besondern Idiotismen und Anekdoten derselben unterrichtet sein kann, so malte ich in der Unschuld meines Herzens — oder Dumpfheit meines Sinnes — oder in beiden —, was sich meiner Imagination darstellte, und vermuthete um so weniger, daß ich, ohn' es selbst zu wissen, so viele Porträte male, da ich mir alle Mühe gegeben hatte, meine Abderiten und Abderitiden so sehr mit Ungereimtheit zu überladen, als es, ohne ihnen alle Aehnlichkeit mit Menschennatur und -Wesen zu benehmen, nur immer möglich war. Ich glaubte nun, damit das Nöthigste gethan zu haben, was ein Dichter in solchen Fällen thun, und in der That Alles, was man von ihm fordern kann. Wessen Schuld war es also, daß man sich in mehr als funfzig Städten Deutschlands in den Kopf gesetzt zu haben schien, es sei auf diese einzelnen Städte besonders abgesehen? Wessen Schuld war es, wenn man in allen Kreisen, Provinzen, Fürstenthümern, Graf- und Herrschaften und besonders in allen größern und kleinern Städten von A** bis Z** Archonten und Nomophylaxe und kleine dicke Rathsherren und Sykophanten und Zunftmeister Pfriemen und Priester Strobylusse und Salabanden, Klonarions, Lysandern u. s. w. fand oder finden wollte, die den Abderitischen so ähnlich sehen sollten, als ob sie von ihnen herabgeschnitten wären?

Die Aehnlichkeit konnte **wahr** sein; und da verhielt sich's denn just so damit, als wenn hier und da und dort

---

[1]) Hor., Carm., II. 19, 2. — A. d. H.

Jemand dem Orgon, Tartüffe, Harpagon, Georg Dandin oder irgend einer andern komischen Person des Molière gleich sieht. Wehe dem Dichter, dessen Gemälde Niemanden gleich sehen! Dergleichen Aehnlichkeiten müssen sich desto häufiger ereignen, je mehr der Dichter seine allgemeinen Charaktere oder Ideale bei ihrer Darstellung in concreto zu individualisiren gewußt hat, ein Talent, ohne welches er nur ein elender Darsteller ist. Lassen Sie mich blos zur Erläuterung ein Beispiel anführen, wovon ich am Besten unterrichtet sein kann, weil es mich selbst betraf. Als ich im zweiten, jetzt dritten Theile des Agathon's den Hof des Dionysius schilderte, wunderte sich Jedermann, woher ich Höfe und Hofleute so gut kenne; man fand meine Dionyse, Philiste, Timokraten, Bacchidions und Kleonissen nach dem Leben gemalt; und ich erhielt von den erfahrensten Weltleuten beiderlei Geschlechts große Complimente darüber. Auch fehlte es, weiß der Himmel! beinah an keinem Hofe in Deutschland an persönlichen Anwendungen. Gleichwol hatte ich damals noch keinen Hof gesehen, sondern immer in größern oder kleinern Republiken gelebt und kannte so wenig einen Philistus oder eine Kleonisse oder einen Dionysius als den großen Lama von Tibet. Das ganze Geheimniß lag darin, daß ich etwas von der Gabe hatte, meinen Idealen so viel Persönlichkeit und Leben zu geben, daß sie wie einzelne Menschen auszusehen schienen. Mit den Abderiten war's nun freilich nicht allerdings der nämliche Fall. Ich hatte der Abderiten und Abderitenstückchen viele gesehn und erwandert, als ich der Stimme des Geistes (ater an albus?[1]) gehorchte, der an einem Herbstmorgen des Jahres 1773 im obern Hinterzimmer des Söllnerischen Freihauses zu Weimar zu mir sprach: „Setze Dich hin und schreib die Abderiten!" Aber, wie gesagt, mein ernstlicher Vorsatz war es wenigstens und ist es allezeit geblieben, ein Märchen von Narren und Närrinnen, die man in ihrer Art überall antrifft, zu erzählen; und wenn auch hier und da Züge von einzelnen Personen entlehnt worden sind, so ist es entweder ohne Vorsatz oder auf eine Art geschehen, worüber sich Niemand beklagen kann, weil es wider die Natur der Sache wäre, von einem Dichter zu verlangen, daß er seine Personen alle aus der Luft greife. Als Homer seinen Thersites malte, waren gewiß

[1]) Nach Hor., Epist., II. 2, 189. — A. d. H.

viele hundert Griechen, unter Hohen und Niedrigen, die dies oder jenes von der äußerlichen oder innerlichen Gestalt des Thersites hatten — und als Fielding seinen Twakum, seinen Squire Western, seine Lady Bellaston u. s. w. schilderte, gab es gewiß zu diesen Bildern Originale genug in England. Aber welchem vernünftigen Menschen ist jemals eingefallen, dem Einen oder dem Andern ein Verbrechen daraus zu machen?

„Allein Gemälde dieser Art werden sehr oft mißbraucht und um geringer außerwesentlicher Aehnlichkeiten willen auf die unrechten Personen angewandt.“ Nur allzu wahr! Aber dergleichen Anwendungen macht der Unverstand oder die Bosheit; und dies zu verhüten, ist so wenig in der Gewalt eines Dichters, welcher Menschheit (von welcher Seite und in welchem Licht er wolle) nach der Natur malt, als es in der Gewalt des rechtschaffensten und vorsichtigsten Mannes liegt, so zu leben, daß Tadelsucht und Verleumdung ihm niemals etwas anhaben könnte. Das Schändliche und Beleidigende solcher Anwendungen fällt auf Den zurück, der sie macht; und vernünftige Leute, denen so etwas widerfährt, sollten davon ebenso wenig Notiz nehmen als von dem, was in Bierhäusern und Kunkelstuben von ihnen geplappert wird — oder als ein Mann, der Werke gemacht hat, die ihn und seine Zeit überleben werden, von den Neckereien irgend eines schöngeisterischen Thersites Notiz nehmen soll, der ihn gerne nöthigen möchte, sich mit ihm abzugeben und die Welt dadurch zu benachrichtigen, daß er auch da sei.

Ich bin bisher im Allgemeinen stehen geblieben. Erlauben Sie mir, mein Freund, daß ich Ihnen nun auch noch den Schlüssel zu dem, was ich von dem Abderitischen Theaterwesen gesagt habe, gebe. Ich selbst muß wol am Besten wissen, was ich damit gewollt habe. Auch hier ist mir nur nicht in den Sinn gekommen, eine Satire auf das Theaterwesen irgend einer einzelnen Stadt in Deutschland zu schreiben; aber was ich geschrieben habe, paßt, däucht mich, so ziemlich auf das, was an und bei allen unsern deutschen, herumziehenden oder festsitzenden, vergangnen, gegenwärtigen und zukünftigen Schaubühnen in Rücksicht auf die Einrichtung oder die Stücke oder die Schauspieler oder die Zuschauer seit mehr als 30 Jahren Abderitisch gewesen ist. Daß keine dieser Schaubühnen in einer oder der andern oder auch vielleicht in allen besagten

Rücksichten zugleich von Abderitismen immer und gänzlich frei gewesen oder noch sei, ist, was der verständigere Theil des Publicums aller Orten selbst willig zugeben wird. Und wenn ich nun diese verstreuten Züge zusammengefaßt und daraus ein Abderitisches Nationaltheater gemacht hätte, wo wäre da die Sünde? Aber auch dies war es nicht. Denn man kann nicht weniger Kenntniß der verschiednen Schaubühnen in Deutschland noch Belesenheit in unsern Schauspielen haben als ich. Was war es also? Ich stellte mir, nach den Datis, die wir von den Abderiten bereits haben, vor, wie ein Abderitisches Theater hätte beschaffen sein müssen — wenn die Abderiten eines gehabt hätten. Aus diesem Gesichtspunkt muß die ganze Nachricht, die ich davon gebe, angesehen werden; oder man geht mit seinem Urtheil irre und beleidigt sowol den Verfasser als Diejenigen, auf die man ungerechte, erzwungene und ungereimte Anwendungen macht. Ich zweifle keinesweges, daß viele Züge auf diesen und jenen Ort trefflich passen — aber mir wenigstens ist kein einziger Zug bewußt, der nur auf einen Ort paßte — und was geht es überhaupt mich an, wenn Dieser oder Jener mehr oder weniger Abderit ist oder zu sein glaubt? mich, der weiter nichts als eine Art von Utopia oder Moropolis[1]) oder Nephelococcygia[2]) dichtet und gar nicht schuldig ist, zu wissen, ob es Leute in der Welt giebt, die seine Dichtungen realisiren!

Ueberdies bitte ich Sie, mein Freund, zu bemerken, daß ich das Abderitische Theaterwesen nicht lächerlich **mache**, sondern blos erzähle, wie es war, und also ganz unschuldig daran bin, wenn es lächerlich war — daß ich nicht das sogenannte Nationaltheater zu ** oder zu ** oder zu — was weiß ich, wo? — sondern das Abderitische Nationaltheater dem Lachen Derer, die Lust zu lachen haben, preisgebe. Wiewol, ich meines Orts mit Niemand einen Krieg anfangen werde der bei dieser Gelegenheit auch über Diejenigen lachen — oder weinen will, die unter einer Nation, die keine gemeinsame Hauptstadt hat, und so lange sie ihre jetzige gesetzmäßige Verfassung behält, keine haben kann, von Nationaltheatern reden oder das deutsche Theater ihres Hofes, ihrer Stadt eigenmächtig zum Nationaltheater erheben wollen. Doch

[1]) Des Morus. — A. d. H.

[2]) Des Aristophanes in den Vögeln. — A. d. H.

dies nur im Vorbeigehen, in Kraft der lieben deutschen Freiheit, vermöge deren (wie man uns versichert) jedem ehrlichen Teutschen und Deutschen erlaubt sein soll, über Nationalangelegenheiten seine unmaßgebliche Meinung zu sagen.

Die Frage, welcher deutsche dramatische Schriftsteller unter den Namen Thlaps, Blemmias, Hyperbolus, Paraspasmus gemeint sei, ist eine unverständige Abderitische Frage, die keiner Antwort werth ist. Denn es ist ebenso, als wenn man fragte, wer unter allen den Namen, die in Rabener's Satiren oder in Toussaint's Buch Von den Sitten und in allen Charakterkomödien der ganzen Welt vorkommen, gemeint sei. Alle, auf die der Charakter ungezwungen paßt, oder Niemand, wenn er auf Keinen paßt.

Aber mit welchem Recht kann man z. B. vorgeben, daß unter der Abderitischen Thlapsödie die ganze Gattung der sogenannten Dramen oder der Menandrischen oder Terenzischen Komödie lächerlich gemacht sei? Ich dächte, der Geschichtschreiber der Abderiten hätte sich deutlich genug erklärt, daß der Spott nicht die Gattung oder die guten Stücke, die man uns darin gegeben hat oder künftig geben wird, sondern die Abderitische Art, wie Thlaps sie ausführte, trifft. Eine Thlapsödie ist nicht ein jedes bürgerliches oder häusliches Drama, sondern ein elendes; sowie nicht jedes Trauerspiel, wovon Schrecken die Hauptwirkung ist, sondern ein Trauerspiel, worin Charakter und Leidenschaften und Erregung des Entsetzens bei den Zuschauern bis zum offenbaren Unsinn übertrieben wird, ein griesgramisches Werk ist.

Uebrigens erlauben Sie mir noch zu sagen, daß Aehnlichkeiten und Anspielungen suchen und finden, eine auch dem schwächsten Kopfe sehr leichte und für kleine bösartige Schöngeisterlein eine sehr angenehme, aber auch in den Augen ehrlicher Leute eine sehr verächtliche Beschäftigung ist. Als der Dechant Swift in seinen Gulliver's Reisen das Ungereimte in der Naturforscherei und Philosophie, d. i. die Thorheiten der unächten Prätendenten in diesem Fache, unter dem Bilde der Akademie von Lagado mit aller Schärfe seines bis auf die Knochen beißenden Witzes pfefferte, merkte wol Jedermann, daß es manchem ehrsamen Fellow der königlichen Gesellschaft gelten möchte; aber doch war wenigstens unter Denen, die nicht seine erklärten Feinde waren, Niemand so unbillig, ihn zu beschuldigen, daß er einen Newton, einen Boyle habe lächer-

lich machen wollen. Ich sehe nicht, warum der Verfasser der Abderiten nicht berechtigt sein sollte, wenigstens von seinen Freunden und von der unparteiischen Welt gleiche Billigkeit zu erwarten.

Nachschrift.

Diesen Augenblick erhalte ich aus M**[1]) ein Exemplar von Niobe, einem lyrischen Drama, das meinen Freund, den Maler Müller, zum Verfasser und erst kürzlich die Presse verlassen hat — und da ich bald darauf aus Veranlassung des gegenwärtigen Aufsatzes das sechzehnte Capitel der Abderiten in Nr. 7 des Teutschen Merkur durchblättre, find' ich, daß ich den Abderiten Paraspasmus eine Niobe hatte machen lassen und von dem Succeß derselben ein Langes und ein Breites erzählt hatte. Nun, mein Freund, wird mir auf einmal klar, was mir, da ich mich hinsetzte, Ihnen zu schreiben, ebenso unbegreiflich war, als wenn Sie mir gemeldet hätten, man beschuldige mich zu M** eines Brudermords. Es ist der tollste unter allen Abderitenstreichen, die mir der Zufall in meinem ganzen Leben gespielt hat! Denn Zufall — so widersinnig es klingen mag — bloßer Zufall ist es, und mein Herz und Wille wenigstens ist so schuldlos dabei, als es Cephalus war, da er seinen zum Unglück immer treffenden Wurfpfeil im Walde nach einem Thiere schoß und seine geliebte Prokris traf. Ich bin es mir selbst und meinem Charakter schuldig, Ihnen und meinen Freunden aufrichtig zu erzählen, wie es zuging. Ich weiß, sie werden mir glauben; denn sie kennen mich. Die Welt ist nicht so unbillig, als man gemeiniglich glaubt; denn sie läßt sich berichten. Meine Feinde — mögen glauben, was sie wollen. Ich unterwerfe mich dem Hohngelächter der verächtlichsten Art von Abderiten, als einer Strafe, die ich verdient habe, da ich mich in dieser Sache nicht gänzlich von Etourderie freisprechen kann. Denn ich will nichts zu meiner Entsündigung dichten, sondern Ihnen die reine Wahrheit erzählen.

Von dem Augenblick an, da ich den Maler Müller kennen lernte, erkannte ich in ihm den herrlichen Geist, das ge-

[1]) Wol vom befreundeten Buchhändler Schwan in Mannheim. — A. d. H.

fühlvolle, warme, edle Herz und die außerordentlichen Talente, die diesen jungen Mann der Freundschaft der besten Menschen würdig machen; ich gewann ihn lieb wie einen Bruder, und ich kann dies hier um so dreister öffentlich sagen, da außer seinem eignen Herzen, auf das ich mich berufe, verschiedene gemeinschaftliche Freunde in M**, auch einige Personen von der ersten Classe daselbst sowie alle meine Freunde in W. F. D. E.[1]) und anderswo am Besten wissen, wie ich von ihm gesprochen habe. Auch dem Publico hab' ich (im Mai des Teutschen Merkur dieses Jahres)[2]) etwas davon gesagt, wiewol mit Wenigem, weil ich ohne Noth nicht gerne von Denen, die ich liebe, mit der Welt spreche. Genug, wie ich von ihm denke, und wie ich für ihn gesinnt bin, ist eine bekannte Sache, und einem Jeden, dem ich nicht ganz fremde bin, muß es schlechterdings unmöglich sein, zu glauben, daß ich zu eben der Zeit, da ich öffentlich von ihm und seinen Werken als der wärmste Freund sprach, hätte fähig sein können, seiner öffentlich zu spotten.

Nun hören Sie weiter! Als ich im Junius dieses Jahres das sechzehnte Cap. der Abderiten schrieb und damit bis zu den zwei Nebenbuhlern des Hyperbolus (ich brauche Ihnen nicht zu wiederholen, daß diese Nebenbuhler sowie Hyperbolus selbst bloße Geschöpfe meiner Imagination und momentanen Laune waren, mit denen ich schlechterdings keinen besondern Menschen, geschweige einen Freund bezeichnen wollte) gekommen war, hatte ich den Namen einer Tragödie vonnöthen, die ich meinem neugebornen Paraspasmus machen lassen wollte. Ich sann hin und her auf ein höchst tragisches Süjet, und da just mein Lieblingsbild, die Büste der Niobe, in meinem Gesicht stund, so fiel mir sogleich ein, meinen Abderiten eine Niobe machen zu lassen. Die Combination — **ein Abderit — eine Niobe**, hatte in der Laune, worin ich war (und worin man sein muß, um Abderiten zu schreiben) etwas so Lustiges für mich, daß ich diesen Einfall nicht um viel Geld gegeben hätte. Kurz zuvor war mir auch Medea als ein bequemes Süjet beigefallen, aber der Gott des Himmels ist mein Zeuge, daß ich es sogleich und blos darum verwarf,

---

[1]) Weimar, Frankfurt, Darmstadt, Erfurt. — A. d. H.

[2]) In der Anzeige der sechsten Lieferung der „Schreibtafel", oben S. 423. — A. d. H.

weil ein Dichter, den ich schätze, und mit dem ich ehemals in einiger Verbindung gestanden,[1]) eine Medea gemacht hat, und weil ich den Gedanken nicht ertragen konnte, Anlaß zu falschen Urtheilen zu geben, wenn ich meinen Abderiten auch eine Medea machen ließe. Nun bitte ich alle ehrliche Seelen in der Welt, zu bedenken, ob ich die Niobe gewählt haben würde, wenn ich damals gewußt oder mich erinnert hätte, daß Müller, den ich so herzlich liebte, von dem ich nie ohne Enthusiasmus sprechen konnte, für dessen Schicksal ich mich wie für einen Bruder interessirte — eine Niobe in der Arbeit oder vielleicht schon fertig habe. Bei Allem dem ist's möglich (wiewol ich mich dessen nicht besinnen kann), daß er selbst mir im letzten Winter vielleicht mit zwei Worten davon gesprochen; aber da ich oft ziemliche Distractionen habe und überhaupt mich Alles, was noch nicht da ist, wenig interessirt — oder wie es sonst damit zugegangen, kurz, ich hatte es gänzlich vergessen, und da Maler Müller und ein Abderitischer Poet gar keine Wesen sind, die in meiner Imagination coexistiren können, so kam mir während der ganzen Zeit, da ich an diesem Capitel schrieb, der Sinn so wenig an Müllern oder seine Niobe als an Papst Clemens XIV. und seine Bulle gegen die Jesuiten. Nun muß ich Ihnen, mein Freund, noch einen Umstand von mir sagen, der Ihnen unglaublich vorkommen mag, aber doch nicht weniger wahr und bei mir eine gewöhnliche Sache ist. Und das ist — der Bogen D im siebenten Stücke des Merkur's war kaum acht Tage abgedruckt, so hatte ich die Niobe meines Paraspasmus schon wieder rein vergessen; und ich konnte die Büsten dieser Halbgöttin und ihrer Töchter des Tages zwanzigmal sehen und den Namen Niobe zwanzigmal nennen hören — insofern nur Der, der ihn aussprach, kein Abderite war, so fiel mir niemals wieder ein, daß ich meinen Abderiten eine Niobe hatte — violiren lassen. Dies mag als ein psychologisches Phänomen seltsam scheinen, aber ich halte es nicht für unmöglich, eine ganz natürliche Erklärung davon zu geben. Nämlich ich glaube und finde es wenigstens häufig bei mir selbst, daß ungewöhnliche und ungereimte Associationen, die man nur in einer gewissen sehr komischen, leichtfertigen Shandy'schen Laune macht, nicht im Gedächtniß eines Menschen haften, bei dem diese Laune (wie

[1]) Gotter. — A. d. H.

bei mir) selten ist. Wie dem auch sei, das Factum ist, so wie ich's erzähle, die reinste Wahrheit; und, um es kurz zu machen — Müller selbst schrieb mir einige Zeit darauf, am Ende eines Briefes, nur mit zwei Worten, er würde mir ehestens seine Niobe schicken — und ich freute mich darauf gar herzlich und kündigte es dem ersten Freunde, den ich sah, im Triumph an — ohne daß mir oder diesem (der vermuthlich den Merkur gar nicht gelesen hatte) zu Sinne stieg, ich hätte meinen Abderiten auch eine Niobe machen lassen. Noch mehr! Als Sie mir etwas von dem Rumor meldeten, so das sechzehnte Capitel der Abderiten in M** erregt, konnt' ich gar nichts davon begreifen und schob alle Schuld lediglich auf einige Schöngeister daselbst, die vermöge einer gewissen Antipathie, die zwischen unsern Naturen vorwaltet, das Unwesen aus bloßer angeborner Neigung zum — Guten angezettelt hätten. Daß ich diesen lieben Herren unwissenderweise selbst das Messer, womit sie mich nun würgen, in die Hände gegeben hätte, war das Einzige, was mir nicht einfiel. Sogar an dem ganzen Abend, da ich von einem Freund ein Exemplar der Müllerischen Niobe mit bittern, aber nur in allgemeinen Ausdrücken verfaßten Vorwürfen begleitet empfing — war mein erster Gedanke blos: „Und Du auch, Brutus?" Mir wurde immer unbegreiflicher, wie Müller und ein paar andre meiner Freunde in M** mich hätten fähig halten können, bei Abschilderung des Abderitischen Theaterwesens an sie zu denken. Und selbst beim Lesen dieser Niobe fühlte ich die Freude, die ich allemal habe, wenn ich, es sei von einem Freunde oder einem Unbekannten, ein sehr herrliches Werk vor mir sehe, ganz rein, ohne daß mein schlafendes Gedächtniß mich einen Augenblick störte. Mit einem Wort, erst diesen Morgen, da ich nach langem Hin- und Wiedersinnen endlich darauf falle, den Merkur Nr. 7 vorzukriegen und mit aller Bedachtsamkeit, deren ich fähig wäre, zu sehen, ob ich denn wirklich zur Beschuldigung einer Sünde, deren ich mich so ganz unfähig fühlte, einigen Anlaß gegeben hätte, entwickelt sich mir das ganze Räthsel. Stellen Sie Sich vor — wie — nur heraus mit dem Wort! wie dumm ich da stund, da mir auf der funfzigsten Seite das Wort Niobe ins Gesicht blitzte, und sagen Sie Sich nun alles Uebrige selbst — ich finde keine Worte dazu.

Hier haben Sie die unverfälschte Geschichte. Sie wäre keinen Heller werth, wenn ich sie erdichtet hätte; aber sie ist wahr, und so wird sie dem Menschenforscher immer willkommen

sein. Ich war diese Erzählung meinem Herzen schuldig, wiewol ich voraussehe, wie sehr sie auf gewisse Leute zu meinem Nachtheil wirken wird. Mir ist jetzt nur gar zu klar, wie es zuging, daß meine Freunde in M** und vielleicht auch anderswo an mir irre werden mußten, und welch ein Frohlocken (wiewol's von kurzer Dauer sein wird) ich unwissenderweise allen Sch— zubereitet habe, die am Uebel, das edle Menschen einander zufügen, Freude haben. Mein Herz spricht mich zwar los, aber ich werde über den Zufall selbst immer untröstbar sein. O, wie sehr recht hattest Du, ehrlicher Bruder Tristram, mit Sr. Eminenz dem Erzbischof von Benevent, Johann della Casa, zu behaupten, daß immer zehntausend Teufel aus der Hölle um einen Schriftsteller herumschnurren, zumal um den, der in gutem sorglosen Muth auf den schlüpfrigen Pfaden des Witzes und der Laune daherschlendert, und daß es kaum menschenmöglich ist, sich vor dem Einsummsen und Zuflüstern aller dieser bösen Widersacher, die durch jede Oeffnung unsrer äußern und innern Sinnen auf einmal einzudringen suchen, genugsam in Acht zu nehmen. Sie sehen hieraus abermal, liebe Herren und Freunde, daß ich das Sprüchlein: Homo sum, nihil humani a me alienum puto,[1]) nicht vergeblich in Mund und Herzen führe. „Aber so solltet Ihr wenigstens keine Abderiten schreiben!" — Nein, darin irren Sie Sich; eben deswegen schreib' ich Abderiten.

---

[1]) Ter., Heaut., II. 1, 25. — A. d. H.

Ueber die Geschichte des Fräuleins von Sternheim und den Neuen Amadis.[1])

Auszug aus einem Schreiben des Herausgebers des Merkur's an einen Freund in Paris.

Bald glaube ich selbst, daß Sie nicht ganz Unrecht haben, wenn Sie meine Gleichgiltigkeit gegen alle bald mehr bald minder bedeutenden oder unbedeutenden Unwahrheiten, die über meine Person und Schriften von allerlei Ungenannten aus allerlei Ursachen ins Publicum gebracht werden, für unverantwortlich erklären. Zwar unverantwortlich ist doch wol nicht das rechte Wort; denn mich dünkt, ich könnte Ihnen sehr gute Gründe vorlegen (wenn ich's nicht schon mehr als einmal öffentlich gethan hätte), warum ich für mich und Jeden, der sich ungefähr in meiner Lage befindet, für anständiger halte, lieber zu schweigen, als sich alle Augenblicke in eine ebenso unnöthige als langweilige Skiamachie[2]) mit unsichtbaren oder namenlosen Widersachern einzulassen. Indessen fühle ich doch wohl, daß die Gleichgiltigkeit, die Sie mir zur Sünde machen wollen, auch wenn sie eine Tugend wäre, dennoch, sobald sie das Maß und die Grenzlinie,

„wo dies- und jenseits Recht zu Unrecht wird",[3])

überschritte, Tadel verdiente; und weil ich ebenso furchtsam

---

[1]) Teutscher Merkur 1782, III. S. 192—200. Die erste Ueberschrift ist vom Herausgeber. — A. d. H.

[2]) Kampf mit Schatten. Der Proceß um des Esels Schatten im IV. Buch der Abderiten war früher Ὀνοσκιαμαχία überschrieben. — A. d. H.

[3]) Wieland's Uebersetzung von Hor., Sat., I. 1, 107. — A. d. H.

vor gerechten Vorwürfen als kaltsinnig gegen unverdiente bin, so bin ich sehr geneigt, mich über diesen Punkt in einen Vergleich mit Ihnen einzulassen.

Es giebt, wie gesagt, Fälle, wo die beste Antwort oder Apologie ist, keine zu geben. Wenn die Sache, worüber es Jemanden beliebt, uns anzufechten, klar am Tage vor Jedermanns Augen liegt, und die Vorwürfe durch den bloßen Augenschein, bei einem mäßigen Antheil von Menschenverstand auf Seiten Dessen, der die Sache untersuchen will, sich von selbst widerlegen; oder wo es sichtbar ist, daß der Tadler uns nur wehe thun oder (wie Geron der Adelige sagt)[1] uns hochmuthen will: wozu alsdann eine Antwort? Oder wer wollte mit jedem losen Gesellen, von dem er angesprengt wird, eine Lanze brechen? Also wenn z. B. irgend ein Recensent mich Verse machen oder Prose schreiben lehren will, oder mir bei einer vom Zaun abgerissnen Gelegenheit Schuld giebt, „daß ich in meinen Gedanken über eine Anekdote von J. J. Rousseau*) den Sophisten gemacht und die Sittenlehre verfälscht habe; oder wenn Andre pro und contra darüber dissertiren, ob ich mich zum Christenthum oder Deistenthum bekenne, ob ich ein guter oder böser Mann sei, ob ich meinen Bückling mit oder ohne Salz esse u. s. w., so hoffe ich, mein lieber Herr, Sie werden mir erlauben, daß ich meines Weges gehe und die Herren reden lasse, so lange sie wollen.

Hingegen wenn die Sache einen bloßen Irrthum betrifft, den Jemand aus Unwissenheit oder falscher Benachrichtigung bona fide begangen hat, und dem Uebel mit einem paar Federzügen abgeholfen werden kann, so verspreche ich Ihnen, von nun an meiner Indolenz Gewalt anzuthun, und sobald die Sache zu meiner Wissenschaft gelangt, bei der ersten schicklichen Gelegenheit dem großen oder kleinen Unheil zuvorzukommen, welches der Welt aus besagtem Irrthum über lang oder kurz etwa zuwachsen könnte.

Um Ihnen also hier gleich die erste Probe meines diesfallsigen guten Willens zu geben, so wiederhole ich hiemit zum letzten Mal die schon mehrmals gegebne öffentliche Versicherung, daß ich nicht der Verfasser der Geschichte des Fräuleins

*) Teutscher Merkur vom Jahre 1780 in den Monaten April, Mai und August [Wieland's Werke, Th. XXXII. S. 65ff.].

[1]) Wieland's Werke, Th. IV. S. 135. — A. d. H.

von Sternheim, sondern blos der unschuldige Herausgeber, d. i. Derjenige, der den Druck besorgt hat, bin; und daß hingegen meine Freundin und Cousine, die Frau Geheimeräthin von La Roche, **nicht** die Urheberin der französischen Uebersetzung des besagten Werkes, sondern die Verfasserin des deutschen Originals ist — welches, so viel ich weiß, von einer andern vortrefflichen und der gelehrten Welt rühmlich bekannten Dame, der Madame de la Fite im Haag, schon vor vielen Jahren ins Französische übersetzt worden ist.

Hieraus kann und soll also der Irrthum verbessert werden, der in der Bibliothèque universelle des Romans im März vom Jahrgang 1781, p. 87 schon zum zweiten Mal begangen worden, da es heißt: „Dans la Note qui précède l'extrait qu'on nous reproche d'avoir borné à une courte notice nous avons dit: que ce Roman, quoique publié simplement par Mr. Vieland (dessen Name geschrieben wird Wieland, so wie man Watelet nicht Vatelet, Voltaire nicht Woltaire, und Lohenstein nicht *Loklokenstin**) schreibt) lui étoit généralement attribué; et qu'il avoit été traduit de l'Allemand en François par Madame de la Roche, femme d'un Conseiller intime de l'Electeur de Trèves."

Sie sehen, mein Freund, daß dieser Irrthum in seiner Art immer beträchtlich genug ist, um öffentlich angemerkt zu werden. Nur das muthen Sie mir nicht zu, daß ich so viel über meine Trägheit gewinnen und mich dieser Sache halben in eigner Person gegen den vorbelobten Herrn Herausgeber der Romanen-Bibliothek in irgend einem französischen Journal manifestiren soll. Wenn aber Sie, da Sie doch eben diesen Herren so nahe und vielleicht mit dem einen oder andern aus ihrem Mittel schon bekannt sind, die Mühe auf Sich nehmen wollten, der Wahrheit Zeugniß zu geben, so würde ich mich Ihnen dafür sehr verbunden halten.

Bei einer solchen Gelegenheit könnten Sie etwan auch, wenn es Ihnen gefällig wäre, dem Herrn Herausgeber der Bibliothèque des Romans wegen meinem Neuen Amadis ein paar Worte ins Ohr sagen. Die besagte Bibliothek liefert im März 1782 einen sogenannten Auszug aus diesem Gedichte, nach welchem die Ausländer sich einen ungefähr ebenso richtigen Begriff davon machen können, als Menippus beim Lucian von der schönen Leda, Helena u. s. w. nach ihren — Schädeln und

*) Enfin *Arminius*, dont l'Auteur s'appeloit, dit-on, *Loklokenstin* etc. *Bibliothèque universelle des Romans*. Novembre 1776, pag. 8.

Knochen. Ich kann mich hierüber nicht beklagen, da Ariost und Tasso nicht besser in dieser Bibliothek tractirt worden sind. Bone Deus! Ein zeitungsmäßiger historischer Auszug aus einem Gedichte! Und welch ein Auszug! Beim ersten Blicke, den ich darauf warf, fielen mir die Zeilen ins Auge: „Tout Poëme *doit* commencer par une invocation“. (Sie merken doch, daß dies *Persiflage* sein soll?) „Aussi l'Auteur en fait-il une à sa Muse, *mêlée d'imprécations contre les Critiques etc.*“ Wie gefallen Ihnen diese *Imprécations* im Eingang des Neuen Amadis? „Wenn das Uebrige in diesem Geschmack ist“, dachte ich — und verlangte gerne, nicht weiter zu lesen!

Aber dies ist's nicht, was ich Ihnen sagen wollte. Ich habe es blos mit den wenigen Zeilen zu thun, die dem Auszug vorangeschickt sind, und ich überlasse es lediglich Ihrem guten Willen, ob Sie es der Mühe werth finden, dem Herausgeber über die Stelle: „Ce Poëme n'a pas toutes les Grâces de l'Amadis dont on parle tous les jours avec complaisance (nämlich des Amadis von dem Herrn Grafen von Tressan), mais on peut se distinguer et briller même au second rang“, zu sagen: daß diese Anmerkung dem Herrn von Tressan ein Compliment auf Unkosten des Neuen Amadis mache, dessen sich der Verfasser vermuthlich überhoben hätte, wenn ihm bekannt gewesen wäre, daß das deutsche komische Rittergedicht, der Neue Amadis genannt, weder mit dem alten Amadis de Gaule noch mit dem modernisirten Auszug desselben, den man dem Herrn Grafen von Tressan zu danken hat, das Mindeste als den Namen Amadis gemein habe; daß es mit dem letztern keineswegs rivalisiren wolle, sondern neun ganzer Jahre vor selbigem zur Welt gekommen, in allen Stücken (bis auf die Versart inclusive) eine ursprüngliche Erfindung des deutschen Dichters sei, die, sowol was den Zweck und Inhalt, als was Stil, Ton und Manier der Ausführung betrifft, mit dem Werke des Herrn von Tressan nicht schicklicher als mit der Geschichte der Makkabäer oder dem Ritter Theuerdank oder des Apulejus Goldnem Esel zusammengestellt werden könne. Auch ich habe den Amadis dieses liebenswürdigen und respectabeln alten Seigneur's (wie Alles, was von seiner Hand kommt, und namentlich seinen Auszug von Hüon de Bordeaux) mit dem größten Vergnügen gelesen; aber sehr vermuthlich würde er, wenn er Deutsch genug wüßte, um den Neuen Amadis im Original kennen zu lernen, sich durch den raschen Vorzug, der seinem Roman über ein mit

selbigem ganz incommensurables Gedicht gegeben wird, wenig geschmeichelt finden.

Für einen Mann, der sich anmaßt, von den Grazien eines Gedichts, das er weder gelesen hat, noch lesen kann, nach einem abgeschundnen und mit Draht zusammengehängten Gerippe zu urtheilen — ist ein Irrthum mehr oder weniger, zumal ein unbedeutender, eine Kleinigkeit. Falls Sie es also nicht zu geringe finden, ihn gelegenheitlich zu benachrichtigen, daß der Verfasser des besagten Gedichts nicht Mr. *de* Wieland heiße, so kann es wenigstens einem künftigen französischen Literator die Verwechslung zweier gleichzeitiger, aber ganz verschiedner Personen ersparen, die diesen Namen, der Eine mit und der Andre ohne das Vorwort von, geführt haben.

Auf ein ähnliches Skelett des armen Oberon, woraus erhellen wird, „daß die Fabel dieses Gedichts mehrerntheils aus dem vorbelobten Tressanischen Auszug des alten gauloischen Romans *Huon de Bordeaux* genommen und dieses Gedicht also eine bloße *Imitation d'un Orignal François* sei" (scilicet, in eben dem Sinne, wie Ariost's Orlando eine Nachahmung der Geschichte des Erzbischofs Turpin und der andern Ritterbücher von Charlemagne, Roland, u. s. w.), und auf alle die weisen Anmerkungen und Urtheile, die sich von Franzosen und patriotischen Deutschen aus einer solchen Entdeckung ziehen lassen — bin ich schon gefaßt. Ich habe nie kein Geheimniß daraus gemacht; und wer da weiß, wie wenig die größten Dichter in der Welt, von Homer an, einen Ruhm darin gesucht haben, das Thema ihrer Werke selbst erdichtet oder geträumt zu haben — und wer Belesenheit genug hat, um zu wissen, daß der alte französische Romancier, von dem sich der Huon de Bourdeaux herschreibt, die Hauptzüge seiner Geschichte, besonders das Horn und den Becher, ebenso wenig als ich aus seinem Kopfe geschüttelt, sondern aus andern ältern Dichtungen genommen hat, und daß überhaupt uralte morgenländische Sagen, Fabeln und Märchen die wahre Quelle sind, woraus beinahe alle spanischen, französischen und italienischen Romanciers und Dichter der mittlern Zeiten vom zwölften bis sechzehnten Jahrhundert mittelbar oder unmittelbar geschöpft haben — der wird den Werth einer solchen eingebildeten Erfindungsehre zu bestimmen wissen. Ich meines Orts gönne sie einem Jeden, der sie an sich reißen will, von Herzen, begnüge mich mit dem, was mir nach Abzug derselben übrig bleibt, und beharre &c.

Vorrede zu Wieland's Auserlesenen Gedichten.[1])

Der Verfasser hat den wünschen seiner freunde, welche ihn seit geraumer zeit aufmuntern eine auswahl seiner gedichte in einem kleinen taschenformate heraus zu geben, seine beystimmung um so weniger versagen können: da theils das Publicum viele jahre her mit unächten und fehlervollen nachdrücken dieser gedichte überladen worden, theils er selbst an den meisten noch so vieles zu verbessern fand, daß er keine von den bisherigen ausgaben ohne mißvergnügen ansehen konnte.

Wiewohl es vielleicht ganz unmöglich, oder wenigstens nicht immer in unserer gewalt ist, unsern werken den grad von vollkommenheit zu geben, wovon die Idee unserm geiste vorschwebt: so ist es doch natürlich, daß wir sie diesem Ideale so nahe zu bringen suchen als uns möglich ist. Kenner und Liebhaber sind es der billigkeit und ihrem eigenen vergnügen schuldig, sich, wie Horaz, an einem werke wo das meiste glänzt von wenigen flecken nicht beleidigen zu lassen: aber der Dichter ist es sich und den Musen schuldig, keinen flecken, den

[1]) Wieland's Auserlesene Gedichte. Erster Band. Leipzig bei Weidmann's Erben und Reich. 1784. In dieser sowie in den beiden sich an sie anschließenden Ausgaben seiner „Kleineren prosaischen Schriften" (von 1785 f. und 1794, vgl. unten S. 655) befolgte Wieland eine eigenthümliche Rechtschreibung, von welcher wir dem Leser durch Beibehaltung derselben im obigen Abdruck der Vorrede zu den Gedichten ein Bild geben. Beide Sammlungen sind mit lateinischen Lettern gedruckt, für deren Gebrauch sich Wieland auch später in den drei großen, zu seinen Lebzeiten bei Göschen herausgekommenen Ausgaben der „sämmtlichen Werke" (s. unten S. 656—663) entschied, was er später bedauerte. Vgl. über die Einführung der lateinischen Lettern in deutsche Schriften Wieland's Aufsatz oben S. 69 ff. — A. d. H.

er gewahr wird, zu dulden, wenn er eine möglichkeit sieht ihn auszulöschen. Auch in solchen werken, an deren vollendung der anhaltendste fleiß verwendet wurde, findet sich nach Verlauf einiger zeit immer noch manches zu verbessern. Hier ist ein kleiner auswuchs wegzuschneiden, dort einer stelle mehr licht, einer andern mehr schatten zu geben; dieser gedanke bedarf mehr feinheit, jener mehr stärke; hier liegt der ausdruk zu knapp an, dort zu lose; bald ist ein vers wohlklingender, bald eine periode fließender und völliger, bald ein übergang leichter und ungezwungner zu machen. Oft ist es ein einziger kleiner zug, ein einziges glüklicher gewähltes oder gestelltes wort, wodurch (wie oft ein bild durch einen einzigen pinselstrich oder druk) eine ganze stelle auf einmal das wird was sie seyn sollte. In allem diesem sind soviel kleine, oft nur dem leisesten gefühle merkliche verhältnisse zu beobachten — kurz, die Schönheit und die Würkung eines gedichtes beruhet auf einer so unendlichen menge von Kleinigkeiten: daß es einem wunder ähnlich wäre, wenn selbst das geübteste auge nicht manches übersehen sollte. Nicht selten scheint es bloß eine art von glüke zu seyn, was uns einen fehler auf einmal wahrnehmen oder verbessern läßt, den wir zu jeder andrer zeit entweder nicht bemerkt hatten, oder nicht verbessern konnten.

Der V. hat viele zeit und alle ihm mögliche aufmerksamkeit darauf verwendet, den gedichten, die in dieser Samlung erscheinen werden, die lezte Feile zu geben. Er schmeichelt sich nicht, daß sie dadurch untadelich worden seyen: aber endlich muß man doch die hand von seinem werke abziehen; und der goldne spruch des weisen Chilon[1]) gilt ganz gewiß auch hier, wie in allen andern menschlichen dingen.

Eine ausführliche erklärung über die grundsäze des V. in absicht dessen was man die Diction nennt, kann hier um so entbehrlicher seyn, als sie deutlich genug aus seinen werken selbst hervorscheinen. Man kan mit grunde sagen, jedes gedicht erfodere seinen eignen ton, seine eigene farbenmischung, seine ihm besonders angemessene diction. Dem dichter muß, je nachdem es die Natur seines werkes und die abgezielte würkung mit sich bringt, der freye gebrauch seiner ganzen sprache zugestanden werden. Gemeine und sogar niedrige ausdrüke können durch die stelle, die er ihnen giebt, schiklich, ja zuweilen

[1]) Verlange nichts Unmögliches! -- A. d. H.

sogar edel werden. Das nehmliche gilt sowohl von neugewagten als von veralteten, und überhaupt von allen sogenannten oberteutschen wörtern, welche durch die Lutherische Bibelübersetzung, und den Gebrauch, welchen gute schriftsteller von ihnen gemacht, ein classisches ansehen erhalten haben, und dadurch den meisten Teutschen verständlich worden sind. Viele dieser wörter, die man aus der höhern dichtersprache ausgeschlossen haben will, finden in der sprache der comischen und launenhaften Muse einen schiklichen plaz. Ueber diese ganze materie hat Horaz in seinem Briefe an die Pisonen (der Magna Charta der dichter) die gesezmäßige freyheit der leztern so gut verwahrt; daß es überflüssig wäre, zu dem, was ein mann von so feinem geschmak und urtheil darüber festgesezt hat, noch ein wort hinzuzuthun.

Geschrieben zu Weimar den 16. Aprill 1784.

Ankündigung der Auserlesenen Gedichte Wieland's.

Wieland's Auserlesene Gedichte. Erster Band (enthaltend) *Musarion. Olympia. Die erste Liebe. Die Gedanken über einen schlafenden Endymion. Den verklagten Amor* und *den Mönch und die Nonne.*

15½ Bogen, in kleinem Taschenformat, auf Schreibpapier mit neugegossnen lateinischen Lettern;

gedruckt und in Commission zu haben bei Johann Michael Maucke zu Jena.

Neue durchaus verbesserte Ausgabe.[1])

Diese neue Ausgabe meiner vorbenannten Gedichte ist, wiewol es die Nachdrucker an ihrer Seite nicht haben fehlen lassen, keine von denen, welche ein Autor blos aus Nothwehr gegen die Nachdrucker veranstaltet, und wo dasjenige, was sie zu einer vermehrten und verbesserten Ausgabe macht, im Grunde ein bloßer Vorwand ist, um eine neue machen zu können. Sie würde auch stattgefunden haben, wenn es weder Nachdrucker noch andre privilegirte oder tolerirte Diebe in der Welt gäbe. Auf der einen Seite ist es schon lange der einstimmige Wunsch meiner Freunde (zu welchen ich auch diejenigen rechne, die mir blos die Muse gegeben hat) gewesen, daß ich mich entschließen möchte, eine allgemeine Ausgabe aller meiner Schriften zu besorgen; auf der andern ist wol nichts natürlicher, als daß ein Dichter, als ein Schriftsteller von derjenigen Classe, deren Werke nur in der Maße einen wahren Werth haben, in welcher sie sich der Vollkommenheit in ihrer Art nähern, die

[1]) Teutscher Merkur 1784, II. Anzeiger, S. LXV—LXVIII. — A. d. H.

seinigen so fehlerlos als möglich nachzulassen wünscht, und daß ich also jenen Wünschen meiner Freunde nicht eher ein Genüge thun kann, bis ich mir selbst sagen kann, daß ich ihnen meine Schriften in einem Stande übergebe, worin sie so gut sind, als ich sie zu machen fähig war. Ich habe mich über das, was ich die letzte Feile in Werken dieser Art nenne, in der Vorrede zu der gegenwärtigen Ausgabe so erklärt, daß ich hoffen kann, hierin mit allen wahren Liebhabern der Musenkünste gleicher Meinung zu sein.

Verschiedene meiner prosaischen Schriften sind bereits in diesem Stande; denn natürlicherweise muß ein Autor endlich einmal die Hand von seinem Werke abziehen und es, wenn es nun das ist, wozu er es machen konnte, so wie es ist, seinem Schicksal überlassen. Es wird immer noch genug Merkmale der menschlichen Unvollkommenheit überhaupt und der individuellen seines Meisters an sich tragen. Aber von meinen Gedichten ist bisher noch keines in diesem Stande gewesen, und wiewol Musarion in der letzten Ausgabe, welche Herr Buchhändler Reich in Leipzig im Jahre 1770 verlegte, vielleicht für eines der correctesten gelten konnte, so müßte sich entweder mein eigner Geschmack seit vierzehn Jahren sehr verschlimmert haben, oder eine genaue Vergleichung jener Ausgabe mit der gegenwärtigen wird jeden Leser von Geschmack einen beträchtlichen Vorzug der letztern wahrnehmen lassen. Seit mehr als drei Jahren beschäftigte ich mich mit dieser letzten Auspolirung, und ich sage nicht zu viel, wenn ich versichere, daß ich mehr Zeit darauf verwandt habe als ehemals auf die Verfertigung des Gedichtes selbst. Mit eben dieser äußersten Aufmerksamkeit sind auch die übrigen Gedichte, sowol dieses ersten als der folgenden Bände der gegenwärtigen Sammlung, überarbeitet worden; und ich übergebe sie also den Freunden meiner Muse insoferne als eine Ausgabe von der letzten Hand, als ich fest bei mir beschlossen habe und hiermit öffentlich verspreche, künftig keine Silbe weiter an diesen Gedichten zu ändern.

Der Titel dieser Sammlung verspricht blos meine auserlesenen Gedichte, und ich verstehe darunter diejenigen, die entweder den meisten Beifall gefunden haben, oder mit denen ich selbst am Wenigsten unzufrieden bin. Ich glaubte, daß den Liebhabern mit einer von mir selbst besorgten und äußerst correcten kleinen Taschenausgabe einer solchen Auswahl meiner Gedichte gedient sein könnte; und wenn ich finde, daß mein Ge-

danke gutgeheißen wird, so werde ich auch eine gleichmäßige Auswahl meiner kleinen prosaischen Schriften in eben diesem Formate und auf gleiche Art gedruckt veranstalten.[1])

Ein ansehnlicher Theil des Publicums erwartet eine allgemeine Ausgabe aller meiner Schriften von mir, welche sich in Ansicht des Papiers, Formats und andrer zur äußerlichen Schönheit gehörigen Stücke vor den Ausgaben, welche Ariost, Tasso und Metastasio in England und Frankreich erhalten haben, wenigstens nicht verkriechen dürfe. Eine solche Ausgabe würde, auch nach Ausmerzung Alles dessen, was keinen Platz darin verdient, noch immer sehr voluminös und der Verlag derselben bei der ungebundenen und von unsern Gesetzgebern zum Theil selbst begünstigten Freiheit des Nachdrucks ein zu großes Wagestück sein, wenn der Herausgeber nicht durch eine hinlängliche Subscription vor Schaden gesichert wäre. Ich behalte mir also vor, sobald es zur Ausführung Zeit sein wird, dem Publico meinen Plan hierüber vorzulegen. Was die gegenwärtige Ausgabe meiner auserlesenen Gedichte betrifft, so ist sie, wie gesagt, nur für solche Liebhaber bestimmt, welchen mit einem bequemen Taschenformat gedient sein möchte. Sollte sich aber zeigen, daß diese Liebhaber meine sämmtlichen Schriften in eben diesem kleinen Format und auf gleichmäßige Art gedruckt zu haben wünschten, so verbinde ich mich hiermit, ihrem Verlangen eine Genüge zu thun; und es wird sodann in eines Jeden Willkür stehen, ob er sich die freilich um ein Beträchtliches theurere Ausgabe, die ich dem Publico auf Subscription anzutragen mir vorbehalte, oder diese kleine Ausgabe anschaffen will, wovon Gegenwärtiges der Anfang und gleichsam die Probe ist, und welche man bereits auf einen so billigen Preis gesetzt hat, daß ein Subscriptionspreis selbst es nicht mehr sein könnte.[2])

---

[1]) Zwei Bände „Kleinere prosaische Schriften" erschienen 1785f. — A. d. H.

[2]) Bis zum Jahre 1787 erschienen noch weitere sechs Bände dieser kleinen Ausgabe. — A. d. H.

Der Herausgeber des Teutschen Merkur an das Publicum
über
eine neue Ausgabe seiner sämmtlichen Werke.[1])

Auch ohne Rücksicht auf die häufigen Aufforderungen, welche seit mehreren Jahren von meinen Freunden aus allen Gegenden Deutschlands an mich ergangen sind, würde ich es für eine Pflicht, deren ich mich gegen meine Nation noch zu erledigen schuldig bin, gehalten haben, meine sämmtlichen poetischen und prosaischen Werke und Schriften nach einer letzten, mit möglichster Strenge gegen mich selbst vorgenommenen Auswahl, Verbesserung und Ausfeilung in einer allgemeinen gleichförmigen Ausgabe von der letzten Hand so vollendet, als es in meinem Vermögen steht, meinen Zeitgenossen und der Nachwelt zu übergeben; da es doch wahrscheinlich ist, daß sie, wie kurz oder lang auch ihre Dauer sein mag, mich wenigstens eine Zeit lang überleben werden. Diese Arbeit beschäftigt mich schon seit einigen Jahren, und ich widme ihr noch jetzt die heitersten Tage und Stunden meines Lebens mit desto größerem Vergnügen, da ich mir innigst bewußt bin, daß es reine Liebe der Musenkunst und des wahren Schönen und Guten überhaupt ist, was mich dabei leitet und mich keine Zeit noch Mühe bedauern läßt, die ich anwenden muß, um selbst den kleinsten Flecken, den ich an einem bereits vollendet scheinenden Werke noch gewahr werde, wegzubringen. Es ist ein süßer Gedanke, zumal in den letzten Herbsttagen des Lebens, auch nach seinem Tode noch unter den Menschen, die man geliebt hat, fortzuleben,

[1]) Neuer Teutscher Merkur 1793, III. S. 320–322. – A. d. H.

ihnen noch werth und nützlich zu sein und von den Besten unter ihnen noch geliebt zu werden! Wofern auch die Hoffnung, daß die Zukunft diesen Gedanken realisiren werde, nur Täuschung wäre, welche Aufopferung, welche Nachtwachen könnten zu viel sein, um sich noch in seinem Leben eine so süße Täuschung zu verschaffen? Niemand kann es stärker fühlen und einsehen als ich selbst, daß, meiner angestrengtesten Bemühungen ungeachtet, auch die besten Producte meines Geistes noch immer weit unter meiner eigenen Idee, geschweige denn unter dem Ideal des Schönen und Guten in ihrer Art bleiben und auch bei dem festesten Vorsatz, ohne Schonung und mit der strengsten Schärfe bei Verbesserung meiner Schriften zu verfahren, noch immer manche Fehler entweder meiner Aufmerksamkeit entgehen oder mein Unvermögen, ihnen abzuhelfen, bezeugen werden. Aber dieser Gedanke wird meine Aufmerksamkeit schärfen und meinen Fleiß verdoppeln; und so werde ich, was auch der Erfolg sein mag, die Welt dereinst desto ruhiger verlassen können, wenn ich mir bewußt sein werde, Alles, was in meinen dermaligen Kräften stand, gethan zu haben, um ihr meinen geistigen Nachlaß so wohl beschaffen und in so guter Ordnung, als mir möglich war, zu hinterlassen.

Weimar, den 24. October 1793.

Vorbericht der sämmtlichen Werke.[1])

Es sind nun vierundvierzig Jahre, seit der Verfasser der poetischen und prosaischen Werke, die in gegenwärtiger vollständiger Ausgabe von der letzten Hand gesammelt erscheinen, zum ersten Mal im Chor der Dichter und Schriftsteller Deutschlands auftrat.

Seine Laufbahn umfaßt also beinahe ein halbes Jahrhundert. Er begann sie, da eben die Morgenröthe unsrer Literatur vor der aufgehenden Sonne zu schwinden anfing, und er beschließt sie — wie es scheint, mit ihrem Untergange.

Er hatte das herzerhebende Glück, der Zeitgenosse aller deutschen Dichter und Schriftsteller, in deren Werken der Geist der Unvergänglichkeit athmet, und der Nebenbuhler von keinem zu sein; die meisten unter ihnen waren seine Freunde, keiner sein Feind.

Die Geschichte seiner an Materie und Form so mannichfaltigen Werke ist zugleich die Geschichte seines Geistes und Herzens und in gewissem Sinne seines ganzen Lebenslaufs. Er ist so vielfältig angegangen worden, diese Geschichte den Freunden seiner Muse mitzutheilen, daß er sich dem Verlangen derselben um so weniger entziehen kann, da er sich noch überdies durch viele in der Sache selbst liegende Bewegungsgründe schon lange dazu aufgefordert fühlt. Diese Arbeit wird den Beschluß seiner Schriften machen und, wofern ihm die Zeit, sie zu vollenden, gegönnet wird, wahrscheinlich als der letzte Theil der gegen-

[1]) Vor dem ersten, 1794 erschienenen Bande von C. M. Wieland's Sämmtliche Werke. Leipzig bei Georg Joachim Göschen. — A. d. H.

wärtigen Sammlung noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts erscheinen können.[1])

Wenn man sich bei dieser Ausgabe der sämmtlichen Wielandischen Schriften zu Vollständigkeit gegen das Publicum anheischig macht, so hofft man, es verstehe sich von selbst, daß die Rede nur von allen den Werken und Aufsätzen sein könne, die der Verfasser nach einer so strengen Prüfung, als er der Welt und sich selbst schuldig ist, des Aufbewahrens nicht ganz unwürdig findet; und er erklärt demnach hiermit aufs Feierlichste, daß er nichts für sein erkennt, was keinen Platz in der gegenwärtigen Sammlung erhalten hat.[2])

Der Begriff einer Ausgabe von der letzten Hand schließt auf Seiten eines Schriftstellers die Pflicht in sich, seinen Werken, wie wichtig oder unbedeutend auch jedes für sich allein scheinen möge, in jeder Rücksicht die größte innere Güte, die reinste Politur, kurz, die höchste Vollkommenheit zu geben, die ihm zu erreichen möglich ist. Sie bleiben, auch nachdem er Alles gethan hat, was er konnte, noch immer mangelhaft genug; aber er hat seine Schuldigkeit gethan und tröstet sich mit dem allgemeinen Loose der Menschheit.

Der Verfasser kann sich selbst mit reinem Bewußtsein das Zeugniß geben, daß er bei dieser letzten Durchsicht, Verbesserung und Auswahl seiner Schriften mit unverdrossnem Fleiß und strenger Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen ist; und da er also beinahe gewiß ist, sie von allen Makeln, quas incuria fudit, befreit zu haben, so darf er um so eher für diejenigen, quas humana parum cavit natura,[3]) Nachsicht hoffen.

---

[1]) Dieses Versprechen hat Wieland nicht gehalten. Nach Beendigung der Durchsicht der dreißig Bände dieser Ausgabe, am 2. Februar 1797, schrieb er seinem Verleger und Freunde Göschen: „Im nächsten Sommer, will's Gott, soll der Anfang von meinen Memorabilibus, d. i. von den Nachrichten von mir selbst und meinen Schriften gemacht werden", und schon 1787 hatte er im Merkur „authentische Beiträge zu seiner künftigen Biographie" geben wollen, kam aber nicht dazu; er theilte nur Leonhard Meister auf dessen Verlangen manches Biographische mit. Vgl. Wieland's „Ausgewählte Briefe", III. S. 375 f. 379 ff. — A. d. H.

[2]) Schon am 2. Februar 1797 war von Supplementbänden die Rede, von denen sechs 1797 und 1798 erschienen; dann erst folgte 1799 Band 31 u. 32 der Werke, und bis 1801 die vier Bände des Aristipp (33. bis 36. Band), endlich 1805 Band 37 (Euthanasia), Band 38 (Hexameron) und 1811 der 39. und letzte Band (Menander und Glycerion, und Krates und Hipparchia). — A. d. H.

[3]) Eine von Wieland so häufig angezogene Aeußerung des Horaz. — A. d. H.

Wieland an die Käufer seiner sämmtlichen Werke. Die Supplemente betreffend.[1])

Seitdem ich mich entschlossen hatte, eine Ausgabe von der letzten Hand von allen meinen Schriften zu veranstalten, war es auch bei mir festgesetzt, daß diejenigen mit darunter begriffen sein sollten, welche zwischen meinem achtzehnten und vierundzwanzigsten Jahre, d. i. zwischen 1751 und 1757, während meines Aufenthalts zu Tübingen, Zürich und Bern, nach und nach ans Licht getreten waren. Auch ohne die Gewißheit, daß viele Freunde meiner Schriften schon lange den Wunsch geäußert, Alles, was ich selbst mit einiger Zufriedenheit für mein erkennen kann, in einer vollständigen Ausgabe beisammen zu haben, würde ich durch verschiedene nicht unerhebliche Gründe dazu bewogen worden sein. Wie schwach und unvollkommen auch jene ersten Versuche in Vergleichung mit eigentlichen Kunstwerken sein mögen, so können sie doch nicht ohne allen innern Werth sein, da ich die Freunde meiner Jugend — eine schöne Anzahl der edelsten und vorzüglichsten Personen beiderlei Geschlechts, welche theils noch leben, theils ewig in meinem dankbaren Andenken leben werden — ihnen hauptsächlich zu danken hatte. Ueberdies gehören sie als unentbehrliche Beläge zu der Geschichte meines Geistes und Herzens, welche zu schreiben ich mich verbindlich gemacht, und wovon ein großer Theil ohne sie den Lesern unverständlich bleiben müßte; ja, ich darf vielleicht hinzusetzen, daß sie in mehr

[1]) Ein unpaginirter halber Bogen, welcher der 2. Abtheilung des dreißigsten Bandes (1797) der bei Göschen erschienenen Klein-Octav-Ausgabe von Wieland's sämmtl. Werken vorgeheftet war. Weder sind sämmtliche versprochenen Stücke, noch auch in der hier angegebenen Folge in die „Supplemente“ aufgenommen worden. Die Uebersetzungen blieben ausgeschlossen und erschienen in selbstständigen neuen Ausgaben. -- A. d. H.

als einer Rücksicht für eine kritische Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, die man von dem Genius des neunzehnten Jahrhunderts mit Recht erwarten kann, nicht ganz gleichgiltig sein dürften. Wiewol nun diese Betrachtungen meinen zu Gunsten besagter Jugendwerke gefaßten Vorsatz hinlänglich zu rechtfertigen scheinen, so gestehe ich doch, daß, sobald als ich meinen Freund und Verleger Göschen entschlossen sah, außer zweierlei Ausgaben in Taschenformat noch eine Prachtausgabe in Quart mit Kupfern und eine derselben an Schönheit nichts nachgebende Großoctavausgabe zu unternehmen, ich von einem lebhaften und allen Einwendungen widerstehenden Gefühl durchdrungen wurde, daß es ungehörig und unverzeihlich wäre, wenn ich unter der Menge meiner während beinahe eines halben Jahrhunderts verfaßten Werke und Aufsätze keine Auswahl treffen und die Versuche eines noch unreifen, sich selbst erst versuchenden und durch Fehlen sich erst belehrenden Geistes mit Producten des reifern Alters und eines durch Uebung und Studium geläuterten ästhetischen Sinnes durcheinandermengen oder zusammenstellen wollte. Ich sahe mich also genöthigt, nicht nur von der chronologischen Ordnung, in welcher ich ehemals meine sämmtlichen Schriften zu geben Willens war, abzustehen, sondern überhaupt Alles, was älter als das unvollendet gebliebene Heldengedicht Cyrus ist, in eine besondere Sammlung zu bringen — nebst verschiedenen, zwar viel späteren, aber doch (aus hinlänglichen Rücksichten) in die Sammlung meiner vorzüglichsten Werke nicht gehörigen Aufsätzen, unter dem Titel „Supplemente zu Wieland's sämmtlichen Werken", den dreißig Bänden der letztern nach und nach folgen zu lassen.

Diese Supplemente werden enthalten: 1. das Gedicht von der Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt, das erste, was von mir im Druck erschienen ist, 2. die moralischen Briefe, 3. die moralischen Erzählungen, 4. den Lobgesang auf den Frühling und auf die Liebe, 5. den Anti-Ovid, 6. Auszüge aus dem unvollendeten Heldengedicht Hermann (wenn anders die Handschrift unter dem Bodmerischen Manuscripten-Nachlaß noch aufgefunden werden kann), 7. Auszüge aus der Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen, 8. Briefe von Abgestorbenen an hinterlassne Freunde, 9. Die Prüfung Abraham's, 10. die Sympathien, 11. das Gesicht des Mirza und

Platonische Betrachtungen über die Menschen, 12. die Empfindungen eines Christen, 13. zwei Oden auf die Geburt und Auferstehung des Erlösers, 14. Betrachtungen über das Erdbeben von Lissabon im Jahre 1756, 15. Johanna Gray, ein Trauerspiel in Jamben, 16. Clementine von Porretta, eine Reihe zu einem Ganzen verbundener dramatischer Scenen, und mehrere kleinere poetische und prosaische Stücke, deren Verfertigung in jene Periode meines Lebens fällt.

Alles dieses nebst den vermischten literarischen Aufsätzen, welche noch im Teutschen Merkur zerstreut und des Aufhebens vielleicht nicht unwürdig sind, kann zusammen etwa sechs Supplementbände, jeden ungefähr zu einem Alphabet, im Druck betragen. Ich bin im Begriff, auch sie durch die letzte Hand gehen zu lassen; aber wiewol ich keinen Fleiß spare, sie von allen den kleinen Flecken, Härten und andern Mängeln in Sprache, Stil und Versification, welche die Feile wegnehmen kann, zu reinigen, so will ich doch die Leser zum Voraus benachrichtiget haben, daß ich aus Gründen, die mich selbst völlig überzeugen, keine die Materie sowol als die Form, geschweige denn den Geist derselben afficirenden Veränderungen mit ihnen vornehmen werde. Sie müssen in Allem, was ihren Charakter ausmacht, entweder bleiben, wie sie sind, oder gänzlich vernichtet werden. Das Letztere überlasse ich der Zeit; denn ich muß gestehen, so oft ich selbst mich ihnen zur bösen Stunde mit einem so unnatürlichen Vorsatz nähern wollte, patriae cecidere manus.[1])

Schließlich ergreife ich diese Gelegenheit, auf verschiedene Anfragen folgende Antworten zu ertheilen:

1. Die Wielandischen sämmtlichen Werke sind mit der bis zum dreißigsten Bande inclusive gehenden sechsten Lieferung, die in gegenwärtiger Messe erscheint, zwar noch nicht geschlossen, da sich's von selbst versteht, daß auch die künftigen und zunächst der Agathodämon und des Verfassers Beiträge zur Geschichte seines Geistes und seiner Schriften in diese Sammlung gehören und, sobald sie vollendet sind, als der einunddreißigste, zweiunddreißigste und dreiunddreißigste Band der sämmtlichen Werke erscheinen werden.

---

[1]) Virg., Aen., VI. 33. — A. d. H.

2. Dieses Letztere kann aber nicht eher stattfinden, bis die Supplemente die Presse verlassen haben, welche in der Leipziger Ostermesse 1798 fertig sein sollen.
3. Was die Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen betrifft, wovon die Liebhaber (wie es scheint) ebenfalls eine Ausgabe von der letzten Hand in der Reihe der Wielandischen sämmtlichen Werke zu erhalten wünschen, so wird man sich angelegen sein lassen, das Publicum auch in diesem Stücke zufrieden zu stellen. Zwar kann die Frage wann? und wie? jetzt noch nicht bestimmt beantwortet werden; es soll aber auch über diesen Artikel noch vor dem Schlusse dieses Jahrzehends Alles ins Reine gebracht sein.

Weimar, den 30. April 1797.

Der Teutsche Merkur.

Vorrede des Herausgebers.[1])

Die gute Aufnahme, welche die erste Ankündigung dieses neuen Journals allenthalben gefunden hat, überhebt mich der Mühe, die Unternehmung desselben zu rechtfertigen und von dem Nutzen, den das Publicum mit einigem Grunde davon erwarten kann, viele Worte zu machen. Ich werde mich also in dieser Vorrede, wodurch ich den Deutschen Merkur bei dem lesenden Theile der Nation aufführen soll, blos darauf einschränken, von der Einrichtung desselben und von den Bedingungen, wozu die Unternehmer sich anheischig machen, vorläufig Rechenschaft zu geben.

Ohne eine Anzahl auserlesener Gehilfen, welche sich mit mir zu einem Zweck verbunden haben, und ohne die Hoffnung einer allgemeinen Mitwirkung unsrer besten Köpfe würd' ich nie daran gedacht haben, mich mit einem periodischen Werke zu beladen, welches nur durch eine gewisse Vollkommenheit und durch nähere Beziehungen auf den gegenwärtigen Zustand unsrer Literatur der allgemeinen Erwartung würdig werden kann. Die Unternehmer wünschen also Beiträge zu erhalten und laden dazu nicht nur die Schriftsteller ein, welche bereits im Besitz der allgemeinen Hochachtung sind; sie sind gar nicht ungeneigt, auch für angehende Schriftsteller einen Schauplatz zu eröffnen, wo sie sich dem Publico zeigen können, und es würde ihnen sehr angenehm sein, wenn sie durch diese Unternehmung Gelegenheit erhielten, ein hier oder da noch schlummerndes Genie aufzuwecken oder ein vielleicht noch unentschlossenes in die ihm

---

[1]) Deutscher Merkur 1773, I. S. III—XXII. Erst mit dem dritten Bande, dem Julihefte, trat die Schreibung Teutscher auf den Titeln der einzelnen Stücke ein; im Text schon seit dem Aprilheft, auch auf dem Umschlage des zweiten Bandes. — A. d. H.

angemessne Laufbahn einzuleiten. Indessen können wir doch nicht umhin, voraus zu erklären, daß wir von den etwan einlaufenden Beiträgen nicht ohne Prüfung und Auswahl Gebrauch machen können und in dieser Wahl, ohne einige Rücksicht auf Personen und besondere Verhältnisse, den Vortheil des Publicums ganz allein zu Rathe ziehen werden. Wir befinden uns, was diesen Punkt betrifft, gar nicht in dem Falle des französischen Merkur's, dem Alles willkommen sein muß, was man ihm zuwirft, weil er jährlich sechzehn Bände, es sei nun, womit es wolle, anzufüllen hat. Wir haben uns nur zum vierten Theile einer so starken Lieferung anheischig gemacht, und Alles müßte uns betrügen, oder diese Bescheidenheit wird uns in den Stand setzen, das Publicum wenigstens in einigen Artikeln merklich besser zu bedienen.

Aus Gelegenheit des so eben erwähnten Mercure de France find' ich nöthig zu erinnern, daß die Benennung des Deutschen Merkur's, welche einigen Patrioten ein Wenig anstößig gewesen ist, in Ermanglung einer schicklichern blos darum gewählt worden, weil man glaubte, sie würde dem Publico, wenn man ihrer einmal gewohnt wäre, die bequemste sein. Uebrigens soll und kann der Deutsche Merkur, weder was die Ausführung noch was die Anzahl und Beschaffenheit der Artikel betrifft, völlig nach dem französischen gemodelt werden. Selbst die wesentliche Verschiedenheit der Nationalverfassung läßt dies nicht zu. Wir haben keine Hauptstadt, welche die allgemeine Akademie der Virtuosen der Nation und gleichsam die Gesetzgeberin des Geschmacks wäre. Wir haben kein feststehendes Nationaltheater; unsre besten Schauspieler sowie unsre besten Schriftsteller, Dichter und Künstler sind durch alle Kreise des deutschen Reiches zerstreut und größtentheils der Vortheile eines nähern Umgangs und einer vertraulichen Mittheilung ihrer Einsichten, Urtheile, Entwürfe u. s. w. beraubt, welche zur Vervollkommnung ihrer Werke so viel beitragen würde. Aus diesem Grunde wird der Artikel Schauspiele, der im Mercure einer der beträchtlichsten ist, im Merkur keinen großen Raum einnehmen. Neueste Beispiele haben uns überzeugt, wie wenig man sich oft auf die Nachrichten von dieser oder jener Schauspielergesellschaft verlassen darf, welche durch dabei interessirte Personen, vielleicht auch wol zuweilen durch gedungne Lobredner in die Welt geschickt werden. Wir können uns also einsweilen noch zu keinen historisch-kritischen Nachrichten von allen Schaubühnen

Deutschlandes anheischig machen, und außer einer Art von allgemeinen Ephemeriden des deutschen Theaters, welche von Zeit zu Zeit geliefert werden sollen, wird von besondern Schauspielergesellschaften nur alsdann die Rede sein, wenn wir etwas Zuverlässiges und Interessantes von ihnen zu sagen haben.

Den Künsten wird aus verschiedenen Ursachen kein besonderer Artikel eingeräumt. Die hauptsächlichste ist, weil wir bereits Journale besitzen, welche dem Liebhaber und selbst dem Kenner wenig zu wünschen übrig lassen. Gleichwol, da Alles, wobei der Ruhm der Nation vorzüglich betroffen ist, innerhalb unsers Gesichtskreises liegt, werden wir nicht unterlassen, von solchen Kunstwerken, die in ihrer Art eine Epoche machen, und wodurch, so zu sagen, der Nationalreichthum vermehrt wird, so wie wir dazu Gelegenheit bekommen, Anzeige zu thun.

Von den politischen Begebenheiten in Europa wird das Neueste und Wichtigste in einer zusammenhängenden Erzählung jederzeit einen besondern Artikel des letzten Stücks eines jeden Bandes einnehmen.

Literarische Neuigkeiten, kurze Nachrichten, Todesfälle, an welchen die Nation Antheil nimmt, und andre Dinge dieser Art sollen jedem Stücke zum Schluß angehängt werden.

Die Artikel Vermischte Aufsätze, Beurtheilung neuer Schriften und Revision bereits gefällter Urtheile werden also diejenigen sein, wodurch sich der Merkur dem Publico vorzüglich zu empfehlen suchen wird. Auch sind es dem Anscheinen nach gerade diejenigen, auf welche die Erwartung der Liebhaber am Meisten gerichtet ist.

Was die ersten betrifft, so haben wir uns zum Gesetze gemacht, Allem, was sich nicht in seiner Art über das Mittelmäßige erhebt, den Ausschluß zu geben. Dies soll zwar nicht alle Kleinigkeiten ausschließen. Es giebt auch interessante Kleinigkeiten, und bei solchen gewinnt der gute Geschmack und das Herz oft mehr als bei der schwerfälligen Ernsthaftigkeit, über welche die Langeweile ihre Schlummerkörner ausgestreut hat. Gleichwol werden diese Aufsätze größtentheils aus solchen bestehen, welche den Verstand denkender oder das Herz empfindsamer Leser zu unterhalten geschickt sind. Einige meiner Mitarbeiter werden aus dem Gebiete der Geschichte, andre aus der Naturkunde und Moralphilosophie, andre aus der Literatur und Kritik Stoff zu Ausarbeitungen holen, welche vielleicht für

die Wissenschaften wenigstens dadurch, daß sie Andre zum Denken veranlassen, nicht ohne Nutzen sein werden.

Von dem, was ich selbst zu diesem Artikel beitragen werde, will ich nur so viel sagen, als vonnöthen ist, diejenigen von meinen Freunden zu beruhigen, welche sich nicht ohne Grund beredet haben, daß ich kein Schriftsteller nach der Uhr sei. Meine dermalige Bestimmung und Umstände sind bekannt. Aber vielleicht ist nicht Allen, die mich lesen, gleich bekannt, daß Agathon, Don Sylvio und Musarion zu einer Zeit geschrieben worden, da die Kanzlei der löblichen, damals ziemlich unruhigen Reichsstadt B***[1]) auf meinen schwachen Schultern lag. Demungeachtet wurden meine Herren und Obern so wenig von den Arbeiten meiner Nebenstunden gewahr, daß einige von ihnen erst zu Wien erfuhren, daß ich ein Schriftsteller sei. Ich war damals weit entfernt, so einsam zu sein, als mein Freund Zimmermann aus gewissen vermeinten Aehnlichkeiten der Stadt Abdera mit der Stadt *** geschlossen hat, und wenn ich an alle die Zerstreuungen zurückdenke, welche mir den größten Theil meiner Nebenstunden raubten, so begreife ich selbst beinahe ebenso wenig von der Sache als meine lieben Mitbürger. Wie dem auch gewesen sein mag, dies ist gewiß, daß ich mich zwar nicht anheischig mache, etwas Witziges, geschweige dessen viel zu schreiben; aber wenn ich anders das, was Einige meinen Genie oder meine Laune zu nennen belieben, recht kenne, so werden die Leser des Merkur's (sie müßten denn nur Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln lesen wollen) noch ganz erträglich mit dem Herausgeber zufrieden sein.

Wessen man sich zu den sogenannten Recensionen im Merkur versehen könne, wird erhellen, wenn ich versichre, daß ich und meine Conföderirten einen Bund geschworen haben, nicht etwan — daß Niemand Verstand haben soll als wir und unsre Freunde — sondern daß wir der Wahrheit und Pope's Essay on Criticism getreu bleiben wollen, es entstehe daraus, was entstehen kann. Wir werden in unsern Urtheilen so bescheiden sein, als ob wir — keine Kunstrichter wären, und so aufrichtig, daß die Autoren, deren Werke in vicum vendentem thus et odores[2]) gehören, sich ärger vor dem Merkur fürchten sollen als die Bedienten im Gespenst mit der Trommel

[1]) Biberach. — A. d. H.

[2]) Hor., Epist., II. 1, 269. — A. d. H.

vor dem verkappten Zauberer. Doch dies ist gerade die Classe, die am Wenigsten von uns zu besorgen hat. Nur gute Schriftsteller verdienen eine scharfe Beurtheilung; denn an ihnen ist Alles, bis auf die Fehler selbst, merkwürdig und unterrichtend.

Unser Tadel wird daher öfter den Ton des Zweifels, der sich zu belehren sucht, als den herrischen Ton der Unfehlbarkeit haben, die ihre Richtersprüche wie Orakel von sich giebt. Man wird uns ansehen, daß wir lieber Schönheiten als Fehler bemerken; daß wir die letztern nicht mühsam suchen, aber uns ebenso wenig scheuen, sie anzuhalten, wenn sie uns aufstoßen. Wir befinden uns nicht in dem Falle der kritischen Herostraten, welche aus Verzweiflung, sich durch irgend ein löbliches Werk hervorthun zu können, die Tempel der Musen und der Grazien in Brand zu stecken versuchen und zufrieden sind, daß man das Schlimmste von ihnen spreche, wenn sie nur erhalten können, daß von ihnen gesprochen wird. Wir sind uns bewußt, daß nichts als die Schranken unsrer Einsichten uns verhindern könnte, allezeit gerecht zu sein; aber eben darum werden wir über nichts urtheilen, das wir nicht verstehen. Wir können uns zuweilen irren, aber wenigstens werden wir alle mögliche Behutsamkeit anwenden, damit es nicht geschehe. Kurz, wir wünschen dem Deutschen Merkur das Ansehn des Areopagus zu Athen zu erwerben, welches nicht auf Gerichtszwang, sondern auf den Ruhm der Weisheit und Unbestechlichkeit gegründet und so befestiget war, daß Götter selbst kein Bedenken trugen, ihre Fehden vor diesem ehrwürdigen Senat entscheiden zu lassen.

Die gelehrte Republik in Deutschland hat seit einiger Zeit die Gestalt einer im Tumult entstandnen Demokratie gewonnen, worin ein Jeder, den der Kitzel sticht, oder der sonst nichts zu thun weiß, sich zum Redner aufwirft, wohl oder übel über die Angelegenheiten des Staats spricht, und wenn es nicht durch Verdienste geschehen kann, durch Ränke, Cabalen und verwegne Streiche sich wichtig zu machen sucht. Man muß gestehen, die Nachlässigkeit und nicht selten auch die Parteilichkeit, womit zuweilen die ordentlichen Richter ihr kritisches Amt verwalten, giebt zu Beschwerden Anlaß, von welchen jene anmaßlichen Demagogen den Vorwand nehmen, die gelehrte Republik in Verwirrung zu setzen und die Verfassung dieses Staats, der seiner Natur nach aristokratisch sein muß, gänzlich umzukehren.

Eine Art von literarischem Revisionsgericht, worin über die Beurtheilungen geurtheilt, und was von andern gelehrten Richtern entweder versehen oder gesündiget worden, vergütet oder gerüget würde, möchte vielleicht eines von den wirksamsten Mitteln sein, jenen Mißbräuchen und Unordnungen nach und nach abzuhelfen; und dies ist es, was wir in dem Artikel Revision mit Freimüthigkeit, Bescheidenheit und Unparteilichkeit zu leisten versuchen werden.

Es verstehet sich wol von selbst, daß unsre Meinung nicht sein kann, den Merkur dadurch gleichsam zum Oberrichter über die deutsche Literatur aufzuwerfen. Einzelne Gelehrte und besondere Gesellschaften derselben haben nur eine Stimme; der namenloseste Erdensohn hat, wenn er was Kluges zu sagen hat, die seinige so gut als der Präsident einer Akademie; die Kunstrichter sind nur Sachwalter, das Publicum allein ist Richter, aber die Zeit spricht das Endurtheil aus.

So wie es begegnen kann, daß ein Werk des Genies ein halb Jahrhundert zu früh kommt, so geschieht es auch oft, daß ein Werk vom Publico für gut angenommen wird, nicht weil es gut ist, sondern weil das Publicum noch nicht weiß, was gut ist. Zur Zeit, da der feinere Theil unsrer Nation der Haupt- und Staatsactionen und des Hanswursts müde war, mußte das erste regelmäßige Trauerspiel mit einer Art von Entzückung aufgenommen werden; und in Vergleichung mit Posteln und Menantes mußten Neukirch und Gottsched Virgil und Horaz sein, so wie die gleichgiltigste Figur in einer Gesellschaft von häßlichen Zwergen zur Schönheit wird. Der Beifall, der von dem größten Theile des lesenden Publici noch jetzt so vielen mittelmäßigen Werken zugejauchzt wird; die noch immer herrschende Nachsicht gegen wesentliche Mängel; die Gewohnheit, bei vortrefflichen Werken um weniger kleiner, vielleicht nur eingebildeter Flecken willen kaltsinnig zu bleiben; die überhand nehmende Gleichgiltigkeit gegen das wahre Einfache und Große, und um Alles in ein Wort zusammenzufassen, die beinahe allgemeine Willkürlichkeit des Geschmacks, sind sichre Merkzeichen, daß gesunder Verstand und unverdorbne Empfindung in Sachen der Literatur noch nicht so gemein unter uns sind, als sie es bei einer aufgeklärten Nation sein sollten. Ich könnte einen Dichter nennen, von welchem seine Freunde und ihre Nachsprecher nie anders als mit Entzücken und Anbetung sprechen, während daß man in der besten Gesellschaft sich

lächerlich machen würde, wenn man mit besonderer Hochachtung von seinen Werken spräche. Die Frage ist nicht, ob diese oder jene Partei Recht habe. Ich will mit diesem Beispiel blos so viel sagen, daß wir in diesem Punkt (wie in so vielen andern) weit unter den Engländern sind, bei welchen es keine Frage ist, was von einem Milton oder Shakespeare zu halten sei. Die ganze Nation hat über den Werth dieser Dichter, über ihre Schönheiten und Fehler nur eine Stimme.

Alles dies beweiset nichts gegen das Richteramt des Publici, es beweiset nur, daß die Zeit allein seinen Aussprüchen das Siegel der Giltigkeit aufdrückt. Was will man mit diesem Ausdruck sagen? Nichts als dies: das Publicum urtheilt selten (vielleicht hätte ich gerade heraus sagen sollen, niemals) über seine Zeitgenossen richtig: theils, weil es so vielen einzelnen Personen, woraus es besteht, an der Einsicht oder dem Geschmack oder den Kenntnissen fehlt, welche zum richtigen Beurtheilen gewisser Personen oder Sachen unumgänglich erfordert werden, theils, weil sich Privatneigungen und zufällige Nebenumstände in die Urtheile mischen. Allein nach und nach vermehrt sich die Summe der Begriffe, welche den Geist der Nation leiten; die Umstände, welche das Urtheil von Tausenden verfälscht hatten, verschwinden; der Autor, der Artist u. s. w. tritt vom Schauplatz ab, seine Freunde und Feinde auch; die Nachwelt sieht nicht mehr den Mann, sondern was er gethan hat, oder (richtiger zu sprechen) sie urtheilt nicht mehr von den Werken nach ihren Vorurtheilen für oder wider den Mann, sondern von dem Manne nach dem herrschenden Eindruck, den seine Werke machen. Unparteiische Kunstverständige treten auf, sie haben diese Werke studiret, verstanden, geprüft; sie haben den Verfasser mit sich selbst, mit seinen Umständen, mit dem Charakter seiner Zeit, mit andern Verfassern seiner Gattung verglichen; sie haben das, was ihn unterscheidet, ausgefunden; sie kennen seine starke und schwache Seite; nichts hindert sie, gegen seine Vorzüge oder Verdienste gerecht zu sein; nichts schließt ihre Augen gegen seine Fehler. Sie sprechen ihr Urtheil öffentlich, und das Publicum bestätigt es; denn Jedermann fühlt oder glaubt zu fühlen, daß er ebenso gesprochen hätte. Hier und da mag sich wol in der Folge ein Widersprecher hören lassen, der zum Exempel die Verehrung ganzer Jahrhunderte und Nationen für einen Homer zum Vorurtheil machen will. Ein Aristoteles kann durch zufällige Umstände das Schicksal

haben, bald in feierlichstem Gepränge auf die scholastischen Altäre gestellt und angebetet, bald wieder durch Bannblitze heruntergeschleudert zu werden. Aber die Zeit hat den großen Mann in ihren Schutz genommen. Die Nebenursachen, welche oft veranlassen, daß ein solcher viele Jahrhunderte nach seinem Tode wieder der Gegenstand parteiischer Leidenschaften werden kann, verlieren sich; aber Homer und Aristoteles bleiben, Jener der Fürst der Dichter, Dieser der erste unter den Philosophen; ihr Ansehen steigt oder fällt mit dem Steigen oder Fallen des menschlichen Geistes, und in dem Augenblicke, da die Vernunft sich wieder auf den Thron schwingt, werden ihre Bildsäulen wieder hergestellt.

Diese kleine Abschweifung hat mich nicht von meinem Ziel entfernt; denn sie macht augenscheinlich, wie nothwendig das Amt Derjenigen sei, welche durch unparteiische und auf gründliche Einsichten gestützte Urtheile über Werke des Genies und der Literatur das Publicum gegen falsche Eindrücke zu verwahren, von bereits gefaßten Vorurtheilen zu befreien und auf den rechten Standpunkt, aus welchem die Gegenstände gesehen werden müssen, zu setzen suchen. Sie werfen sich keineswegs zu eigenmächtigen Tyrannen der literarischen Welt auf; sie verlangen nicht, daß Andre ihre Urtheile nachhallen sollen. Das Publicum behält sein Stimmrecht frei und ungekränkt; es wird nur von der Beschaffenheit der Sachen besser unterrichtet und in den Stand gesetzt, ein erleuchtetes Urtheil zu fällen. Wir sind weit entfernt, die Verdienste Derjenigen zu mißkennen, welche in diesem Felde bisher mit Ruhm und Erfolg gearbeitet haben und es hoffentlich noch ferner bearbeiten werden. Es sind derer so viele nicht, daß sie unsre Mitwirkung oder wir die ihrige unnöthig und vergeblich machen sollten. Wir wissen auch sehr wohl, daß viele Leser sich selbst ein Gesetz sind und keine fremde Leitung vonnöthen haben. Allein es ist doch wol gewiß, daß diese nur einen kleinen Theil des lesenden Publici, welches täglich zahlreicher wird, ausmachen, und daß der größere Theil gerade derjenige ist, für den man am Meisten besorgt sein muß.

Es ist Zeit, diesen Vorbericht zu schließen, wiewol dessen Länge dadurch genugsam gerechtfertigt wird, daß er zugleich allen folgenden zur Vorrede dient. Alles, was ich noch hinzuzufügen habe, ist eine kleine Erklärung an einige meiner Freunde, welche mir zu erkennen gegeben haben, daß sie Meisterstücke,

und was für den Herausgeber noch fürchterlicher ist, lauter Meisterstücke vom Merkur erwarteten und sehr wenig zufrieden sein würden, sich in ihrer Erwartung betrogen zu finden. Meisterstücke! Ich weiß nicht, ob wir deren in unsrer Sprache manche haben; denn nicht alle Stücke von einem Meister sind Meisterstücke. Oder wenn meine besagten Freunde dies für gleichbedeutende Redensarten halten, so wollen wir nicht um Worte streiten. Dem sei aber, wie ihm wolle, ich meines Orts verlange von keinem Verfasser, so wenig als von irgend einem Künstler, ein vollkommnes, ein untadeliges Werk. Auch kann nicht Alles gleich gut sein und nicht Alles Allen gefallen. Der Gäste, die der Merkur zu befriedigen hat, sind sehr viele und von sehr verschiedener Beschaffenheit. Die Einen fordern eine einfache, die Andern eine künstlichere Zubereitung; Einige wollen, daß jede Speise ihren eigenthümlichen Geschmack habe und sich selbst gleich sehe, Andre lieben nur Haut-goût und maskirte Schüsseln; Einige haben schwere, Andre leichte Speisen vonnöthen. Unsre Leser müssen also billig genug sein, zu denken, daß man für Keinen unter ihnen allein schreibt und sammelt, oder die Verfasser ziehen ihren Schild wieder ein, und koche, wer da will! Alles, wofür ich stehen kann, ist, daß wir ihrem Geist und Herzen lauter gute, gesunde Nahrung vorsetzen und sie von Zeit zu Zeit mit einer oder zweien deliciösen Schüsseln bewirthen werden. An Crèmen von allen Arten soll es auch nicht fehlen, wiewol ich in der That aus Liebe zu unsrer allerseitigen Gesundheit wünschen könnte, daß unsre sämmtlichen Magen stark genug sein möchten, von Rostbeef und Pudding leben zu können. Und nun — habe ich nichts weiter zu sagen.

An die Leser des Merkur's.[1])

Während daß dieser erste Band des Deutschen Merkur's abgedruckt wurde, sind dem Herausgeber von einsichtsvollen Freunden einige Veränderungen in der Einrichtung dieses periodischen Werkes vorgeschlagen worden, durch welche dasselbe der Vollkommenheit, die man ihm geben zu können wünschte, merklich näher gebracht werden dürfte. Der Merkur würde diesen Vorschlägen zufolge in den Stand gesetzt werden, seinen Lesern von Quartal zu Quartal das Neueste und Merkwürdigste in der deutschen sowol als englischen, französischen und italienischen Literatur vorzulegen, ohne daß gleichwol diese Artikel den Originalaufsätzen, nach welchen das Publicum am Begierigsten zu sein scheint, zu viel Raum wegnehmen sollten. Man zweifelt nicht, daß eine solche Einrichtung den Lesern angenehm sein werde, und wird, so bald nur immer möglich, sie ins Werk zu setzen suchen.

Der Artikel Revision[2]) soll, wie wir hören, Manchen ein Aergerniß sein und in Vieler Augen ein gefährliches Luftzeichen, welches Krieg und Unheil unter den deutschen Scriblern vorbedeute. Man irrt sich, wenn man sich die Sache so gefährlich vorstellt. Vielleicht findet sich in einem ganzen Jahrgang nicht dreimal die Gelegenheit zu einer Revision in forma. Es giebt zuweilen Gelegenheit, einen Kopf im Vorbeigehen zurechte zu setzen; aber wer wollte sich einfallen lassen, alle die Maculaturschreiber, welche heutigs Tags sich zu Richtern in der Republik der Wissenschaften und der Künste aufwerfen, denken, fühlen, urtheilen und schreiben zu lehren? Warum sollten wir Deutschen nicht auch unsre Oldmizons, Gildons, Theobalds, Frérons, Clements, Palissots u. s. w. haben dürfen, so gut als andre Nationen? Ich höre, die Verfasser der Literaturartikel

[1]) Deutscher Merkur 1773, I. S. 283–286. — A. d. H.

[2]) Vgl. oben S. 669. Er fehlte noch in den drei ersten Stücken, an deren Schluß obige Erklärung steht. — A. d. H.

in einem gewissen Lemgoer Journal sollen sich große Hoffnung machen, daß der **Merkur** ihnen die Ehre erweisen werde, sich mit ihnen abzugeben. Alles, was ich ihnen darauf sagen kann, ist, daß sie sich sehr irren.

Pope hatte sehr Unrecht, alle die Dümmlinge, welche in Journalen und kritischen Abhandlungen viele Jahre lang im Schweiß ihres Angesichts bewiesen, daß seine unvergleichlichen Werke **elendes Geschmier** seien, durch Versetzung in seine **Dunciade** zu verewigen. Das war es eben, was die langöhrichten Geschöpfe wollten!

Der **Merkur** macht sich keineswegs anheischig, alle Unbilden in der gelehrten Welt zu rächen, alle bösen Buben zu züchtigen und mit eingelegtem Speer auf offner Heerstraße gegen Alle und Jede zu behaupten, daß jedes schöne und nützliche Werk ein schönes und nützliches Werk sei. Seine Meinung ist nie gewesen, über alle guten, mittelmäßigen und schlechten Schriften, welche von Jenner 1773 an in Prose oder Versen innerhalb der Grenzen Germaniens zum Vorschein kommen werden, Gericht zu halten. Alles, wozu er sich verbindlich macht, ist, wenn er urtheilen wird, so vernünftig, unparteiisch und bescheiden zu urtheilen, als man es sich zum Herausgeber und dessen Freunden versehen kann.

Uebrigens kann der Herausgeber des **Deutschen Merkur's** nicht umhin, den Gönnern und Freunden, welche so geneigt gewesen, sich mit seiner Commission wegen Beförderung des **Merkur's** und Aufnahme der Abonnenten zu beladen, beim Schlusse dieses dritten Stücks den verbindlichsten Dank zu erstatten und ihnen die fernere Beförderung dieser Unternehmung, wenn sie dieselbe dessen würdig finden, zu empfehlen. Und da er bei dieser Gelegenheit von einer sehr großen Anzahl auswärtiger Gelehrten und andrer angesehener Personen von zum Theil weit entlegenen Orten mit freundschaftlichen Zuschriften beehrt worden ist, die er wegen eines durch die Umstände veranlaßten gänzlichen Mangels an Muße zum Theil gar nicht, zum Theil nicht nach dem Maß des Verdiensts Derjenigen, von welchen sie herrührten, und seiner Hochachtung gegen sie beantworten konnte: so bittet er dieselben sammt und sonders deshalben um Nachsicht und Vergebung und hoffet bei künftiger mehrerer Muße sich im Stande zu sehen, das Versäumte einbringen zu können.

Der Herausgeber an das deutsche Publicum.[1])

Wer von einer unangenehmen Sache zu sprechen hat, kann sich nicht kurz genug fassen. Ich würde meine Freunde beim Anfang dieses zweiten Theils des Teutschen Merkur's nicht schon wieder mit einem Vorberichte heimsuchen, wenn ich keinen andern Stoff dazu hätte als die günstigen oder ungünstigen, richtigen oder schiefen Urtheile, welche über den ersten Theil und einige darin enthaltne Stücke gefällt worden sind. Nicht alle ungünstigen Urtheile sind schief, nicht alle günstigen richtig; und zuweilen kann sogar ein Schuster einem Apelles einen Fehler zeigen. Der Herausgeber und seine Gehilfen werden sich bemühen, von allen Urtheilen, die ihnen bekannt werden, den besten Gebrauch zu machen, der davon zu machen ist, und belehrender Tadel wird ihnen allezeit lieber sein als unbedeutendes Lob. Indessen sieht sich gleichwol der Herausgeber genöthiget, die Leser an die Bitte zu erinnern, die er zu Ende des ersten Vorberichts an sie gethan hat; eine Bitte, deren Gewährung er von ihrer Billigkeit sollte erwarten können. Es ist unmöglich, daß jedes Stück seiner Sammlung Allen gefalle, für Alle unterhaltend sei; und es ist doch billig, daß jede Classe von Liebhabern etwas finde, das für sie da ist. Hat dies im ersten Theile noch nicht bewerkstelliget werden können, so kommt es blos daher, weil man nicht Alles auf einmal auftischen kann.

Ueberdies kennt auch der Herausgeber den Geschmack seiner meisten Leser noch nicht genug und hat ihren Beifall vielleicht hier und da blos dadurch verfehlt, daß er zu gut von den meisten dachte. Wie hätte er sonst sich einfallen lassen können,

[1]) Deutscher Merkur 1773, II. S. III—XVI. — A. d. H.

ein Stück wie Charmides und Theone in den Merkur einzurücken? Er ist (ungeachtet er versichert worden ist, daß man in vielen Orten und Gegenden Deutschlands gar nicht gewußt habe, was man aus dem Dinge machen sollte) noch immer überzeugt, daß Jacobi nie etwas Schöners und Lehrreichers gedichtet hat als diesen Charmides, und daß in keiner Sprache jemals etwas Schöners geschrieben worden ist als die Episode von Orpheus und Eurydice in diesem Charmides. Unter Tausend sind ungefähr Funfzig, die dies auch so finden, aber was sind Funfzig gegen Tausende? Charmides wird durch die Mehrheit der Stimmen verdammt, und von der Mehrheit der Stimmen hängt das Schicksal des Teutschen Merkur's ab. Dies ist freilich nur allzu wahr, und was sich daraus für Folgen ziehen lassen, fällt in die Augen. Aber wer sagt uns denn, daß unter den Tausend nicht unvermerkt, und wenn sie zu einer glücklichern Stunde, in einer bessern Laune, bei einer minder schweren Luft, als damals war, wie sie diesen armen Charmides lasen u. s. w., ihn wieder lesen sollten, vielleicht ein paar Hundert sich nach und nach zu den Funfzig hinüberschleichen werden? Es giebt Gemälde und Statuen, die beim ersten Anblick nicht gefallen, und die man vortrefflich findet, sobald man sie aufmerksam und mit einem gelehrten Auge betrachtet. Vielleicht geht es dem Autor des Charmides wie diesem mit seinen Bildsäulen der Venus und der Grazien.

Auch wegen der Briefe über die Alceste ist der Herausgeber von Einigen getadelt worden. Man hat ihn — den Verehrer, den Schüler des Euripides — beschuldiget, daß er sich selbst auf Unkosten dieses Alten einen Altar aufgebauet habe. Man hat ihm als einen Mangel von Bescheidenheit angerechnet, daß er von seinem eignen Werke Gutes gesagt, und man hat nicht daran gedacht, daß es ein Anders ist, wenn ein bekannter Verfasser von einem seiner Werke als Kunstverständiger urtheilt und Liebhabern oder Anfängern die Gründe sagt, warum er Dies so und Jenes so gemacht hat, und ein Anders, wenn ein junger Schriftsteller oder Einer, den Niemand lobt, sich selbst lobt, um — sich selbst zu loben. Hat der Dichter, der blos als Kunstverständiger von seinem eignen Werke urtheilt, falsch geurtheilt, so verdient er Tadel; hat er an seinem Werke für Schönheit gehalten, was offenbar Fehler ist, so lache man ihn aus; aber hat er richtig geurtheilt, so verschone man ihn mit dem Vorwurfe der Eitelkeit und gestatte ihm, was man einem

Corneille, einem Boileau und manchen Andern vor ihm gestattet hat. Doch dies Alles war es ja nicht, was ich meinen Lesern vortragen wollte. Eine Frage wollte ich an sie thun, von deren Beantwortung das Schicksal des Teutschen Merkur's, sein Leben oder Tod (denn unsterblich ist er leider nicht) abhangen wird.

Bekanntermaßen ist der Merkur in letzter Leipziger Messe nachgedruckt worden, und dieser Nachdruck, der dem Original sehr ähnlich ist, wird in den meisten deutschen Buchläden um einen halben Thaler oder um einen leichten Gulden wohlfeiler verkauft, als ihn die Abonnenten haben. Der Herausgeber konnte diesen Nachdruck (er überläßt es allen ehrliebenden Leuten, der Sache den rechten Namen zu geben) nicht verhindern; die Ursachen, warum er es nicht konnte, herzuzählen, würde zu nichts nützen, und er könnt' es auch nicht thun, ohne in ein Wespennest zu stechen, welches er herzlich gern unangetastet lassen möchte — so lang, als es möglich sein wird. Genug, der Nachdruck ist einmal da, und vom Publico allein hängt nun es ab, ihn zu hemmen. Ich will zu keinen Privilegien, zu keinen Zwangsmitteln meine Zuflucht nehmen; der Merkur soll durch seine gerechte Sache und den guten Willen der Leser fortdauern — oder er soll fallen! Aber dies ist gewiß, soll er fortdauern, so muß der Nachdruck aufhören; für beide ist die deutsche lesende Welt nicht groß genug. Alles kommt also darauf an, ob die Liebhaber, welche den Merkur fortgesetzt wünschen, es dadurch beweisen wollen, daß sie sich bei dem Herausgeber oder seinen erbetnen und überall schon bekannten Collecteurs abonniren. Ob sie dies wollen, steht bei ihnen. Damit aber auch der Herausgeber beweise, daß er bereit ist, alles Mögliche zu thun, so macht er von seiner Seite hiemit folgende Erklärung bekannt.

Für diesen ersten Jahrgang muß es verschiedener Ursachen wegen um so mehr sein Verbleiben bei der bisherigen Einrichtung haben, da der Nachdruck dem Herausgeber und seiner Gesellschaft bereits einen zu empfindlichen Schaden gethan hat, als daß man in der Ungewißheit, worin man jetzt schwebt, eine die Unkosten sehr beträchtlich vermehrende Aenderung vornehmen könnte. Werden aber, wie man hofft, die gehörige Anzahl Abonnenten sich für den künftigen Jahrgang finden, so verspricht der Herausgeber

1. „Von besagtem Jahre an alle zwei Monate ein Bändchen von sechzehn Bogen, mithin jährlich sechs

solche Bändchen, oder anstatt drei Alphabeten viere, gegen Vorausbezahlung einer halben Pistole dergestalt zu liefern, daß alle abonnirten Exemplare broschiret und franco von acht Wochen zu acht Wochen an die Collecteurs eingesandt werden sollen.

2. Diese Vermehrung der Bogen soll dem innern Werthe dieser periodischen Sammlung nichts benehmen. Der Herausgeber sieht sich vielmehr durch die Anzahl und den Eifer seiner Mitarbeiter im Stande, den Merkur immer unterhaltender zu machen und dem Zweck der Gemeinnützlichkeit immer näher zu bringen. Auch ist er

3. entschlossen, Alles, was er künftig schreiben und des Drucks nicht unwürdig halten wird, in den Merkur einzurücken."

Findet diese vorgeschlagne Einrichtung den Beifall des Publici, so hofft der Herausgeber, Diejenigen, welche sich den Merkur anzuschaffen gedenken, werden sich lieber unter so billigen Bedingungen bei ihm oder seinen Commissionärs abonniren, als den Nachdruck begünstigen und dadurch eine zum Ruhm und Vergnügen der Nation abzielende Unternehmung, ehe sie noch recht angefangen, schon wieder zernichten wollen.

Uebrigens stattet der Herausgeber einer großen Anzahl gelehrter und angesehener Männer, welche ihn aus Gelegenheit des Merkur's mit ihrer Zuschrift beehrt haben, nochmals seinen Dank ab und bittet sie um Entschuldigung, wenn er Vielen die Antwort gar schuldig geblieben und Vielen nicht eigenhändig oder so, wie es ihre Zuschriften verdienten, antworten konnte. Eine physische Unmöglichkeit dient ihm zur Apologie. Seine Tage haben nur vierundzwanzig Stunden, und von diesen sind die wichtigsten einem Lehramte bei den Durchlauchtigsten Prinzen von Weimar gewidmet. Ein guter Theil von Zeit schlüpft ihm in den Umständen, worin er lebt, unter einer Menge unfreiwilliger Zerstreuungen gleichsam zwischen den Fingern weg, und was er zu seinen Privatstudien und Geschäften erübrigen kann, ist gewöhnlich der kleinste Theil. Sollte er auch noch diesen, wie seit etlichen Monaten geschah, mit Briefelesen und Briefeschreiben hinbringen müssen, so würde ihm zum secum habitare,[1]) zum Lesen, zum Denken und etwas zu schreiben, das würdig sein könnte, von einem vernünftigen Geschöpfe gelesen zu werden,

[1]) Nach Persius, IV. 52: „Tecum habita". — A. d. H.

gar nichts übrig bleiben. Viele Leute bilden sich einen Schriftsteller als ein Wesen ein, das immer die Feder in der Hand hat und haben soll. Da er für sie weiter nichts als ein Autor ist, so erwägen sie nicht, daß er auch überdies ein Mensch und ein Bürger ist; daß er als ein solcher in einer Menge von Verhältnissen stehen kann, die ihm besondere Pflichten auferlegen; daß er auch Bedürfnisse hat wie andre Erdensöhne; daß er essen, trinken, Bewegung machen, ausruhen und schlafen muß; daß man zuweilen einen oder mehr Tage der Gesellschaft aufopfern muß, mit der man lebt; daß man nicht immer wohl oder doch nicht immer aufgelegt ist, zu philosophiren oder zu dichten. Aber Alles dies kommt bei den meisten Lesern in gar keine Betrachtung. Sie sind gewohnt, sich einen Autor, der die Ehre hat, sie zu amüsiren, als einen Sclaven vorzustellen, der nur zu ihrem Dienst erschaffen ist; und sie sind ebenso wenig geneigt, ihm irgend eine Entschuldigung, so rechtmäßig sie auch sein mag, gelten zu lassen, als der Großsultan seinem Bostandschi-Baschi.

Bei dieser Bewandniß der Sachen weiß sich der Herausgeber des Merkur's nicht anders zu helfen als durch die sehr angelegene Bitte an alle seine Freunde und Correspondenten, welche ihm in Sachen, den Merkur betreffend, schreiben wollen oder zu schreiben haben: daß sie von nun an die Güte haben möchten, ihre Briefe nicht an ihn unmittelbar, sondern An die Expedition des Teutschen Merkur's zu Weimar zu adressiren, dagegen aber versichert zu sein, daß sie von dieser jederzeit die erforderlichen Antworten erhalten und ebenso schleunig als sorgfältig bedient werden sollen.

Weimar, den 30. Junius 1773.

Antworten an unsere Correspondenten.[1])

1. Der Herausgeber des Merkur's hat vor Kurzem von einem Ungenannten aus Prag ein Schreiben erhalten, über welches er aus Mangel eines andern Weges sich hier öffentlich erklären muß. Der Ungenannte beginnt, wie natürlich, mit einer höflichen captatione benevolentiae; und „da anbey (so fährt er fort) Deroselben Teutscher Merkur mit vollkommenstem Rechte gleichsam als ein Probierstein der teutschen Auctorum genennt zu werden verdient; solchemnach habe an Niemanden Andern als an Ew. ꝛc. mich verwenden zu können vermeynet, um damit der Progreß einer außerordentlich monstrosen Wochenschrift annoch bey Zeyten gehemmet werden möchte, welche hierorts in Prag seit dem 7ten Januarii a. c. zur Schande unsers lieben Böhmerlandes herauskömmt. Ich bin gänzlichen der Meynung, Ew. ꝛc. würden zu unpartheyisch gesinnet seyn, als daß Hochdieselben Sich durch die wiederholten Elogen sollten verblenden lassen, mit welchen man Dieselben in gedachter Wochenschrift, zu bestechen, die leicht zu vermuthende Absicht zu haben scheinet. Ich kann mir ohnmöglich in meinen Gedanken fürstellig machen, welchermaßen Dieselben den neu herausgesuchten Stylum, in welchem einige neuere englische Schriften, als ex. g. unter andern das Mischmasch des Tristram Shandy, der sich so nennender empfindsamer Reisen des Yorick's, und unterschiedliche in Teutschland leider zusammengeschmiedete Scartequen, als das Buch sub Titulo M** R**, die „Beyträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Herzens und Verstandes", und noch einige andere geschrieben seynd, in

[1]) Teutscher Merkur 1774, I. S. 371—373. Wir geben diese Antworten hier nur als Probe, da eine Vollständigkeit nicht beabsichtigt sein kann. — A. d. H.

deren Classe allerdings auch die hiesige neue Wochenschrift, welche Wochentlich Etwas heißt, und wohl mit besserm Fug und Rechte „Wochentlich Nichts" heißen sollte, an welcher Art Schriften ich hierorts keinen vernünftigen Menschen einigen Geschmack zu finden glaube, und auch so ziemlich weiß. Dannenhero habe Ew. 2c. anmit im Namen aller und jeder vernünftiger Prager, ja, ich darf sagen, aller Leute von Einsicht, beflissentlich zu ersuchen mich erkecken wollen, welcher Gestalten Dieselben gütigst geruheten, sowohlen überhaupt diesen kauderwellischen Stylum, als in specie, obmehrerwähntes Wochenblatt, sofern es Hochdenenselben nicht vielleicht unter aller Kritik zu seyn scheinete, bey nächst sich ergiebiger Gelegenheit in dem Teutschen Mercurio verdienter Maßen herabzumachen, und dadurch die jungen Witzlinge, die dieses Blatt zusammenschmieren, recht empfindlich zu züchtigen, um so mehr, als leider auch verschiedene Liebhaber und Leser Dero verdienstvollen Mercurii Vertheidigere dieses elenden Wochengeschwätzes seynd. Der gütigen Gewährung dieser beflissentlichen meinen Bitte, wodurch Dieselben einen großen Theil des Prager Publici, und namentlich mich gegen Deroselben verbindlich machen können, mich vertröstend, habe ich schlüssentlichen die Ehre" 2c.

Sintemalen und alldieweilen nun aber wir, der Herausgeber und die Mitarbeiter des Merkur's, 1mo) mehrbesagtes Monstrum einer neuen Pragischen Wochenschrift bis dato zu Handen zu bekommen nicht vermögend gewesen, uns aber 2do) verhoffentlichen von dem Herrn Anonymo und Wohldesselben Herren Obern und Committenten nicht wird angesonnen werden wollen, daß wir in unserm Mercurio die besagte Wochenschrift herabmachen und deren Verfassere empfindlich züchtigen sollten, ehebevor wir von dem Corpore delicti allvorderst sattsamliche Kundschaft erhoben haben und von dessen Existenz legaliter vergewissert worden seynd; allermaßen 3tio) ein solches Verfahren, als mit einer unheilbaren Nullität behaftet, den Teutschen Mercurius alles seines Verdienstes und der ohnehin dissorts nicht angemessenen Befugsame, gleichsam ein Probierstein der teutschen Auctorum zu seyn, bey allen ehrlichen Leuten auf einmal verlustigen dörfte: als getröstet man sich abseiten eröfterten Teutschen Mercurii zu des Herrn Anonymi und Committenten anwohnender billigmäßiger Gedenkensart, Wohldieselben bey solcher der Sachen Bewandtsamme, von obigem beschwerlichen Ansinnen freywillig abzustehen und diesseitiges Kunstrichteramt mit derley

in Rechten nicht begründeten petitis nicht weiters zu behelligen, von selbsten wohleinsichtlich bedacht und beflissen seyn werden. Sign. Weimar, den 1. März 1774.

Uebrigens hätte sich der Anonymus in seinem Anliegen unmöglich schlimmer als an den Herausgeber des Merkur's adressiren können, als der nicht nur bekanntermaßen ein eifriger Verehrer des englischen Originals von Tristram Shandy und Yorick's empfindsamer Reise ist, sondern überdies noch das Unglück hat, selbst Verfasser der Scarteque Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Herzens zu sein, ja in der Verstockung schon so weit gekommen ist, einige Stücke dieser Scarteque, als da sind die „Palmblätter des Abulfaouaris" und die „Auszüge aus dem Philosophen Tlantlaquacapatli", für das Beste zu halten, was er jemals gedacht und geschrieben haben mag.

2. Der poetische Brief, Fida in Elysium an ihren geliebten Lälius, ist zwar nicht ohne Schönheiten und verräth ein aufkeimendes Talent, welches wir nicht ersticken möchten. Aber wir wünschten, daß der Verfasser noch nicht daran dächte, seine Versuche dem öffentlichen Urtheil auszustellen. Wir empfehlen ihm besonders die Bemühung, seine Gedanken in den wenigsten Worten auszudrücken und seine Gemälde mit wenigen, aber desto stärkern Zügen auszuführen, mehr Rundung in den poetischen Perioden, mehr Musik in der Versification, mehr Aufmerksamkeit auf die genaueste Sprachrichtigkeit und Vermeidung der sogenannten poetischen Licenzen — am Allermeisten aber der Reminiscenzen aus den Dichtern, die er gelesen hat.

3. Schon vor geraumer Zeit ist dem Herausgeber ein Fragment eines Heldengedichts in Hexametern von einem Ungenannten zugeschickt worden. Der Verfasser vermuthet selbst, daß dieses schon vor vielen Jahren aufgesetzte Stück eines unvollendeten Ganzen in mehr als einer Betrachtung nicht mehr in unsre Zeiten passe, und wir glauben, daß er Recht hat. Einige Stellen hätten uns durch ihre Schönheit beinahe verführt; aber bei zwanzig andern — zupfte uns Apollo oder der gute Genius des ungenannten Dichters beim Ohre, und wir gehorchten der Warnung.

4. Von einigen andern eingesandten Versen wird man diejenigen aussuchen, die sich über das Mittelmäßige erheben, und sie nach und nach einrücken, wenn es auch nur wäre, weil in einem Blumenstrauß die schönsten Blumen dadurch gewinnen, wenn sie mit minder schönen gepaart sind.

Vorerinnerung des Herausgebers zu den Theatralischen Neuigkeiten.[1])

Viele Leser haben die Wiederherstellung dieses Artikels im Teutschen Merkur gewünscht, und ich glaube selbst, daß er nicht ohne Nutzen sein wird, wenn er den Freunden des Theaters zuverlässige Nachrichten und richtige Urtheile liefert. Da ich mich nun aus guten Ursachen nicht selbst damit abgeben kann noch will, so habe ich diesen Artikel einem Manne aufgetragen, der viel Kenntniß in diesem Fache besitzt.[2]) Ich versehe mich des Besten zu ihm, kann aber weder für seine Nachrichten, noch für seine Urtheile Bürge sein, sondern muß ihm die Verantwortung derselben selbst überlassen. Ich würde mich mit jedem andern Verfasser in dem nämlichen Falle befinden; und überhaupt würde, von theatralischen Personen, Stücken und Vorstellungen Urtheile, wodurch sich Niemand beleidigt finden sollte, zu fällen, einem Gott zu schwer sein. Es wird also, wie ich mir leicht vorstellen kann, über den gegenwärtigen Artikel und dessen künftige Fortsetzungen viel Klagens erhoben werden; und Mancher, der nicht nach seinem Sinn gelobt oder seiner Meinung nach unbillig getadelt worden, wird seine Geberde verstellen, vielleicht auch Rache schnauben und gelegenheitlich nehmen, so gut er kann. Aber dies sind Ungemache dieses Erdenlebens, gegen welche kein Mittel ist. Alles, was ich selbst — ich, der ich alle Talente und Verdienste von Herzen liebe und, so viel an mir ist, aufmuntere, von keiner Partei und wider Nie-

[1]) Teutscher Merkur 1775, I. S. 176f. Wieland hatte bisher nur zweimal „Theatralische Nachrichten" aus Weimar selbst mitgetheilt. Vgl. oben S. 211 ff. und 218 f. — A. d. H.

[2]) Schmidt in Gießen. — A. d. H.

mand eingenommen bin, kein Interesse habe, Jemand zu loben noch zu tadeln, durch Niemands Kleinheit größer und durch Niemands Größe kleiner werden kann und nichts Verachtenswürdigers kenne, als andre Leute aus bloßem Muthwillen zu insultiren — Alles, was ich hiebei thun kann, ist, fürs Erste einem Jeden, der etwas gegen die Wahrheit der in diesem Artikel vorkommenden Nachrichten oder Urtheile mit Grund einzuwenden hat, freizustellen, daß er seine Vertheidigung oder Berichtigungen durch den Merkur selbst an das Publicum gelangen lasse, und dann mich allen Freunden der Literatur und des Theaters sehr verbunden zu erklären, welche mich durch ihre Beiträge in den Stand setzen wollten, diesem Artikel eine Vollständigkeit und Zuverlässigkeit zu geben, die er ohne eine solche Mitwirkung schwerlich erhalten kann.

An das Publicum
und besonders an alle bisherigen Freunde und Leser des Teutschen Merkur's.[1])

Der Herausgeber des Merkur's kann, so lange bis er dieses Journal zum möglichsten Grade einer der gemeinnützlichen Bestimmung desselben entsprechenden Vollkommenheit erwachsen sieht, weder sich selbst genugthun, noch dem Publico für die bisherige günstige und nachsichtvolle Aufnahme seiner Bemühungen zu diesem Zweck seine Dankbarkeit anders beweisen, als indem er mit verdoppeltem Eifer alle seine Aufmerksamkeit und Fähigkeit dahin verwenden wird, den Teutschen Merkur mit jedem Jahrgang interessanter und zu einem nützlichen Einfluß auf Geist und Herz, Geschmack und Sitten der Nation geschickter zu machen.

Die innere Verfassung unsers deutschen Vaterlandes — der Mangel eines gemeinen Mittelpunkts wie Paris oder London — die besondere Lage des Herausgebers — die daher entspringende Schwierigkeit, eine hinlängliche Anzahl tauglicher Mitarbeiter zu finden, und die gänzliche Unmöglichkeit, mit Allen, die es schon sind oder noch werden können, an dem nämlichen Orte zu leben — alle diese und noch mehr andere Umstände haben unserm guten Willen und unsrer Thätigkeit bisher Grenzen gesetzt, die wir nicht übersteigen konnten. Ohne Zweifel hat auch diese Betrachtung bei billigen und von keinen Privatleidenschaften wider den Herausgeber eingenommenen Lesern die Nachsicht erweckt, womit man die mangelhafte Seite dieses Jour-

[1]) Teutscher Merkur 1775, IV. S. 90–96. — A. d. H.

nals bisher übersehen oder geduldet hat. Allein der Herausgeber hat nun gegründete Hoffnung, dieser Nachsicht künftig immer weniger zu bedürfen, da er nicht nur für den künftigen Jahrgang neue tüchtige Gehilfen in verschiedenen Fächern erhalten, sondern auch durch die Großmuth des vortrefflichen jungen Fürsten,[1]) an dessen Bildung in den letztverwichnen Jahren er einigen Antheil zu haben das Glück gehabt, künftig einer Muße genießen wird, die ihn in den Stand setzt, sein übriges Leben dem Erforschen dessen, was wahr, schön und gut ist, den Musen, denen er seines Lebens süßeste Stunden zu danken hat, dem Teutschen Merkur und endlich auch der Verbesserung und Vollendung seiner bisherigen Schriften einzig widmen zu können.

Diesem zufolge können wir dem Publico mit einiger Zuversicht versprechen, daß der Merkur sich nicht allein in seinem diesjährigen, mit beinahe allgemeiner Billigung belohnten innern Werth erhalten, sondern in verschiedenen Stücken, besonders durch einige neue oder wenigstens bisher (zu des Herausgebers Bedauern) noch immer zurückgebliebene Artikel — z. B. durch Nachrichten von Allem, was von Zeit zu Zeit zu Beförderung der ökonomischen Wissenschaften und Künste Neues geschrieben, versucht und erfunden wird, und eben dergleichen den Zustand der schönen Künste in Deutschland und die Bemühungen unsrer Künstler betreffend, vollständiger und unterhaltender werden soll.

Bei dem Artikel der kritischen Nachrichten von dem Neuesten unsers Parnasses oder unsrer schönen Literatur haben sich bisher die meisten Schwierigkeiten vorgefunden. Der Herausgeber hatte weder Muße noch innerlichen Beruf, sich demselben selbst zu unterziehen; überdies schreckten ihn noch manche gegründete Rücksichten ab, den Richter über andre Schriftsteller zu machen. Er übertrug also dieses Amt einem Gelehrten,[2]) der ihm durch seine weitläufigen Kenntnisse in diesem Fache und durch die Unparteilichkeit, von der er Profession macht, dazu vorzüglich geschickt zu sein schien. Zum Unglück war dieser Gelehrte allzu weit von dem Herausgeber entfernt, als daß sie einander ihre Gedanken über die vorkom-

[1]) Karl August hatte am 3. September die Regierung angetreten, und Wieland war mit ansehnlichem Jahrgehalte in Ruhestand versetzt worden. — A. d. H.

[2]) Schmidt in Gießen. — A. d. H.

menden Gegenstände vorläufig mittheilen und durch Widerspruch, Einwürfe, Rede und Gegenrede die Urtheile, welche der Merkur bekannt machen sollte, zur möglichsten Richtigkeit und Reife hätten bringen können. In manchen Stücken gingen auch ihre Meinungen von einander ab, und der Herausgeber war mehr als einmal in dem Falle, diese und jene Stelle der Aufsätze seines Freundes bald in ein helleres Licht gesetzt, bald richtiger bestimmt, bald ganz und gar anders zu wünschen. Allein es war weder schicklich, in der Arbeit eines Andern eigenmächtige Aenderungen vorzunehmen, noch (wenn dies auch angegangen wäre) immer möglich, da diese Aufsätze oft, so wie sie einliefen, in die Druckerei geliefert werden mußten. Dem Herausgeber blieb also nichts Anders übrig, als öffentlich (wie er mehr als einmal gethan) zu erklären, daß er nicht immer der Meinung des Verfassers von jenem Artikel sei und demselben seine Urtheile selbst zu verantworten überlassen müsse. Und da er dessen ungeachtet das Mißvergnügen hatte, zu sehen, daß ihm von einigen öffentlichen Beurtheilern nicht nur unverdiente, zum Theil hämische Vorwürfe gemacht, sondern selbst von rechtschaffnen Leuten zur Last gelegt wurde, daß einigen Männern, für deren Werke er eine zwar nicht schwärmende und unumschränkte, aber gewiß aufrichtige Hochachtung hegt, im Merkur nicht die gehörige Gerechtigkeit widerfahren sei — ein Vorwurf, der z. B. in Absicht der Herderischen Aeltesten Urkunde nicht ungegründet ist —, so wollte er (so ungern er sich auch hierzu entschloß) diesen Artikel im Jahrgang 1775 lieber gänzlich abgehen lassen, als ferner Anlaß geben, daß seine Art zu denken und sein Herz um fremder, mit den seinigen nicht immer einstimmender Meinungen oder Urtheile willen von Leuten, die ihn weder kennen noch kennen wollen, noch länger in falsches und gehässiges Licht gestellt werde. Ob nun diesem Mangel jemals werde abgeholfen werden können, oder wie bald solches geschehen werde, läßt sich jetzt noch unmöglich sagen. Ein Mann, der das ganze Feld unsrer schönen Literatur stückweise vollkommen zu beurtheilen und im Ganzen mit einem Götterblick zu übersehen fähig wäre, ein Mann von ebenso warmem und zartem Gefühl als scharfer Beurtheilungskraft, selbst ein Meister in der Kunst zu schreiben, dabei vollkommen unparteiisch und von allen Nebenabsichten, vorgefaßten Meinungen, Zu- und Abneigungen frei, und (was noch überdies eine unumgängliche Bedingung wäre) der sich entschließen könnte, seine ganze Aufmerksamkeit und Geistes-

kraft auf Verfassung etlicher kritischer Bogen jährlich zu verwenden — das wäre freilich der Mann, den wir nöthig hätten.[1]) Aber wo werden wir diesen Mann finden? Und wenn wir ihn auch gefunden und (was viel Glück wäre) überredet hätten, eine so schwere und undankbare Arbeit auf sich zu nehmen: würde dieser Mann, würde ein Gott selbst Jedermann zufrieden stellen, allen schiefen Urtheilen, Mißdeutungen und falschen Folgerungen ausweichen, jedem Schriftsteller nach den Forderungen seines Eigendünkels und allen dessen Freunden, Parteigängern und ganzem servo pecori nach dem Uebermaß ihrer Schwärmerei oder Dummheit Genüge leisten können?

Dieser Artikel sei also einsweilen noch dem Schicksal heimgestellt! Alles, was sich inzwischen versprechen läßt, ist, daß kein erhebliches großes oder kleines neues Product unsrer Literatur im Merkur unangezeigt, und wenn es lobenswerth ist, unangepriesen bleiben soll, und daß der Herausgeber über solche, die er zu beurtheilen fähig ist und hinlänglich studirt hat, von Zeit zu Zeit seine eigne Meinung sagen wird.[2])

Weimar, den 26. October 1775.

---

[1]) Vgl. Wieland's Brief an Lavater vom Juli 1775. — A. d. H.

[2]) Der von uns weggelassene Schluß des Artikels bezieht sich auf die Ausstattung jedes Heftes mit einem Bildnisse und die Bitte um zeitige Anbestellung. — A. d. H.

Nachschrift zu den kritischen Anzeigen.[1])

Mit diesem kritischen Artikel sind neue Anstalten getroffen worden, die für sich selbst sprechen mögen. Da uns der eingeschränkte Raum nur wenig weitläufige Recensionen verstattet, gleichwol aber viele Leser von Allem, was herauskommt, glaubwürdig berichtet sein möchten, ob es unter das Vortreffliche, Gute oder Mittelmäßige gehöre oder wol gar nur als Maculatur zu brauchen sei, so wird künftig in jedem Monat eine Liste neuer zur Lectüre gehöriger Bücher gegeben werden, deren Qualität man nur andeuten wird. Die vortrefflichen nämlich sollen durch Schwabacher — die guten mit einem * — die mittelmäßigen ohne Zeichen und die schlechten unter der Rubrik Maculatur bemerkt werden.[2]) Zur Probe diene einstweilen Folgendes:

Möser's patriotische Träume.
* Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. 6 Theile. Neue Auflage. 1776.[3])
* Urbegriffe von der Beschaffenheit, dem Ursprung und Endzweck der Natur.
* Mein Contingent zur Modelectur.
* Geschichte der englischen Colonien in Nordamerika.
Hirschfeld, von der moralischen Einwirkung der bildenden Künste auf den Menschen.
Der Briefwechsel keine Erdichtung.

[1]) Teutscher Merkur 1776, I. S. 91 f. — A. d. H.

[2]) Dieser Vorschlag kam von Merck. Vgl. Wieland's Brief an Diesen vom 26. Januar 1776. — A. d. H.

[3]) Wieland bereute bald darauf dieses Lob. Vgl. Briefe an Merck, S. 90. — A. d. H.

Maculatur.

Der Bauernstand in Niedersachsen.

Alle Bücher aus allen Theilen der Gelehrsamkeit zu recensiren, überläßt man den hiezu allein bestimmten Journalen. Doch lassen sich für den Bezirk, worin der kritische Theil des Merkur's sich halten wird, jetzt noch keine festen Grenzlinien ziehen.

---

[1]) Um unsre Leser außer allen Zweifel zu setzen, was wir bei der vorläufigen durch Zeichen bewirkten Kritik der neuen Bücher gerne gedacht wissen wollten, erklären wir uns schuldigermaßen dahin, daß das Wort fürtrefflich bei uns denjenigen Schriften in geziemendem Respect beigefügt werde, von denen wir glauben, daß sie der Nation angehören, auf die Nachwelt kommen und in ihrer Art Epoche machen. Gut ist bei uns so viel als brauchbar, und zwar oft nur für den Moment. Mittelmäßige sind diejenigen, die bei aller Welt so wie bei uns von gar keiner Bedeutung sind, ganz ihres Zweckes verfehlen und gar oft mit einem noch kürzern Worte schlecht genannt werden könnten. Die Rubrik Maculatur hat als Kunstwort, wie uns dünket, keiner weitern Aufklärung nöthig.

Fürtrefflich.

Stella, ein Schauspiel für Liebende, von Goethe.

Gut.

Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste.
Merkwürdigkeiten der Morduanen, Baschkiren, Kirgisen u. s. w, ein Auszug aus Pallas' Reisen.

Mittelmäßig.

Sinngedichte und Lieder, gesungen an der böhmischen Grenze.
Heinrich und Lyda, eine Scene aus dem menschlichen Leben.
Geschichte der Fanny Meadows.

Maculatur.

Beisteuer zur Poesie, Moral und Literatur 2c.

---

[1]) Teutscher Merkur 1776, I. S. 192. — A d. H.

Theater.[1])

Warum die Theatralischen Nachrichten, die der Teutsche Merkur im letzten Jahrgang lieferte, in diesem wegfallen, wird, wie es scheint, viel weniger gefragt werden, als warum ich solche nicht von Anfang an weggelassen. Die Beschwerden, die über diesen unglücklichen Artikel bei mir einlaufen — die bittern Klagen, welche bald von den Unrecht leidenden oder doch sich beleidigt fühlenden Schauspielern, bald von ihren Freunden und Gönnern geführt werden — die ewige Ungewißheit und Sorge, worin ich nothwendig bei jedem Urtheil des ehmaligen Kunstrichters schweben mußte — mein herzlicher Abscheu vor aller Unbilligkeit und unnöthigen Kränkung der Eigenliebe meiner Nebenmenschen, zumal in Sachen, woran dem h. Reich deutscher Nation so unendlich wenig gelegen ist als daran, ob dieser oder jener Schauspieler diese oder jene Rolle gut oder schlecht mache u. s. w. — wenn alle diese Ursachen noch nicht hinreichend sein sollten, meinen Entschluß zu rechtfertigen, so habe ich noch eine in petto, die so gut ist als tausend — wiewol ich's jetzt für unnöthig halte, sie geltend zu machen. Um nur eine Probe zu geben, wie übel der Verfasser des vormaligen Theaterartikels von seinen Correspondenten bedient worden sein müsse, will ich eine Stelle aus einem Briefe abschreiben, den ich so eben aus Berlin erhalte. Sie betrifft die Madame Henisch, von welcher im September 1775, S. 280 ein Urtheil gefällt wird, wofür ihr die größte Genugthuung gebührt, wenn es ungerecht ist. „Das Gefühl meines Herzens kann Ihnen Bürge dafür sein," schreibt man mir, „daß der Beifall, den Madame

[1]) Teutscher Merkur 1776, I. S. 92f. – A. d. H.

Henisch in Berlin erhalten, kein zweideutiges — wegen, ich weiß nicht was — verdiente. Diese Frau bezaubert alle Seelen mit der Anmuth und Unschuld ihrer Pantomime. Ihr Charakter ist auf ihrem Gesicht ausgedrückt: lauter Sanftmuth und Innigkeit, lauter edle, süße Einfalt, mit Ernst und Liebe vermischt. Sie tritt hervor, sie schlägt ihr himmelschönes Auge nur auf und sagt mit einem Blicke mehr, als manche Schauspielerin mit der geläufigsten Zunge und dem fertigsten Armgefechte nicht sagen kann. Ihre Declamation ist zuweilen etwas zu pathetisch — ich gestehe dies ein —, aber man muß auch nie zu viel von der Natur fordern. Sie gab dieser Schauspielerin den feinsten musicalischen Wohlklang in die Werkzeuge des Gesangs und scheint ihr dagegen weniger Fähigkeit zur mannichfaltigen Modulation des Sprechtons mitgetheilt zu haben. Alles aber, was unter den Artikel von Zärtlichkeit gehört, Alles, was Liebe, Schmerz, Wuth und Verzweiflung ausdrücken soll, wird von Madame Henisch vollkommen gut ausgedrückt" u. s. w. Was diesen Lobsprüchen, die von einem großen Lob ihres sittlichen Charakters begleitet werden, die Kraft eines ganz vollgiltigen Zeugnisses zu geben scheint, ist, daß sie von — einer Frau herrühren, und von einer Frau, die in Sachen, worüber Genie und Gefühl zu erkennen haben, unter den Männern eine Stimme hat. Auch dem Herrn Henisch und noch mehr andern Personen bei der Döbbelinischen Gesellschaft soll, wie eben diese Freundin mich versichert, Unrecht geschehen sein. Ein Brief von Mainz behauptet das Nämliche von den Urtheilen über einige Glieder der Marchandischen Gesellschaft, und ein Augenzeuge, dessen Urtheil (zumal in diesem Fach) entscheidend ist, versichert mich, daß insonderheit den Schauspielern Huck und Hellmuth im Merkur nie völlige Gerechtigkeit widerfahren sei; daß Beide deswegen Lob verdienten, weil sie sich ein Studium daraus machen, natürlich zu spielen, und besonders ihre Lieblingsrollen mit Sorgfalt bearbeiten; und daß sie auch simpel-edle Rollen gut machen würden, wiewol sie bisher mehr in den französischen Operetten, und zwar Herr Huck besonders durch die Lebhaftigkeit sowie Herr Hellmuth durch das Simpel-Drollichte seines Spiels in Alten- und Bedientenrollen (wofür auch seine Stimme eine natürliche Schicklichkeit hat) sich geübt und hervorgethan u. s. w. Da nun also der Teutsche Merkur, ohne alle Augenblicke in Gefahr zu sein, sich fremder Sünden theilhaft zu machen, keine kritischen Nachrichten von Schauspieler-

gesellschaften ferner liefern kann, so wird der Artikel Theater blos auf Anzeige und Beurtheilung merkwürdiger neuer Schauspiele eingeschränkt werden. Sollten aber die Directoren der Schauspielergesellschaften oder sonst Jemand, der sich für die Aufnahme der Schauspielkunst interessirt, künftig zuweilen dem Publico etwas bekannt zu machen wünschen, woran ihnen oder den Freunden der Kunst gelegen ist, und wodurch Niemand Unbild zugefügt wird, so bin ich erbötig, ihre Aufsätze, soweit es der Raum und die Natur dieses Journals zuläßt, unter besagtem Artikel einrücken zu lassen.[1])

---

[1]) Gegen einen Schauspieler Seip, der ihn persönlich wegen einer Aeußerung Schmidt's angefahren, hatte sich Wieland im Merkur 1775, III. S. 94—96 erklärt. — A. d. H.

Kritische Anzeigen.[1])

Historia et Commentationes Academiae scientiarum et artium elegantiorum Theodoro-Palatinae, Vol. III. Vortrefflich und Allen, die an Erweitrung des Reichs der Wissenschaften Theil nehmen, wichtig.

Heyne's nunmehr mit dem vierten Theil geendigte Bemühungen zu Aufklärung des Virgil's. Ein unsterbliches Werk ächter Gelehrsamkeit, philosophischen Geistes und gesunden Geschmacks.

Magister Ulrich Zwingli (von Nüscheler). Gut und fortsetzenswürdig. Was verdient, zu leben, wenn nicht das Andenken der größten und besten Menschen?

Tobler's sämmtliche Erbauungsschriften, I. II. III. Theil. Eine Goldgrube, aber selten geläutertes Gold.

Lavater's Sendschreiben an seine Freunde. Gerechte Ursachen, warum er sich nicht gegen Verleumdung, Mißverstand, Schiefheit, Starrsinn u. s. w. vertheidigen will noch kann; Gesinnungen gegen seine Widersacher, die alle seine Feinde (wenn anders ein so guter Mann Feinde haben kann) zwingen werden, ihn zu lieben, oder ihr Herz müßte ihnen, wie dem Nabal, zu Stein geworden sein; Bitte an seine Freunde, sich nicht zu eifrig für ihn zu verwenden und ihn an seinen Gegnern nicht zu rächen; so dringend und gut motivirt, daß es grausam wäre, ihr nicht Raum zu geben.

W. und U.

---

[1]) Teutscher Merkur 1776, II. S. 108f. — A. d. H

Mittelmäßige Büchlein,
groß und klein.

Wer wollte die zählen und nennen können? Kein Wort mehr davon!

Maculatur.

Wir sind von Vielen, deren Gewerbe und zeitliches Glück bei dieser Rubrik merklich interessiret ist, um Schonung gebeten worden. Summum jus, summa injuria. Also soll auch diese Rubrik wegfallen; nur hoffen wir dagegen, die Herren Buchhändler werden auch hinwiederum so billig und gefällig gegen das Publicum sein, nicht mehr, wie zeither, so viele Maculatur auf holländisch Papier zu drucken und dadurch ehrliche Käufer um den einzigen Gebrauch zu bringen, den sie noch von solcher Waare hätten machen können.[1])

---

[1]) Vgl. Wieland's Brief an Merck vom 18. Mai 1776. — A. d. H.

Der Herausgeber an das Publicum.[1])

Der Teutsche Merkur — wie man nun einmal die monatliche Sammlung, zu welcher ich mich als Herausgeber und zum Theil als Verfasser bekenne, zu nennen gewohnt ist — hat nun bereits fünf Jahre gedauert, ohne daß weder die große Anzahl von Concurrenten, die seit einigen Jahren unter allerlei Namen und beinah in allen teutschen und deutschen Landen hervorgetreten sind, noch die öffentlichen oder geheimen Bemühungen Derer, die dem Herausgeber übel wollen, den Succeß des ersten Jahrgangs in der Folge beträchtlich vermindert hätten; und allem Anschein nach trifft der Wunsch des Publicums, daß dieses Journal fortdauern möge, mit meinem Vorsatz zusammen, die Fortsetzung desselben, die ich hiermit ankündige, des bisherigen Beifalls, so viel von mir abhängt, immer würdiger zu machen.

Indessen kann und soll mich die Erkenntlichkeit, die ich einer nicht unbeträchtlichen Anzahl geneigter Leser schuldig bin, nicht abhalten, zu sagen, daß es nicht an mir liegt, wenn der Teutsche Merkur das noch nicht hat werden können, was er meinem ersten Plan und der Erwartung oder Forderung des strengern Theils der Leser zufolge unter günstigern Umständen und bei einer stärkern Aufmunterung von Seiten des Publicums hätte werden sollen. Es ist vielleicht unnöthig, mich

[1]) Teutscher Merkur 1777, IV. S. 279—287. — A. d. H.

hierüber deutlicher zu erklären. Wer nur einigermaßen billig denkt und einigen Begriff von einer solchen literarischen Unternehmung hat, weiß ohne mich, daß solche nicht das Werk eines oder zweier Männer sein kann; daß sie desto vollkommner sein würde, je mehr vortreffliche Mitarbeiter in verschiednen Fächern der Herausgeber sich associiren könnte; daß aber dieses Letztere bei der gegenwärtigen unglücklichen Verfassung der sogenannten gelehrten Republik Deutschlands und bei dem verhältnißmäßig sehr geringen Absatz, den auch die beliebtesten Sammlungen dieser Art sich in Deutschland versprechen dürfen, geradezu unmöglich ist.

Nach der Kenntniß, die ich aus Erfahrung von der Sache bekommen habe, besteht noch immer der größte Theil der Leser aller deutschen Literaturwerke überhaupt aus solchen Liebhabern, denen ihre Umstände nicht zulassen (so sehr sie es auch wünschten), Käufer zu sein. Unter den Begüterten und besonders unter dem hohen und niedern Adel unsrer Nation kann man kaum auf Fünfe unter Hunderten zählen, die bei ganz unleugbarem Vermögen, es zu thun, den Willen haben, die Aufnahme unsrer Literatur dadurch zu befördern, daß sie das Buch, so sie gleichwol gerne lesen möchten, selbst kaufen. Ich verlange hiermit eben Niemanden einen Vorwurf zu machen; Jeder hat das Recht, mit seinem Gelde zu schalten, wie's ihm gut dünkt; und — „wozu am Ende auch alle die Literatur und Journale und Laternen zur Aufklärung und Feuerwerke zum Angaffen und Bonbons und Spielsachen zum Zeitvertreib? Unsre Großväter und Urgroßväter haben sich ohne all den Plunder beholfen; und im Ganzen stund's noch besser um die Nation, als jeder Mann seinem Beruf und Handwerk nachging, die Weiber sich um nichts als ihre Wirthschaft bekümmerten und die Mädchen von der Existenz irgend eines Buches außer Bibel, Bet- und Gesangbuch so wenig als von einem Manne wußten." Allerdings! Allerdings! Ich trage allen Respect vor dieser Art zu denken und weiß so ziemlich genau, was daran wahr ist; wir wollen jetzt nicht darüber streiten; nur muß man auch nicht fordern, daß unter einer Nation, wo die Vornehmsten und Reichsten so wenig für die Literatur thun als in Deutschland, literarische Unternehmungen im Innern und Aeußern zu einem Grad der Vollkommenheit gebracht werden, der nur durch einen gewissen Nationaleifer für Wissenschaften und Künste überhaupt und durch reelle Aufmunterung möglich ist.

„So!" höre ich manchen Nasenrümpfer (und gerade unter Denen, denen's am Wenigsten Ernst damit ist) rufen; „Ihr bekennt uns also deutsch genug heraus, daß Ihr ums Geld schreibt, und daß Ihr Euch einbildet, die besten Köpfe zu Eurer Fabrik interessiren zu können, wenn Ihr sie bezahlen könntet? Welche Denkart! Welche Niederträchtigkeit!" Nicht so niederträchtig, als die Herren aus sehr verdächtigen Nebenabsichten zu glauben vorgeben. Der Unterschied, der hier zu machen, und der wahre Gesichtspunkt, aus dem die Sache anzusehen ist, ist so leicht zu finden, daß man sich schämen muß, davon zu reden. Der größte und beste Theil der Menschen, vom Kaiser bis zum Taglöhner, lebt von seinem Beruf oder seinem Talent und dem, was er mit seinem Kopf oder seinen Händen oder mit beiden für Andre arbeitet und zur Masse der allgemeinen Erfordernisse beiträgt. Wer hat sich dessen zu schämen, was eine nothwendige Folge der Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft ist? Wenn sich Jemand zu schämen hat, so ist's Der, der blos Andre für sich arbeiten läßt und nichts als seine Consumtion und seine Excretion zum allgemeinen Besten beiträgt. Und doch ist man auch mit Diesem zufrieden, wenn er nur für das, was die Andern für ihn arbeiten, bezahlt. Denn wie ein Schach auf sein Faulbette hinflacken und sich aufwarten lassen und prätendiren, daß Alles sich umsonst für ihn beschäftigen und keinen Dank dazu haben soll, ist doch wol kein Vorrecht, das irgend einem Menschen zugestanden werden kann? Es ist freilich eine herrlichere Sache, sein Licht gleich der Sonne umsonst scheinen zu lassen und Gutes zu thun, ohne was Anders als ein warmes oder kaltes Vergelt's Gott! dafür zurückzuempfangen. Aber wer in den Umständen ist, von seiner Arbeit oder seinem Talent leben zu müssen, der soll auch davon leben können, so lange man findet oder wenigstens glaubt, daß er des Lebens und seine Arbeit des Lohnes werth sei. Ich wollte nicht, daß dies auf die Arbeiten des Geistes und die Talente des wahren Gelehrten und Künstlers, ohne die billige Unterscheidung, welche die Natur der Sache fordert, angewendet würde. Das kleinste Werk des Genies und der Kunst, das in seiner Art vortrefflich ist, ist freilich seinem innern Werth nach unbezahlbar. Aber daß man dies zum Vorwand gebrauchen sollte, Künstler und andre Männer von Genie verhungern zu lassen, wäre doch wol nicht billig?

Also, um wieder zu dem zu kommen, was ich eigentlich sagen wollte, taugt der Grundsatz, daß ein Schriftsteller deswegen, weil kein Mann von Genie und kein wahrer Gelehrter ums Brod schreibt noch schreiben soll, von seiner Arbeit, von seinen Nachtwachen, von Verzehrung seiner besten Kräfte, von der Aufopferung andrer Vortheile, die er für sich und Diejenigen, deren Erhaltung und Versorgung ihm obliegt, durch eine andre Anwendung seiner Thätigkeit hätte gewinnen können, nichts oder so viel als nichts haben soll: dieser Grundsatz, sage ich, taugt nichts; denn er ist ungerecht und streitet wider alle Verhältnisse und Einrichtungen in der menschlichen Gesellschaft, welche zu reformiren nicht die Sache eines oder etlicher Männer ist. Freilich soll kein wahrer Gelehrter ums Brod schreiben. Indessen besorg' ich doch, schon mancher wahre Gelehrte hat in Deutschland ums Brod schreiben müssen; und desto schlimmer für ihn und für das Land, worin er das muß! Wehe der Nation, die einen Kepler, den Vorläufer Newton's, den Mann, ohne den vielleicht Newton nie geworden wäre, hungern — aus Mangel und Gram über das Unvermögen, seinen nach Brod weinenden Kindern Brod zu geben, verschmachten ließ! Ein großer Theil, vielleicht der beste unsrer Gelehrten, die am Meisten wahre Geschicklichkeit hätten, sich als Schriftsteller um die Welt verdient zu machen, ist — eben darum, weil diese Männer nicht ums Brod schreiben wollen — genöthigt, von Bedienstungen zu leben und ihre beste Zeit mit einträglichern, vielleicht ihrer nicht würdigen Arbeiten zuzubringen und Talente darüber schlafen und verrosten zu lassen, die der Nation in einem ungleich größern Umfange hätten nützlich werden können. Sind sie deswegen zu verdenken? Und wenn nun der Unternehmer eines literarischen Instituts, das seiner geraden Absicht nach dem Publico wenigstens ebenso nützlich als den Theilhabern an demselben zuträglich sein sollte, Männer von dieser Art einladen will, gemeinschaftlich mit ihm zum Unterricht oder zum Vergnügen des Geistes und Herzens des lesenden Publicums zu arbeiten: ist's unbillig oder niederträchtig, wenn sie verlangen, dabei wenigstens für die Aufopferung einer Zeit, so sie nützlicher für sich anwenden könnten, schadlos gehalten zu werden?

Ich bitte meine Leser um Vergebung, wenn ich mich über diesen Umstand zu weitläufig expectorirt habe. Ich mußte es

thun, weil ich einigen unter ihnen in etwas begreiflich machen wollte, warum der Teutsche Merkur (sein bisheriger Werth sei nun so groß oder klein, als man will) zu dem Grad von Gemeinnützigkeit und Umfang und Güte eines jeden Artikels in seiner Art nicht gelangen konnte, den ich gleich anfangs abzweckte, und den vielleicht das Publicum aus geneigter Parteilichkeit für den Namen des Herausgebers erwartete. Indessen werde ich Alles anwenden, was nur immer in meinen Mächten ist, jenem Ziel immer näher zu kommen; und wiewol ich durch Erfahrung behutsam im Versprechen gemacht worden bin, so kann ich doch getrost versprechen, daß der Merkur inskünftige an Mannichfaltigkeit und interessanter Beschaffenheit aller Artikel die beiden letzten Jahrgänge merklich übertreffen werde. Und ich kann dies um so mehr, da (außer einigen Freunden, die ich nicht nennen darf, und deren zufällige Beiträge jederzeit eine Zierde meiner Sammlung sein werden) der Herr Canonicus Jacobi (der die Iris nicht weiter fortzusetzen gedenkt) wieder in das ehmalige Verhältniß eines Gehilfen und ordentlichen Mitarbeiters mit mir treten wird. Mit trocknen Abhandlungen im Schulton und Compendienstil sollen unsre Leser künftig verschont bleiben, ohne sich darum über Mangel an Aufsätzen, die den Geist nähren und zum Denken reizen werden, beklagen zu können. Der Menge von Lesern und Leserinnen (und ich muß sagen, daß sie meistens zu der schätzbarsten Classe gehören), die mich zeither so oft um mehr Märchen angegangen sind, kann ich Hoffnung machen, daß man sie nicht darben lassen wird; und dem wackern Ungenannten, der mich vor einiger Zeit sehr dringend bat, statt der leidigen Märchen schöne gründliche Abhandlungen über das liebe Erziehungswesen zu liefern (d. i. Nachteulen nach Athen zu tragen), verspreche ich wenigstens (damit beiden Theilen zugleich geholfen sei) ein hübsches Märchen vom Erziehungswesen — wenn es anders an der alten Fabel vom jungen Krebs und seinem Vater nicht schon genug sein sollte. Endlich werde ich mir angelegen sein lassen, dem kritischen Artikel nach dem Wunsche so vieler Leser einen größern Umfang zu geben; wiewol dies, da ich nicht selbst recensire, am Wenigsten von meinem Willen abhängt und überdies die Menge der elenden, impertinenten, hirnlosen, pasquillantischen, nonsensicalischen und die Narrheit ihrer Verfasser in allen möglichen Gestalten schautragenden Büchlein so überhand nimmt, daß es

eine Manne von Verstande ekeln muß, sich die Hände mit dies Unrath zu beschmitzen. Um so mehr aber wünsch' ich und werd' es dahin zu bringen suchen, daß Alles, was im Fach der deutschen Literatur herauskommt und ein Recht an Beurtheilung hat, eine freimüthige Beurtheilung, und überhaupt jede Schrift, die der Nation Ehre macht oder den Bedürfnissen der Zeit vorzüglich zu Statten kommt, wenigstens eine Anzeige im Merkur finde.

Beiträge junger Dichter betreffend.[1])

An den Herrn Herausgeber der Hamburgischen Neuen Zeitung.

Mit vielem Befremden lese ich so eben in der Beilage zu Nr. 187 Ihrer Neuen Zeitung vom Mittwoch den 22. November d. J., unter der Rubrik Gelehrte Sachen und Weimar, eine Nachricht, worin dem Publico gesagt wird: „der Hofrath Wieland lasse durch seinen Secretär Glüsing eine neue Sammlung einiger Gedichte ankündigen, welche theils ungedruckt seien, theils im Merkur stehen. Sie werde 18 Bogen betragen und mit musicalischen Compositionen begleitet sein ...."[2])

Da ich nicht glauben kann, daß der dienstfertige Herr Verfasser dieser Nachricht mit dem Worte lassen spielen wolle, und seine Meinung blos sei, ich lasse diese Gedichte ankündigen, wie ich regnen und schneien lasse; oder da wenigstens das Publicum diesen Ausdruck schwerlich in einem so kurzweiligen Sinne nehmen möchte, so sehe ich mich genöthigt, hiemit zu erklären, daß sich in obige Nachricht zwei nicht ganz unwesentliche Umstände eingeschlichen haben, die in facto keineswegs begründet sind, nämlich: Ich habe keinen Secretär Glüsing, und ich habe weder durch den Secretär Glüsing noch durch irgend einen andern Secretär in der Welt einige Gedichte, die ich mit oder ohne musicalische Composition herausgeben wolle, ankündigen lassen — und kurz und gut, diese ganze Ankündigungssache geht den Hofrath Wieland in Weimar ganz und gar nichts an.

[1]) Teutscher Merkur 1780, IV. S. 198—200. Diese Ueberschrift haben wir hinzugefügt. — A. d. H.

[2]) Hier folgte noch eine Notiz über die Pränumeration. — A. d. H.

Ueberhaupt stehe ich mit dem Publico noch auf keinem so vornehmen Fuße, daß ich durch meinen Secretär mit demselben sprechen sollte, sondern wenn ich etwas anzukündigen habe, so thue ich's selbst. Was aber auf dem blauen Umschlag des Teutschen Merkur's angekündigt wird, das kündige nicht ich an, sondern Derjenige, dessen Name unter der Ankündigung steht. Es ist nicht sehr angenehm, solche Dinge erst sagen zu müssen. Weil man aber doch vielleicht neugierig sein mag, wie ich zu der Ehre komme, die mir der Verfasser jener gelehrten Nachricht so unvermuthet zu erweisen beliebt hat, so muß ich noch beifügen, daß eine gewisse Ankündigung, welche ohne mein Vorwissen und in meiner Abwesenheit auf den blauen Umschlag des Merkur's im verwichnen Septembermonat gesetzt worden und den Herrn J. G. D. Michaelis zum Verfasser hat,[1]) allem Ansehen nach die unglückliche, wiewol unschuldige Veranlassung zu diesem Qui-pro-quo gewesen ist. Ich habe dem Herrn Michaelis die Erlaubniß (die in einem Journal, wie der Merkur ist, nicht immer versagt werden kann), einige seiner Lieder und musicalischen Compositionen in den Merkur zu setzen und sich dem Publico dadurch bekannt zu machen, nicht verweigern wollen; aber da ich es schlechterdings nicht auf meinem Gewissen haben mag, mich der Aufmunterung irgend eines jungen Dichters oder Dichterlings weder schuldig noch verdächtig zu machen, so finde ich für nöthig, hier diese gedoppelte Erklärung auszustellen: 1) daß ich an der angekündigten Ausgabe der Gedichte des Herrn Michaelis keinen Theil habe noch nehme, und 2) daß ich mir fürs Künftige alle sogenannte poetische, gereimte oder ungereimte Beiträge von angehenden Poeten, sonderlich von Minderjährigen und Ungenannten und von solchen, welche gehorsamst anfragen, ob sie fortfahren sollen, sich der edeln Dichtkunst zu befleißigen, ein- für allemal öffentlich und mit allem Respect, den ich diesen Herren schuldig bin, hiemit verbeten haben will.

Weimar, den 27. November 1780.

---

[1]) Michaelis hatte in seiner Anzeige Meldungen erbeten unter der Adresse: „An Michaelis, Secretär des Herrn Hofrath's Wieland's", und darauf verwiesen, daß Gedichte von ihm in mehrern Nummern des Merkur im laufenden und im vergangenen Jahre erschienen seien. — A. d. H.

Allgemeine Vorerinnerung des Herausgebers des Merkur's zu den Anzeigen neuer Bücher.[1])

Gegen ein vortreffliches Buch, wie z. B. Cicero über die Pflichten von Garve, wodurch der Welt wirklich ein Geschenk und der Nation Ehre gemacht wird, erscheinen seit einiger Zeit immer etliche hundert mittelmäßige und elende oder wenigstens solche, wodurch weder für den Ruhm noch Nutzen, weder für die Aufklärung noch den Geschmack der Nation das Mindeste gewonnen wird. Jedermann schreibt Bücher, Bärtige und Unbärtige, Gelehrte und Ungelehrte, Meister, Gesellen und Lehrjungen; wer sonst nichts in der Welt kann und seinem Leibe keinen Rath weiß, schreibt ein Buch. In jedem noch so kleinen Städtchen des deutschen Reichs sitzt ein Buchhändler oder wenigstens ein Buchbinder, der mit Verlagsartikeln auf die Messen ziehen oder doch in seiner Gegend herum hausiren will. Daher die unzählbare Menge von Buchfabriken; daher die tagtäglich häufiger werdenden literarischen Entreprisen (wie's die Herren nennen), die nichts als Buchhändlerspeculationen sind; daher die eilfertigen Uebersetzungen jedes elenden französischen Products, selbst solcher, wovon zu Paris keinem Menschen von Geschmack nur die Existenz bekannt ist; daher, daß unsre ganze Literatur beinahe nichts mehr als Compilation oder Sudelkocherei ist. Unter Zwanzigen, welche die Unverschämtheit haben, mit Prose oder Versen vor dem Publico zu erscheinen, sind kaum Drei, die nicht vonnöthen hätten, noch in eine Trivialschule zu

[1]) Teutscher Merkur 1784, I. Anzeiger, S. I—V. — A. d. H.

gehen; unter Zwanzigen kaum Fünfe, die eine Seite Deutsch ohne Sprachschnitzer schreiben können. Niemand macht sich eine Schande daraus, unrecht zu decliniren und zu conjugiren; von richtiger Construction, von Proprietät und Bestimmtheit des Ausdrucks, von Allem, was zum Stil gehört, wenn er wenigstens nur nicht ungekämmt und ungewaschen sein soll, ist (selbst bei vielen sonst geschickten und in ihrem Fache gelehrten Männern) gar nicht die Rede mehr. Man eilt zu sehr in die Druckerei, um auf solche vermeinte Kleinigkeiten Aufmerksamkeit und Zeit wenden zu können. Sogar die unentbehrliche Kenntniß des Gebrauchs der Unterscheidungszeichen verliert sich zusehends bei unsern Büchermachern; die meisten kennen keine andern als Komma und Punkt, wissen aber auch nicht einmal diese zu setzen, wo sie hingehören. So steht es mit unsrer Literatur und Schriftstellerei, und doch will Alles recensirt, angekündigt und angepriesen sein. Autoren und Verleger drängen sich herzu; alle Posttage erscheinen zwei oder drei in demüthiger oder trotziger Stellung (manche gerade in der Positur des Bettlers im Gil Blas, s. den Gothaischen Hof-Kalender von diesem Jahre) und bitten um geneigte Anzeige in Ew. ꝛc. beliebtem Journal. Auch sind die Beweggründe, die von den aufrichtigern unter ihnen zuweilen angeführt werden, in der That so dringend, daß einem ehrlichen Herausgeber im Gedränge zwischen seiner Menschlichkeit und dem, was er dem Publico und seiner eignen Ehre schuldig ist, oft das Herz bluten möchte. Das beste Buch ist nicht mehr verkäuflich, sagen sie, wenn es nicht in Zeitungen und Journalen bekannt gemacht wird. Ich will es gerne glauben. Das lesende Publicum ist so oft durch verführerische Titel oder große und dreiste Versprechungen in Subscriptionsankündigungen angeführt worden, daß Niemand mehr trauen will. Aber dies macht es doch nicht allein aus. Wenn Jedermann schreibt, wer soll lesen? Und wenn beinahe Jedermann elend schreibt, wer kann den Journalisten zumuthen, zu loben, und dem Publico, zu kaufen?

Ich gestehe aufrichtig, daß ich das Unangenehme und Drückende der Lage, worin ich mich in dieser Rücksicht als Herausgeber des Teutschen Merkur's befinde, oft auf eine schmerzliche Art fühle. Auf der einen Seite wird einer Menge menschlicher Geschöpfe unter Buchmachern und Verlegern, deren Handwerk das nun einmal ist, ihre Nahrung und Nothdurft entzogen, wenn man die pure Wahrheit sagt; auf der andern ist

es Pflicht, das Vertrauen, womit uns ein so ansehnlicher Theil des lesenden Publicums schon so lange beehrt, nicht zu betrügen. Ueberdies ist auch auf der einen Seite wahr, daß manches schlecht geschriebene Buch durch seinen Inhalt brauchbar sein kann, und auf der andern, daß manchen Verlegern größerer Schaden erspart und also ein wahrer Dienst erwiesen würde, wenn man sie vorsichtiger machte, indem man ihnen aufrichtig sagte, ihr neues Buch sei nur als Maculatur verkäuflich; ingleichen daß die Hungersnoth, die unter die elenden Scribenten kommen wird, wenn sie ihre Pfuscherwaare nicht mehr verkaufen können, vielleicht das Herz Seiner Römisch-Kaiserlichen Majestät, unsers Allergnädigsten Herrn, rühren und Allerhöchstdieselben bewegen möchte, die Menge der preiswürdigen Anstalten, wodurch Sie Sich bereits den Dank der nothleidenden Menschheit erworben haben, noch mit einem Hospital für gebrechliche und elende Scribenten aller tolerirten Religionen und mit einem gelehrten Arbeitshause für diejenigen, welche unter gehöriger Aufsicht als literarische Taglöhner und Handarbeiter brauchbar wären, zu vermehren und Sich dadurch auch um die deutsche Literatur unsterblich verdient zu machen.

Alles Vorstehende nun reiflich erwogen, habe ich, um zwischen allen besagten Collisionen mit der wenigsten Beschädigung meiner Nebenmenschen und meines eignen Leibes durchzukommen, vor der Hand keinen schicklichern Plan finden können als folgenden:

1. Von künftigem Februar an sollen unter der Rubrik: Neue Bücher, jedesmal einige in dem vorigen Jahre herausgekommene oder in dem jetzigen erscheinende Bücher angezeigt werden, und zwar

2. Sehr vortreffliche mit einer meist kurzen, jedoch so viel möglich bestimmten Rechenschaft, warum ich sie vortrefflich finde.

3. Andre courante gelehrte Waare aber wenigstens mit kurzer Andeutung ihrer Brauchbarkeit.

4. Ueberwiegt das Gute in einem eingeschickten Buche die Mängel auch nur um einige Skrupel, so soll säuberlich mit ihm gefahren werden.

5. Ist bei einem der Schule zu früh entlaufnen Autor noch Hoffnung zur Besserung, so soll er zwar am Fleische gezüchtigt, aber sein Geist erhalten und aufgemuntert werden.

6. Endlich soll über die im eigentlichen Verstande elenden Schriften, die man uns zuschickt, oder die uns von ungefähr in die Hände fallen, vierteljährlich eine Art von *Ordalia* gehalten, das Loos über sie geworfen und Derjenige, dessen Loos aus der fatalen Urne gezogen wird, jedoch mit Verschweigung des Autors, und (wie die Menschlichkeit befiehlt) kurz und rasch, damit der arme Sünder nicht lange leiden muß, vom Leben zum Tode gebracht werden.

Ich hoffe, auch der mitleidigste von unsern Lesern werde es nicht zu strenge finden, daß unter mehr als tausend elenden Scribenten, die sich jährlich wenigstens zwei- bis dreimal an der gelehrten Welt und an dem Ruhme der deutschen Nation versündigen, alle Quartale einer für das ganze Volk umkomme und der literarischen Gerechtigkeit zum Opfer werde.

Da bei diesem Plane gar sehr auf die jetzigen Umstände und mehr auf das, was wir dermalen ertragen können, als was an sich selbst das Beste wäre, gesehen worden ist, so hoffe ich, daß er wenigstens mit einer großen Majorität unsrer geneigten Leser durchgehen und somit die Kraft eines Gesetzes für den Teutschen Merkur erhalten werde.

Der Herausgeber an die Leser des Teutschen Merkur's.[1])

Je mehr ich mich durch den nachsichtvollen Beifall, womit dieses unter allerlei bald beförderlichen bald nachtheiligen Umständen nun bereits vierzehn Jahre fortdauernde Journal von dem Publico begünstigt wird, demselben verpflichtet fühle, um so angenehmer ist es mir, die Nachricht geben zu können, daß Herr Rath Schiller mit bevorstehendem Jahrgang Antheil am Teutschen Merkur nehmen und vielleicht jedes Monatsstück desselben mit einem Aufsatz von seiner Hand zieren wird, die schon in ihren ersten Versuchen den künftigen Meister verrieth und nun, da sein Geist den Punkt der Reife erreicht hat, die Erwartung rechtfertigt, die sich das Publicum von dem Verfasser des Fiesco von Genua und des Don Karlos zu machen Ursache hatte. Da ich selbst vom Mittagspunkt des Lebens schon einige Jahre herabsteige und täglich mehr Gelegenheit habe, an mir selbst zu erfahren, wie wahr das Virgilische *Facilis descensus Averni*[2]) in mehr als einem Sinne ist, so gereicht es mir zu nicht geringer Ermunterung, diesen vortrefflichen jungen Mann und noch einen oder zwei, die an Geisteskräften, Geschicklichkeiten und Alter mit ihm in eine Classe gehören,[3]) an meiner Seite zu sehen; und mit solcher Unterstützung darf ich ziemlich sicher hoffen, den Teutschen Merkur seinem ersten gemeinnützigen Zwecke in Kurzem auf eine sehr merkliche Art näher bringen zu können.

---

[1]) Teutscher Merkur 1787, IV. S. 286 f. — A. d. H.
[2]) Virg., Aen., VI. 126. — A. d. H.
[3]) Unter ihnen Reinhold. — A. d. H.

Der Herausgeber des Teutschen Merkur's an die Leser am Schlusse des Jahres 1788

nebst einer kleinen Herzenserleichterung.[1])

Es sind nun sechzehn volle Jahre, daß der Teutsche Merkur seinen kleinen Platz unter den Zeitschriften des letzten Viertels unsers Jahrhunderts behauptet und in dieser seiner Lebenszeit nicht wenige seiner Mitbrüder und Mitschwestern entstehen und verschwinden gesehen hat; ein sicherer Beweis, daß es ihm bei allen seinen Mängeln und Gebrechen nicht ganz an innerer Lebenskraft fehlen mußte, aber gewiß ein ebenso großer Beweis der Nachsicht und Güte des Publicums gegen den Herausgeber, welche er mit zu lebhafter Dankbarkeit erkennt, um nicht eifrig zu wünschen, die letztere verdienen und die erstere entbehren zu können.

Da von den 1172 gedruckten Bogen, woraus der Teutsche Merkur wirklich besteht, kaum der sechste Theil meine eigene Arbeit ist, so wird es mir hoffentlich nicht zur Eitelkeit ausgelegt werden können, wenn ich keine Ursache zu haben glaube, über die Herausgabe dieses Journals sehr beschämt zu sein, so verächtlich auch seit einiger Zeit zwei oder drei angesehene und sich ihrer schimmernden Verdienste stark bewußte Herren, sogar selbst in einem beliebten deutschen Journale, von Journalen und Journalisten zu sprechen affectiren. Es ist dies auf meiner Seite nichts mehr als Gerechtigkeit gegen so viele vortreffliche Beiträge, womit verschiedene der ersten Schriftsteller und der besten Köpfe der Nation den Teutschen Merkur von Zeit zu Zeit haben zieren wollen. Wie viel er

[1]) Teutscher Merkur 1788, IV. S. 294—301. — A. d. H.

aber auch durch diese Beiträge an Werth gewonnen hat, und wiewol ich nicht mißkenne, daß er sich dem, was er meinem Ideal gemäß hätte sein sollen, im Ganzen bald mehr bald weniger näherte, so habe ich mir doch nie verbergen können, daß er noch immer zu weit unter demselben geblieben ist, als daß mein Wohlgefallen an ihm den mancherlei Unannehmlichkeiten, der Unruhe, dem Zeitverlust und zum Theil auch der Verantwortung, die er mir bald vor dem Publico, bald vor mir selbst zugezogen, wenigstens nur das Gleichgewicht gehalten hätte.

Nun bin ich zwar weit entfernt, mich selbst von aller Schuld an dieser Bewandniß der Sache frei zu sprechen; indessen ist doch unleugbar, daß ein großer Theil dieser Schuld an den Göttern liegt, die nun einmal gewollt haben, daß in unsrer sublunarischen Welt nichts Menschliches vollkommen sei, und nur sehr selten etwas, das ein Mann nicht ohne fremde Hilfe ausführen kann, so wohl gelinge, als der Unternehmer anfangs hoffte und für möglich hielt. Es könnte zu nichts nützen, die lange und langweilige Litanei aller der zufälligen Hindernisse und Schwierigkeiten, die meinem Willen entgegenwirkten, und welche zu heben nicht in meiner Macht stand, hier aufzuzählen und auseinanderzusetzen. Was nun einmal ist, würde dadurch nicht anders werden. Ich begnüge mich also, nur so viel zu sagen, daß mein sehnlicher Wunsch, den Teutschen Merkur noch dahin zu bringen, daß er mir selbst einiges Genüge thue, allem Anschein nach auf dem Punkt ist, mit einem glücklichen Erfolg bekrönt zu werden, und daß ich (wiewol es nicht möglich war, mit allen dazu erforderlichen Anstalten schon in diesem Jahre zu Stande zu kommen) mit so vieler Gewißheit, als nur immer in menschlichen Dingen stattfindet, versprechen kann, mit dem Jahre 1790 einen Neuen Teutschen Merkur ausfliegen zu lassen, der seines Namens und Derjenigen, die sich mit mir zu diesem Zwecke vereinigt haben, in keiner Rücksicht unwürdig sein wird.

Damit aber in dem bevorstehenden Jahrgang wenigstens ein Schritt vorwärts gethan werde, so zeige ich hiemit an, daß nach den Wünschen des größern Theils der Leser und aus vielen andern triftigen Beweggründen der sogenannte **Anzeiger** im künftigen Jahre wegfallen, hingegen statt desselben der Merkur selbst um einen Bogen stärker werden

soll. Wenn auch der Anzeiger im Jahre 1783 für etwas Nützliches gehalten werden konnte, so ist doch unleugbar, daß nunmehr, seitdem in so mancher andern Zeitschrift, und vornehmlich in der so vortrefflich eingerichteten Allgemeinen Literatur-Zeitung, dafür gesorgt ist, dem Publico Alles, was man zu seiner Wissenschaft bringen will, aufs Schleunigste und Vollständigste anzuzeigen, der Teutsche Merkur eines Anzeigers vollkommen wohl entbehren und die zwölf Bogen, welche bisher jährlich auf denselben verwendet werden, auf eine dem größten Theil unsrer Leser angenehmere und nützlichere Art ausfüllen kann.

Der unter dem bescheidenen Titel: Auszüge aus einem Reisejournal,[1]) angefangene Artikel (dessen Verfasser wol nicht genannt zu werden braucht, da die Hand oder vielmehr der Geist des Meisters Niemand hoffentlich im Zweifel läßt) wird im Jahre 1789 fleißig fortgesetzt werden, und ich zweifle nicht, daß er sowol durch die Abwechselung und Mannichfaltigkeit der Materie als durch ihren innern Gehalt den Reichthum an feinen Bemerkungen und Combinationen und das Interessante, das der Verfasser auch da zu finden wußte, wo der gewöhnliche Schlag der leeren und eilfertigen Reisenden nichts sieht, unsern Lesern sehr willkommen sein wird. Auch wird die apologetische Erzählung, welche Peregrin seinem ehemaligen Gegner Lucian von seiner Lebensgeschichte zu machen versprochen hat, und wozu der Dialog zwischen diesen beiden Antipoden im Monat August des Teutschen Merkur's dieses Jahres nur die Einleitung war, im künftigen Jahre unfehlbar erscheinen und ununterbrochen fortgesetzt werden.

Aller meiner schon so oft wiederholten inständigen Bitten und Protestationen ungeachtet bin ich auch in diesem Jahre mit ungebetenen poetischen Beiträgen, meistens von jungen angehenden Dichtern, fleißig heimgesucht worden. Der große König schrieb einst an Voltairen: Il ne s'est point rencontré de poëte assez fou pour envoyer des mauvais vers

---

[1]) Von Goethe's Reise nach Italien. — A. d. H.

à *Boileau.* Ich bin zwar kein Boileau, aber ich könnte noch viel weniger sein, als ich bin, und wäre doch noch zu gut, um jedem Schüler, der einen Trochäen von einem Jamben noch nicht unterscheiden gelernt hat, seine Lection zu corrigiren oder bei dem ersten besten Säugling, den irgend eine Muse von zweideutiger Tugend im Dunkeln, wer weiß von wem aufgerafft und in irgend einem Busche des deutschen Helikon's heimlich ausgesetzt hat, die Amme und Wartfrau abzugeben und sein erstes Lallen und Stammeln der Welt noch mit großem Jubel anzukündigen. Was ich gewiß weiß, ist dies, daß ich mich in meiner Jugend nicht unterwunden hätte, dem damals berühmten Herrn Magister Gellert in Leipzig solche Gedichte zuzuschicken, wie ich seit einigen Jahren zu Körben voll von Genannten und Ungenannten bekommen habe. Immerhin mag darunter Manches sein, das wol ebenso viel Recht hätte, gedruckt zu werden, als dieses oder jenes, was vielleicht mit mehr Nachsicht, als sich vor dem strengen Richterstuhl des Geschmacks verantworten ließe, einen Platz im Teutschen Merkur bekommen hat; genug, daß eine Nachsicht, die fast immer auf ein poco più von Anlage und Recht an Aufmunterung oder auf ein poco meno von Sprachfehlern, übelgewählten Ausdrücken, falschen Reimen, Flickwörtern, schwerer Bewegung in den Fesseln des Rhythmus u. s. w. gegründet war, daß, sage ich, diese Nachsicht Niemanden ein Recht giebt, von mir zu fordern, daß ich mich hinsetze und meine Zeit mit der lächerlichen Arbeit verderbe, auf einer poetischen Diamantwage abzuwägen, wie viel Gran etwa an jedem Verse eines eingeschickten Exercitiums fehlen, um ungefähr — ebenso schlecht und nicht schlechter zu sein als ein anders, das der arme Merkur, der oft ein Wenig eilen mußte, aus Versehen mit in sein Felleisen eingerafft hatte. Unter den vielen Prätendenten an den poetischen Lorbeerkranz, die mir diese abermalige Herzenserleichterung ausgepreßt haben, ist auch wol der Eine oder Andere, der sich an einen Günstling des Apollo zu adressiren glaubt und mit einer gewissen Schüchternheit bittet, daß ich das Orakel seinetwegen fragen und ihm den Ausspruch des Musengottes: ob N. N. wol zum Dichter geboren sei oder nicht, mit allen rationibus dubitandi et decidendi schriftlich zugehen lassen möchte. Ich weiß nicht, ob es Dichter giebt, die ebenso fertig gemacht und vollendet wie Minerva aus Jupiter's Haupt aus ihrer Mutter Leib hervorspringen; indessen meinen jungen Freunden die Mühe des Anfragens zu ersparen,

habe ich das Orakel ein- für allemal gefragt und folgende Antwort, wiewol nur in Prosa, erhalten: „Ein mittelmäßiger Poet, er sei dazu geboren oder nicht, ist ein elender Poet, und ein elender Poet ist das elendeste unter allen elenden Elendigkeiten unter dem Monde.“

„Aber woran kann ich wissen, ob ich mittelmäßig i. e. elend bin?“ fragt mich Jemand, dem dieses Orakel noch nicht deutlich genug ist. Woran? Es ist freilich eine schwere Aufgabe, den Eigendünkel bei einer solchen Selbstprüfung auf die Seite zu schaffen. Unmaßgeblich wäre mein Rath, jeden Zweifel über diesen Punkt für eine geheime Stimme des Apollo selbst zu halten, und in dem Augenblicke, wo man sich hinsetzen will, um bei Herrn Wieland in Weimar schriftlich anzufragen: „ob man vorliegenden Umständen nach mit Versemachen fortfahren oder aufhören soll“, die Frage stracks für entschieden zu nehmen und alle seine Verse stante pede ins Feuer zu werfen.

Unter den Gedichten, die ich in diesem Jahre erhielt, ist auch eines, das eine Reise über das baltische Meer gethan hat, und das ich nicht deswegen auf die Seite gelegt habe, weil es schlecht ist, sondern weil ich weder den Geschmack, worin dieser junge Meister (der gewiß nicht ohne Talent ist) schreibt, noch die sonderbare Versart, die er gewählt hatte, auch nur stillschweigend gut heißen konnte, ohne meinem eigenen Geschmack und Gefühl zu widerstreben. Ich bescheide mich aber gerne, daß etwas darum noch nicht schlecht oder verwerflich ist, weil es nicht nach meinem Geschmack ist. Es giebt eine gewisse Art von Colorit, die einer Menge von Lesern gefällt, und die mir unausstehlich ist. Dies beweist nichts gegen den Dichter, es beweist nur, daß ich ihn nicht unter meiner Flagge in die Welt segeln lassen kann.

Manche neueste Dilettanten der Musenkunst sind heut zu Tage öfters in der Wahl ihrer Versarten unglücklich. Wäre dies das Einzige, was mich bestimmt, so hätte ich z. B. Herrn Bronner's so naive, so herzliche und zu Herzen gehende Elegie oder Idylle auf Geßner's Tod nicht aufgenommen. Aber da die unglückliche Verschränkung jambischer und trochäischer Verse (die bei Recitirung dieses Gedichts seiner Wirkung nachtheilig ist und dem Ohr statt Vergnügen eine Art von Tortur giebt) das Einzige war, was ich (wenige Kleinigkeiten ausgenommen) daran zu tadeln hatte, da es in allem Uebrigen Herrn Bronner's Geist und Herzen Ehre macht, unsers unsterblichen Geßner's (der

einst auch ein Freund meiner Jugend war) würdig ist und durch seinen Inhalt jeden fühlenden Leser interessirt und für den Dichter einnehmen muß: so ließ ich es, wie sehr auch meine Ohren dagegen protestirten, mit vollem Beifall meines Herzens drucken, nahm mir aber zugleich vor, sobald mir Lucian wieder einige Muße lassen würde, zum Behuf mancher junger Dichter und alter Leser etwas von dem Wenigen zu Papier zu bringen, was mich ein mit vierzigjähriger Erfahrung verbundenes Studium über die Materie von Rhythmus und Versification gelehrt haben kann.

Was aus allen diesen Prämissen folgt, überlasse ich Denen, die dabei interessirt sind. Mir meines Orts sagt mein Gewissen, daß ich in meinem ganzen Leben keinem Menschen weder mit Vorlesen noch Zuschicken meiner Verse lästig gewesen bin, und ich muß es also blos mit meinem fatalen Versemachen verschuldet haben, daß ich die Sünden so vieler Poeten, die ihr Handwerk doch wahrlich nicht bei mir gelernt haben, büßen muß. Man soll nicht gegen die Züchtigungen der Götter murren — aber in der That, für so schwer hätte ich meine poetischen Sünden doch nicht gehalten, um in meinen alten Tagen noch eine solche Strafe zu verdienen!

Der Neue Teutsche Merkur. 1790.[1])

Von dem Neuen Teutschen Merkur, herausgegeben von C. M. Wieland, wird das erste Stück mit Anfang des Januars 1790 erscheinen. Das Hauptsächlichste, wodurch diese Fortsetzung des nun sechzehn Jahre lang mit so vielem Wohlwollen aufgenommenen Teutschen Merkur's sich unterscheiden wird, wird darin bestehen, daß der Herausgeber selbst mehr, als seit einigen Jahren geschehen ist, für denselben arbeiten und sich vorzüglich auch mit der neuesten deutschen Literatur mehr als ehmals beschäftigen wird.[2])

Ich rechne, wiewol ich mich in keine besonderen Versprechungen einlasse, darauf, daß meine Freunde und das Publicum überhaupt mir den ernstlichen Willen, mein Möglichstes zu thun, zutrauen werden; und mehr, sagt Hesiodus und Sokrates, verlangen die Götter selbst nicht von uns Sterblichen.

Weimar, den 26. October 1789.

[1]) Teutscher Merkur 1789, IV. S. 211–213. — A. d. H.

[2]) Hier folgen Angaben über den Preis des Abonnements und die Stellen, wo man abonnirn könne. -- A. d. H.

Anzeige der Herausgeber des Neuen Teutschen Merkur's an das Publicum.[1])

Zunehmendes Alter und ein beständiger Aufenthalt auf dem Lande, eine Meile von Weimar entfernt, nebst verschiedenen andern Umständen bewogen mich seit einigen Jahren, mir in der Person unsers Herrn Oberconsistorialraths Böttiger einen ebenso thätigen als geschickten Gehilfen zur Redaction des Neuen Teutschen Merkur's zu erbitten, und wie viel diese Zeitschrift dadurch gewonnen habe, liegt am Tage. Eben dieselbe und noch mehr hinzugekommene, mich allein interessirende Rücksichten setzen mich in die Nothwendigkeit, mich nun auch von dem bisher abgehabten, in meiner jetzigen Lage mir allzu beschwerlich fallenden Selbstverlage dieses Journals zu erleichtern und denselben an die Buchhandlung der Gebrüder Gädicke in Weimar zu überlassen; eine Verfügung, welche (wie ich nicht zweifle) in mehr als einer Rücksicht zur Zufriedenheit der Abonnenten und Leser des Neuen Teutschen Merkur's gereichen und mit dem Januar 1800 ihren Anfang nehmen wird. Uebrigens fahre ich fort, diese bereits über 26 Jahre dauernde und sowol in als außer Deutschland mit so vieler Nachsicht und Billigkeit aufgenommene Zeitschrift mit Hilfe meines obengenannten und andrer gelehrten Freunde so lange fortzusetzen, als Leben und Kräfte einer- und die (dem Verleger realisirten) Wünsche des Publicums andrerseits die Fortsetzung derselben möglich machen und bestimmen werden.

Oßmanstedt, den 10. Julius 1799.

---

[1]) Anfang der undatirten Ankündigung der Gebrüder Gädicke auf einem Anzeigeblatt des Neuen Teutschen Merkur, hinter dem Octoberheft 1799. — A. d. H.

Verlag von Gustav Hempel in Berlin.

Leipzig.
Druck des Textes von Breitkopf & Härtel.
Druck des Umschlags von A. Waldow.

Wieland, Christoph Martin, 1733-1813

Wieland's Werke

Bd.: 38

Berlin [1879]